Am Ur-Quell

AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkkunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

III. Band.



Administration in Lunden in Holstein.
Kommissionverlag: G. Kramer in Hamburg.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.
1892.

Mitarbeiter.

Achelis, Thomas.
Amira, K. v.
Andree, R.
Bambach, P.
Bellosics, W.
Bonyhàdy, Benj.
Böhm, Joh.
Brainin, R. B. M.
† Carstens, Antje.
Carstensen, A.
Chamberlain, A. J.
Charap, J. A.
Coltzau, Joh. Fr.
Dörfler, Anna v.
Dragičević, Th.
E., B.
F., F.
Feilberg, H. F.
Fränkel, Ludw.
Freytag, Ludw.
† Frischbier, H.
Gander, Carl.
Gloede, O.
Goldziher, Ignaz.
Haase, K. Ed.
Hagen, v.
† Held, Jos. v.
Höfler, M.
Kaindl, R. Fr.
Kisslinger, Ludmilla.
Knauthe, Karl.
Krauss, Friedr. S.
Krause, Norbert.
Krohn, Karle.
Kunos, Ignaz.
Kupczanko, Gregor.
Küster, E.
L . . n, A.
Landau, M.
Lehmhaus.
Lehrmann, Wilh.
Leihener, O.
Martens, P. Ch.
Meyer-Markau, Wilh.
Nagelberg, Akiba.
Nerong, O. C.
Nissen, M.
Ofterding, R.
Papp, Fr.
Rösler, M.
Schell, O.
Schiffer, B. W.
Sembrzycki, Joh.
Spinner, J.
Stinde, Jul.
Theen, Heinr.
Treichel, A.
Treu, Karl.
Volksmann, H.
Voss, P.
Vukasović, Vid Vuletić.
Wasserzieher, Dr.
Weber, Dr.
Wiedemann, A.
Wlislocki, H. v.

Inhalt.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Band I. und II.)

3. Volkglauben.

4. Lieder, Reime, Schauspiele.

5. Volkmedizin.

6. Rätsel.

7. Sprichwörter u. Redensarten.

8. Sonstiges.

9. Nachrufe.

10. Büchertisch.



AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

I. Hft. III. B.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Totenfetische im Glauben nordgermanischer Völker.

Von H. F. Feilberg.

Der Zauber verwendet gerne unheimliche Dinge zu seinen Zwecken und Absichten besonders gerne aber, wie Beispiele zeigen werden, Menschenblut oder andere dem Körper des lebendigen oder toten Menschen entlehnte Bestandteile. Es wird übrigens im einzelnen schwierig sein, eine klare und scharfe Grenzlinie zwischen volktümlicher Heilkunde und Zauber zu ziehen, sie sind befreundete Grenzländer, berühren sich unablässlich, sind wie Bäume, deren Zweige in einander verwachsen. Ein erschöpfendes Ganze für die nordischen Länder bin ich nicht imstande zu liefern, auch für mein Vaterland, Dänemark, nicht; als Beiträge für eine eingehendere Untersuchung dürften die folgenden Bemerkungen doch wohl nicht unwillkommen sein.

Blutzauber vernichtet und erlöst verzauberte Menschen.

Entzieht man einer Hexe Blut, so verliert sie ihre Macht, und wenn man jemand im Verdacht hat, er habe ein böses Auge und könne das Vieh behexen, gilt es immer als das beste, die betreffende Person bis aufs Blut zu schlagen, dadurch wird jede Gefahr beseitigt.[1])

Findet man „troldsmör“ (Hexenbutter, ein Schleimschwamm, nostoc tremella) und schneidet es mit irgend einem scharfen Scherben oder Splitter an, blutet es. Peitscht man es mit Hagedorn oder wirft es ins Feuer, dann kommt die Hexe und will trinken, man muss ihr

[1]) J. Kamp, Folkeminder s. 418. 1396; Kristensen, Folkeminder IX. 13. 116; ebenso Schweden, „Cavallius, Wärend“ I. 378; Island, Maurer, „Isl. Sagen“ s. 145; Lapland, Hagemann „Blandt Lapper og Bümacnd“ s. 70. 74.

dann einen Schlag versetzen bis Blut kommt und ihr das Trinken verwehren, oder sie wird ihre Zaubermacht wieder erhalten[1]) (Schweden).

In Märchen ist es ein oft wiederkehrender Zug, dass Blut verzauberte Menschen löst. Die zur Hirschkuh verzauberte Königin sagt: „es giebt nur ein Mittel, um mich zu erlösen, und das ist, wenn ein reiner und unschuldiger Königsohn mich bis aufs Blut verwundet, er darf aber nicht darum gebeten werden.“ Dann zog der König, der dies alles mit angehört hatte, sein Schwert, hieb nach der Hirschkuh, verwundete sie und sobald ihr Blut floss, stand sie als eine wunderschöne Prinzessin neben ihm.[2]) Der Froschkönig bittet am Abend das Mädchen im Brautgemach, es möge ihm dreimal mit einer Nadel ins Vorderbein stechen, damit drei Tropfen Blut hervorquellen; er verwandelte sich alsdann in einen Menschen, und die Froschhaut fuhr zum Schornstein hinaus.[3]) Ebenso wird die verzauberte Ente durch einen Stich zur Königin.[4]) Der Hund beisst den Hasen ins hintere Bein und der Hase verwandelt sich zu einer alten Hexe.[5]) Weihnachtabend verschwindet der grössere Teil von dem aufgetragenen Essen vom Tische, der Bauer hat einen Unterirdischen im Verdacht; er lauert ihm auf, schlägt ihn mit einem Steine zu Blute und ist hinfort von seinen Besuchen befreit.[6]) Einmal träumte der Mann, wenn er sein Kind töten wolle und mit dem Blute seine Geschwister, die im Walde als Bäume standen, schmiere, würde er sie lebendig machen können; er that es und sie erhielten gleich wieder ihre menschliche Gestalt zurück.[7]) Als man den Stier in Blut, Milch und Wasser gewaschen, wird er zum Menschen.[8]) Erzählungen ganz ähnlicher Art finden sich in norwegischen Märchen.[9]) Ein Mann hatte auf Island einen Bergtroll durch Nichtannahme des dargebotenen Essens beleidigt. Da seine Gefährten am nächsten Morgen weiter ziehen wollten, war es ihnen ganz unmöglich, ihn aus dem Schlafe zu wecken; einer von ihnen schlug ihn auf die Nase, bis Blut floss, und dann erwachte er augenblicklich.[10])

Werwölfe spucken auch hier im Lande umher, gelingt es einem solchen, wenn er ein schwangeres Weib zerrissen, das Herzblut eines ungebornen Knaben zu trinken, wird er erlöst; ist das Kind dagegen ein Mädchen, hilft es ihm nichts.[11]) In einem Märchen wird erzählt:

---

[1]) Cavallius, Wärend I. 440.
[2]) Grundtvig, Danske Folkeaeventyr II. 2. 6.
[3]) Skattegraveren IX. 108.
[4]) Kristensen, Folkemindesamfündets Aeventyr S. 95. Efterslaet til Skattegr. S. 107, Skattegr. III, 199.
[5]) Kristensen, Folkeminder IV. 225.
[6]) Kristensen, Folkeminder VI, 10.
[7]) Skattegr. VI. 235.
[8]) Kristensen, Fmsf. Aev. S. 176. 178.
[9]) Asbjörnsen, Folkeaeventyr I. Nr. 55 S. 290. II. Nr. 3 S. 11; Haukenaes: Eidfjord S. 163. Voss S. 526.
[10]) Arnason, Thjodsögur I. 196.
[11]) Grundtvig, Gamle danske Folkeminder II, 86.

Die böse Königin war mit dem König auf die Jagd gegangen, plötzlich fuhr ein Wolf auf sie los, zerriss sie, trank ihr Blut und gleich stand an seiner statt der dänische Prinz vor ihnen.[1]) Im dänischen Volklied „Die Jungfrau in Wolfgestalt“ heisst es: „Als meine Stiefmutter aus der Kirche kam, sprang ich auf sie als der graue Wolf los, ich trank ihr Herzblut und wurde wiederum eine Jungfrau gut.[2])

Vergiesst man Blut übermenschlicher Wesen, so bekommt man sie in seine Gewalt. In Norwegen wollte einmal ein junger Bursche sehen, ob es auch wahr sei, dass die „Huldren“ (Holzweiber) in das Wirtschaftgebäude auf dem Berge einziehen, wenn die Menschen im Spätjahre heimgekehrt. Er kroch unter einen grossen umgekehrten Kübel und wartete dort, bis es zu schummern anfing. Dann hörte er einen Lärm von Kommenden und Gehenden, und nicht lange dauerte es, bis das Haus von „Huldreleuten“ gefüllt war. Augenblicklich rochen sie den Christenmann, konnten ihn aber nicht finden. Da fing ein Mädchen, das ihn unter dem Kübel entdeckte, an, mit dem Finger auf ihn zu zeigen. Er aber zog sein Messer hervor und ritzte ihr den Finger, dass Blut floss. Kaum hatte er es gethan, als die ganze Schar ihn umringte und die Mutter der Dirne, von allen unterstützt, forderte, dass er jetzt ihre Tochter heiraten müsse, weil er sie mit „Blut gemarkt“ habe. Da war nichts zu thun, er musste ihr die Heirat versprechen, liess sie im Worte Gottes unterrichten und taufen, und sobald sie getauft war, verlor sie den Schwanz, den sie bisher als das Merkmal ihres Ursprungs getragen, darnach heiratete er sie und lebte viele Jahre glücklich mit ihr.[3]) Aus Island wird erzählt, dass die „Elfen“ Kühe haben, bisweilen mischen sie sich unter das Vieh des Bauers und werden in seinen Stall getrieben. So kam einst der Bauer in den Stall hinein, sah eine graue Kuh, die er gar nicht kannte, auf dem Boden stehen, ging zu ihr hin und biss ihr ins Ohr, bis Blut floss, dann konnte er sie anbinden und behalten.[4])

Ganz besonders haben Schriftzeichen Macht, wenn sie mit Blut geschrieben sind. Allgemein hier, wie wohl überall, ist die Vorstellung, der Pakt mit dem Bösen müsse mit dem eignen Blute unterzeichnet werden, und das Zauberbuch „Cyprianus“ ist mit blutroten Buchstaben geschrieben. Zauberformeln sollen oft mit Blut geschrieben werden.

Hast du Verdacht gegen ein Mädchen, dass sie in Verhältnis zu andern stehe, dann schreib mit deinem Blute in deine rechte Hand: „al palat elsna“, und sie wird gleich bekennen. Schreib mit deinem eignen Blute in deine rechte Hand: „angla achila achtila“ und streichle ihr damit den Bauch, dann wird sie zu dir kommen und dir den Willen thun.

Schreib dies Wort: „sadorsa“ auf ein Ei und deinen und ihren Namen rund um mit dem Blute deines Ringfingers am Abend

---

[1]) Skattegr. III. 200.
[2]) Skattegr. I. 214,15, cfr. Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser Nr. 55.
[3]) Haukenaes, „Graven“ S. 60, „Vikör.“ S. 240.
[4]) Arnason I. 37. 38.

eines Freitags im Namen des Teufels und leg das Ei ins Feuer, und ehe das Ei gebraten ist, wird sie zu dir kommen.

Solange ein Mensch, der die Fallsucht hat, um seinen Hals folgende Worte mit dem eignen Blute schweigend geschrieben trägt, kann ihn die Krankheit nicht angreifen:

Caspar fert myrrham, Melchior thus, Baltazar aurum,
hæc tria, qui secum portarit nomina regum,
solvitur a morbo Christi pietate caduco.[1])

Mehreres der Art könnte angezogen werden, dies mag genügen.

Blut von Hingerichteten hat eine besondere Heilkraft gegen Krämpfe und Fallsucht. Das Volk hegt den Glauben, dass Fallsucht und Schlag dadurch geheilt werden können, dass man den Kranken auf den Richtplatz führt und dort von dem Blute des Hingerichteten trinken lässt. Doch meinen einige, dass man sich zuerst einen thönernen Topf, in welchem das Blut empfangen wird, erbetteln müsse. Andere sagen, falls der Kranke ein Kind ist, sei es hinreichend, wenn es kaltes Wasser aus der Hand jemandes trinkt, der Blut vergossen hat.[2]) Noch im vorigen Jahre (1890) las ich in einer Zeitung, eine alte Frau wäre in Schonen auf das Polizeiamt zu Helsingborg erschienen, um der Hinrichtung eines Missetäters beizuwohnen. Ihr Wunsch war, dass ihr die Polizei zu einer Tasse voll von dem Blute der Mörderin für ein kleines an der Fallsucht leidendes Kind verhelfen wolle. Frau Wigström teilte vor kurzem in ihren „Allmogeseder“ mit, wie sie aus ihrer Kindheit sich erinnere, dass einige von den vielen herumstreifenden Bettlern die Industrie trieben, ihren Namen als Totschläger in Geld umzusetzen; denn hatte jemand auf irgend eine Weise einen Menschen getötet, war ein Trunk Wasser aus seiner Hand ein vorzügliches Mittel gegen Fallsucht.[3]) Ein anderes Mittel gegen Krämpfe und Fallsucht: Man nimmt 40 Päonia-Samen, welche auf einen Faden gezogen um den Hals des kranken Kindes gebunden werden, ein Körnchen wird jeden Tag abgenommen, gestossen und dem Kinde im Wasser nebst drei Tropfen von des Vaters und drei Tropfen von der Mutter Blut eingegeben.[4]) Ebenso giebt man einem wahnsinnigen Menschen Teufeldreck, Salpeter, Bibergeil samt etwas von seinem eignen Blute in der Schale eines Eis gekocht, um ihn zu kurieren.[5])

Man benützt Blut auch zu Liebezauber. Um eines Menschen Liebe zu gewinnen, lässt man drei Tropfen von seinem Blute in einen geöffneten Apfel oder in eine Tasse Kaffee fallen und veranlasst den oder die Geliebte, daraus zu trinken; oder das Mädchen giebt dem Burschen einen Löffel voll von ihren Menses in Bier zu trinken, dadurch erweckt sie unwiderstehliche Liebe.[6]) Im Vorbeigehen er-

---

[1]) Jydske Samlinger IV. 110. 143. 145. cfr. Kristensen, VI. 382. 276. 277.

[2]) Thiele, Den danske Almües overtroiske Meninger Nr. 502.

[3]) Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif VIII. 2. S. 83.

[4]) Kr. Folkem. VI. 380. 256.

[5]) l. c. 353. 3.

[6]) J. Kamp S. 74. 87, Skattegr. VIII. 86. 237. 38. J. Saml. IV. 157. 124.

wähne ich, dass es in einer isländischen Sage von der Hexenfahrt einiger Frauen erzählt wird, wie die Hexen zum Abschiede dem Teufel jede ein Glas ihres Menstrualblutes reichen, und er es austrinkt.[1]) Um das Nasbluten zu stillen, lässt man drei Tropfen auf ein zugespitztes Holzstück fallen, und man keilt es ein, wohin die Sonne nicht scheint, ebenso thut man bei Zahnweh, indem man den schmerzhaften Zahn bluten macht, oder wenn man sich geschnitten hat, nimmt man das blutige Messer, klemmt es mit einem Stück Leinwand umwunden zwischen Thür und Thürpfosten fest. Warzen macht man durch eine Nadel bluten, lässt das Blut in Kerben in einen Weidenzweig geschnitten tröpfeln, ebenso viele Kerben wie Warzen, und wirft den Zweig demnächst in fliessendes Wasser.[2])

Ehe ich das Blut verlasse, noch einige lose Anmerkungen. Unschuldig vergossenes Blut lässt sich nicht bergen, es offenbart sich auf irgend eine Weise. Ein Prediger wurde wegen eines Totschlags verdächtig angeklagt und verurteilt. Der Richter sass zu Hause in derselben Stunde, als der Prediger gerichtet wurde, seine Mütze lag auf dem Tische neben ihm. Als er sich erhob und die Mütze nahm, lagen drei Bluttropfen unter ihr, nun wusste er, dass er unschuldiges Blut auf seinem Haupte habe.[3]) Bluttropfen an der Wand können nicht vertilgt werden; wo Blut, besonders unschuldiges, vergossen ist, wächst kein Gras, oder wächst rotes Gras (Färoe-Inseln), ja es wird sogar aus Island erzählt, dass eine warme Quelle, als in ihr die blutigen Kleider eines Ermordeten gewaschen wurden, sich wegbegeben habe und in zwei Absätzen anderswo hin gewandert sei, wie denn überhaupt Quellen gerne ausbleiben, wenn sie mit unschuldig vergossenem Blute in Berührung kommen.[4]) Von den Freimaurern erzählt man allerlei Grauenhaftes. Wenn jemand sich mit dem Wunsche einstellt, in den Verein einzutreten, sticht ihm der Vorsitzende den Finger blutig und mittelst seines Blutes zeichnet er sein Bild an die Wand, und der Neuling muss einen schweren Eid schwören, nichts zu verraten. Thut er es dennoch, erblasst die blutige Figur an der Wand, und der Vorsitzende braucht nur das Bild zu durchstechen, um den Verräter zu töten. Anderswo fabelt man, dass sie eine Schüssel voll Blut mit einem drinnen schwimmenden Herzen in ihrer Loge haben; wenn sie ins Herz stechen, können sie durch ihre Beschwörungen wen sie wollen töten.[5]) Drei Bluttropfen am Messer beim Essen ist im isländischen Märchen dem einen Bruder ein Zeichen, dass der andere in Gefahr schwebt oder gar tot ist.[6]) Man muss genau zusehen, dass

---

[1]) Arnas. I. 441.

[2]) Thiele, Danske Almues Overtro Nr. 118. 459. Kristensen Folkem. VI. 282. 286. J. Kamp 372. 1157.

[3]) Thiele, Folkesagn I. 335.

[4]) Krist. Folkem. VIII. 304; Norwegen: Daae Bygdesagn I. 42; Färoe: Antiquarisk Tidsskrift 1849—51 S. 170; Maurer, Isl. Sagen S. 230.

[5]) J. Kamp S. 416; Feilberg, Ordbog unter: frimurer.

[6]) Arnason II. 422.

der Hahn kein Menschenblut tastet, damit er nicht rasend werde und Menschen anfalle, andere sagen, dass der Mensch in Raserei verfalle, wenn Vögel sein Blut tasten.[1]) Wenn man einen Dieb zum Wiederbringen des Gestohlenen zwingen will, schmiedet man auf Island einen Thorshammer. Den verfertigt man aus Glockenspeise, die dreimal gestohlen sein und am Pfingstsonntage zwischen der Verlesung der Epistel und des Evangeliums in Menschenblut gehärtet werden muss. Man hat einen spitzen Stiel in gleicher Weise zu schmieden, und will man wissen, wer einen anderen bestohlen hat, sticht man unter Beschwörungen mit dem Stiele in den Kopf des Hammers; gleich bekommt der Dieb Augenschmerzen, und liefert er nicht das Gestohlene zurück, verliert er die Augen, das eine nach dem anderen. Der Beschwörer kann aber auch an einem Stück Papier ein Bild mit seinem eignen Blute zeichnen, es muss ein Menschengesicht mit zwei Augen sein; er nimmt darnach einen spitzen Stiel, setzt ihn mit der Spitze in das eine Auge und spricht: „Ihm, der von mir gestohlen hat, mache ich ein böses Auge!“ [2]) Eine besonders unheimliche isländische Sage erzählt von einem Wiedergänger, der einem Mädchen Gewalt angethan und sie geschwängert; eine Arbeiterfrau rät Böses, geht auf den Kirchhof und findet ein offenes Grab. Sie setzt sich ruhig ans Grab, den Toten erwartend, nachdem sie ihren Strickknäuel ins Grab geworfen. Solange ein lebendiger Mensch oder irgend etwas, was dem Leben zugehört, im offenen Grabe ist, kann der Wiedergänger nicht ins Grab schlüpfen. So kommt dann der Tote zurück, muss alles gestehen und noch dazu erzählen, dass sein Sohn, von dem das Mädchen niederkommt, einmal ein Prediger sein wird, aber wenn er als solcher das erste Mal in der Kirche den Segen spricht, wird die Kirche mit der ganzen Gemeinde versinken. Dem könne nur geholfen werden, falls der Prediger in dem Augenblicke erstochen wäre. Alles geschah genau, wie der Tote vorher gesagt hatte, der verhängnisvolle Tag erschien, und eben im Augenblick als der junge Prediger den Mund aufthat, um den Segen zu sprechen, wurde er von dem Ehemanne der Arbeiterfrau mit einem Spiesse, dessen Spitze in geweihtem Wasser gehärtet war, durchstochen. Die Versammelten, die ganz sinnlos geworden waren, drängten sich jetzt um den Altar, um dem Sterbenden Hülfe zu bringen. Die Leiche war aber verschwunden und nur drei Bluttropfen, als Ueberbleibsel der heiligen Taufe, hatten das zurückliegende Messgewand befleckt. Nach einer Variante wurde nichts als der oberste Halswirbel gefunden.[3]) Eine noch grauenhaftere Geschichte erzählt man von Toten, die heraufbeschworen werden. Am liebsten wählt man tote Kinder. Unter schweren Beschwörungen erhebt sich der Tote aus dem Grabe, ihm sind Augen, Mund und Nase ganz mit Schmutz und Geifer oder Schaum bedeckt, das nennt man „Leichen-

[1]) Skattegr. IV. 158. 483.
[2]) Maurer, Isl. Sagen S. 100; Arnason I. 445.
[3]) Arnason I. 286—88.

geifer". Der Beschwörer muss dies alles mit seiner Zunge ablecken und nachdem das geschehen ist, muss er einen Einschnitt in die kleine Zehe des rechten Fusses machen und mit dem warmen Blute die Zunge des Toten bestreichen. Er muss noch mit dem Toten kämpfen, unterliegt er, wird er ins Grab geschleppt, siegt er aber ob, so kriegt er zuletzt den Wiedergänger in seine Gewalt und kann ihn, wo er will, hinschicken.[1]) In einer isländischen Sage heisst es von einem Zauberweibe: Ihre Haut war schwarz und blau, sie schlief in einem seidenen Hemde, welches so aussah, als ob es in Menschenblut gewaschen sei.[2]) Die Holländer kauften früher auf Island rothaarige Kinder, um ihr Blut in ihrer Heilkunst zu verwenden; sie wurden auf dem Schiffe an den Füssen aufgehängt und ihnen das Blut abgezapft, ihr Jammern und Klagen hörte man in weiter Ferne.[3]) Wenn man den Lauf einer Flinte „blutspannt", d. h. mit der Hand rund herum greift und dann losschiesst, zerspringt er.[4])

(Fortsetzung folgt.)

Menschenblut im Glauben der Zigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Der Zauber mit menschlichem Blut ist bei allen Wanderzigeunerstämmen Europa's sehr verbreitet. Die ansässigen Zigeuner haben nur wenige Bruchteile des Volkglaubens an die Heil- und Zauberkraft menschlichen Blutes bewahrt. Von der Wiege bis zum Grabe, in allen Lagen des Lebens, wenn schon alle Geheimmittel das Gelingen irgend einer Unternehmung versagen, zaubern sie mit menschlichem Blut.

Unfruchtbare Weiber der südungarischen und rumänischen Zigeuner ritzen die linke Hand ihres Gatten mit einem scharfen Messer und zwar an der Stelle zwischen dem Daumen und Zeigefinger (zigeunerisch bengeskro sen = Teufelsattel genannt). Der Mann tut dasselbe seiner Gattin. Das hervorquellende Blut fangen sie in einem neuen Napfe auf und vergraben es unter einen Baum. Nach neun Tagen scharrt man den Napf heraus und giesst Eselmilch darein. Vor dem Schlafengehen trinken die Eheleute gemeinschaftlich den Inhalt des Napfes aus und sagen dazu den Spruch her:

Detehara avena	In der Frühe werden kommen
Trin Urma;	Drei Urmen (Feen);[5])
Yeka amare rat rodel,	Die eine unser Blut sucht,
Avri amare rat arakel,	Die andre unser Blut findet,
Trite leha caves kerel!	Die dritte ein Kind daraus macht!

---

[1]) Arnason I. 319.
[2]) Rafn, Oldn. Sagaer, III. 111 die Erzählung von Thorstein Ochsenfuss Kap. 10.
[3]) Arnason I. 339.
[4]) Thiele, Overtro Nr. 327.
[5]) Über „Urmen" s. den II. Bd. S. 133 uf. dieser Zeitschrift.

Tute dav, so mange hin;	Ich gebe dir, was ich habe;
Mange das, so tute hin;	Du gibst mir, was du hast;
M'ro trupos the nacol,	Mein Leib nehme ab,
T'ro trupos the barvalyol,	Dein Leib nehme zu,
Sar cumut, kana nacol,	Wie der Mond, wenn er abnimmt,
Sar cumut, kana barvalyol![1])	Wie der Mond, wenn er zunimmt!

Die Frau ändert den Spruch insoweit ab, dass sie sagt: „Mein Leib nehme zu, dein Leib nehme ab, wie der Mond zunimmt, wie der Mond abnimmt!“ Siebenbürgische Zigeunerinnen machen einen Schnitt in den kleinen Finger ungetaufter Kinder und saugen das Blut daraus bei zunehmendem Monde, um ihre Conception zu befördern. Im siebenbürgischen Wanderzigeunerstamme Kukuya lebt die bejahrte Zigeunerin Lina Körös, die den Spottnamen „Bolimakre buka“ = Taufbissen hat, weil sie unzähligen ungetauften Kindern aus dem linken kleinen Finger fruchtlos Blut gesogen hat, um Kinder zu gebären. Bei den nordungarischen Zigeunern werden die Genitalien kinderloser Eheleute mit einer Salbe ante coitum eingerieben, die aus den menses einer Jungfrau, dem Blute einer Nachgeburt, dem Urin eines ungetauften Knäbleins und einigen Kürbiskernen bereitet wird; ein Mittel, das auch slovakische Bäuerinnen gar häufig anwenden. Membrum virile firmandi causa wird es vor dem Akt in Eselmilch, welcher Menstruationblut der Gattin beigemengt ist, gebadet. Zu Pulver geriebene Fuchshoden mit ihrem Menstruationblute vermischt, gibt die siebenbürgische Zeltzigeunerin dem Manne in Speisen gemengt, ein, um seine Potenz zu steigern. Gepulverte Pastillen der Hanfblume mit Menstruationblut vermischt, und in Speisen genossen, gilt bei den serbischen Zigeunern für ein kräftiges Aphrodisiacum, dessen übermässigem Genuss — laut Mitteilung des Herrn Dr. Svetozar Jakobčić — jährlich einige Zeltzigeuner der Balkanhalbinsel zum Opfer fallen. Stimulirend und die Conception befördernd gilt bei allen Zigeunerstämmen Mitteleuropa's der Genuss gepulverten Fleisches und Blutes totgeborener Zwillinge. Das Menstruationblut und einige Haare vom membrum virile des Gatten giessen die siebenbürgischen ansässigen Zigeunerinnen bei Vollmond auf einen Rosenstrauch oder in ein Baumloch und sagen, den Mond anblickend, dreimal die Worte her: „Sar o cumut the barvalyol miro trupos!“ (Wie der Mond nehme zu mein Leib!) —

Während der Schwangerschaft tragen manche siebenbürgische Zeltzigeunerinnen ein Täfelchen aus einem Eselschulterknochen geschnitzt am Unterleib.[2]) Dies Täfelchen wird jedesmal bei abnehmendem Mond mit einigen Tropfen Kinderblut bespritzt und ist mit einem Schnürchen aus Eselschwanzhaaren an den Leib befestigt. Quitten-

---

[1]) Was die Orthographie anbelangt, so ist ç = dem deutschen ch, c = tsch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j; s. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ (Leipzig 1884) S. 3.

[2]) S. L. Bourgeois, Hebammenbuch (Frankf. 1626) S. 55 bezüglich eines Täfelchens von Elfenbein.

stückchen, mit Bluttropfen eines kräftigen Mannes besprengt, essen die südungarischen schwangeren Zigeunerinnen bei abnehmendem Mond, um kräftige Kinder zur Welt zu bringen.[1]) Hat eine schwangere Zigeunerin Nasenbluten, so fängt sie das ihrer Nase entströmende Blut auf einen Tuchlappen auf und bindet ihn an ihren Unterleib, „um dem Kinde die Kraft nicht zu rauben“ (caveske sor na the corel.) Bei schmerzhaften Kindadern der Füsse wickeln diesen Lappen die serbischen und ungarischen Zigeunerinnen um die schmerzhafte Stelle. Gegen ödematose Anschwellung der Geburtteile gebrauchen dieselben Zigeunerinnen Dunstbäder. Man nimmt ein Gefäss mit warmer Esel- oder Stutenmilch, der etwas menschliches Blut beigemengt ist, und setzt sich entkleidet darauf. Häufig Öl mit menschlichem Blut vermengt, zu trinken, gilt bei den rumänischen Zigeunerweibern für ein Mittel, die Geburt zu erleichtern. Bei schwerer Geburt wird der südungarischen Zigeunerin Mund und Nase mit einem Lappen überbunden, auf dem sich einige Bluttropfen aus der linken Hand ihres Gatten befinden. Ein Dekokt von Wachholderbeeren, dem einige Bluttropfen des Gatten beigemengt sind, trinken bei schwerer Geburt die siebenbürgischen Zigeunerinnen; sie lassen sich auch bisweilen ein in das Blut des Gatten getauchtes Stück Knoblauch in den Mastdarm stecken, um die Geburt zu befördern, ein Mittel, das in England unter den Zigeunerinnen allgemein verbreitet ist. Frauen siebenbürgischer Zigeuner, die infolge einer schweren Geburt ein steifes Genick bekommen, nehmen drei Tropfen Blut vom linken Daumen eines Säuglings, mischen dazu Hasenfett und reiben sich bei abnehmendem Mond mit dieser Salbe den Nacken ein.

Will ein Säugling nicht gedeihen, so tröpfelt ihm die siebenbürgische Zigeunermutter einige Tropfen von ihrem Blute in den Mund, seinen Speichel aber schmiert sie dann in ein Baumloch und sagt dabei die Worte:

Tute rat dosta na diñom;	Dir Blut genug nicht habe ich gegeben (= im Mutterleibe);
Tute rat akana diñom;	Dir Blut jetzt ich habe gegeben;
Barvalyol tu sar ada ruk;	Wachse du wie dieser Baum;
Na hin tute miseçe duk!	Nicht sei dir böser Schmerz!

Ein anderes aber schwierigeres Mittel ist dies: es wird mit zwei grossen Keilen an einem stehenden Baum eine Spalte gemacht, die so gross ist, dass man das Kind, welches nicht gedeihen will, durchziehen kann. Das Kind wird vorher mit dem Blute der Mutter besprengt, worauf sie mit dem durch die Spalte gezogenen Kind dreimal den Baum umkreist und die Worte spricht:

O ruk hin cingerdyo,	Der Baum ist gespalten,
Nasvalyipen cingerdyo!	Krankheit (ist) gespalten!

[1]) S. Leonh. Fuchs, New Kreuterbuch (Basel 1543) Cap. 150: „So die schwangeren Weiber oft Quitten essen, sollen sie sinnreiche und geschickte Kinder gebären.“

Kana ruk barvalyol,	Wenn der Baum wächst,
Nasvalyipen the barvalyol!	Krankheit (auch) wachse!
Nasvalyipen prejia,	Krankheit gehe weg,
Kathe tu besha,	Hier du bleibe,
Odoy tut cuciden,	Wo man dich säugt,
Odoy tut ferinen,	Wo man dich beschützt,
Odoy tut may kamen!	Wo man dich sehr liebt!

Ein solches Kind badet man bei den Zigeunern in einem Bad aus Erbsenstroh und Heublumen, dem Menstruationblut der Mutter beigemengt ist. Das Badewasser wird dann auf einen weissen Hund gegossen, wobei man spricht: „Was Gutes darin ist, komme zurück; was Schlechtes darin ist, gehe weg!“ (So laco laha hin, the avrijial; so miseç laha hin, the prejial!)

Gegen Augenweh lassen nordungarische Zigeuner in ein Wasser, das aus Ackerfurchen geschöpft worden ist, einige Bluttropfen einer Jungfrau rinnen, legen etwas gestossenen Safran hinein und waschen sich mit diesem Wasser täglich mehreremal das kranke Auge. Rabenfett mit Safran und Menschenblut gemischt, gilt bei ihnen für eine gar heilsame Salbe gegen Augenweh, die auch von den Slovaken Nordungarns gebraucht wird. In Jórész (bei Rosenau) lebte 1883—4 eine Zigeunerin Julis Gercse, die durch Fabrikation dieser „berühmten“ Augensalbe ein hübsches Sümmchen Geld alljährlich sich verdiente. Sie ging in den Sommermonaten von Dorf zu Dorf hausiren und musste gar oft aus ihrem Blute den Bauern die Salbe bereiten, weil der Glaube an die „grosse Kraft“ des Blutes dieser Zigeunerin allgemein unter der slovakischen Landbevölkerung verbreitet war. In gleich hohem Rufe steht eine hässliche serbische Zigeunerin, Mara Gruić, deren Blut selbst Damen in Zombor, Baja, Neusatz teuer bezahlen, um einige Tropfen davon in ihre Schönheitmittel und Gesichttünchen zu giessen. Siebenbürgische Zeltzigeuner waschen sich kranke Augen mit Muttermilch, der einige Tropfen vom Blute des betreffenden Weibes beigemengt sind.

Gegen Bauchweh reiben sich südungarische Zigeuner mit dem Blute der Nachgeburt den Unterleib ein. Solches Blut wird von alten Zigeunerinnen stets aufbewahrt. Beim Einreiben hat man die Worte zu sagen:

So laces tu ances,	Was Gutes du bringst,
Kathe pro lime ac!	Hier auf der Welt bleibe!
So miseçes ances,	Was Schlechtes du bringst,
Bengeske ac!	Dem Teufel gehöre!
Lacestar de tu mange	Vom Guten gib du mir
Andro nevo devleskro!	Im Namen Gottes!

Die Nachgeburt selbst wird vergraben oder gar verbrannt, die daran haftenden Blutfladen geben aber die Zigeunerinnen recht gerne zu Heilmitteln her im Glauben, die ihrem Kinde bevorstehenden Krankheiten dadurch schon im Vorhinein abgeschwächt zu haben. Wer vom Blute der Nachgeburt etwas verzehrt, soll gegen Kälte unempfindlich werden; daher sagen siebenbürgische Zigeuner einem, der sich über Kälte beklagt: Ça puckolyi! (Friss Nachgeburt!)

Hilft gegen Fieber keines der zahlreichen Mittel, (über die man einen ganzen Band schreiben könnte) so geht der Kranke vor Sonnenaufgang an ein Bäumchen, ritzt sich den linken kleinen Finger und spricht, das Blut an das Bäumchen schmierend:

Prejia shilalyi,	Geh' weg Fieber,
Prejia miro duk;	Geh' weg mein Schmerz;
Prejia andro ruk,	Geh' weg in den Baum,
Kathar tu avilyi,	Woher du gekommen bist,
Odoy ja shilalyi!	Dahin geh' du Fieber!

Gegen Gliedreissen und Rheumatismus schneidet sich der Leidende bei den südungarischen Zigeunern in den linken Arm und wird mit seinem Blute an der kranken Körperstelle gut eingerieben. Dann nimmt man Hagebuttenfrüchte, öffnet sie und reibt den leidenden Körperteil mit den Körnern, an denen kleine Härchen hängen, ein. Diese Härchen erzeugen bekanntermassen einen juckenden, brennenden Schmerz. Beim Einreiben sagt man: Ça, miseçeya, ça!“ (Friss, Böser [= Krankheitdämon] friss!)

Hat ein siebenbürgischer Zeltzigeuner einen bösartigen Hautausschlag, so lässt er vor Sonnenaufgang einige Tropfen Blut aus seinem linken Goldfinger in ein fliessendes Wasser fallen; verschlingt dies Blut ein Nivashi (Wassergeist), so wird der Betreffende von seinem Übel befreit. Bei syphilitischen Hautausschlägen muss der Kranke bis zur völligen Berauschung eine grosse Quantität Branntwein trinken, worauf er dann bei den serbischen Zigeunern mit Menschenblut (besonders Menstruationblut) eingerieben und bis an den Hals in einen Düngerhaufen eingegraben wird, worin er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verweilen muss.

Gegen wassersüchtig angeschwollene Füsse gebrauchen die serbischen Zigeuner Fussbäder, in denen Birkenreiser, Hasenfelle und einige Tropfen Menschenblut gekocht wurden. Nach dem Bade giesst der Kranke den ganzen Inhalt des Gefässes, worin er seine Füsse gebadet, in ein fliessendes Wasser und spricht die Worte: „Wie der Baum, wachse meine Gesundheit; wie der Hase eile davon meine Krankheit; neues Blut komme zu mir!“ (Sar o ruk, barvalyol miro sascipen; sar o shoshoy the prejial miro nasvalyipen; nevo rat the avel kiya man!) Hat jemand bei den siebenbürgischen Zigeunern die Wassersucht (payeko nasvalo), so lässt er neun Tropfen vom Blute seines Zeigefingers bei abnehmendem Monde in ein fliessendes Wasser fallen, damit die Nivashi (Wassergeister) das Wasser aus seinem Körper „herausziehen“.

Blut eines Toten und bisweilen auch den Schaum vom Munde eines Verstorbenen mischen serbische und südungarische Zigeunerinnen in das Getränk ihrer Männer, die dem Suff ergeben sind, ein Mittel, das dem Betreffenden das Trinken gar oft für immer verleidet, indem er gleich dem zu Temering (Südungarn) 1888 verstorbenen Stefan Glogić, dem sein Weib auch ein solches Suffverleidungmittel eingegeben hatte, unter den grässlichsten Qualen aus dem Leben scheidet. Mit

Blut von einer toten Jungfrau reibt die Gattin bei einigen ungarischen Zeltzigeunerstämmen heimlich das membrum virile ihres Mannes ein, „damit er kalt wie der Tote gegen die Weiber sei“, d. h. anderen Weibern nicht nachlaufe.

Wir gehen nun zum Liebezauber über, bei dem das menschliche Blut auch mannigfache Anwendung findet.

Stirbt ein Weib, das bei den siebenbürgischen Wanderzigeunern im Rufe stand, eine sogenannte „Zauberfrau“ (covalyi) gewesen zu sein, so reiben Mädchen das Brustbein (als Sitz des Lebens) der Verstorbenen heimlich mit einem Tuchlappen, tragen ihn neun Tage lang am blossen Leibe, lassen dann einige Tropfen Blut aus ihrer linken Hand auf den Lappen rinnen und verbrennen ihn. Die übrig gebliebene Asche mischen sie in Speisen und Getränke der Personen, deren Liebe sie sich erzaubern wollen. Apfelkerne zu Staub verbrannt und mit dem Menstruationblut vermischt, einem Jüngling in die Speise gemengt, soll ihn zu „toller Liebe“ treiben. Serbische Zigeunermädchen schneiden sich am Tage des hl. Basilius (30. Januar a. K.) mit einem Glasscherben in den linken Fuss und fangen das entströmende Blut zur Zeit des Kirchengeläutes in einem neuen Napfe auf. Der Napf wird verschlossen und samt seinem Inhalt in den Grabhügel eines Mannes mit den Worten eingegraben: „Alle Liebe, welche diesem Toten im Leben zu Teil geworden, komme in den N. N. Blut lock' sie herbei, damit ich sie dem N. N. gebe. Liebt er mich dann nicht, so vertrockne sein Leben, so wie dies mein Blut vertrocknet!“ (Save kamaben, ko ada mulaneske andro jipen has, ava andro N. N. Rat avritrada tu les, the me les N. N. dav. Atunci me na kamav, kai yov the sutyarel, sar ada miro rat sutyarel!) Nach neun Tagen gräbt man den Napf aus und kocht darin für den Burschen eine beliebige Speise. Daher die Redenart auf einen Verliebten angewendet: „Rat çalyas“ (Er hat Blut gegessen). Gelingt es einer Maid von dem ihrem linken Fusse entströmenden Blute, so lange es noch warm ist, etwas in die Fussbekleidung des Burschen unbemerkt zu tröpfeln, so lenkt er Tag und Nacht seine Schritte zu ihr. Daher heisst man zigeunerisch das, was wir „Fensterpromenade“ nennen: Ratvale punrensa the jial = auf blutigen Füssen gehen. Für unseren Ausdruck: „Er hat kein Sitzfleisch“, — sagt der südungarische Wanderzigeuner: Danderde leske = Man hat ihm gekaut! mit Bezug auf folgenden Liebezauber: Die Maid stiehlt vom Haupte des betreffenden Burschen einige Hauptthaare, kocht sie mit Quittenkernen und einigen Tropfen ihres Blutes, das sie aus ihrem linken kleinen Finger gewinnt, zu einem Brei, den sie im Munde kaut und sagt den Vollmond anblickend dreimal den Spruch her:

Danderav tiro bal,	Ich kaue dein Haar,
Danderav miro rat,	Ich kaue mein Blut,
Andro bal te rat	Aus Haar und Blut
Ac kamavipen,	Werde Liebe,
Ac nevo jipen	Werde neues Leben
Pro amen!	Für uns!

Dann schmiert sie mit diesem Brei ein Kleidungstück ihres Geliebten ein, „damit er nirgends Ruhe finde — nur bei ihr“ (the ñikai paca the arakel — ca kiya la). Menstruationblut des eigenen Leibes in der Neujahrnacht erlangt, ist für die siebenbürgische Zigeunermaid ein unfehlbares Mittel, um Liebe zu entfachen. Wessen Kleider sie damit besprengt, der kann von ihr gar schwer lassen. Im Jahre 1884 wurde von ihren Stammgenossinnen Joane Gindare, eine Zigeunermaid des Stammes Leïla, bei der Polizeibehörde zu Mühlbach (Siebenbürgen) angeklagt: sie habe mit ihrem zu Neujahr erlangten Menstruationblut alle Männer des Stammes verrückt gemacht. Die Klägerinnen wurden mit ihrer Klage abgewiesen. Desgleichen wies die Behörde auch den siebenbürgischen Zigeuner Toma Koru zu Torda ab, als er gegen seine Schwiegermutter die Klage einbrachte: sie habe ihm in eine Speise ihr Blut gekocht, damit er auch sie liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Ostpreussische Haus- und Zauber-Mittel.

Von J. Sembrzycki.

In Bezug auf Krankheiten und Zufälle bei Menschen und Vieh ist das ostpreussische Volk noch vielfach sein eigener Arzt und Apotheker und hängt mit Zähigkeit an den von den Vätern überkommenen Heilmethoden und Heilmitteln. Ausser dem tiefeingewurzelten Conservativismus des Volkes sind die Hauptursachen solcher Erscheinung die räumliche Entfernung vieler Orte von Städten und Dörfern mit Arzt und Apotheke und die Armuth der untern Bevölkerungklassen. „Ja, liebes Herrchen,“ entgegnete mir einmal ein Landmann auf meine Frage, warum er statt des von ihm angewandten Hausmittels nicht lieber etwas aus der Apotheke gebraucht habe, „das sagen Sie so. Sie in der Stadt haben Doctor und Apotheke vor der Nase, aber wir auf dem Lande, so anderthalb oder zwei Meilen von der Stadt, was machen wir? Wir können nicht wegen jedem zum Doctor laufen, und ohne Fuhrwerk kommt der überhaupt nicht 'raus, und dann, was kostet das gleich! Und wenn wir auch Fuhrwerk nehmen wollen, in der (Feld-) Arbeitzeit giebt uns der Bauer keins, auch für kein Geld!“ Überdies hat man aber auch erst spät in diesem Jahrhunderte begonnen, das Volk über das Widersinnige mancher seiner Mittel aufzuklären, indem vor fünfzig Jahren der Glaube an solche auch unter den gebildeten und gelehrten Ständen verbreitet war. „Ich erinnere mich noch sehr wohl,“ schrieb ein verdienter Schulmann im Jahre 1838 (Seminarlehrer S. Selwich, Briefe an die Volkschullehrer, Kgsb. 1838), „wie vor etwa 22 Jahren ein sehr gebildeter, ein sehr achtungwerther Pfarrer seine an der Wassersucht leidende Gattin auf Anrathen eines Besprechers und Wahrsagers nach dem Garten in die Nähe von ein Paar jungen Birken bringen liess, um sie dort besprechen zu

lassen. Das Besprechen half aber nichts. Dass der Glaube an das Besprechen sich nicht verminderte, geht daraus hervor, dass ich nach wenigen Wochen den Befehl erhielt, mein zerschlagenes Knie von eben dem besprechen zu lassen, der seine Kunst an der Frau Pfarrer vergebens versucht hatte. Mein Knie wurde bald gesund, doch das bewirkte nicht das Besprechen, sondern meine Jugend und der gute Vorrath von Lebenkraft. Wenn man weiss, dass der gelehrte Pfarrer zu Besprechungen seine Zuflucht nimmt, wie soll man da den unwissenden Bauern verargen, dass sie ein Gleiches thun?" Heute wieder scheitern Aufklärungbestrebungen sehr häufig an dem Misstrauen, welches der Mann im Volke gegen die Gelehrten im allgemeinen hegt, weil er sieht, wie sie in Angelegenheiten des täglichen Lebens, die ihm viel wichtiger erscheinen, als alle Gelehrsamkeit, oft nicht recht Bescheid wissen, — und gegen Aerzte und Apotheker noch im Besondern zeigt, weil er glaubt, dass sie ihn nur in ihrem eigenen eigennützigen Interesse von seinen altgewohnten Mitteln abbringen wollen. Am sichersten noch erreicht man sein Ziel, wenn man — sobald man das Vertrauen des Volkes nur überhaupt erst so weit gewonnen hat, dass es die Scheu vor Angabe seiner Mittel fallen lässt — selber in das Lob einstimmt und sie als „ganz gut" bezeichnet, dann aber hinzufügt, man wisse jedoch ein anderes Mittel, welches noch besser und schneller wirke. Sieht das Volk, dass man sein Mittel nicht tadelt, so fasst es Vertrauen; durch das Anpreisen des neuen Mittels wird es neugierig gemacht, es wendet es, wenn auch nicht sogleich, so doch in späteren Fällen, probeweise an, es hilft, ist bequem und billig, — und das alte volkgläubische Mittel ist verdrängt. Übrigens giebt es aber auch manche Volkmittel, die sich als sehr zweckentsprechend erweisen, und so ist auch hier nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, vielmehr „am guten Alten mit Treue zu halten". Auf der Anwendung solcher in ihrer Wirkung erprobter, aber geheim gehaltener Mittel beruht denn auch grösstentheils — soweit nicht das Besprechen und Versegnen in Frage kommt — der Erfolg der namentlich in Litauen zahlreichen Wunderdoctoren beiderlei Geschlechts, zu denen das Volk auch schon deshalb, weil sie Seinesgleichen sind, mehr Zutrauen hat und weit eher seine Zuflucht zu nehmen geneigt ist, als zum studirten Arzte.

Im Folgenden habe ich mich bemüht, eine alphabetisch nach den Krankheiten geordnete Zusammenstellung aller mir theils durch persönlichen Verkehr mit dem Volke, theils aus halbvergessenen oder wenig gelesenen Schriften (die unten angegeben sind) bekannt gewordenen Haus- und Zaubermittel aus Ostpreussen zu geben, soweit sie nicht in dem vorzüglichen Büchlein des Rectors H. Frischbier zu Königsberg „Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preussen" (Berlin, Enslin, 1870) und in dem Werke von Dr. M. Toeppen „Aberglauben aus Masuren" (2. Aufl., Danzig 1867) enthalten oder von mir bereits in der Zeitschrift „Am Ur-Quell" (Bd. I, 1890, pg. 136—138) und in

der „Altpreussischen Monatsschrift“ (Bd. XXVI, 1889, pg. 491—501) mitgetheilt sind.

Was die Gegenden, in denen die nachfolgenden Mittel gebräuchlich sind, betrifft, so stammen die von mir selbst gesammelten, falls es nicht anders angegeben, aus Litauen und zwar aus der Gegend von Tilsit und Insterburg. Die bei Selwich (l. c. pg. 330—340) und bei H. Braun (Alte und neue Bilder aus Masuren, Angerburg 1888, pg. 62) mitgetheilten gehören Masuren an, während Fr. Sam. Bock (Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von Ost- und Westpreussen, Dessau, 1782—1785, 5 Bde.) die seinigen nur im allgemeinen (mit wenigen Ausnahmen) als ostpreussisch bezeichnet. Sehr vieles übrigens, was Bock bringt, ist — wie ich mich überzeugt habe — noch heute in Ostpreussen im Gebrauch.

*

Augen, schlimme, d. h. kranke. Bekommen Säuglinge schlimme Augen, so werden die Augen mit der Muttermilch gewaschen. Erwachsene gebrauchen „Schlangenfett“ als Augensalbe; sie erhalten als solches in den Apotheken gereinigtes Schweineschmalz. Gegen Augenschwäche wenden Frauen und alte Leute Schnupftabak an, unter welchen sie häufig die getrockneten und gepulverten Blüthen, nach Bock (I, 496) auch die Samen, des Steinklees (Hb. Meliloti) mischen. Auch unter den Rauchtabak mengt man diese Blüthen, um ihn wohlriechend zu machen.

Gerstenkörner im Auge werden geheilt, indem man mit einem goldenen Ringe drei Kreuze über sie streicht (Braun pg. 62; ähnlich Töppen pg. 54).

Bettnässen. Man sucht eine Kartoffel, durch welche eine Quecke hindurchgewachsen ist (sie finden sich manchmal bei der Kartoffelernte), kocht sie und lässt den Kranken sie verzehren.

Beulen, die man sich geschlagen hat, werden mit einem stählernen Messer, überhaupt mit Stahl, gestrichen. Dies erregt eine angenehm kühlende Empfindung, und der Druck vertheilt zugleich die Beule.

Blutfluss. Nach Bock (I, 292) gebrauchten die Frauen in der Gegend von Soldau (Działdowo) dagegen die Wurzel des Wolverlei (Arnica montana), indem sie sechs oder sieben der kleinen getrockneten Wurzeln zu Pulver zerrieben und mit warmem Braunbier, worin etwas Butter zerlassen war, einnahmen.

Bluthamen des Viehs. In einer Gegend Masurens wurde von den Bauern, wenn ein Stück Vieh blutigen Harn gelassen, in die Mitte des dadurch auf der Erde entstandenen Flecks eine eiserne Eggenzinke gesteckt (Bock I, 280). Sonst wandte man die kurz vor Johannis gesammelten und getrockneten Wurzeln des Wolverlei in derselben Weise, wie vorhin unter „Blutfluss“ angegeben, gegen diese Viehkrankheit an (Bock III, 530).

Blutsturz. Hiergegen wird die „Bēmwellwurzel“ (Rad. consolidae), mit Milch oder Braunbier gekocht, ebenso, fein gepulvert

und mit Honig vermischt (oft auch nur dieser allein), gegen Bluthusten und Blutspeien gebraucht.

Brandwunden. Man kühlt sie durch Auflegen von mehreren in „Schmand“ (Sahne) geweichten Gänsedaunchen. Auch legt man frischen Kuhmist auf oder macht Umschläge mit Essig, worin Salz aufgelöst ist (cf. Bock I, 288). Beliebt ist auch die Bepinselung mit „weissem Lilienöl“, dem Oleum oliv. album der Apotheken.

(Schluss folgt.)

Eine türkische Schöpfungsage.

Aufgezeichnet v. Dr. Ignatz Kunos.

Das Werk der Schöpfung vollendete der gütigste der Götter, der im siebenten Himmel wohnende Allah. Denn sieben Schichten hatte der Himmel und sieben Schichten führten herab zur Erde: in die Heimat der bösen Geister. An den Wegen der Himmel wohnten die Peri (guten Geister), im Dunkel der Erde die Dev (die bösen Geister). Und im Kampfe stand das Licht der Himmel mit dem Dunkel der Erde, die Peri (Feen) mit dem Dev (Teufel). Die Peri flogen bis zu den Himmeln hinauf, hoch über die Erde hinweg; der Dev sank in das Dunkel, hinab unter die Erde. Berge standen den Himmeln im Wege und nur die guten Geister konnten hingelangen zu den Kupfergebirgen, von den Kupfergipfeln zu den silbernen Bergen und von den Silberhügeln zu den Goldbergen. Die bösen Geister wären im grossen Glanze erblindet. Ihr Wohnort ist die Tiefe der Erde und der Eingang dazu der Spund des Brunnens; dort harrte ihrer das schwarze und auch das weisse Schaf. In die Wolle des schwarzen Schafes krallten sie sich ein und sanken so hinab in den Grund der Erde, in ihr Reich der sieben Schichten. Auf dem weissen Schafe kehrten sie auf die Oberfläche der Erde zurück. Mächtig waren beide (Parteien), die Peri sowohl, als auch die Dev, und sie waren Zeugen der Erschaffung des neuen Erdbewohners, des ersten Menschen.

Allah erschuf den ersten Menschen und wies ihm die Erde zum Wohnsitz an. Und als auf Erden der erste Sterbliche erschien und sich die Himmlischen ob Allahs wunderbaren Schöpfung freuten, kam der Urahne der bösen Geister hinzu und Neid umnachtete seine Seele. Verderbnis wollte er bringen über die erste gütige Schöpfung und er spie seinen verdammnisvollen Speichel auf den reinen Leib des ersten Menschen. Mit seinem Speichel traf er ihn grade in der Gegend des Nabels und wollte hiedurch die Sünde in ihn hineinimpfen (pflanzen). Aber herbei eilte des Menschengeschlechtes Verteidiger, der allgütige Allah, heraus riss er das Fleischstück, auf das der Speichel hingeklebt war und warf es hin auf den Erdboden. So entstand des Menschen Nabelstelle. Das Fleischstück aber, und der daran haftende Speichel erwachte im Staube zu neuem Leben, und

beinahe gleichzeitig mit dem Menschen wurde erschaffen der — Hund. Zur Hälfte aus dem Körper des Menschen, zur Hälfte aber aus dem Speichel des Teufels. Daher kommt es, dass der Moslim dem Hunde nie etwas zu Leide zufügt, aber ihn trotzdem in seinem Hause nicht duldet. Denn er entstammt menschlichem Fleische, darum beschützt (der Moslim) ihn; aber er entstammt auch dem Speichel des Teufels, desshalb verachtet er ihn. Was von Anhänglichkeit und Treue in ihm ist, das hat er (der Hund) vom Menschen geerbt, was aber Wildheit und masslose Wut in ihm steckt, das macht in ihm der Anteil des Satans aus. So wie im Morgenland, hat sich der Hund nirgends vermehrt, denn sein Feind war ihm zugleich sein Verteidiger, sein Beschützer, — es war der Muselmann.

So erzählte mir diese Legende der gelehrte Bej Ihsan in Stambul.

Russische Schöpfungsagen

aus dem Volkmunde aufgezeichnet im Dorfe Berhomet am Prut
von Gregor Kupczanko.

1. Der Mensch und der Hund. Gott leimte aus Lehm den Menschen zusammen und stellte ihn an die Sonne, damit er trockne. Dann befahl er dem Hunde, den Menschen zu bewachen und ging fort. Der Hund wachte eine Weile, als es ihm aber bald kalt wurde, denn damals hatten die Hunde keine Haare an, — legte er sich hin und schlief ein. Da kam der Teufel des Weges, riss dem Menschen die Brust entzwei, spuckte hinein, klebte sie wieder zusammen und ging fort. Darauf kam Gott und hauchte dem Menschen, welcher indessen festgetrocknet war, die unsterbliche Seele ein. Kaum ward der Mensch lebendig, als er fürchterlich zu speien anfing. „Warum hast du ihn nicht gehörig bewacht?“ schrie Gott, welcher wusste, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, den Hund an. „Mir wurde kalt, ich legte mich daher hin und schlief ein,“ erwiederte der Hund und fügte hinzu: „Gib mir Haare, so werde ich künftighin besser wachen können.“ Gott gab dem Hunde Haare, der Mensch blieb aber für alle Ewigkeit mit dem Speichel.

2. Der Bär. Als Gott auf Erden herumging und sich eines Tages einer Mühle näherte, da versteckte sich der Müller, welcher Gott herankommen sah, hinter den Mühlrädern, zog seinen Pelz mit den Haaren nach aussen an und wartete, bis Gott herankam. Als Gott in der nächsten Nähe der Mühle war, sprang der Müller hervor und schrie: „Wöö!“ Gott erschrak aber nicht im Geringsten, sondern wurde sehr böse und rief dem Müller zu: „Mögest du dein ganz Leben lang brüllen und Menschen schrecken!“ Kaum hat Gott diese Worte ausgesprochen, als der Müller sich in einen Bären verwandelte und zu brummen anfing. Seit jener Zeit gibt es Bären.

3. Die Schildkröte. Eine Mutter ging zu ihrer verheirateten Tochter zu Gaste. Kaum hat die Tochter durch das Fenster ihre

Mutter kommen gesehen, deckte sie eine gebratene Henne, von welcher sie mit ihrem Manne eben gegessen hatte, rasch mit einem anderen Teller zu und versteckte sie vor der Mutter, um ihr nichts davon geben zu müssen. Die Mutter kam, sass eine Weile da und ging ohne alle Bewirtung fort. Sofort holte die Tochter den Braten, um ihn zu Ende zu essen. Als sie aber den oberen Teller abheben wollte, war er an den Braten angewachsen. Im Augenblicke verwandelten sich auch die beiden Teller samt der Henne in eine — Schildkröte. So ist die Schildkröte entstanden.

4. Der Storch. Als Gott allerlei Schlangen, Frösche, Würmer und dgl. erschuf, packte er sie in einen Sack zusammen, band ihn zu und übergab ihn dem Menschen mit dem Auftrage, den Sack, ohne hineinzuschauen, zum Meere zu tragen und den Sack auszuleeren. Der Mensch trug den Sack zum Meere hin, wurde aber unterwegs so neugierig, zu erfahren, was in dem Sacke stecke, dass er ihn öffnete. Kaum hat er den Sack geöffnet, als daraus das ganze Gewürm hinauskroch und auseinanderlief. Der Mensch wollte die einzelnen Tiere einfangen, es war ihm aber nicht möglich, denn während er einer Schlange nachlief, schlichen sich zehn andere Schlangen aus dem Sacke auf und davon. Jetzt sah der Mensch ein, dass seine Mühe vergeblich sei, er blieb daher stehen und begann zu weinen. Da kam Gott daher und sprach zu ihm: „Du hast meinen Befehl nicht befolgt; nun mögest du dafür in aller Ewigkeit Schlangen, Frösche, Würmer u. s. w. fangen!“ Sogleich verwandelte sich der Mensch in einen — Storch, und darum ist es eine grosse Sünde, den Storch zu töten.

5. Der Kuckuck. Es war eine böse Frau, welche ihren Mann ermordete. Gott hat sie zur Strafe dafür in einen Kuckuck verwandelt und verurteilt, ewig paarlos zu bleiben und in den Wäldern herumzuirren.

6. Die Schwalbe. Es war einmal eine sehr gute Frau, welche daher von ihrem Manne ausserordentlich geliebt wurde. Eines Tages schlachtete der Mann ein Tier ab, wobei er sich die Hände mit Blut beschmutzte. Da kam sein Weibchen zu ihm und begann ihm etwas sehr schönes zu erzählen. Dem Manne gefiel diese Erzählung so sehr, dass er seine Frau mit den Worten: „Meine liebe Schwalbe!“ um den Hals nahm und küsste. In diesem Augenblicke verwandelte sich die Frau in eine Schwalbe und flog zwitschernd auf und davon. Infolge der Umarmung der Frau mit blutigen Händen haben die Schwalben rote Hälse, und weil die Schwalbe aus einer guten Frau entstanden, ist es eine Sünde, sie zu töten.

Zum Volkglauben der Juden in Polen.

Von J. A. Charap.

II. Sündenkauf. Herr Schiffer stellt im 10. H. des II. B. des Ur-Quell das Sündenkaufen fast als blosse Kinderrechtsitte dar. Ge-

wiss ist die alte Beobachtung zutreffend, dass sich in den Spielen der Kinder das Leben und Treiben Erwachsener, nicht selten vergangener Generationen, wiederspiegle. Bei der Besprechung des Sündenkaufens würde es jedoch ausgereicht haben zu bemerken, dass auch Kinder die Sitte üben, welche sie ja genug oft unter erwachsenen Leuten bereden hören. Zum Beweis will ich folgenden, ganz gut verbürgten Fall, einen von so vielen — zur Kenntnis der Freunde der Ur-Quellforschung bringen.

Er trug sich in Brody im J. 1879 zu. Dazumal war Brody noch eine Freistadt. Viele Juden aus Russland betrieben nach Brody einen ergiebigen Grenzschmuggel und weilten gerne in der Stadt. Eines Tages fragte der in Brody ansässige Handelgehilfe Moses W....r — sein Bruder N. Schabse W....r ist gegenwärtig Grossviehhändler in Brody, — einen zugereisten russischen Juden auf der Strasse: ‚Braucht Ihr etwas Waaren zu kaufen?‘ Der antwortete: ‚Was brauch' ich zu kaufen? Ich hab' selber was zu verkaufen.‘ Der Kommis fragte: ‚Nu, was habt Ihr zu verkaufen?‘ Sagte jener: ‚Ich hab Avejros (Sünden) zu verkaufen!‘ ‚Gut. Ich kauf' sie bei Ihnen.‘ Der fremde Jude gibt ihm zehn Rubel und verkauft ihm die Sünden. Die Sünden haben geheissen: dass er eine Zeit viel mechalel schabbes gewesen (den Sabbath entheiligt), dass er einen Geldbetrag für sich behalten, den ihm eine Witwe anvertraut und dass er zu Jom Kipur (am Versöhnungtag) gerauchert (geraucht) habe. Kurze Zeit hat es gedauert, und der Commis starb und hinterliess Frau und ein Kind. Als Toter pflegte er seinen Angehörigen im Traum zu erscheinen und sie zu bitten, sie sollen jenen Juden aufsuchen und ihm seine zehn Rubel zurückgeben, früher habe er, der Tote, im Grabe keine Ruhe. Die Geschichte dauerte lange, lange; denn den Juden konnte man nicht ausfindig machen. Erst bis auf Geheiss des Rabbinats auf dem Grabe des Verstorbenen Gebete gesprochen worden waren, blieb der Tote in seiner Ruhe. Dieser Sündenhandel hat damals im Volke eine grosse Aufregung verursacht.

(Verbürgt wird die Wahrheit dieser Begebenheit von den Herren A. Biseleches und Juda Gottlieb, beide aus Brody).

Schimpfwörter.

Mittelschlesien (Schluss): Arschloch, Bänklasänger, Botokude, Brillenaffe, -pinquin, Bürstenbinder, Buschklepper, Dummpieter, Feuerkalb, Firlefanz, Flaps, Gelbschnabel, Gotthelfsager, mondsüchtiges Gerippe, Griefentäts, grüner Junge, Haftlamacher, Halbschaardel, Halunke, Hammel, Hammelkeule, Heiducke, Heuscheuergesichte, Hofehucke, Huckepack, auch Lausehucke, Huppapfaard, räudiges Individuum, Kalefaktor, Kalbsgesichte, Kalb Mosis, Kameruner, Kartuffelwoampe, Koaschperla, Klatschmemme, -pastete, Komödiant, klippel- oder kreuzeselsdummes Kripplabild, Landplage, lästerbändiger Land-

streicher, Laster, Latsch, Lausigel, abgebackne, abgekochte Leichenpredigt, auch Leichenbittergesichte, Leier-, Nudelkasten, Lichtlajürge; Sull ich Der ernde a Lümmel läuten?; Luder, durchweg in Verbindung mit: albern, dämlich, drehnig, duselig, dumm, einfältig, jämmerlich, verackt, verdreht, verfault, verflucht, deminut.: Luderla, Modwulf, Pappstoffel, Pat Saftla, Pauermuchel, Pflaumpauer, Phantast, Pitzkindla (Nattelfritze), Posteltraeger, Rasselbande, Rützlich, Rüsselbär, Rutzlöffel, Rumpelkarre, Russe, Rumstuchser, Scheisshüttenausräumer, Scheisskerl, gehenkelter Scheisstopf, Schielbock, Schindmähre, Schlüffel, Schnauzer, kottrige Schnauze, Schöker, Schoepschriste, Schürzahengst, Slovake, Spallanatz, Speichellecker, Strauchdieb, Schwefelbande, Taperarsch, -sack, Tolpatsch, Topfstricker, Tramterlamm, Ufakricke, Urian, Waldesel, Woahnschmeergote, dicker Webs, xbeiniges Tier, Zeloter, Zulker, Zulkerbaar, Zweeächsler.

Redenarten: Du bist grussfloapsig und tumm, Deine Mutter ies eene aale Gunke, Dei Voater a verackter Baarenführer. Jeder Grootsch findt sen Plo͡atsch. Hust Du grussfloapsiges Oos de Gurgel noch nich vull? Doas Oos leiht a ganza Tag uf dar mo͡adiga Wompe und fängt mit'm Arsche Fliega. Bei Euch weess ma warklich nich, war Racker, war Schinder ies, und wenn ma Euch ei een Saack steckt und kullt Euch da Barg nunder, leiht immer a Schinderaas uba druffe. Du giehst wulld noach Loppe? Denkst wulld, do͡ass die lieba Läusla a Kuz kriega warn? (Sagt man zu Leuten, welche ohne Gruss vorbeigehn). Die reisst de Glutza uf wie de Woahnradla.

Du stinkst vor Faulheet wie eene crepierte Wiedehuppe, stellst Dich zur Arbeit wie a Hund zum Scheissen, ho͡ast Kräfte wie eene ohnmächtige Gans. Dich ho͡at wulld dar Sturch aus'm Schoofsto͡alle, m Offalande gehult?

Landwirt: Stoppelhopser, Furchascheisser. Lehrer: Arschpauker. Kaufmann: Ellenreiter, Heringbändiger, Ladenschwung, Syruplappen. Obstpächter: Kirschahengst. Schreiber: Bogenfetzer, -klexer, Schreiberlappen.

Schief gewickeltes Genie, Du hust wulld en Furz eim Kuppe, Dir querdelts wulld eim verdrehta, windschiefa Schardel? Kanikeldrehner, Kulleruchse, verdrehter, rackerlatälscher Stiefel oder Leisten, Zwickel, Du hust a Schaaferstiech, en Schiefer zu viel oder a Backscheitla zu wing derwuscht, bist ärschlich zur Welt gekumma.

Froates, vermaffertes Ding, Drache, Drachahure, klunkriges Frohvulk, piepiges Gansla, o͡abgefrassnes, -gekäutes Griebschla, rumgepraeschte Hundelärge, -lupe, Huppapfaard, Küchendragoner, -fee, meckfetzige Saudarre, dürre Prozel, Staarmeste, Zeloter, Zimmerkameel, -uchse. (Jeder Troatsch findt sen Ploatsch) Nu kimmst De ei de Gratzka-Trampelzeche (Lediges Frauenzimmer wird 30 Jahr alt); Die ies o͡am Arsche gescheiter wie Du ei Denner Larve. kleiden = anbatteln, alben, tieren; laufen: fispern, watscheln, zoafen; weinen = knutscha, muppern; wegjagen = ausmisten, -philistern, -teufeln. (froh sein = halletzen).

Wenn Du muppriges As nich glei Deine kottrige Floappe hältst, durte hau ich Dich, doass Der de Schwoarte knackt, doass De denkst Ustern u. Pfingsta fällt uff en Taag, doass De on der Seligkeet verzweifelst, De Geschlinke scheisst, kriegst De ees ei de Batterie, doass de Zähne sektionsweise zum Arsche rausfliega, gerb ich Der's Falla, zieh ich der s Rindslader über de Löffel runder, schmeiss ich Dich uff wie eene Biehmageige, kriegst De eenen Tritt vor den Arsch, dass De mit'm Schaardel durch de Wand durchrennst.

Schlaupitz. Karl Knauthe.

Serbischer Totentanz am Grabe.

Von Vid Vuletić Vukasović.

An den Sedmine in Konavli in Dalmatien und an den Karmine in der Lika wird noch gegenwärtig am Grabe ein Totentanz (mrtvačko kolo) aufgeführt. Auf den altbosnischen würfelartigen Grabdenkmälern (stečci, Einz.: stečak), die auf allen vier Seitenflächen Darstellungen haben, sind meist auf der unteren Seite der vorderen Fläche neun Jünglinge in Hautrelief zu sehen, die einander an den Schultern halten, während der letzte Mann den Arm in die Seite gestemmt hat. Sie tanzen von rechts nach links den verkehrten Reigen (kolo naopako). Während man sonst zum Zeichen der Trauer das Gewand und besonders die Mütze umgewendet trägt, sind die tanzenden Jünglinge ohne Kopfbedeckung. Auch im Guslarenliede wird mitunter dieses Tanzes gedacht. Der Bräutigam im Brautzuge sinkt tot zu Boden:

Kad vigješe kićeni svatovi	Als dies die schmucken Hochgezeiter sahen
S naopaka koplja okrenuše,	So nahmen sie verkehrt zur Hand die Lanzen
S naopaka kolo povedoše	Und huben an den Reigentanz nach rückwärts
I žalostnu pjesmu zapjevaše	Und huben an ein Trauerlied zu singen
I junaku u njoj pripjevaše.	Und in dem Lied des Kämpen Lob zu singen.

Unter diesem Jünglingreigen sieht man fliegende Vögel von Taubenart im verkehrten Reigen. Ich betrachte dies als Symbol, dass wenn der Hausvorstand gestorben, die ganze Welt jenem Hause verkehrt (umgestürzt) erscheine, dass Freude und Friede aus jenem Hause gewichen. Unter den Vögeln befindet sich noch ein verkehrter Reigen von neun Mädchen. Man könnte meinen, es sei dies als Zeichen aufzufassen, der Verstorbene habe einem mächtigen Stamme angehört, welcher viele junge Frauen (snaše) gehabt. Diese Annahme hätte aber wenig für sich. Den Totentanz tanzen Jünglinge für sich und die Mädchen desgleichen, damit bei dieser Gelegenheit die heissblütige Jugend keine Tändeleien treibe. Billig war es, beide Reigen gesondert auf dem Steine darzustellen. Verwandte nehmen heutigentags am Tanze keinen Anteil und beteiligten sich auch vor Jahrhunderten nicht an dieser Vergnügung. Ganz unten erblickt man einen Hirschen und zwei Hindinnen, wohl zum Zeichen, dass der Verstorbene Jäger gewesen.

Auf der dritten Fläche gewahrt man eine Neumondsichel (mlagjak), darunter den Morgenstern (danica) und tiefer eine Korbträgerin, die offenbar im Korbe Speisen für das Trauermahl am Grabe trägt. Den Korb nennt man im Küstenlande und Dalmatien Kitica.

Auf der vierten Fläche sind allegorische Tiere, meist mehrgeschwänzte Drachen als Verfolger von Jagdwild oder überhaupt Szenen aus dem Jagdleben dargestellt. Darunter tanzen wieder neun Mädchen Reigen. Abseits steht eine zehnte Gestalt, die Frau (ljubi) des Verstorbenen, die ihm das Mal (biljeg) gesetzt, „sie, die seiner bei Lebzeiten gewartet und nun den Toten geehrt" (ga je služila za života pa mu i mrtvom posluži), wie es auf Grabinschriften stereotyp heisst.

Totenwartung bei den Mohammedanern in Bosnien.

I. Sobald ein Mensch stirbt, legt man ihn mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang, deckt ihn mit einem Leintuch zu, schickt um den Imam, und bestellt drei, vier oder fünf Männer, die das Grab (mehzar, raka) graben sollen. Einer hat die Lehnen anzufertigen, der andere die Tragbahre (tabut, nosila), der dritte im Stall, im Garten oder sonst wo im Freien das Bett zu zimmern, auf welchem man den Toten waschen wird; ferner einen Mann, der das Waschwasser wärmen (vodu mlačiti) und einen, der bei der Waschung das Wasser abkühlen wird.

Das erste, was der Imam tut, ist, dass er aus feiner Leinwand (tankog beza) ein Totengewand zuschneidet. Es besteht aus einem ärmellosen Hemde und einem Leintuch, in welches man den Leichnam einzuhüllen hat.

Hierauf folgt die Ceremonie des Seelenloskaufes. Ist der Tote ein Mann in den Dreissigern, so muss der Hausvorstand mindestens hundertundfünfzig Groschen (zu 8 xr.) herbeischaffen, ist aber der Tote älter, so hat der Hausvorstand so viel Geld, als er nur kann, herzugeben, keineswegs aber unter eintausendeinhundertunddreiundvierzig Groschen und 30 Para, wobei man bei einem fünfzigjährigen Manne $2^1/_2$ Para auf jeden Tag seines Lebens ansetzt. Ist das Haus jedoch so blutarm, dass es gar keiner Geldleistung fähig ist, so macht sich ein ehrenwerter und getreuer Mann aus der Mahala auf, nimmt eine Schreibtafel (tachta) und geht von Laden zu Laden, von einem begüterten Geschäftmann zum anderen und bettelt „wegen des gottgefälligen Werkes und um jener Welt willen" (rat sevapa onoga svijeta) wenigstens neunzig Groschen zum Seelenloskauf zusammen. Daher rührt das Sprichwort der slavischen Mohammedaner her: sto godina devedeset groša (hundert Jahre neunzig Groschen).

Hat der Hausvorstand das nötige Geld beisammen, so fügt er

noch dreihundert Drachmen (dram) reines Silber hinzu, (besitzt er selber keines, so borgt er sich eines bei den Nachbarn aus und erstattet es nach der Ceremonie den Eigentümern zurück), trägt den Schatz ins Zimmer, wo der Tote liegt, wickelt ihn in ein reines Tüchel ein und übergibt das Tüchel zweien ehrenwerten Männern. Alle Anwesende bis auf diese zwei Leute, den Imam und den Hausvorstand müssen nun die Stube verlassen. Der Imam nimmt den Rosenkranz in die Hand, lässt Koralle für Koralle durch die Finger gleiten und zählt bis 101, inzwischen setzen sich jene zwei Männer, der eine an der einen, der andere an der anderen-Seite des Toten nieder und reichen einander über den Leichnam hinüber das Tüchel mit dem Geld und Silber 101 mal zu, immer mit den Worten: šumalisena virdum (türk., ich reiche dir dieses Toten-Pfand) und der jeweilige Empfänger spricht: ben sena virdum (türk., ich nahm es). Zum Schluss gilt das Tüchel samt dem Inhalt als wahrhaftiges Pfand (amanet) des Toten. Die zwei Männer legen das Pfand vor den Imam hin, der Imam hebt es auf, löst das Tüchel, nimmt das Silber, gibt es dem Hausvorstande, das Geld aber teilt er in drei Teile, zwei davon für den Hausvorstand, den dritten Teil teilt er jedoch wieder in drei Teile, von welchen er zwei für sich behält und den Rest jenen zwei Männern schenkt, die „das Pfand gemacht“ (amanet činili).

Der Hausvorstand bezahlt von seinen zwei Teilen die Gräber, den Schreiner, der die Bahre und jenen, der die Lehne angefertigt, den Mann, der das Badewasser warm gemacht und abgekühlt und den Badegehilfen, der die Leiche mit Wasser begossen, jedem zu vier Groschen. Den Überrest verteilt er unter Witwen, Waisenmädchen und sonst ganz arme Leute, jeder Person nicht mehr als zwei Groschen.

Darauf trennt der Imam die Kleider, die der Tote am Leibe hat, auf, zieht sie herab, wäscht den Toten mit Seife und lauem Wasser ab und bekleidet ihn mit dem Totenhemde. War der Verstorbene durch irgend einen Zufall früher unbeschnitten (ne bi bio osunećen) geblieben, so bricht ihm der Imam den kleinen Finger der rechten Hand und wickelt um den Finger herum einen roten Seidenfaden. Sodann hüllt er den Toten in ein Leintuch ein und schlingt das Leinen oberm Haupte und zu Füssen im Knoten fest; vor der Einhüllung aber nimmt der Imam Rohwolle zur Hand und verstopft dem Toten jede Öffnung am Leibe, Mund, Nasenlöcher, Ohren usw., steckt ihm zwischen die Finger und Zehen Wolle, beräuchert ihn mit Weihrauch und schiebt ihn auf die Bahre hinauf. Das Leintuch wird dem Toten am Grabe abgezogen und dann schenkt man es dem Imam. Auch das Tuch, mit welchem der Tote eines wohlhabenden Hauses auf dem Weg zum Friedhof bedeckt gewesen, fällt als Geschenk dem Imam zu.

(Aus Westbosnien). Thomas Dragičević.

II. Soviel die slavischen Mahommedaner gewöhnlich auf ein ehrliches Begräbnis auch geben, im Kriege scheint der Tote jede Schätzung einzubüssen. In einem mahommedanischen Guslarenliede,

in welchem der Raub des Klisuraer Burgfräuleins Jelkuša durch Bojičić Alija geschildert wird, heisst es zum Schluss: die Sieger (Mahommedaner) „warfen ihre Toten ins Meer, ihre Verwundeten aber nahmen sie mit sich“

„svoje mrtve u denjiz baciše
a ranjene svoje poniješe.“

In dem von mir schon veröffentlichten „Smailagić Meho“ werden nach der Schlacht mit General Peter die Toten einfach auf Haufen zusammengetragen: V. 58: i na hrpe donose šehite. V. 2015—2022: „Alle Gefallenen unserer Truppe schafften wir auf einen Platz. Ei wie gut wir sie beerdigt haben! Man sieht ihre Füsse bis zu den Knieen und die weissen Hände bis zu den Armen und das weisse Antlitz bis zu den Augen. Also werden Leichen [im Kriege scilic.] begraben.“

F. S. K.

Wolf Feuerdrache.

Ein Guslarenlied bosnischer Serben.

Von Friedrich S. Krauss.

Tiernamen als Namen von Geschlechter-, Stamm- und Sippenverbänden und besonders einzelner Familien oder noch häufiger einzelner Personen wurzeln ihrem Ursprung nach meist in totemistischen Vorstellungen. Das Tier ist zugleich Totem des nach ihm benannten Individuums oder Verbandes. Aus einer Urzeit — man fasse dies Wort in Ermanglung eines zutreffenderen nur als relative Bezeichnung auf — erbt sich der Totemismus auch unter europäischen Völkerschaften als Überlebsel noch fort. Wir begegnen ihm zumal dort, wo noch Sippen- und Geschlechterverbände vorkommen. So auch bei den Südslaven, obgleich die Mehrzahl von ihnen seit einem Jahrtausend zum Christentum und ein starker Bruchteil zum Islam sich bekennt. Das „obgleich“ ist freilich nicht ganz passend; denn die von den südslavischen Völkern nach ihrer Art rezipierte monotheistische Religion steht in ihrer volktümlichen Fassung dem Totemismus ohnehin nicht ferne. Tiernamen kommen bei den Südslaven ungemein häufig als Familien- und noch mehr als Personennamen vor. Am gewöhnlichsten sind Vuk (Wolf), zmaj (Schlange, Drache), selten kuna (Marder). Als Toteme sind diese Tiere international. Der südslavische Bauer benennt sein Kind mit einem solchen Namen, um ein frühzeitiges Sterben des Kindes zu verhüten. Er stellt also sein Kind unter den Schutz des Namens. Das ist genug bekannt. Es kommt indessen auch eine Combinirung zweier Totemnamen vor, so vuk-zmaj, oder vuk-zmaj ognjeni = Wolf-Feuerdrache. Diesen Namen hatte ein Mitglied des serbischen Fürstenhauses Nemanjić. Es war ein Held seinerzeit, von dem man noch mancherlei im Volke singt und sagt, trotzdem etwa 500 Jahre seit dem Ableben des Helden vergangen sind. Weil es ein Held war, deutet der Volkdichter den Namen

anders als nach dem üblichen Glauben und dichtet eine besondere Wundersage dazu, um eben für den Namen und die Heldenthaten des Kämpen eine Erklärung geben zu können. Ein Beleg hiefür ist nachfolgendes Guslarenlied aus Bosnien:

Rodio se zmaj ognjeni Vuče.

Dvore gradi slijepac Grgure.
Kad bijele dvore sagradio,
malo vrime, za dugo ne bilo,
viš njeg stoji vijernica ljuba,
ona roni suze niz obraze;
otište se suza od obraza
pa Grguru na bijelo lice.
Ljuto kune slijepac Grgure,
ljuto kune svoje bjele dvore:
— E da Bog da, moji bjeli dvori,
je da Bog da, ostali mi pusti!
Skoro sam vas junak prekrivao,
što mi odmah tako prokisoste!
Njemu veli vijernica ljuba:
— Gospodare, slijepac Grgure!
ti ne kuni svoje bjele dvore;
tvoji dvori njesu prokisnuli,
već ja ronim suze niz obraze;
pa s otište suza niz obraza
pa na tvoje prebijelo lice!
Nu šta veli slijepac Grgure?
— Što je tebi, moja vjerna ljubo?
Kaka ti je golema nevolja
te ti roniš suze niz obraze?
Ili ti je ne stanulo, ljubo,
ne stanulo nebrojena blaga?
Ili ti je ne stanulo vinca?
Ili ti je ne stanulo ljepca?
Njemu veli vijernica ljuba:
— Ja Boga mi, mio gospodare!
tog mi ništa nije ne stanulo,
već u našem danas bjelom dvoru
muško nam se čedo nalazilo:
po glavi mu vučka dlaka raste
iz usta mu živa vatra sipa,
iz nosa mu mavi plamen liže,
crvena mu ruka do ramena.
Pa sam se ja mlada prepanula!
S otog ronim suze niz obraze.
Njoj govori slijepac Grgure:
— Šut, ne plači, moja vjerna ljubo!
Rodio se zmaj ognjeni Vuče!
Već ću li me moja virna ljubo,
ti sastavi gospodu rišćanâ,
juzimajte čedo prenejako,
podajte ga Srijem zemlji ravnoj,
da ga rane medom i šećerom
jä do sablje i do konja vrana.
Bog će dati pa će dobro biti!
Pa sastavi Grgurova ljuba
pa sastavi gospodu rišćanâ;
juzimaju čedo prenejako.

Von der Geburt Wolf des Feuerdrachen.

Ein Burggehöfte baut Georg der Blinde.
Nachdem er 's weisse Burggehöft erbaut —
Nach kurzer Frist, es währte nicht zu lange,
Sein treues Eh'lieb ihm zu Häupten steht,
Über die Wangen strömen ihr die Thränen;
Es schnellt sich eine Thräne von der Wange
Und fällt aufs weisse Angesicht Georgen.
In Gift und Gall' verflucht Georg der Blinde,
Verflucht in Grimm und Gall' sein weiss Gehöfte:
— O wollt' es Gott, dass du mein weiss Gehöfte,
O wollt' es Gott, verwüstet lägst und öde!
Ich Held, ich liess dich jüngst erst neu bedachen,
Was lässt du gar sogleich den Thau durchsickern?
Es spricht zu ihm hierauf sein treues Eh'lieb:
— O mein Gebieter, Herr Georg der Blinde!
Halt ein, verfluche nicht dein weiss Gehöfte.
Das Dach von dem Gehöft ist regensicher.
Mir strömen Thränen übers Angesicht.
Es fiel die Thräne mir vom Angesicht
Und sank dir auf dein schneeig weisses Antlitz.
Nun hör' die Antwort drauf Georg des Blinden:
— Was fehlt dir denn, o meine treue Liebste?
Welch übergrosses Ungemach bedrückt dich,
Dass Thränen deine Wangen dir benetzen?
Wie? sollt' es dir, o Liebste, gar gebrechen,
An ungezählten Schätzen dir gebrechen?
Gebricht es dir an einem guten Tropfen?
Gebricht es dir an einem schönen Hausbrod?
Zur Antwort ihm sein Eh'gemahl in Treuen:
— So wahr mir Gott, mein theuerster Gebieter!
Von alledem gebricht mir ganz und gar nichts,
Doch hat sich heut in unsrem weissen Hofe
Ein seltsam männlich Kindlein vorgefunden:
Auf seinem Haupte wächst ihm Wolfbehaarung,
Aus seinem Munde sprüht lebendig Feuer,
Aus seiner Nase lodert blaue Flamme,
Bis zu den Schultern rot ist seine Hand.
Drum bin ich junge Frau so sehr entsetzt
Und darum netzen Thränen mir die Wangen.
Es spricht zu ihr der Herr Georg der Blinde:
— O schweig und wein' nicht, meine treue Liebste!
Geboren ward der Feuerdrache Wolf!
Doch hörst du mich mein treues Ehgemahl!
Beruf du ein zum Rat der Christen Herren
Und nehmt euch an des Kindleins zart und schwach
Und gebt's nach Sirmium das eb'ne Land.
Man soll's erzieh'n mit Honig und mit Zucker,
Bis es zum Schwert und braunem Ross gedeiht.
Gott wird's gewähren, gut wird alles ausgeh'n!
Alsdann berief Georgens Eh'gemahl,
Berief zum Rat der Christen Herren ein.
Sie nehmen sich des zarten Kindleins an

pa ga daju Srijem zemlji ravnoj.
Sve ga rane medom i šećerom
jä do sablje i do konja vrana.
Kako onda tako i danaske,
odraniše čedo prenejako,
djetić bio, sat se spominjao!

Und geben's fort nach Sirmium, ins eb'ne.
Man nährt es gross mit Honig und mit Zucker,
Bis es zum Schwert und braunem Ross gedieh'n.
Wie dazumal so auch am heutigen Tage.
Sie zogen gross das Kindlein klein und zart.
War das ein Kerl! man denk' auch jetzt noch seiner!

Zu Zeile 4. Der Mann liegt auf dem Wanddivan ausgestreckt. — Z. 26. Ungezählte Schätze sind keineswegs zahllose Schätze, vielmehr meint Georg, er zähle seiner Gattin das Geld nicht zu. Sie dürfe nach Belieben vom Vorrat nehmen. Geld, Wein und weisses Weizenbrod sind das Um und Auf der Wünsche des Bauernvolkes. — Z. 32. Der Guslar sang mir vor: ‚već su u našem danas b. d.‘ Dazu wäre ein nalazili zu ergänzen. ‚Man fand das Kind.‘ Ich liess das su im Texte des folgenden Verses halber aus. — Z. 34 f. Ständige Merkzeichen aussergewöhnlicher Wunderkinder und Helden. — Z. 37. crven = rot wie Gold nämlich. In Legenden haben zuweilen Wunderkinder goldene Arme. Z. 44. gosp. r. die Herren der Christenheit, d. i. den hohen Adel und die Spitzen der Geistlichkeit. — Z. 46. ‚Im Fruškagebirge Sirmiens gibt es eine stattliche Reihe sehr begüterter Klöster, wohin wohlhabende Serben ihre Knaben zur Ausbildung zu schicken pflegten. Der grössere Teil Sirmiens ist freilich eine Ebene. Vrgl. mein Buch: Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien.‘ — Z. 49. Das prodigium ‚čudo‘ könnte ein Unheil gleich einem Kometen oder dem Nordlicht oder einem zweiköpfigen Kalbe oder einem Eier legenden Hahne bedeuten. Er wehrt das Unglück ab, indem er „das gute Wort“ sagt. — Z. 56 sollte an letzter Stelle kommen.

Das Lied sang mir am 19. Januar 1885 der Guslar und Ackerbauer Ljuboje Milovanović aus Bogutovoselo in Bosnien. Er sagte mir, er habe es 46 Jahre vorher seinem Vater, einem eingewanderten Herzogländler, abgelernt. Ljuboje ist ein sauberer alter Bošnjak, der sich nicht wenig darauf einbildete, dass seine Lieder auch den Deutschen bekannt gemacht werden sollen. Er gewann mich lieb und erteilte mir einige gute Lehren mit auf die Wanderung, damit ich als Fremder gegen den Anstand nirgend verstosse. Ich notirte am Rande des Liedes: ako dogje ko u kuću pa zijeva ondar prostri mu da spava, drijemovan je; ako se proteže ondar traži ženkare da jebava pa ga valja istjerati a kat pljuca e podaj mu, gladan je, nek jede (Wenn einer ins Haus kommt und gähnt, deck ihm das Lager auf, damit er schlafe; denn er ist schläfrig; wenn er sich reckt und streckt, so sucht er Frauenzimmer, um seinen Trieb zu befriedigen, da muss man ihn hinausjagen, wenn er aber öfters spuckt, nun so gib ihm, er ist hungrig, er soll essen).

Abderiten von heute unter den Juden.[1]

Von Benjamin Wolf Schiffer.

Auch die Juden Polens, Litthauens und Russlands haben Abderiten-Städte. Es ist auffällig, dass unter diesen Städten sich keine von den bei den Slaven als solche bekannten befindet, wie z. B. Pacanow der Polen. Der Jude begreift unter Einwohnern einer Stadt, die er für Abderiten hält, meist nur die Glaubengenossen. Fast allen Juden der genannten Länder gemeinschaftlich ist Chelm in Polen; und die hübschen Geschichtchen von den „Chelmer Narunim (Narren)“ sind im Munde Aller; ausserdem besitzen die galizischen Juden noch: Linsk (Lisko) und Nadwórna. „Fraget einen Linsker oder Nadwórnoer: Woher sent (seid) Ihr? — und er antwortet euch: Nu! so sent Ihr klug! (Als ob schon in der Frage eine Allusion auf die obligate und bekannte Dummheit des Befragten läge.)

Die jüdischen Bewohner vieler Städte und Flecken haben bei den Juden eigene Spitznamen, welche für die damit Bezeichneten keineswegs schmeichelhaft sind. Die Spottnamen geraten aber allmälig in Vergessenheit, da die Lebenverhältnisse der Provinzjuden sich erheblich geändert haben, was natürlich nicht verfehlen konnte, auch auf deren Charakter, die unmittelbare Ursache jener Bezeichnungen, Einfluss zu üben; auch mögen die häufigen Auswanderungen, namentlich der ärmeren Schichten der jüdischen Bevölkerung, das ihrige dazu beigetragen haben. Ich habe die Spitznamen von 27 Städten gesammelt. Die Anlässe zur Entstehung dieser Bezeichnungen mögen gewisse konkrete Fälle gegeben haben, die dann verallgemeinert und festgehalten wurden. Vielfach hat sich das Andenken der Veranlassung in Form eines Mährchens behauptet, aber ich konnte nur wenige dieser Gründe ermitteln; über die meisten wusste niemand mehr Bescheid.

Hier die Spitznamen: Brzezany'er — Kremenies[2]), Pomorzany'er — Hybke[3]), Złoczower — Stählecher[4]). (Daran schliesst sich ein Sprichwort: Wenn Brzeżany und Złoczów sich schlagen, so fängt Pomorzany Feuer. Zu diesem Sprichworte soll ein wirklicher Vorfall Veranlassung gegeben haben: ein zwischen den Gemeinden und Rabbinern von Brzezany und Złoczów ausgebrochener Streit soll die Gemeinde von Pomorzany zum Einschreiten bewogen haben, was ihr aber sehr schlecht bekommen sei). Stratyner — Nebich (aus dem poln. niebogi = arm, elend; was auf die Bewohner dieses Örtchens vollkommen passt). Bursztyner — Chajczulikes (vom Namen des Anführers einer Gaunerbande). Bołszowcer — Parches. (Aussätzige; ganz zutreffend.) Rohatyner — Schapse — Zwinikes. (Anhänger des Lügen-Messias Sabbathaï Zevi, welcher dortselbst in der That

---

[1]) Siehe Andrees Artikel in Nr. 7 II. B. dieser Zeitschrift.

[2]) Krzemień (pol.) = Feuerstein. [3]) hubka = Feuerschwamm. [4]) Stahl zum Feueranschlagen.

viele Parteigänger zählte.) Lemberger — Pypkes (vom pol. pępki = Gänsemagen; eine beliebte Speise der als gefrässig bekannten Lemberger.) Stryjer — Malach-ha-Maweth (Todengel). Kulikower — Mischpat. (Zur Bezeichnung eines ungerechten Urteilspruchs. In K. waren nämlich zwei Schneider und ein Schuster; dieser verdiente wegen eines schweren Verbrechens den Tod; da aber die Gemeinde den einzigen Schuster nicht missen konnte, so wurde einer der Schneider anstatt des Schuldigen hingerichtet.) Bóbrkaer — Levanah, (Mond; die B.-er sollen einmal für sich eigens einen Mond bestellt haben, zur üblichen Neumondbegrüssung, als sie mehrere Monate wegen bewölkten Himmels diese Ceremonie hatten unterlassen müssen.) Swirzer — Chodakes (chodaki = Huculen — Schuhe; will sagen: ungeschlachte Füsse). Wojniłower — Jauch (Brühe). Bukaczowcer Mamałyga (Maisklösse). Złoczower — Kriminalnikes (Sträflinge. In Z. wurde das erste Schwurgericht jener Gegend eingerichtet.) Przemyślanyer — Diebe. (P. war wirklich die Residenz eines berühmten Diebconsortiums, dessen Oberhaupt, Leibcie Ganav, der Held eines reichen Sagenkreises wurde.) Belzer — Dreles (gekühlte zähe Fischsupe, deren zitternde Bewegungen die Chassidim, deren Sitz in B. ist, beim Gebet nachahmen.) Zorôwer — Cajve-Misah (Chajav-Misah = ein zu Tode Verurteilter; auch von mürrischen Naturen gebraucht.) Kałuszer — Flamm-Plätz' (Flammenkuchen). Sokołower — Eduth. (Zeugen; Wohin des Weges, Reb Korov? fragt man einen Sokołower. — Ins Gericht, Zeugnis ablegen! — Habt Ihr denn eine Vorladung bekommen? — Eh, wozu eine Vorladung? es findet sich schon was im Gericht!) Jarosławer — Jom-Tov (Feiertag; wegen der Putzsucht der dortigen Frauen). Buczaczer — Arbeit, (zur Bezeichnung einer misslungenen Arbeit). Janower — Beigel (kreisrunde Bretzel); nach Anderen: Janower — Hozkalech (Gauner?) Podchajcer — Kaczkemacher (Entenmacher; ein Bauer brachte einmal ein Kalb nach P. zu Markte, forderte aber dafür einen unmöglichen Preis. Die Fleischer aus P. beschlossen dafür, ihn über seine Waare nicht anders zu befragen als: wie viel kostet diese Ente?! Am Ende musste der Bauer sein Kalb für den Preis einer Ente verkaufen.)

Als Narrenstädte sind, wie bereits erwähnt, Lisko und Nadwórna berühmt; am berühmtesten aber ist Chelm. Von allen diesen Städten werden jedoch fast gleichlautende Geschichten erzählt, von denen ich hier diejenigen folgen lasse, welche mir wegen ihrer Ähnlichkeit mit anderen Abderiten-Geschichten, besonders interessant erscheinen.

Die Chelmer bauten einst eine Synagoge; die Steine, welche sie von einem nahen Berge holten, trugen sie nun den Berg herunter. Da belehrte sie ein Fremder, der zufällig vorbeikam, dass es ja leichter sei, die Steine herunter zu rollen. Die Chelmer sahen ihre Thorheit ein, da aber alle nötigen Steine schon unten waren, so trugen sie sie wieder hinauf, um sie zurück herunterzurollen!

Als die Synagoge in Chelm schon fertig war, da bemerkte der Gemeinde-Vorstand, dass sie vergessen hatten, Fenster anzubringen.

Damit also in der Synagoge hell sei, ersann der nicht minder kluge Rabbiner ein Mittel, indem er viel Sonnenlicht in Säcken auffangen, und diese in der Synagoge leeren liess!

Bevor man die Thüre der Synagoge angebracht hatte, sollte sie der Rabbiner besichtigen; allein da noch keine Thüre vorhanden war, konnte der Rabbiner die Schwelle nicht übertreten. Man hob also den Grundbalken, und der Rabbiner kroch durch die Öffnung hinein. Aber der Balken stürzte und der Rabbiner wurde ohne Kopf hervorgezogen. Die Chelmer merkten zwar, dass an ihrem Seelenhirten der Kopf fehlte, aber da sie sich nicht besinnen konnten, ob er einen gehabt hatte, so liessen sie darüber die Rabbinerin befragen; diese antwortete, sie erinnere sich zwar ihn „gelaust“ zu haben, wisse aber nicht mehr genau, ob im Kopfe oder im St . . . —

Als eines Winters der erste Schnee fiel, wars grade am Freitag abends. Des Morgens bedauerten die Chelmer Gemeinde-Vorsteher, dass der Schamas (Synagogendiener) die neue weisse Decke zertreten werde, wenn er die Leute zum Gebet zusammenrufen gehen wird; sie stellten ihn also auf einen Tisch, und liessen ihn von vier Leuten tragen.

Dem Vorsteher missfiel einmal die Lage der Synagoge, und er befahl dem Schamas, sie nach einem andern Orte wegzuschieben. Da aber dieser allein zu schwach war, so half ihm der Vorsteher; und um die Arbeit zu erleichtern, riet der Schamas, die Oberkleider abzulegen, und mit dem Rücken gegen die Mauer zu drücken. Inzwischen wurden die abgelegten Kleider gestohlen; als sie der Vorsteher nicht mehr bemerkte, rief er triumphierend: Soweit haben wir die Synagoge gerückt, dass wir unsere Kleider nicht mehr sehen!

Einst hatten die Chelmer längere Zeit keinen Mond zur Begrüssung; die Gemeinde war verzweifelt! Da sagte der Vorsteher, ich weiss einen Rat: Ich erinnere mich, als ich einmal vom Jahrmarkte heimkehrte, hatte ich ein Fässchen Barszer mit, das ich gekauft hatte; der Mond leuchtete am Himmel, und auf dem Boden des Fasses hatte ich einen zweiten Mond. Sofort wurde ein Bote auf den Jahrmarkt ausgerüstet, um ein Fass Barszer mit einem Mond heimzubringen. Als der Bote den Mond im Fass bemerkte, da bedeckte er dasselbe rasch, damit jener nicht verschwinde.

Die Chelmer hatten einst eine Sonnenuhr errichtet. Da kam ein Regen und befeuchtete sie. Um diesem fürs weitere vorzubeugen, liessen die Chelmer über der Sonnenuhr ein Dach errichten.

Chelm ist auch die Mutterstadt des Davidl Klüger (David der Kluge), eines sehr pfiffigen und geriebenen Patrons, der seine Mitbürger nasführte und zum besten hatte. Es ist ein ganzer Cyklus von Geschichtchen über ihn vorhanden; sie scheinen mir aber sämtlich aus dem Slavischen entnommen zu sein.

Vergrabene Schätze.[1])

Von K. Ed. Haase.

I. Eine Schatzgräberei bei Binenwalde. Es war zu der Zeit, als Prinz Heinrich, Bruder des grossen Friedrich, in Rheinsberg Hoflager hielt, da entdeckte man mittels der Wünschelrute in der Ruppiner Schweiz unweit Binenwalde einen grossen Schatz. Er lag in einer tiefen Waldschlucht unter einem riesigen Steine verborgen, und ein Geist in Gestalt eines schwarzen Hundes bewachte ihn. Da machte sich denn in einer Sommernacht eine Gesellschaft von drei mal drei beherzten Männern nach dem bewussten Orte auf, um den Schatz zu heben. Es war Mitternacht, als man mit Hacken und Spaten daselbst ankam. Tiefe Stille herrschte in der Natur, und auch von den Schatzgräbern durfte keiner ein Wörtchen sprechen. Der Beschwörer aber ergriff sein Grabscheit und zog mit ihm um den Stein einen weiten Kreis, so dass sämtliche Teilnehmer bequem darin arbeiten konnten. Darauf zündete man ein Feuer an und schlachtete einen schwarzen Kater ohne Abzeichen. Der aber stiess ein fürchterliches Geheul aus, und es war, als ob alle Bäume des Waldes mitgeschrieen hätten. Und wie nun das Blut in die dazu mitgebrachte Pfanne floss, da bemerkte man ausserhalb des Kreises glühende Augen, welche die Schatzgräber drohend anglotzten. Doch sie liessen sich in ihrer Hantierung nicht stören, sondern begannen den grossen Stein fortzuwälzen. Darunter aber lag noch ein zweiter und unter diesem ein dritter. Jetzt legte der Beschwörer noch einmal allen Teilnehmern durch Zeichen unverbrüchliches Stillschweigen auf. Der dritte Stein, obwohl kleiner als die andern, war besonders schwer. Doch endlich gelang es, wenngleich mit vieler Mühe, auch ihn aus seiner Lage zu bringen. Da zeigte sich unter ihm ein Topf. Bei dessen Anblick entfuhr dem einen, während ein anderer noch mit seiner Rodehacke einen Hieb thun wollte, unwillkürlich der Ausruf: „Da!“ — Doch das war ihr Unglück. Denn unter entsetzlichem Krachen versank der Topf in die Tiefe, die Grube wurde verschüttet, und die Schatzgräber mussten ihr Heil in eiliger Flucht suchen, um dem Zorne des Geistes zu entrinnen. Einige von den Teilnehmern wurden von dem Geiste so in die Irre geführt, dass sie erst nach drei Tagen nach Hause zurückkehrten.

(Aus Frankendorf mitgeteilt durch Herrn Lehrer Fehse zu Dierberg.)

II. Der brennende Schatz im dünnen Holze. Im dünnen Holze sahe man früher unzählige Irrlichter, und sehr häufig auch blaue Flammen, in denen alles zu Gelde wurde. Einst fand ein Mann dort ein brennendes Feuer, bei dem eine Stärke lag. Er ging heran und nahm sich eine Kohle, um seine Pfeife in Brand zu setzen; doch

[1]) Wir bitten unsere Mitarbeiter um weitere Beiträge zu der Umfrage, welche Herr Oberlehrer Haase über Vergrabene Schätze hiemit eröffnet.

so sehr er auch zog, die Pfeife wollte nicht brennen. Missmutig steckte er sie ein. Als er aber am andern Morgen den Deckel öffnete, fand er oben auf dem Tabak ein Viergroschenstück.

(Aus Falkenthal mitgeteilt durch Herrn cand. theol. Spendelin daselbst.)

III. Der Schatz in Grieben. Vor langen Jahren grub eine Bauerfrau in Grieben in ihrem Hausgarten und stiess dabei auf einen harten Gegenstand. Als sie untersuchte, was das sei, entdeckte sie einen gewundenen (gedrehten) eisernen Henkel, an dem ein Kessel hing. Diesen herauszuheben vermochte indessen die Frau nicht, denn er war zu schwer. Daher rief sie eine auf dem Hofe beschäftigte Dienstmagd herbei: „Annmarie, kumm, ik hebb' enen Ketel mit Geld fun'n!“ — Diese eilt herbei; wie sie aber mit der Frau versucht, den Kessel an dem Henkel aus der Erde herauszuheben, vernehmen beide einen hellen in die Tiefe gehenden Klang und der Kessel mit Inhalt ist verschwunden, während sie den Henkel in den Händen zurückbehalten. Das hatte sie nun von ihrem Sprechen.

(Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Rahn zu Klosterheide.)

IV. Der Schatz am Floet. Eines Tages waren zwei Arbeiter beim Floet, einem Fischgraben zwischen Falkenthal und Neuholland, beschäftigt, als ein fremder Mann zu ihnen tritt und ihnen eine Stelle am Floet bezeichnet, an der sie beim Nachgraben zu bestimmter Zeit und Stunde einen Schatz finden würden, doch dürften sie kein Wort dabei sprechen. Beide machten sich zu der angegebenen Stunde ans Werk und stiessen auch wirklich auf einen eisernen Kasten. Da erschienen plötzlich zwei Gestalten hinter ihnen, gar nicht wie Menschen anzusehen, von denen die eine zur andern sagte: „Welchen nehmen wir denn nun?“ — Als die andere Gestalt auf den einen Arbeiter zeigte und sagte: „Den!“ — da schrie dieser laut auf: „Ach, meine arme Frau und Kinder!“ — Plötzlich ertönte ein gewaltiger Krach, und Gestalten wie Kasten waren verschwunden.

(Mitgeteilt durch ebendenselben.)

Der Hexenritt.

Von M. Rösler.

Aus dem Isergebirge. Uf an Bauernhofe, do labte amol ane sühr büse Froo, die wor gor gorstch gechen die ormen Leute, ei de Milch thot se Wosser schütten, und verkauft se su, ke Battelweib oder ormes Kind griegte fu dar wos, se hotte au ruthe Auchen, und de Leute seuten: „Se wär anne Hexe!“ Uff dann Bauernhofe do wor au a Knacht, a racht neugiercher Karle, dar überrol seine Nose neisteckte,; dar konnte nu seine Bauersfroo an ollerwingsten leiden, weil se gor su geitsch zu ihn wor, und a sonn hin und haar, wie a ihr an rachten Possen othun könnt.

A hotte nu schunn a pormol gesahn, doss se jedes Juhr, subal de Wolpersnacht koom, se gur se geheimnissvull thot, halt, docht a,

dos musste wissen; Wolpersnacht, dos is ja Hexenobend. Dos nächste Juhr koam, der Knacht posste gutt uff, vo niemanden gesahn verkruch a sich ei der Bauersfroo Kommer unders Bett, und wollte sahn, wos do fürging.

Rechtch wies finster wor, do kom de Froo, zug sich aus, und schmierte sich mit Solbe ei, die se aus an mitgebrochten Tüpl nohm und murmelte ollerle Sprüche für sich har. Wie se durch und durch eipolsmirt wor, nu ging se geschwind wieder ei de Küeche; der Knacht ober, dar kruch eilch undern Bette für, thot sich vo der übriche Solbe gschwind eischmieren, und flugs der Froo anno; die ober soass benn Ufen, und ritt uff der Ufengobel. Der Knacht hürte grode no, wie se seute: „Uben naus und nere oh!“ Und heidi flougs se durchn Raufang naus. Der Knacht dochte: „dos breet ich au!“ hullte sich de Mestgobel rei, seute wie de froo „Uben naus, und nere oh!“ und rechtch, a fuhr ei de Hüh, zum Raufang naus, und gallopierte frischweg durch de Luft. Do sog a au vo andern Seiten sette Reiter, wie a salber, kommen, und olle retten se uf an grussen schworzen Punkt zu, wenn au no ei weiter ferne. Je nonder a koam, desdo mühr sette Reiter sog a, endlich hotte a dos Ziel derrecht, es wor der Blocksberg, wu a jetzund wor, und a wildes Drängen und Stussen wor do druben. Au sog a sühr vill bekannte Gesichter, und glei ubenoa fo fond a seine Baüersfroo, se tantzte wie die Andern ei an grussen Kreise rem, ei der Metten do soass der Teufel ganz leibhaftch. Do derkannte mei Knacht, doss a under lauter Hexen und Zauberer gerothen wor. A lahnte sich uff de Seite ei an Baumstomm, oh um sich dos Ding zu betrachten.

Doch bale hotten senen gesahn, zerrtnen zum Teufel hinn, wu a sollte seine Seele haargan, und mit seinen Blut unterschreiben den Pack. Der Knacht, dar wehrte sich aus ollen Kräften dergechen, umsonst, vo ollen Seiten umringtnen de Hexen; do griegte der Knacht su an Zoorn, macht a Kreuz über se, und schrie: „In Namen Gottes weichet von mir!“ Do sog a noh, wie der Teufel glei an Boden neifur, donn wor a Donnern und Bletzen, a fühlte sich follend, immer tiefer follend, natürlch gings nu ei de Hölle, docht a sich, denn a hürte schunn dos Zischen und Heulen, endlich fiell a uff wos hortes, gleich hub a sich uff de Bene, um sich emzusahn, wos wor doos? A wor in seiner Kommer und durchs Fanster schien der Mond rei. Do wusste a ne, wors Traum oder Wuhrhet!

Wie a früh ei de Stube nunder koam, do sog a sich de Bauersfroo orndlich oh, und a sog, de Auchen hotte se no rüther wie sonst, und bisser wors au, denn der Knacht hotte kene gute Stunde mehr bei dar, und wie asse sott hott, do schnürte a sei Bündel und marschierte ei de Wald nei. Uf de Mistgobel iss a ober ne mie gritten; vo der Bauersfroo, so hürte a später: die hätt amol der Teufel ei der Nacht ghult.

(Von meiner verewigten greisen Muhme in Neustadtl wiederholt erzählen gehört).

Volkwitz in Rätseln*).

(Aus Schleswig-Holstein).

Von H. Volksmann.

1. Weg ist 't un blif't weg, un is ok hunnert un dusen Jahr weg wäsen un is noch ümmer weg. Tolk. i. Angeln.

2. Binn'n rûg un but'n fett, je nêger na'n Merrn (na Nerrn?), je dicker dat Speck. Ostorf i. Dänischen Wohld.

3. Unn'n rûg, un bab'n rûg, un twe Ähl bin ok noch rûg. Gegend v. Bordesholm.

4. Hüppup un Werpup krôp'n baid 'n Barg up; acht Fôt un een Stêrt; segg, is dat kên Râd'n wêrt? Geg. v. Bordesholm.

5. Pernors kêk in Kappeldors; den kêm Frankebell un bêt Pernors in 't Fell; Pernors lêp lanks fors Lich(t) un lêp ock gut får Lüch. Geg. v. Wesselburen.

6. Gott sprach ein Wort und meints doch nicht. Es ward vollbracht, geschah doch. Owschlag i. Schleswigschen.

7. Twêbên sêt op Drêbên un êt Eenbên. Dou kêm Vêrbên un nehm Twêbên dat Eenbên. Dou nehm Twêbên Drêbên un sloug darmit Vêrbên, dat Vêrbên Eenbên fall'n lêt. Lunden i. Dithm.

8. Ick gung mål åwer'n Steg, dår begegn mi en lütt Knech(t). He sä: Schall ick di mål fi-fa-fummeln? Ick sä nä un he sä ja — un so fi-fa-fummel he mi. Schwienhusen i. D.

9. Antonius, Antonius, sitt mit sien vêr Bröid'r in d' blaue Hûs; dat Hûs is enk, de Wänd'n sünd mår, Antonius brickt sick en Lock hindår. Lunden u. Schwienhusen i. Dithm.

10. Kaiser Karolus hatte einen Hund. Er nannte ihn nach seinem eignen Mund. Also wie hiess der Hund? Geg. v. Lunden.

11. Lock an Lock un holt doch. Fleckeby i. Schleswigschen.

12. Haeger dick, maeger dick, hittel, fiddel un Fick darbi; lick miene Fiesspaas, plückt mi all de Haar ut'n Mars. J. H. H. S. Lunden i. Dittm.

13. Ers slapp, denn stief; ers in 't Lock, denn in 't Lîf. Lehe b. Lunden i. Dithm.

14. Warum sünd de Flöi all swart? Delve i. Dithm.

15. Achd'r mien Våd'r sien Kåm'r, dår hankt en blanke Håm'r; wer dårmit håmern kann, dat is en Künslermann. St. Annen i. Dithm.

Auflösungen: 1. De Weg. 2. Tallilicht (Talglicht). 3. Haudiem (Heudiemen). 4. Pock un Mullwarp (Frosch und Maulwurf). 5. Pernors = Katt (Katze), Kappeldors = Briegrap (Breigrapen), Frankebell = Hund; die Katze stösst das Licht um und wirft die Laterne entzwei. 6. Isaacks Opferung. (Die Volktümlichkeit dieses Rätsels dürfte zu bezweifeln sein). 7. Schuster, Schusterbock, Wurst und Hund. 8. Floh. 9. De groute Töin mit de veer lütten Töin

*) Siehe Am Ur-Quell Bd. I., 18, 131—132, 170—171, 87; II., 15. 16.

in'e Strümp. (Die grosse Zehe mit den vier kleinen Zehen im Strumpf.) 10. Also. 11. Käed (Kette). 12. Spinnrad. 13. Pannkouk (Pfannkuchen). 14. Wiel se Fermilientruer hebbt. (Weil sie Familientrauer haben). 15. Iisjåkel (Eiszapfen).

Literaturnachweise. Zu 1: Niederländ. Volkkunde I., S. 18. Zu 2: Eine andere Fassung des Rätsels von der Talgkerze werden wir später mitteilen. Zu 3: Auch in Stapelholm bekannt Zu 4: Wegener, volktümliche Lieder, I., S. 115 (Altmark). Treichel, dialektische Rätsel, S. 3, mit der Auflösung: Maus und Frosch. Zu 6: Niederländ. Volkkunde I., S. 206. Zu 7: Müllenhof, S. 504—508 (507?). Frischbier: Die Menschenwelt in Volkrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen, S. 214. Zu 9: Niederd. Korrespondenzbl. VI., 87 (Segeberg i. H.) Zu 10: Am Urquell I, S. 132, 172. Frischbier: Die Menschenwelt in Volkrätseln, S. 261. Meier 286. Simrock I, 42. Vgl. Mone, Anz. VII., 265, 245, 267, 279, 371, 287: Antwerpen. — In den N. pr. Prov. bl. VIII., 378 heist der Hund Wie, auch Selbst. Zu 15: Müllenhof, S. 504. Korrespondenzbl. IX., 54 (Osnabrück). Frischbier: Die Menschenwelt in Volkrätseln. S. 259. Zeitschrift f. d. Myth. III., 180. (Grafsch. Mark). Curtze, 297 (Waldeck). Fiedler, 43 Rochholz, 254, 453, 454.

Preussische Rätsel-Fragen.

Von H. Frischbier.

1. Wo hat Adam zuerst den Löffel angefasst?
Am Stiel. Vgl. Mone, Anz. (Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit), VII, 265.

2. Wo hat Adam zuerst den Löffel hingethan?
In die Suppe.

3. Was riecht in der Doctor-Apotheke am ersten?
Die Nase.

4. Wat heft mehr Oge als e ganzet Schock Sparling'?
Das Sieb.

5. Wat ös dat beste am Backawe?
Dass er das Brot nicht auffrisst.

6. Wat fer e Bart ward nich länger, wenn hei ok keinmoal balbeert ward?
Der Schlüsselbart.

7. Wat heft de Bu'r mank de Beene? (Beene = Beine und Bienen).
Honig.

8. Wenn seegt (säet) de Bu'r Flass?
Nie, er säet Lein.

9. Wenn êr koame Barg on Thal tosamme?
Wenn ein Buckliger in den Graben fällt. Ebenso auch in Schwaben. Meier, 348. Vgl. Simrock I, 357.

10. Wat rennt vom Barg on lett den Zoagel bawe?
Das Knäuel.

11. Woröm kickt man söck öm, wenn man op'm Barg steiht?
Weil man hinten keine Augen hat.

12. Wat geit dorch em Barg?
Der Maulwurf.

13. Wat springt äwer'm Barg?
Der Frosch.

14. Wat moakt man toêrscht, wenn man ut em Bedd stöggt?
Eine leere Stelle.

15. Woröm mot man dat Brot öm frösche Backoawe backe, wenn de ole öngefalle ös?

Weil der alte Backofen keine Jungen bekommt.

16. Woröm hängt de Dew?

Weil der Strick zu kurz ist.

17. Wieveel Eier kannst nücht're eete?

Eins. Vgl. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, 272, 574. Simrock, Rätselbuch, I, 284.

18. Wer ett möt twei Läple?

Der Hase.

19. Wat föllt on bullert nich?

Der Nebel — der Sonnenstrahl etc.

20. Wo ware de Fösch man op ener Sied gebrade? — de Flinse man op ener Sied gebacke? — de Wages man op ener Sied geschmeert?

In Radschen im Kr. Pillkallen, früher auch in Lawsken bei Königsberg. Vgl. Sprichw. I, 3055. Überhaupt in allen Dörfern, welche nur auf einer Seite der Strasse liegen.

21. Wiveel Flege (Flöhe) goane op e Schäpel?

Keiner, sie hüpfen heraus.

22. Wi koame de Flege ön't Bedd?

Schwarz.

23. Ön N. liggt e Fru schon drei Wêke on kann gar nich begroawe ware. Woröm nich?

Weil sie noch nicht tot ist.

24. Wat moakt de Hoan under veertië Kikel?

Das Mandel voll.

25. Welk Hoan moakt kein Spektoakel?

Der Wetterhahn.

26. E Hoas huckt öm Goarde on kann nich äwre Tun, nich dorch e Tun, nicht undre Tun, on hinder em steit de Jäger. Wie kömmt de Hoas ut em Goarde?

Das sei des Hasen Sorge.

27. Op welke Sid föllt de Hoas, wenn hei geschoate ward?

Auf die rauhe. Vgl. Simrock I, 158.

28. Wennêr heft de Hoas Tänschmerze?

Wenn ihn der Hund beisst.

29. Woröm kickt söck de Hoas öm, wenn em de Hund' gripe?

Weil er hinten keine Augen hat.

30. Woröm rennt de Hoas ver'm witte Hund doller wie ver'm schwarte?

Weil er denkt, der weisse Hund habe sich den Rock ausgezogen und könne daher besser laufen. Vgl. Simrock I, 160.

31. Woröm rennt de Hoas (Wulf) äwer'm Barg?

Weil er nicht durch den Berg laufen kann. Vgl. Rochholz, 272, 570. Mone, Anz. VII, 265, 241. Simrock I, 156.

32. Wat moakt de Hoas, wenn hei äwre Weg leppt?

Einen Kreuzweg.

33. Wie wit rennt de Hoas ön e Woold?

Bis in die Mitte; hat er diese erreicht, dann läuft er zum Walde hinaus.

34. Wo geit de Has hen, wenn hei e Joar olt ös?

Ins zweite Jahr. In der Schweiz: Wo flüget der zwölfjöhrige Gulagge ane? Is drüzähnt. Rochholz, 270, 542.

35. Worüber fällt der Hase, wenn er über den Graben springt?
Über seine Füsse.

36. Welk Hus ös ohne Holt on Steen?
Das Schneckenhaus.

37. Wat ös am dwatschte öm Hus?
Das Sieb, es behält den Schmutz und lässt die Milch rennen.

38. Wie kömmt de Heigster (die Elster) op de Su?
Bunt.

39. Wer ös de dollst' Römdriwer on nährt söck davon?
Der Böttcher.

40. Wo lett de Hört de Pitsch, wenn hei möddoags nau Hus kömmt?
Am Peitschenstock. In Littauen: Wenn der Pflüger vom Pflügen kommt, an was hängt er die Peitsche auf? Schleicher, Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel etc., 206. Vgl. Simrock II, 206.

41. Wat stöckt öm Holt on spreckt?
Der Prediger in der Kanzel.

42. Wat ös dat beste am Kalwskopp?
Das Kalb. Vgl. Simrock I, 263.

43. Wer nömmt dem Kaiser on König alles ver e Näs weg?
Der Barbier. (Wehlau.)

44. Achd'halb Katz, wieviel Bein' hat's?
Es löst sich das Achd'halb (Zwei, acht'halb) in „ach, die halbe" auf.

45. Wievel Feet heft de Katt?
Keine, sie hat Pfoten.

46. Wat kickt toërscht ön de Körch?
Der Schlüssel. Vgl. Mone, Anz. VII, 264, 215. Simrock I, 225.

47. Wat ös (geit) am erschte ön de Körch?
Der Schall (Bart) vom Schlüssel. In Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, 2. Ausgabe, Band I, S. 310 in folgender Fassung: Wer kümt tum ersten in de Kirch?

48. Wat geit de Quer' ön de Körch?
Das Kind, das zur Taufe getragen wird. Vgl. Simrock II, 200.

49. Wat geit op em Kopp ön de Körch?
Der Nagel im Absatz.

50. Wat ös dat Kloarschte ön de Körch?
Das Tröpfchen unter der Nase. Vgl. Simrock I, 393.

51. Wat ös am drieste ön e Körch?
Die Fliege, denn sie setzt sich dem Pfarrer auf die Nase.

52. Wer kommt zum ersten in die Kirche?
Der Zweite. Vgl. Rochholz, 272, 573. Mone, Anz. VII, 264, 214. Simrock I, 226.

53. Wat ös nich ön e Körch?
Der Ofen. Gilt für die Gegenwart nicht mehr.

54. Wat ös dat äwrigste ön e Körch?
Das Kanzeldach, da es in der Kirche nicht regnet.

55. Wer ös de geduldigste Knecht?
Der Stiefelknecht.

56. Wat fer e Knecht heft noch möt keiner Magd gesproake?
Derselbe.

57. Wat fer e Knecht ett nich on drinkt nich?
Derselbe.

58. Warum fliegt die Krähe in den Wald?
Weil der Wald nicht zu ihr kommt.
59. Wie fliegt die Krähe in den Wald?
In Kreuzform.
60. Wer heft dat grötzte Kriz?
Der Windmüller. (Schluss folgt.)

Nachwort.

Mit den vorliegenden Fragen schliesst die Veröffentlichung meiner seit Jahrzehnten gesammelten Rätsel ab. Die eigentlichen Rätsel sind gedruckt in der Zeitschrift für deutsche Philologie, die übrigen im Urdsbrunnen und Urquell.

Ostpreussische Sprichwörter, Volkreime und Provinzialismen[1].

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

298. He wēt noch von sînem Glöck nuscht!
Hat noch keine Ahnung davon, was in seiner Abwesenheit Unangenehmes passirt ist.

299. Um Gottliebs willen!
(cf. Frischb. II, 1017). Parodie der Redenart: um Gotteswillen.

300. Grosse Geschichte! — Grosse Sōs'! (Sauce).
Wenn jemand von einer Kleinigkeit gross Aufhebens macht.

301. A guter Mensch thut Gutes sich selber!
(Weil Gott ihn für seine guten Thaten belohnen wird.) Jüdisch.

302. Na, go—ode Mo—orge! (Unter zweimaligem langsamem Kopfnicken gesprochen.)
Na, das ist eine schöne Bescheerung!

303. Er ist Gutbesitzer — hat 'nen Acker so gross wie die Stube, auch auf dem Fenster 'nen Cigarrenkasten mit Petersilie.
Arme Leute füllen oft kleine Kistchen mit Erde und ziehen darin Petersilie etc.

304. Ach hätt' ich dich, wie wollt' ich dich. Die ganze Nacht — vergiss mich nicht. (oder: Herzliebchen mein — vergiss mein nicht).

305. Mir ist so hässlich!
Mir ist übel zu Muth.

306. Wenn mîn' Frû öss 'astig, sî öck ōk 'astig!
Wurst wider Wurst. Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen. — „'astig“: hastig, d. h. zornig erregt, cf. Frischb. Wbch. I, pg. 275.

307. Ach du lieber Heinerich, Furz' in's Bett und weimer' nich';
Ach du lieber Ullerich, Furz' in's Bett und buller' nich!

308. Wat, dat Hart tō besolte.
Ein herzhafter Bissen, besonders etwas Saures und Gesalzenes für den verkaterten Magen.

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell Bd. II., S. 16—19, 46—47, 63—64, 77—79, 97—98, 108—109, 122—123, 146, 159—160, 171—172, 194—195, 210—211.

309. Vom Himmel hoch, da komm' ich her —, Häst nich mîne Tant' gesehne!

Ich falle aus den Wolken. „Vom Himmel" etc.: Anfang eines protestant. Kirchenliedes.

310. Hubbriges Wetter! Meine Frau hat gewaschen, d'rum hab' ich kein Hemd' an!

311. Ausgehungert wie 'ne Latern'!

312. „Mî hungert!" — On mî kackert; da könne wî ons ût Nōd' helpe.

Abfertigung eines Kindes, das ausser der Zeit Essen verlangt.

313. Wie das Hündchen, so das Gesindchen.

Aus dem Betragen eines Gliedes einer Familie, eines Haushalts, kann man auf das aller andern schliessen; wie der Diener, so der Herr.

314. Na, das ja! oder: Na, dat's ja!

Nun gewiss, ganz natürlich.

315. Bî dem öss de beste Jagd verbî.

Ist nicht mehr im Besitze der vollen Manneskraft. cf. Frischb. II, 1306.

316. Das ist, auf die Bäume zu klettern!

Ärgerlicher Ausruf bezüglich eines unangenehmen Vorfalls.

317. Dat öss so, als dat öss!

Das stimmt, die Sache hat ihre Richtigkeit.

318. Se is noch Jumfer — von gister Awend.

319. Alte Jungfern, altes Eisen, Alte Schrauben, das muss weg.

320. Kaffee ist zu theuer; Zu Branntwein braucht man kein Feuer; Lieber will ich nackend laufen, als kein' Branntwein saufen.

321. Kahlkopp, schmêr Botter 'rop!

Verhöhnung eines Kahlköpfigen.

322. Oeck kann fiferlei op ēn Mal: spönne on wēge, fiste on lēge (lügen) on ōk drēge.

323. Der is kapei und kaporres.

Es ist mit ihm ganz und gar alle.

324. Lass' die Kartoffel verfaulen!

Ausdruck der „allgemeinen Wurschtigkeit".

325. Kaspereit, de Welt vergeiht!

Kaspereit: litauischer Familienname.

326. De Kiekelkes lāte söck ōk höre!

Wenn junge Leute in Gegenwart Erwachsener vorlaut mitreden wollen.

327. Dat öss e richt'ger Kiesfrêter!

cf. Frischb. Wbch. I, pg. 365 sub „kisētig". — Der beim Essen wählerisch, „mäklig", ist; überhaupt jemand, der überall etwas auszusetzen hat.

328. On dat öss ganz gewisslich wahr, De Kinder bringt de Adebahr.

Die klügeren Kinder erwidern dann: On dat öss ganz gewiss nich' wahr etc.

329. Kindke, wenn du mîne wārscht, Oeck wull di wōl versorge; Oeck leggd' di ope Awebank On strāwd' di bes am Morge.

330. Fer min' Modder ōk e Klacks.

Wenn jemand sich die Nase mit den Fingern schnäuzt.

331. Dat öss man Koddre on Donst.

Nichts Reelles, wenig haltbarer Flitterstaat.

332. De seggt ōk: Komm tō mi („to" wird betont).

Ist stets auf seinen Vortheil bedacht.

Alltagglauben aus Schlesien.

Von Küster in Breslau.

Schlaf und Erwachen. Morgenträume gehen in Erfüllung. — Ebenso geht in Erfüllung, was man in der ersten Nacht in einer neuen Wohnung träumt. — Träumt man von Geistlichen, bedeutet es Klätschereien. — Wenn man von Verstorbenen träumt, regnet es. — Wenn man morgens aufwacht und liegt „ärschlich“, verkehrt, mit dem Kopf am Fussende im Bette, so passirt am Tage etwas Unangenehmes. — Mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett gestiegen, bedeutet Ärgernis. — Wer morgens nüchtern niest, erhält ein Geschenk.

Verschiedene Beschäftigungen. Spielen die Knaben oft Soldaten, wird Krieg. — Gokeln Kinder mit der brennenden Schleisse (Kienspan), so spielen sie mit dem Teufel. Oberschlesien. — Sonst sagt man: Kinder, die abends mit dem Licht gokeln, pullen in der Nacht ein. — Kobeln (ein Auffangespiel mit Knöchelchen von Kalbfüssen) die Kinder mit Steinen, anstatt mit Kobelbeinen, so wird das Brot theuer. — Wer sitzend mit den Beinen wiegt, schaukelt den Teufel, läutet ihn aus. — Pfeift ein Mädchen oder eine Frau aus Übermut, so weint die heilige Maria und jubelt der Teufel. — Wenn zwei zu gleicher Zeit dasselbe Wort sagen, so ist der, der alsdann zur Thür hereinkommt, verliebt. — Soll es beim Wäschetrocknen schön Wetter bleiben, so muss man die Hosen eines Junggesellen zuerst aufhängen und hinein lachen. — Bleibt es beim Wäschetrocknen schönes Wetter, so hat die Betreffende einen beständigen Bräutigam, bezw. Ehemann. — Findet man beim Wäschausziehen die Zeichen (die eingestickten Buchstaben) nicht, so langt's im Haushalt nicht, auch zum Heirathen nicht. — Wenn man einen Gang macht und vergisst etwas, darf man deshalb nicht umkehren, sonst bringt es Unglück. — Haus- und Stubenthüren soll man nie zornig zuschlagen, denn es sind Arme-Seelen zwischen Thür und Angel eingepfercht, welche viel leiden müssen. Oberschlesien. — Freimaurer sind böse Menschen, mit dem Teufel im Bunde. — Zündet die Spinnerin Abends kleine Überbleibsel vom Spinnrocken über dem Licht an, und geht ein solcher „Putzen“ mit steigender Flamme zur Decke hinauf, so ist der Liebste noch wach. Verlischt der Putzen, liegt der Bräutigam schon im Schlafe. — Begegnet man morgens einem alten Weibe, so bedeutet's Unglück. — Wird morgens nach der Zeit gefragt, so darf man sie nicht sagen, am wenigsten aber einem Juden, sonst giebt man's Glück fort. — Nachts von 12—1 Uhr und Mittags zur gleichen Stunde sind die bösen Geister los und gehen um. — Montags (anderwärts Dienstags) soll man nicht die Wohnung wechseln, sonst bleibt man in der neuen nicht lange. — Montag (anderwärts Freitag oder Sonnabend) soll man nichts Neues anfangen, unternehmen; die Arbeit kommt dann zu keinem erfreulichen Ende. — Wenn am Freitage früh 9 Uhr zwei Menschen denselben Gedanken haben und gleich-

zeitig aussprechen, haben sie eine Arme-Seele erlöst. — Wer am Freitage die Fingernägel stutzt, bleibt von Zahnschmerzen frei. — Was am Sonnabend Abend gesponnen oder gestrickt wird, zernagen die Mäuse. — Pflanzt man am Tage des Vollmonds Gänseblümchen, Stiefmütterchen und ähnliche leere Blumen um, so werden sie gefüllt.

Geräthe und Speisen. Mit einem neuen Kamme muss man zuerst einen Hund kämmen, alsdann fallen einem nicht die Haare aus. — Handspiegel dürfen nicht mit dem Glase nach oben liegen. — Schuhe, auf den Tisch gestellt, bringen Ärgernis. — Wenn in einem Hause drei Lichter brennen, ist daselbst eine Braut. — Geht das Schürzenband auf, kommt ein Pathenbrief. — Liegt das Brotmesser auf dem Rücken, geschieht im Hause ein Unglück. — Messer und Gabeln darf man nicht gekreuzt auf den Tisch legen, sonst wird Streit. — Spickt beim Niederfallen ein spitziger Gegenstand, z. B. Messer, Gabeln u. s. w. ein, so kommt Besuch. — Das Brot darf nicht auf der Schwarzseite oder mit der angeschnittenen Seite nach der Thür zu liegen; denn dann geht der Segen aus dem Hause. Auch — sonst wird das Brot theuer, oder: es stirbt jemand. — Über ein Brot muss man beim Anschneiden drei Kreuze machen, davon wird es kräftiger und nahrhafter. — Isst man Brot, das die Mäuse angebissen haben, bekommt man keine Zahnschmerzen. — Wer ein frisches Stück Butter anschneidet, bleibt noch sieben Jahre ledig. — Salz verschütten bedeutet Ehezwist. — Fällt in der Kaffeemühle der gemahlene Kaffee in zwei Häufchen, so wird gut Wetter. — Schluckt man das „Kistel“, den Zuckerschaum auf dem Kaffee, mittelst Löffels auf einmal hinunter, bekommt man ein Geschenk. — Dreizehn bei Tisch ist eine Unglückzahl. — Wer nach Tische den Stuhl nicht beiseite setzt, bekommt keine Frau.

Der menschliche Körper. Lobt man das gute Aussehen, die Gesundheit oder Schönheit u. s. w. jemandes, so muss man immer „unberufen“ hinzusetzen, damit nicht das Gegenteil herbeigerufen werde. — Wenn man sich die Haare bei zunehmendem Monde schneiden lässt, wachsen sie gut. — Krimmert (juckt) das rechte Auge, wird man etwas „gern“ sehen, krimmert das linke, bekommt man etwas Unangenehmes zu sehen. In Oberschlesien sagt man: Juckt das rechte Auge am Vormittage, sieht man etwas Liebes, juckt es Nachmittags, sieht man etwas Schlimmes. Und das Umgekehrte gilt vom linken Auge. — Bernickel (sog. Gerstenkörner) muss man mit dem Bettzipfel ausstreichen, dann vergehen sie. — Fällt einem eine Wimper aus, so legt man sie auf den Rücken der Hand und wünscht sich dabei etwas. Lässt sich die Wimper dann leicht wegblasen, so geht das Gewünschte in Erfüllung. — Ohrenstechen vertreibt man, indem man Blattsehnen der grossen Wegebreite (plantago major) zusammenquetscht und ins Ohr steckt. — Ohrenfeuern, Ohrenklingen, Wangenglühen deuten darauf, dass man von dem Betreffenden irgendwo redet. — Krimmert die Nase, fällt man in den Schmutz oder —

isst Kuchen. — Niest man, während eine Behauptung ausgesprochen wird, so ist sie wahr. — Rührt einen der Schlucken, so denkt jemand lebhaft an ihn. — Weisse Flecke an den Fingernägeln bedeuten Glück. — Wenn an einer Hand alle fünf Nägel „blühen", weisse Flecke haben, bedeutet es baldigen Tod des Betreffenden. — Krimmert die linke Hand, wird man Geld ausgeben, krimmert aber die rechte, so kriegt man welches. — Wer Märzschnee in einer Flasche sammelt und sich dann mit dessen Wasser wäscht, bekommt ein glattes Gesicht, einen schönen Teint. — Blattern, Pickel, Warzen, Hühneraugen darf man nicht zählen, sonst werden es noch mehr. Dasselbe gilt beim Suchen und Fangen von Ungeziefer und Unkraut. — Man soll nicht im eigenen Gesicht zeigen, wo ein anderer den Krebs oder sonst was Schlimmes hat; denn dann bekommt man das gleiche Übel an dieselbe Stelle. — Wer die Braut gesehen, dem thut der Bauch nicht weh. — Am Körper selbst soll man kein Kleidungstück flicken, oder sich Knöpfe annähen, sonst wird man vergesslich. Macht man dies mit einem Andern so, so näht man ihm auch die Gedanken fest. — Wenn man Nesselsucht hat, muss man auf Nesseln pullen (mingere), da geht die Krankheit weg. — Erschrickt man, muss man schnell pullen gehen, und wenn's auch nur ein Tröppel ist. Sonst schadet der Schreck. — Schlägt man Menschen oder Thiere mit dem Besen, bekommen sie den Schwund.

Pflanzenwelt. Eine Zweiähre schützt vor Feuer und Blitz. — Liegt ein Strohhalm vor der Thür, kommt Besuch. — Liegt in der Stube ein Strohhalm mit Ähre, so bedeutet es Damenbesuch, wenn ohne Ähre — Herrenbesuch. — In der Ernte muss man auf dem Felde beim letzten Hieb immer einige Halme stehen lassen, damit im folgenden Jahre die Ernte nicht missrathe. — Vierblättriger Klee bedeutet Glück, fünfblättriger Unglück. — Bei stark riechenden Hambuttensträuchern hat sich ein Kommunikant nach dem Genuss des heil. Abendmahls übergeben. — Keine Pilze, kein Schnee. — Die Petersilie muss, wenn sie gesät ist, erst nach Rom reisen und sich vom heil. Petrus die Erlaubnis zum Aufgehen holen; in sechs Wochen ist sie wieder zurück. — Wer an Blumen auf dem Kirchhofe riecht, verliert den Geruch. — Wenn auf den Weiden und Erlen Misteln wachsen, ist es eine schlimme Zeit. — Die Erstlingfrüchte eines Baumes sollen von einem Kinde abgenommen werden, dann trägt er besser. — Am Baume muss stets eine Frucht hängen bleiben, wenn man für das folgende Jahr auch wieder Früchte erhoffen will. (Schluss folgt.)

Galizisch-rutenische Weihnachtbräuche.

Mitgeteilt von Raimund Fried. Kaindl (Czernowitz).

1. Am Weihnachtabend (swjatej weczer, 5. Januar n. St. = 24. December a. St.) stellt man eine Garbe in die Stubenecke, breitet

Stroh auf den Boden der Stube aus, und legt schliesslich Heu unter das Tischtuch. All' dieses Stroh und Heu bezeichnet man mit dem Namen Diduch, d. h. der Alte. Die Garbe drischt man nach Weihnachten aus und bewahrt die Körner zur Aussaat auf, die Halme legt man dem Vieh zum Fressen vor; das Stroh vom Stubenboden, das man mit Weihwasser besprengt, wird am dritten Weihnachttag verbrannt; das Heu vom Tische verwendet man im Frühjahre zur Bereitung der Nester für die Hühner. — Stroh vom Diduch bindet man auch um die Obstbäume zum Schutze gegen Raupen.

2. Wer am heiligen Abend rasch alle Arbeit vollendet und das Mahl rechtzeitig aufträgt, der wird auch die Erntearbeit im nächsten Jahre früh beenden.

3. Ist es am Weihnachtabend sternklar, so wird das Jahr für Winterweizen fruchtbar sein; leuchten am Abende vor dem Dreikönigfest (Jordan, 18. Jan. n. St. = 6. Jan. a. St.) die Sterne, so deutet dies das Gedeihen des Sommerweizens an.

4. Beim Mahle am heiligen Abend darf man den Löffel nicht früher aus der Hand legen, als bis das Mahl beendet ist. Wer dem entgegentut, wird von Kreuzschmerzen heimgesucht werden.

5. Isst ein Mädchen am Weihnachtabend den ersten Löffel voll Kutia (Weizenbrei, mit Honig versüsst), so mag es horchen, aus welcher Richtung gleichzeitig ein Hund bellt. Aus derselben Gegend wird nämlich der Brautwerber kommen.

6. Um ihren „Zukünftigen“ kennen zu lernen, nimmt das Mädchen am Weihnachtabend einen Löffel voll Weizenbrei, bevor sie noch gekostet hat, geht damit zum Hofthor und spricht, den Brei essend: „Mir bestimmter, untrennbarer, komm zu mir nachtmahlen.“ Hierbei ist sie offenbar im Glauben, der Zukünftige werde der Einladung Folge leisten.

7. In den Tagen vom Weihnachtfeste bis zum Dreikönigtage darf kein Nachtmahl gekocht werden; vielmehr muss zu Mittag so viel Speise zubereitet werden, dass es auch für das Abendessen reiche. Wer dagegen handelt, wird das nächste Weihnachtfest nicht mehr erleben.

8. In derselben Zeit darf man im Hofe nichts essen, weil das Vieh hinken würde; und man darf nicht Hirse enthülsen, weil Krankheiten das Vieh heimsuchen würden.

9. An den Tagen zwischen Weihnachten und Jordan darf man schliesslich auch nicht spinnen, weil der Käse verdürbe.

Die vorstehenden Gebräuche sind mir aus Podgrodzie bei Rohatyn (Galizien) mitgetheilt worden. Über die entsprechenden Gebräuche bei den bukowinaer Rutenen vergl. Kaindl u. Manastyrski, Die Rutenen in der Bukowina II, 7 ff. u. 15 ff.

Geheime Sprachweisen.[1]

Eine Umfrage von Krauss.

Herr Vid Vuletić Vukasović bemerkt im „Javor" (Neusatz 1886, XIII. S. 794) zum V. 166 meines ‚Smailagić Meho', den er einer langmächtigen Besprechung unterzieht, hinsichtlich des in meinem Commentar erwähnten „Züngerlns", in der Gaishirtensprache (po kozarsku), weil er Anstössiges berichtet: Kadadada čodovjedek hodoćede dada žedenudu podovrdišidi, ondodada žedenada isdipladazidi jedezidik, dadamudu podokadažede dada jede zdradavada usw. (Wenn ein Mann einem Weibbilde beischlafen will, so streckt das Weib die Zunge heraus, um ihm zu zeigen, dass sie gesund sei. Man erzählte mir, es habe einmal in Bosnien eine eigentümliche Krankheit unter den Weibern geherrscht und seitdem sei der Brauch geblieben, dass bei dem angedeuteten Anlasse die Weiber vorerst die Zunge dem Manne zeigen).

Derselbe in Ergänzung meines Commentars zu V. 2119 führt folgende vier Geheimsprachen an, die er wohl von Curzola oder von der gegenüberliegenden dalmatischen Küste her hat (Javor S. 1020):

a) tupurćipin bupulupu popo trpubupuhupu lupupapa, apadapa bipi mupu poporopodipilapa sipinapa: Mopojapa bupulopo poporopodipi mipi sipinapa. (Ein Türke schlägt seiner Frau auf den Bauch, damit sie ihm einen Sohn gebäre: O meine Frau, gebär mir einen Sohn!)

b) Mofojafa bufulofo poforofodifi mifi sifinafa.

c) Semoseja sebuselo seposerosedi semi sesisena.

d) Grmogrja grbugrlo grpogr'ogrdi grmi grsigrna.

(„Gewöhnlich sprechen dir kozarski Hirten, Burschen mit Mädchen beim Fensterln [kad ašikuju] und Räuber [hajduci], wenn sie beim „Nachbar" (dem Hehler) auf der Herberge Beratungen pflegen. Es gibt mancherlei Arten, doch die schwierigsten kommen nur unter Räubern und Klosterbrüdern vor"). F. S. K.

Im Ungarischen sind mir folgende „Geheimsprachen" (ungarisch: madárnyelv = Vogelsprache genannt) bekannt: 1) Die b-Sprache: Eben nebekebed nebem abadabok ebegy szibilibát = 'En neked nem adok egy szilvát (Ich dir nicht gebe eine Pflaume). — 2) Die t-Sprache: Tete vatagy etegy natagy szatamatár = Te vagy egy nagy szamár (Du bist ein grosser Esel). — 3) Die sz-Sprache: Tesze vaszagy eszegy naszagy szaszamaszár = Te vagy egy nagy szamár.

Anna F. v. Wlislocki.

Im Idiom der ungarischen Zigeuner kenne ich nur die t-Sprache: Tutu hitin yetek bataroto matanutush = Tu hin yek baro manush (Du bist ein grosser Mann). — Im Idiom der rumänischen Zigeuner

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell B. II. S. 22—23, 48—49, 65, 79—80, 98—99, 111—112, 127—128, 143—144, 187—189.

kenne ich die sogenannte „bar“(= Stein)-Sprache: Tubaru hibarin yebarek babarobar mabarnubarushbar = Tu hin yek baro manush.

H. v. Wlislocki.

Die Kinder der Siebenbürger Sachsen sprechen 1) die b-Sprache: Daba babast eben grubuszeber ibisibel = Da bast en grusser ísel. — 2) Die t-Sprache: Data batast eten grutuszeter itisitel. 3) Die r-Sprache: Dara barast eren gruruszerer irisirel.

H. v. Wlislocki.

Zum „Argot“. Der durch geistreiche witzige Journalartikel längst vorteilhaft bekannte Pariser Schriftsteller Charles Joliet eröffnete kürzlich ein neues Unternehmen, betitelt „Trésor de curiosités, lettres, sciences et arts“, das in einer Reihe gut ausgestatteter kleiner Bände bei Sauvaitre in Paris erscheinen soll. Diese neue Sammlung soll zugleich belehrend und unterhaltend, dabei handlich für den Taggebrauch sein. Band 1, der dem typographischen Geschmacke des Verlegers alle Ehre macht, ist erschienen; er enthält „L'Argot, langage excentrique des peuples étrangers, Angleterre, Russie, Espagne, Italie, Allemagne, Orient, Amérique etc.“, eine Fülle geschickt gesammelter Notizen über Argot-ähnliche Sprach- und Ausdruckweise ausserhalb Frankreichs. Ich gestatte mir hierbei auf den von mir gelieferten Artikel „Argot“ in dem soeben ausgegebenen 1. Bande der 14. Auflage von Brockhaus' Konversationlexikon (S. 864b) zu verweisen, im Voraus auch auf die in späteren Bänden aufzunehmenden Artikel „Jargon“, „Rotwelsch“ und „slang“. Brauchbar ist, was nebenbei bemerkt sei, auch der Artikel „Argot“ in der „Deutschen Encyclopädie“ I (Leipzig, Grunow 1886) VII S. 752b von Professor E. Koschwitz in Greifswald bearbeitet. — Die nächsten Bändchen der Joliet'schen Veröffentlichung werden bringen: „Méthode pour s'instruire seul, Jeux de Salon, Cent Questions, Mille Réponses, Proverbes des peuples étrangers, zum Teil Themata, die den Folkloristen ebenso anziehen müssen wie das Eingangheft.

Dr. Ludw. Fränkel.

Kleine Mitteilungen.

Sprichwörter galizischer Juden.

101. Der Ruw kenn den Schames (Gemeinde- und Synagogendiener), ün der Schames die ganze Studt (Stadt).

102. A Ochs hot a lange Züng, ün kenn fort kan Schoifer (Posaune) nischt blusen.

103. Besser vier in Freuden, wie zwei in Leiden[1]).

104. Besser zehn Frand (Freunde) eider (als) ein Sojne (Feind).

---

[1]) wird bei unfriedlichen Ehepaaren angewendet.

105. Besser zehn Schlösser, eider ein Dalles (Armut).
106. Bind mich auf alle vier, ün warf mech zwischen die Manige (heimische).
107. Keiner weisst nischt, wem'n der Stiewel (Stiefel) quetscht.
108. Besser a müss Punim (hässliches Gesicht) eider a schlecht Harz.
109. A Mul ist a Rendel (Ducat) a Grazer (Kreuzer) ün a mul a Grazer a Rendel.
110. Wus tojg (nützt) dus güte Bier in a schlecht Fass!
111. Besser schwarz cheimiwdig (sympathisch), eider kluhr (schön, rein) leimiwdig (blöd, unsympathisch).
112. Ass zwei Ganuwim (Diebe) schlugen sech, kümmt araus der Emes (Wahrheit).
113. Wie die Majssim (Todte) essen, a sa (solch) Punim (Aussehen) hoben sei.
114. Vün Kuwid (Ehre) werd der Mugen (Magen) nischt satt.
115. Die Kränk (Krankheit) kümmt pfüntenwas, dus Gesünd (Gesundheit) quintenwas.
116. Ass die Maus ist satt, ist dus Mehl bitter.
117. Ass men brüht sich ub mit Heissen, giesst men kalt Wasser.
118. Ass der Wugen fallt, sennen (sind) die Räder zü schwer.
119. Ass m'hot nischt kan Hand, kenn man kan Faust nischt machen.
120. Wie (wo) der Ziganer (Zigeuner) steiht an (Quartier nimmt), rührt er nischt.
121. Ass der Frost nemmt stark, Brecht er bald den Kark (Genick).
122. Ass m'giebt nischt Jakow'n (dem Jakob), müss m'geben Eisew'n (dem Esau.)
123. Ass m'giebt, nemm (nimm); ass m'nemmt, schrei: Gewalt!
124. Besser die Tnuim (Verlobungact) zerrassen, eider die Ksibe (Traunngact).
125. A Tojber (Tauber) hört, wie a Stümmer (Stummer) erzeihlt, ass der Blinder hot gesehen, wie der Krümmer (Krumme) ist gelaufen.
126. Kajen (oder Käuen) ist nischt Hewel[2]).
127. A Narr giebt, a Klüger nemmt.
128. Kleine Kinder kleine Da(n)ges (Sorgen), grojsse Kinder grojsse Da(n)ges.

Lemberg. A—n L—n.

Gottesgericht im Herzögischen. Nach der Mitteilung Karadžić's im serb. Wtb. heisst man serbisch die Anstellung eines Gottesgerichtes zur Erkundung eines Diebes mazija. Er beschreibt dort den seinerzeit in Serbien üblichen Vorgang und gedenkt zweier Männer, die den Volkglauben an sich erfahren mussten. Eine gleichlautende Beschreibung verdanken wir Vuk Vrčević. Dass der Brauch noch nicht ausser Übung gekommen, beweist folgender Fall, der anfangs August v. J. in Sarajevo im Bosnischen endgiltig bei Gerichte ausgetragen wurde. Am 10. Oktober 1889 wurde im Hause der Witwe Doma Nižić aus Krehingradac bei Mostar ein Diebstahl verübt und eine Anzahl verschiedener Silber- und anderer Gegenstände im Gesamtwerte von etwa 50 fl. gestohlen. Die Beschädigte erstattete die Anzeige beim Ortältesten Mišo Berkić, der sogleich, ohne den Gendarmerieposten von dem Vorfalle zu verständigen, auf folgende Weise die Erkundung des Diebes vornahm: Er berief sämtliche Dorfbewohner und that ihnen kund und zu wissen, dass er den Dieb sofort ausfindig gemacht haben werde. Zu diesem Behufe liess er in einem Kessel Wasser sieden und warf dann einen Feuersteinstahl (čakmak) hinein. Hierauf verkündete er, dass die des Diebstahls verdächtigen Mija Čavar, Ante Pehar, Stipan Čarapina und Grga Planinić nacheinander versuchen müssen, den Stahl mit der blossen Hand aus dem siedenden Wasser zu holen. Wenn sie unschuldig seien, hätte das Wasser keine Wirkung und ihre Hand werde unverletzt bleiben; im anderen Falle wären sie als die Diebe zu betrachten. Das „Gottesgericht“ wurde in Gegenwart der Volkmenge thatsächlich vollzogen und das Ende war, dass sich die vier Genannten die Hände ganz und gar verbrühten. Die Sache kam jedoch dem Gendarmerieposten zur Kenntnis und

[2]) Wortspiel: Kain ist nicht Abel = Kauen (essen) ist keine Kleinigkeit. (Hewel ist der hebräische Name von Kains Bruder; dasselbe Wort heisst aber auch: Eitelkeit, Nichts, Kleinigkeit udgl.)

der erstattete beim Land-Bezirkamte in Mostar die strafrechtliche Anzeige gegen den Ortältesten. Beim Verhöre verteidigte er sich damit, dass die von ihm vorgenommene Art der Diebsuche auf einem althergebrachten „Hadet“ (Brauche) beruhe, und dass er im guten Glauben gehandelt habe. Auch die Verletzten sagten entlastend für Berkić aus, nicht er, sondern die Volkmenge habe sie gezwungen, ihre Unschuld durch Hineingreifen ins heisse Wasser mit der blossen Hand darzuthun. Der Richter verurteilte Berkić wegen Missbrauches seiner Befugnisse zu 15 fl. Geldstrafe, bezw. zu drei Tagen Gefängnis, welches Urteil die höhere Instanz bestätigte. K.

Prinzessin von England. (Am Ur-Quell Bd. II. S. 14 uf.) Uhland (Bd. IV, S. 128—134) sagt von diesem Liede: „Diese Ballade vertritt einen weit verzweigten Stamm von Liedern, in welchen das Kind eines ansehnlichen Hauses auf verschiedene Weise weggebracht, gestohlen, ausgesetzt, entführt, dann in Dienstbarkeit verkauft, verpfändet, verdingt, endlich wieder entdeckt wird, indem es bald durch wunderbare Schickung und in bedenklicher Lage mit einem der Seinigen zusammentrifft, bald einen solchen oder auch einer fremden Person, nachdem es lange unerkannt bei ihr verweilt, sich zu erkennen giebt und sofort entweder in Glück und Ehre hergestellt wird oder am gebrochenen Herzen hinstirbt.“ Er verfolgt diesen Faden sodann von der „vorliegenden Ballade aus, in der eine kleine Königtochter weggeführt, einer Wirtin verdingt, ihrem Bruder verkuppelt, von diesem aber der Mutter unberührt zurückgebracht wird“, durch die gesamte Volkdichtung (Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, Niederland, England, Schottland, Frankreich) nach verschiedenen Gruppen.

Parisius veröffentlicht in seinen deutschen Volkliedern mit ihren Singweisen (I. Heft — Abdruck aus dem 19. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel—Magdeburg 1879) ein in Lagendorf aufgezeichnetes 28 zweizeilige Strophen enthaltendes, (mit Melodie) und ein 11 vierzeilige Strophen zählendes in Pechau b. Magdeburg aufgezeichnetes Lied. Ausserdem sind, soweit wir orientiert, 3 deutsche Texte veröffentlicht, und zwar aus der Schweiz, aus Schwaben und der Oberlausitz. Eine ungarische Lesart „die wiedergefundene Königtochter“ findet sich auch in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, III. Heft, S. 359 uf. H. Volksmann.

Zauberglauben. Das „Berliner Tageblatt“ vom 11. November 1891, Morgenblatt, 1. Beilage, bringt folgende Zuschrift aus Elbing, 9. November. Den Volkglauben in der Kassubei illustrirt folgendes Geschichtchen: In Niederhutte erkrankte plötzlich die Frau des Besitzers G. Die Nachbarn kamen zusammen, vermutheten dieses und jenes über die Ursache der Krankheit und kamen schliesslich zu dem Resultate, dass nicht alles mit natürlichen Dingen zugegangen sei, sondern Hexerei im Spiele sein müsse. Sehr bald war auch ein Sündenbock in dem Besitzer K., einem Anverwandten der Erkrankten, gefunden. Nichts ahnend trat dieser an das Krankenbett, als er plötzlich von allen Basen und Vettern umringt wurde, die stürmisch Blut von ihm forderten, rothes, warmes Blut; denn das Blut des Hexenmeisters hatten die braven Kassuben in ihrer ärztlichen Fürsorge als einzig wirksames Heilmittel erkannt. Um bei dem fanatischen Drängen thätliche Angriffe zu vermeiden, verwundete sich K. am kleinen Finger. Allein das genügte dem blinden Aberglauben nicht. Eine „Kundige“ erklärte, es müsse Blut vom Mittelfinger sein, und das unglückliche Opfer dieses Aberglaubens musste sich in den Mittelfinger schneiden. Die Sache wird ein Nachspiel vor dem Strafrichter haben.

Dieser thatsächliche Beleg dürfte für den Forscher auf dem Gebiete des Volkglaubens von Wert sein*). L. Fränkel. Leipzig.

*) Vgl. damit auch die interessanten Mitteilungen, die neuerdings im „Globus“ LX., 18 über „Moderne Heiden im nördlichen Italien“ geboten wurden.

Vom Büchertische.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropolog. Studien von Dr. **H. Ploss.** Dritte umgearb. u. stark vermehrte Aufl. Von Dr. Max Bartels. 2 Bände. Leipz. 1891. 1200 S. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). Ein Werk, worin Volkkunde in grossartiger Weise zu Wort kommt. Das Material schöpften die Verfasser aus fast 1600 Quellenwerken, von den unmittelbaren Erkundigungen bei Forschern ganz abgesehen. 59 Kapitel! Eines wichtiger als das andere, jedes für sich die Grundlage zu neuen, weitgreifenden Forschungen; denn bei aller Eleganz der Darstellung ist das Werk durch und durch kritisch und wissenschaftlich. Eine weise Bemerkung aus dem Schlussworte wollen wir wiederholen, weil sie den Folkloristen angeht. II. S. 601. „Wenn nun wirklich zwei Forscher über dasselbe Volk ganz entgegengesetzte Aussagen machen, welcher von ihnen ist der glaubwürdigere? Haben sie nicht vielleicht alle beide ganz richtig beobachtet, und nur die Gebräuche des betreffenden Volkes haben sich geändert, oder es kommt eben alles beides Beobachtete vor? Man kann daher nach meiner Meinung mit dieser sogenannten Kritik nicht vorsichtig und zurückhaltend genug zu Werke gehen.“ Jeder Fachkundige ist in der Lage für die Richtigkeit dieser Worte Belege herbeizuschaffen, und überhaupt jedes Capitel des Werkes zu bereichern, namentlich dort, wo die Nachtseiten des Geschlechtlebens behandelt werden. Der 342. Abschnitt bespricht die Nekrophilie. Ploss-Bartels scheinen anzunehmen, dass sie selten vorkomme. Das ist eine irrige Annahme. Im J. 1872 oder 1873 gelangte ein solcher Fall in Südungarn zur gerichtlichen Aburteilung und der Stuprator erhielt 2 Jahre Kerker zuerkannt. Den Bericht entnahm ich Breuer's „Freimüthigen“. Vor Kurzem stand eine Bande Strolche, die im Gehölz des Laarberges bei Wien eine Dienstmagd vergewaltigt hatten, vor Gericht. Einer von ihnen entschuldigte sich vor den Richtern, er habe geglaubt, das Frauenzimmer sei schon tot. Auf meiner Forschungreise im slavischen Süden notirte ich drei Erzählungen über Nekrophilie. Die harmloseste davon mag hier in lateinischer Wiedergabe folgen; denn die serbische Originalfassung oder eine Verdeutschung könnte uns Ungelegenheiten bereiten, trotzdem es gesetzlich unverwehrt ist, in einem wissenschaftlichen, für Fachgelehrte bestimmten Blatte, deutsch zu reden. Die Erzählung habe ich von einem bosnischen Mohammedaner an der serbischen Grenze. Sie lautet: „Fuit quondam homo pauperculus (vukara), adolescens, isque perpulchra forma. Cuius vicina dives erat puella et ea formositate, ut fieri non potuerit, ut quisquam duobus suis oculis solis ea satiaretur. Qui pauperculus (vukarašević) saepius eam convenit et amore eius ita est incensus, ut iuraret se illam incestaturum esse (o' te devojke uraditi) idque, si vivam non posset, mortuam. Satanas autem nunquam cessat (ne lezi vraže). Cum quondam puella illa ovis vesceretur, vitello spiritu intercluso exstincta est. Vicinī vespere, qui erat usus, convenerunt, ut per noctem mortuam custodirent. Neque ille pauper adulescentulus (vukara-šević) defuit. Cum esset sub mediam noctem, ceteri quidem obdormiverunt, adulescentulus vero ille, ut staret iureiurando, virginem depsere coepit et, ut apud nos mos, crura eius lacertis suis superposuit natesque eius tam alte sublevavit, ut lepŭs auribus non demissis facile infra eam currere potuisset. Inde pectus ad pectus applicavit, utque eam sic compressam tenuit, vitellum ei e gutture extrusit. En, puella reviviscit. Pauperculus ille, quae iuraverat, sic exsecutus surrexit et, quod virginis patrem timuit, cursu se proripuit. Pater vero, cum esset experrectus filiamque videret resurrectam coffeaeque suavem potum ad prandendum iam coquentem, admirans: „Quī id potest esse,“ quaerit quaerendoque repperit, quid illi esset illatum et a quo. Puerum igitur illum arcessivit puellamque ei dedit in matrimonium rerumque suarum partem dimidiam addidit. Erant vero, qui dicerent, nempe homines maledici, necessario eum id fecisse, quod puella ex illo facta esset gravida (zakuljavila).“ F. S. K.

Zu den auserlesensten Früchten am Baume der Volkkunde gehören die heuer erschienenen zwei Monographien: **Mann und Fuchs.** Drei vergleichende Märchenstudien von **Kaarle Krohn** (Helsingfors 1891. S. 70. 4°), und **Tierstrafen und Tierprozesse** von **Karl von Amira** (Innsbruck, bei Wagner, 1891, S. 57, 8°),

beide sind jede in ihrer Art methodisch mustergiltige Arbeiten, beide reich an anschaulichen Ergebnissen, die einen Fortschritt in der Wissenschaft ausmachen, beide von einer wunderbaren gründlichen Gelehrsamkeit und dabei von einer liebenswürdigen Anmut in der Darstellung und Beweisführung. Sodalicii, haec scripta versate manu nocturna, versate diurna. K. v. Amira ist Rechtgelehrter und Freund der Volkkunde, K. Krohn ist aber der Volkforscher von Beruf. So verschieden die genannten zwei Arbeiten auch sind, sie ergänzen doch einander, sie erklären einander. K.

Die zweite Auflage der **Canti popolari siciliani** unseres Altmeisters Pitré (Palermo, 1891. Carlo Clausen. I. XXIII. u. 435, II. 479 u. 16) ist von der so seltenen ersten derart verschieden, dass sie allein genügen würde, schon um der 173 Seiten starken kritischen Untersuchung über Volklieder willen im I. B., den Herausgeber zu einem berühmten Volkforscher unter den Besten zu machen. Soviel ich gesehen, fehlen genug Stücke aus der 1. Aufl. in der vorliegenden neuen, dafür aber bringt uns die neue so manche neue hübsche Gabe. Vertreten sind lyrische, sentenziöse, religiöse, legendenhafte und märchenartige Liedchen und Lieder, die überwiegend den Einfluss kirchlicher Literaturströmungen aufs Volk bekunden. Unsereinem, der sein Bischen Italienisch nur aus Büchern der Schriftsprache hat, giebt die Lektüre der mundartlichen Texte trotz dem Wörterverzeichnis am Schlusse, so manche harte Nuss zu knacken auf. Es ist kaum nötig zu bemerken, dass für den Volkforscher, der sich mit vergleichender Volkkunde beschäftigt, diese Sammlung unentbehrlich ist, oder richtiger, auch dieses Werk gehört wie sämtliche Arbeiten Pitrés zum Inventar der Volkkunde. K.

Zur älteren folkloristischen Litteratur. Alle Volkforscher mögen auf ein eigenartiges, soeben hervorgetretenes Unternehmen hingewiesen werden. Hugo Hayn, der Verfasser der „Bibliotheca Germanorum erotica“, der „Bibliotheca Germanorum nuptialis“, der „Bibliographie der deutschen Rätsel-Litteratur u. s. w.“, hat „Neue bibliographische Zettel-Repertorien“ vollendet, über die soeben ein Verzeichnis ausgegeben wurde. Die einzelnen Nummern sind in letzterer genau unter Sammelnamen rubriziert, und zwar sind die betreffenden Exemplare durch Vermittlung des Buchhändlers R. Levi in Stuttgart kaufweise zu beziehen. Genannt seien aus der langen Reihe der 394 Rubriken: Volksbuch von Alexander Magnus; Amadis-Romane; Amazonen; Apollonius-Volksbuch; Bart und Haar in Litteratur und Dichtung; Bauern in Litteratur und Dichtung; Berge in Litteratur und Dichtung; Bettlerwesen, Betrüger, Diebe (mit Diebsprache), Mörder, Verbrecher aller Art, geheimnisvolle Kriminalfälle; Bordelle und Prostitution; Buch der Liebe, Sammlung von Volkbüchern, 1587 usw.; das Volkbuch „Buch der Weisheit“; Camillus und Emilie, Volkbuch; Complimentirbücher; Englische Curiosa und Erotica; Diverses über Erdbeben; Zur Litteratur über Eulenspiegel; Einiges über Eunuchen; Facetien-Sammlungen; scherzhafte Fastnacht-Predigten des 16. Jahrhunderts; Fechtkunst, Duell, Leibübungen, Jagd, Reitkunst, Sport aller Art; Geistliche Liedersammlungen; Grobianus-Litteratur; Hahnreischaft; Hexenwesen und Magie; Loosbücher; Macaronica; Märchen; Melusina-Volkbuch: Moden und Trachten; Polygamie; Rätsel-Litteratur; Deutsche Sagen; Schneider-Satyren, insbesondere des 17. Jahrhunderts; Stammbücher; Vampyre und Wehrwölfe; Volklieder und Volkliedersammlungen.

Verzeichnisse versendet der genannte Stuttgarter Buchhändler, sowie der Herausgeber (München, Thal 3). Jeder wird den hohen Wert der hier zugänglich gemachten wichtigen Hilfmittel zur Volkkunde anerkennen.

Leipzig. Ludw. Fränkel.

Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Verwaltung in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

II. Hft. III. B. | Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr. | 1892.

Totenfetische bei den Polen.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

(Dem Andenken Isidor Kopernicki's gewidmet.)

Im Volkglauben der Polen und Ruthenen kommen alle Arten von Totenfetischen vor; vom Glauben an die Zauber- oder Heilkraft der Leiche und deren Teile, wie auch des Menschenblutes, bis herab zur Benützung von Tierknochen als Zauberfetischen.

Heilkraft der Totenfetische[1]). Gegen Weichselzopf[2]) gebe man dem Kranken in einer Flüssigkeit ein Pulver zu trinken, das man aus der getrockneten und zerriebenen Leiche eines unzeitigen abortirten Fœtus bereitet hat, der nicht getauft wurde[3]) (Kielce). In Wolhynien entfernt man einen Auswuchs, indem man ihn mit einem von dem Friedhofe geholten Menschenknochen solange anreibt, bis jener schwindet; darauf muss der Knochen wieder nach dem Fundorte zurückgetragen werden[4]). Damit Einem der Kropf (wole) nicht wachse, reibt man ihn (Gegend von Grodno) mit der Hand einer Leiche ein[5]). Nach Toeppen heilt man den Auswuchs, indem man ihn mit einem Totenfinger dreimal bedrückt[6]). Auch verschwinden Warzen, wenn man sie mit fliessendem Wasser bespült, indess ein Toter zu Grabe geläutet wird[7]). Zahnschmerzen heilt man damit, dass man den Zeigefinger eines Toten

---

[1]) Über Wesen und Bedeutung der Totenfetische siehe ausführlich Krauss: Volkglaube und religiöser Brauch der Südslaven, Seite 132 ff. [2]) Der Weichselzopf (kołtun) war in Polen von jeher sehr häufig. Siehe darüber Kitowicz: Opis zwyczajów i obyczajów, Ausgabe von Zawadzki, Lemberg 1883, II. S. 239. [3]) Siarkowski: Lud okolic Kielc, in Zbiór wiadomości do antropologii krajowej III, Abteilung für Ethnologie, Seite 46. [4]) Kopernicki: Lud ruski na Wołyniu das. XI 213. [5]) Wisła IV 1890 S. 390. [6]) Toeppen: Aberglauben aus Masuren, Danzig 1867, Seite 55. [7]) daselbst.

auf den schmerzenden Zahn drückt[1]). La Fontaine berichtet, dass in Krakau der Henker Menschenblut als Mittel gegen Fallsucht zu verkaufen pflegte[2]).

Gross ist die Zauberkraft der Leiche und deren Teile. Die kräftigsten und wirksamsten, mitunter unabwendbaren Zaubermittel gehören hieher. Wenn der Verstorbene nach dem Tode die Augen offen hält, so kann er einen Verwandten mit ins Grab locken, deshalb schliesst man sie ihm mit einem Dreigroschenstücke[3]). Darum darf auch der Teil des Sargbrettes, der über dem Gesichte zu liegen kommt, kein Loch, wie auch keinen Knoten, dessen Ausfallen eine Lücke verursachen müsste, enthalten[4]). In Lithauen drückt man deswegen dem Toten sofort nach dem Verscheiden die Augen zu[5]). In Jagodne bei Łukow legt man darauf eine kupferne Münze[6]). Die Spiegel im Zimmer, wo die Leiche liegt, werden sorgfältig verhängt; denn hat sich die Leiche darin gespiegelt, dann muss jemand nachsterben[7]). Wer sich in einem solchen Spiegel beschaut, der stirbt[8]). (Posen). Eine Leiche, welche im Felde oder Walde weitab von menschlicher Behausung liegt, beginnen die Raubvögel nicht eher zu bearbeiten, als bis jene von einem Menschenauge erblickt ward[9]). An Selbstmördern haftet besonders eine übernatürliche Zauberkraft. Ein unnatürlicher und gewaltsamer Tod kann überhaupt nur als Werk des bösen Geistes aufgefasst werden[10]) (Krakau). Selbstmörder zeigen sich nach dem Tode mit der Waffe in der Hand, die ihnen den Tod gegeben, oder mit dem Stricke, mit dem sie sich erhängt[11]). Damit ein Erhängter nach dem Tode keinen Spuck treibe, muss man ihm 2 Stücke geweihter Kreide, die man aus zwei verschiedenen Häusern geholt, unter die Zunge legen[12]). Selbstmörder werden weit vom Dorfe in Wäldern und Einöden bestattet, denn ihre Leichen führen Hagel und Ungewitter herbei[13]). Auch darf ein Selbstmörder aus dem Hause, wo er den Selbstmord begangen, nicht durch die Türe entfernt werden; sonst schlägt der Blitz in dieses Haus ein. Man muss ihn durchs Fenster wegschaffen[14]). Auf den Friedhof aber führt man ihn nicht auf dem Haupt- sondern auf Seitenwegen[15]). Nach der Hinrichtung eines Verurteilten warf sich das versammelte Volk wütend auf den Ort, wo die Exekution stattgefunden, und griff gierig den blutbefleckten Sand auf, dem es die geheimnisvolle Zauberkraft zu-

---

[1]) Toeppen: Aberglauben aus Masuren, Danzig 1867. S. 107. [2]) Kolberg, Lud VII Krakowskie S. 158. [3]) Petrow: Lud ziemi dobrzyńskiej in Mat. do etn. II. 4. Udziela: Mat. etno. z Ropczyc i okolicy, in: Mat. do. etno. X. 92. [4]) Głuzinski: Włościanie okolic Zamościa i Hrubieszowa, in Wojcicki's Archiwum domowe. Warschau 1856, S. 519. [5]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, Wilno 1846, S. 294. [6]) Wasilewski: Jagodne, wieś w powiecie łukowskim gminie Dabie, Warschau 1889, S. 112. [7]) Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 106. [8]) Głuzinski, Lud okolic Zamościa i Hrubieszowa, S. 519. [9]) Petrow: Lud ziemi dobrzyńskiej, in Mat. do etn. II S. 126. [10]) Kolberg: Lud VII, Krakowskie, S. 89. [11]) das. S. 56. [12]) Siarkowski: Lud okolic Kielc, in Mat. do etno. III S. 26. [13]) das. [14]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do etn. X. S. 93. [15]) St. Ciszewski: Lud Sławkowa pow. Olkuskiego, in Mat. do etn. X. S. 242.

schrieb, er könne, zwischen Getränke oder Esswaaren gelegt, Käufer herbeizaubern[1]). Toeppen sagt: Blut von Hingerichteten bringt Glück, und man fährt, um davon zu erlangen, oft mehrere Meilen. (Neidenburg). Namentlich streben danach Kaufleute; denn so wie bei Hinrichtungen eine grosse Menge Menschen zusammenkommt, so strömen bei ihnen, (wenn sie im Besitze solchen Blutes sind), die Käufer zusammen[2]). Schaum vom Munde eines Toten gesammelt, bewirkt, wenn man ihn im Schafstall oder auf der Weide vergräbt, den Tod der Herde[3]). Dasselbe hat auch das Vergraben einer jüdischen Leiche unter der Schwelle des Schafstalles zur Folge[4]). Dieser Mittel bedienen sich Schafzüchter, um ihren Nebenbuhlern zu schaden. Wer eine Feindin zur Säuferin machen will, der holt einen Menschenknochen vom Friedhof, kocht ihn in einem neuen Topf, und schüttet dann das Wasser vor die Schwelle des Hauses, wo jene Person wohnt[5]). Um der Cholera einzuhalten, vergräbt man einen an dieser Krankheit Verstorbenen stehend (Masłow bei Kiełce)[6]). Will man einem Säufer den Branntwein verekeln, so verabreicht man ihm einen Trank, dem etwas Wasser beigemengt ist, womit man einem Toten das Gesicht gewaschen[7]). Oder man spült den Mund eines Toten mit Branntwein aus, und mischt das Spülicht ins Getränk des Säufers[8]). In der Umgegend von Kijów herrscht die Meinung, dass man einen Toten nicht über ein Wasser führen dürfe, sonst bringe er Missernte, Hunger und ähnliches Unglück. Wo durch das Dorf ein Bächlein fliesst, befindet sich auch der Friedhof zu beiden Seiten des Wassers[9]). Führt man einen Verstorbenen über einen Teich, so verlassen die Krebse den Teich[10]). Ebensowenig darf man sich zur Fortschaffung der Leiche einer Stutte bedienen, denn sie müsste verrecken[11]). Wasser darf man nicht in das Haus bringen, wo die Leiche liegt, denn es verdirbt[12]). Sobald der Kranke in den letzten Zügen liegt, entfernt man aus der Stube allen Samen, denn er würde, wenn ihn der Tod überraschte, nicht aufgehen, so man ihn anbaut[13]). Dasselbe macht man auch mit geweihter Kreide oder mit Weihwasser, denn auch sie verlören angesichts des Todes ihre Heilkraft[14]). Da der Tote das Vermögen des Hauses mit sich fortnehmen könnte, so gibt man ihm, gleichsam als Loskauf, ein Geldstück mit in den Sarg[15]). (Kielce). Den Wagen, auf dem man den Toten geführt, muss man dann umstürzen, sonst wird es schwer sein, auf ihm zu fahren[16]). Während die Leiche durchs Dorf geführt wird, holt

[1]) Kolberg: Lud XV. Poznanskie S. 121. [2]) Toeppen: Aberglauben aus Masuren, S. 107. [3]) Siarkowski: Lud okolic Kielc, in Mat. do etn. III. S. 31. [4]) das. S. 31. [5]) das. S. 45. [6]) das S. 47. [7]) das. S. 48. [8]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do etn. X. S. 96. [9]) Rulikowski: Zapiski etnograficzne z Ukrainy, in Mat. do etno. III. S. 96. [10]) das. [11]) Gustawicz: Podania ludu . . . z dziedziny przyrody, in Mat. do etn. V S. 136. [12]) Siarkowski: Mat. do etno. ludu pol. z okolic Pińczowa, in Mat. do etn. IX. S. 32. [13]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, Wilno 1846, S. 293. [14]) Federowski: Lud okolic Zarek, Siewierza i Pilicy, Warschau 1888, S. 131. [15]) Siarkowski, Lud okolic Pińczowa, in Mat. do etn. IX. S. 33. [16]) das.

keine Frau Wasser vom Brunnen; denn es müsste verderben[1]) (Kije.) Durchs Fenster darf man einen Leichenzug nicht ansehen, denn man wird davon blass wie eine Leiche[2]), oder man bekommt die Gelbsucht[3]), oder Kopfschmerzen[4]). Man darf auch nichts geniessen, während einem Verstorbenen zu Grabe geläutet wird, sonst befallen einen Zahnschmerzen[5]). Von der Familie des Verstorbenen darf keiner Erde auf den Sarg werfen, sonst muss der Werfende nachsterben;[6]) ja die ganze Familie kann dadurch mit ins Grab gezogen werden[7]). Stirbt jemand, so trägt man in der Gegend von Pinczow etwas Getreide und streut es auf die Äcker, sonst würde keine Saat gedeihen[8]). In gewissen Gegenden Wolhyniens stellt man vor der Türe des Trauerhauses ein Gefäss mit Wasser hin, und hängt ein Handtuch dabei auf. Vom Leichenzuge heimkehrend wäscht man sich die Hände und spricht: „War was Böses dabei, so möge es abgewaschen werden.“ In der Stube wird Weizen gestreut, während man dabei spricht: „Für uns Weizen, für den Toten aber ewige Ruhe“[9]). In der Gegend von Przemyśl sperrt man die Türe zu, sobald die Bahre mit der Leiche entfernt wird, damit ihr niemand ins Grab nachfolge. Dann wird die Stube gefegt und frisches Brot gebacken, auf dass Alle gesund bleiben[10]). Eine Frau, welche ein totes Kind geboren, darf nicht zugegen sein, wenn ein Ertrinkender gerettet wird, denn ihre Gegenwart macht seine Wiederbelebung unmöglich[11]).

Zum Verzaubern eignen sich unter Anderem auch Knochen aus dem Friedhof, ein Bündel Haare und Nägel eines Toten, abgeschnittene Finger und Glieder von einem Erhängten[12]). Menschliche Knochen, Weichselzopf oder Nägel, unter der Ecke eines Hauses vergraben, schaffen dem Hause Krankheiten und Unglück[13]). Eine unheilbare Krankheit bringt man über Einen, wenn man ihm in einem Glas Bier oder Branntwein die Asche eines verbrannten Weichselzopfes oder sonstiger Körperteile reicht und darauf ein ihm, dem Verzauberten, gehöriges Ding in fliessendes Wasser wirft[14]). Von der Zauberkraft der Selbstmörder war schon zum Teil die Rede. In Lithauen glaubt man, Selbstmörder verlassen ihr Grab und dass sie in Gestalt von Deutschen mit einer passenden Mütze auf dem Kopfe oder in Ziegenböcke verwandelt umherirrend Wanderer auf Irrwege führen[15]). Die Erde, die der Körper eines Selbstmörders berührt, muss unfruchtbar bleiben; deshalb wird gewöhnlich ein Wagen untergeschoben, damit der Körper des Erhängten darauf falle, wenn man

---

[1]) Siarkowski: Lud okolic Pińczowa, in Mat. do etn. IX. S. 33. [2]) das. Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 136. [3]) Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 107. [4]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do etn. X. S. 242. [5]) das. Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 136. [6]) Siarkowski: Lud okolic Pińczowa, in Mat. do etn. IX. S. 33. Kolberg: IX Poznanskie, S. 170. [7]) Kolberg: Lud X Poznanskie, S. 79. [8]) Siarkowski: Lud okolic Pińczowa, in Mat. do etn. IX. S. 34. [9]) Brykczyński: Zapiski etn. z Polesia Wołyńskiego, in Mat. do etn. XII. S. 94. [10]) Cisek: Mat. etnologiczne z Zolyni w Przemyskiem in Mat. do etn. XII. S. 69. [11]) Kolberg: Lud VII, Krakowskie, S. 145. [12]) das. S. 83. [13]) das. [14]) das. S. 84. [15]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa S. 144.

ihn abschneidet[1]). Die Bauern lassen keinen Erhängten im Bereiche ihres Dorfes bestatten, denn er könnte einen Hagelschlag herbeiführen. Ist es dennoch geschehen, so scheuen sie sich nicht, das Grab zu öffnen und den Toten wegzuschaffen[2]). Ein übelwollender Baumeister vergräbt in der Ecke des neugebauten Hauses einen Totenkopf, dann stirbt jemand in der Familie des Hauseigentümers[3]). Will ein Mädchen ihre Nebenbuhlerin durch Krätze verstümmeln, so beschüttet sie sie mit der Asche von Leichenknochen[4]). Dasselbe wird erreicht, wenn sie ihren Kranz auf einen Leichenkopf legt[5]). Berührt der Bienenzüchter eine Leiche, dann sterben seine Bienen[6]). Ein Mädchen, das auf eine Leiche eine Thräne fallen lässt, bekommt Schwindsucht[7]). Will der Zauberer jemanden mit einem unausrottbaren Weichselzopf behaften, so geht er um Mitternacht auf ein jüdisches Leichenfeld, öffnet das erste beste Grab und schneidet vom Haupt der Leiche ein Büschel Haare ab. Die lässt er 24 Stunden lang im Wasser liegen und gibt es dem zu Verzaubernden zu trinken[8]). Um gewisse Krankheiten, wie Rotlauf u. a. über die Herde des Feindes zu bringen, vergräbt man unter der Schwelle des Schafstalles um Mitternacht am ersten Donnerstag nach Neumond ein Stück von einer christlichen Leiche[9]). Überhaupt gebrauchen die Hexen zu ihren Zaubereien Leichenknochen[10]). Kozłowski erzählt von einem Schäferjungen, der den Kopf einer jüdischen Leiche in einem Haufen Mist versteckt hielt, um damit Zauber zu treiben, mitunter um sich vom Militärdienste zu befreien[11]). Die Hexen pflegten kleine Kinder abzuschlachten, um aus deren Blut und Fett Zaubersalben zu bereiten[12]). Von der Zauberkraft, welche der Leiche innewohnt, zeigt auch folgender Glaube: Man darf die Leiche nicht auf den Familien-Tisch legen, sonst zieht sie jemanden aus der Familie nach[13]). Einer weiblichen Leiche dürfen keine Haarnadeln mit ins Grab gegeben werden, sonst bekommen die Überlebenden Kopfschmerzen. Toeppen erwähnt einen Fall, wo dieser Glaube die Wiederöffnung eines Grabes veranlasst hatte[14]). Begegnet ein Reiter oder ein Wagen einem Leichenzuge, so nimmt jener den Tod in die nächste Ortschaft zurück und dort stirbt bald einer[15]). Wenn der Leichenzug einem Wagen begegnet, so stirbt einer von denen, die im Wagen sitzen, im nächsten Jahre[16]). Wenn einem von den um die Grube stehenden Leuten etwas in das Grab entfällt, oder wenn einem etwas von seiner Habe ins Grab gelegt wird, so stirbt er bald[17]).

---

[1]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, S. 144 Anmerkung. [2]) Gluzinski a. a. O. S. 528. [3]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, S. 161. [4]) Maciejowski: Polska pod względem zwyczajów i obyczajów. Petersburg und Warschau 1842. IV. S. 162. [5]) das. [6]) Kolberg: Lud XVI Lubelskie, S. 134. [7]) Kolberg: Lud XV Poznanskie, S. 154. [8]) Federowski a. a. O. S. 230. [9]) das. S. 235. [10]) Gołębiowski: Lud Polski. Warschau 1830, S. 162. [11]) Kozlowski Kornel, Lud z Mazowsza Czerskiego, Warschau 1869, S. 279 f. [12]) Berwinski: Studya, Posen 1854, I, S. 155; II, S. 14. [13]) Toeppen a. a. O. S. 107. [14]) das. [15]) das. S. 110. [16]) das. [17]) das.

Ebenso wie Leiche und Leichenteile als kräftige Zaubermittel dienen, so können sie auch als Gegenzauber wirksam sein. Gegen Rotlauf bei Schafen bereitet der Zauberer ein Mittel auf folgende Weise: er begiebt sich auf einen jüdischen Friedhof, aber so, dass er von niemandem beobachtet wird; hier gräbt er eine Leiche aus, von welcher er eine Hand oder einen Fuss abhaut. Auch beraubt er eine frisch bestattete Leiche ihres Totengewandes und der religiösen Abzeichen; dies alles wird zu Hause bei Espenholzfeuer gekocht und mit dem Wasser werden die Schafe besprengt[1]). Das erwähnte Mittel kommt jedoch nur dann zur Anwendung, wenn der Zauberer, der die Krankheit über die Herde gebracht, unbekannt ist; im entgegengesetzten Falle aber muss sofort in der darauf folgenden Nacht eine jüdische Leiche oder der Teil einer solchen im Schafstalle vergraben werden, und die Schafe gesunden unverzüglich. Denn da die Krankheit durch das Vergraben einer christlichen Leiche herbeigeführt wurde, so bleibt sie durch ihre Gegenwart, weil die Leiche geweiht ist, gebannt und kann nur durch ein „leeres Gefäss“, wie das Volk einen jüdischen Leichnam bezeichnet, entfliehen[2]). Auch als Präservativmittel gegen möglichen Zauber ist der Totenkörper gut. Damit nämlich die Herde keine Disposition habe für Zaubereien, welche Übelwollende ihr „unterlegen“ könnten, treibt sie der Hirt über eine Stelle, wo er zuvor die Leiche eines jüdischen Kindes begraben hat; dabei spricht er drei „Ave“ und räuchert mit Wachholder[3]). Gołębiowski versichert, es habe „kühne“ Leute gegeben, welche das Blut derjenigen Leichen, die im Verdachte standen, „Vampyre“ zu sein, in Getränken gemischt, genossen, um so gegen alle Künste des Teufels und jegliches Unglück gefeit zu sein[4]).

(Fortsetzung folgt.)

Totenfetische im Glauben nordgermanischer Völker.

Von H. F. Feilberg.

Der menschliche Speichel hat besondere heilende oder zerstörende, oder glückbringende Eigenschaften und noch dazu eine eigentümliche Macht zur Abwehr.

Speichel Nüchterner heilt die Schwindflechte; man benetzt sie drei Donnerstage nach einander vor Sonnenaufgang mit Speichel aus nüchternem Munde und zeichnet darnach mit dem Finger jedesmal drei Kreise rund um sie. Gegen die englische Krankheit muss die Mutter nüchtern jeden Donnerstag Morgen das Kind mit Speichel längs dem Rückgrate reiben.[5]) So wie der Speichel aber zu heilen

---

[1]) Federowski: a. a. O. S. 239. [2]) das. S. 240. [3]) das. S. 243. [4]) Gołębiowski: a. a. O. S. 172.

[5]) Thiele, Overtro Nr. 472, Skattegr. VIII. 139. 593, J. Kamp s. 365. 1117.

vermag, kann er auch verwüsten. Es wird erzählt, dass der Prediger aus Haderup nach vollendetem Gottesdienste nach Viborg fuhr. Auf dem Wege sah er einen Bauern, welcher am heiligen Tage mit dem Pfluge arbeitete. Der Prediger liess seinen Kutscher anhalten, stieg vom Wagen ab und ging auf den Pflüger los, ihn fragend, wie er an einem solchen heiligen Tage arbeiten könne. Da der Mann eine stutzige Antwort gab, sagte der Prediger: „Du bist nicht eines besseren wert, als dass dein Feld weder Korn noch Laub mehr tragen solle!“ und er spuckte hiemit über das Feld aus, und nimmer hat seitdem das Feld irgend eine Frucht getragen.[1]) Auch die Hexen spucken des Nachts ins Gras, um das Vieh des Bauern zu verderben.[2]) Wenn es regnet und die Sonne scheint, hat des Teufels Grossmutter seine Wäsche zur Bleiche ausgebreitet, dann muss man ausspucken, sie wird dann in ihrer Arbeit gestört, und ihre Bleiche zu Grunde gerichtet.[3]) Nimmer darf man ins Feuer blasen, denn das führt irgend ein Schiff auf einen Felsen; ist es aber geschehen und man spuckt ins Feuer und sagt eine Beschwörung her, kommt es wieder vom Riffe los (N.); sonst heisst es meistens, dass man nicht ins Feuer spucken dürfe, denn dadurch erhalte man Blasen auf der Zunge.[4]) Vielleicht gehört hieher die allgemeine Sitte, unter der Arbeit in die Hände zu spucken. Wenn einer oder mehrere eine starke Last heben müssen, irgend eine schwere Arbeit verrichten, halten die Arbeiter einen Augenblick an, und einer sagt: „So wollen wir dann mal in die Hände spucken und fortfahren!“ als ob das Spucken die Kraft mehrte.[5]) Einen isländischen Ausdruck „hrakaskírn“, Speicheltaufe, lasse ich nicht unerwähnt, es heisst davon in einer Isl. Kirchengeschichte: da ist keine rechte Taufe, wo nicht Wasser und Wort ist, darum ist die „Speicheltaufe“ ohne Nutzen, obschon einige sie als die rechte angesehen haben.[6]) Es scheint ja beinahe, als ob auch hier dem Speichel eine besondere Kraft beigemessen sei. In einer schwedischen Sage giebt die „Bergfrau“ einer Bäuerin Flachs zum Spinnen, sie darf aber auf keine Weise das Garn beim Spinnen mit Speichel benetzen, „damit es nicht getauft werde“ oder wohl näher: christlich werde.[7])

In anderen Fällen spuckt man aus, um dadurch Glück für sich selber oder Andere zu erhalten.

Der Fischer spuckt auf den Köder, ehe er den Haken auswirft, das bringt Glück zum Fischen; ebenso spuckt der Kaufmann, Kutscher oder Arbeiter das erste Geld an, das er erhält; wenn der

---

[1]) Krist. Folkem. VIII. 257. III. 207.
[2]) Skattegr. IV. 46. 29.
[3]) Skattegr. VIII. 216. 852.
[4]) Folkevennen XI. 455; Thiele Nr. 548; Skattegr. VIII. 120. 526; Cavall. Wärend I. 190 (S.); der Kürze willen bezeichne ich durch (S.) Schweden, durch (N.) Norwegen, (D.) Dänemark.
[5]) Ist allgemein menschlich. Der Herausgeber.
[6]) Fritzner, Isl. Ordbog[2] unter hrakaskírn.
[7]) Hofberg, Svenska Folksägner S. 38.

Jäger ausgeht, darf man ihm nicht Glück wünschen, dagegen muss man einen Besen anspucken und ihm ihn nachwerfen (N.) Die Fischerfrau in Lofoten (N.) begleitete ihren Mann zum Boote und spuckte immer hinein, und ihm Glück mitzugeben. Wenn das Kind ein Vogelnest gefunden hat und die Jungen angerührt, spuckt es sie an, wenn es sie wieder zurücklegt, damit sie nicht von der Mutter gehasst werden.[1])

Am allgemeinsten wird aber das Ausspucken als Abwehr gegen irgend etwas, das böse ist, angewandt und so wird es auf die verschiedenste Weise benützt; eine Reihe von Beispielen davon werde ich unten verzeichnen. Ich ziehe zuerst einige Beispiele aus Beschwörungen an. „Pfui“, hier spuckt man aus, „setze ich zwischen dem Teufel und mir“ . . . . ; die Zauberin hatte über den Kranken gelesen und zum Schlusse sagte sie: „hier spucke ich meine Gelbsucht aus!“ damit spuckte sie; „hier spucke ich meine Schwindsucht aus!“ und sie spuckte wiederum; „hiemit spucke ich alle meine Suchten aus!“ und sie spuckte aus viele Male mit aller Kraft und ging damit ihres Weges. Wenn man Blut stillen will, muss man nach der Beschwörung die wunde Stelle dreimal in den drei heiligen Namen umfahren und einmal für den ersten, zweimal für den zweiten und dreimal für den dritten Namen ausspucken. Um Geschwüre und Beulen los zu werden, spricht man: „hier ist ein Geschwür, ich fürchtete, es würde sich entwickeln, es hat es aber nicht gethan, nun setze ich es an diesen Stein, pfui, pfui, pfui!“ Hiemit spuckt man seine Finger an, es muss dreimal sein und setzt sie gegen den Stein an, welcher die Krankheit empfangen soll. Bisweilen muss man nach allen vier Enden der Welt ausspucken.[2]) Das Kind stiess sich beim Fallen und schrie laut auf, dann nahm die Mutter gleich ein Messer, zog es dreimal über die wunde Stelle und spuckte dreimal aus (N.)[3])

Zur Abwehr böser Mächte spuckt man ins Bett, ehe man sich niederlegt (S.), auf den Boden, ehe man sich aus seinem Bette erhebt. Der Hirte spuckt aus, ehe er sich im Grase niedersetzt, in die Quelle, ehe er aus ihr trinkt (S.); und hat er Gras geschnitten oder ausgerissen, spuckt er auf die Stelle (D.) Man spuckt aus, wenn man über eine Stelle geht, wo sich ein müdes Pferd gewälzt hat, auf die Türschwelle, wenn man ein Messer darauf gewetzt hat; ein schwangeres Weib spuckt in das Boot, ehe es hineinsteigt, auf den Spannstrick, ehe es hinübertritt. Hat sich jemand auf der Ferse herumgedreht, dass ein Loch entstanden, muss man in's Loch spucken, ehe man vorübergeht. Wenn man Kehricht zusammenfegt, um es auszutragen, spuckt man auf die Stelle, wo der Haufen gelegen, am Kreuz-

---

[1]) Liebrecht, Volkkunde S. 331, Folkevennen XI. 455 (N.), ganz allg. (D.); Janson, Folkeaeventyr (1878), S. 61 (N.); Hagemann, Blandt Lapper og Bumand, S. 106 (N.); Kristensen, Folkem. IV. 351. 387; J. Kamp S. 396. 1283.

[2]) Grundtvig, Gl. d. M. II. 154; Skattegr. V. 202. 776. XI. 32. 54; Thiele Nr. 486; Asbjörnsen Huldreaeventyr S. 30 (N.); Cavall. Wärend I. 384 (S.)

[3]) Folkevennen VIII. 479.

wege, ehe man vorübergeht, und hat der Kartenspieler Unglück, kann er aufstehen, auf seinen Sitz ausspucken und sprechen: „hier mag ein Hund begraben sein!" (D.)[1])

Man spuckt aus, wenn man Wasser hinauswirft (S.), auf den alten Strohwisch, den man aus seinen hölzernen Schuhen herauszieht, ehe man ihn wegwirft (D.); ins Badewasser eines neugebornen Kindes (S.), ins Waschwasser, wenn sich ein anderer zuerst darin gewaschen hat, und wenn einer einen Stock zerbricht, spuckt er sorgfältig in jeden Bruch, ehe er ihn wegwirft (D.) Die Waschfrau wirft auch nicht die benutzte Buchenasche aus, ohne hineinzuspucken (S.)[2]) Ist ein Hemd auf die Bleiche gelegt oder ausgehangen, spuckt man hindurch, ehe man es anzieht, ebenso durch neue Kleider, ehe sie benutzt werden. Und hat jemand unglücklicherweise seinen Hut vertauscht und erhält ihn zurück, spuckt er hinein, ehe er ihn auf den Kopf setzt (S.)[3])

Wenn man einer Zauberin begegnet, spuckt man aus. Zufälligerweise spuckte der Mann aus, als das Gespenst erschien und traf es mit dem Speichel ins Gesicht, es versank augenblicklich in die Erde. Der isländische Prediger spuckt dem Wiedergänger in den Rachen und bezwingt ihn dadurch. Wenn die Windbraut vorüberfährt, spuckt man gegen sie aus; ebenso wenn in Norwegen die wilde Jagd („Asgaardsreien") daherbraust. Ein Hase ist ein unglücklicher Angang, spuckt man aber gegen ihn, wenn er vorüberläuft, aus, bedeutet es nichts. Auf einem Kirchhofe war ein grosses altes versunkenes Grab, auf welchem ein Weissdorn wuchs, die Sage wollte wissen, dass daselbst die durch die Pest Verstorbenen begraben worden waren. Jedesmal, wenn die spielenden Kinder dem Grabe nahe kamen, waren sie gewohnt, auszuspucken (D.)[4])

Ist man ungeschickt und springt man zur rechten Seite vom Reitpferde ab, muss man über das Pferd wegspucken, damit es künftig nicht widerspenstig werde. Löst der Bauer den Schwanz seiner Pferde auf, spuckt er hinein. Wird ein neues Hufeisen untergelegt, spuckt der Bauer in die Hufe (N.), dasselbe thut er, wenn er seinem Pferde das Geschirr abzieht oder es frei in den Wald hineinjagt (N.) Soll das Ferkel gegen böse Einflüsse geschützt sein, spuckt der Wärter ihm in den Koben, und wird die Kuh nach dem Abkalben zum ersten Male gemelkt, spuckt das Milchmädchen über ihren Rücken. Bisweilen kann es sich treffen, wenn man an einer Kuh vorübergeht,

---

[1]) Skytts härad S. 158 (S.); Thiele Nr. 187. 364. 478. 376. 378. 480. 481; Wigström, Folkdiktning II. 160 (S.); Cavallius Wärend I. 267; Skattegr. X. II. 28. 69. III. 80. IV. 67. VII. 35. IV. 135; Kristens. IX. 71. 72. VI. 293.

[2]) Wigström I. 229. II. 185; Cavall. Wärend I. 267; J. Saml. IV. 242; J. Kamp 87. 153; Kristensen IV. 381. 399. IX. 16. 74; Skattegr. III. 142. 26. 36. VIII. 89.

[3]) Thiele Nr. 204. 477; J. Kamp S. 410; Kr. IX. 51; Skytts h. S. 158.

[4]) Thiele Nr. 730; Kristensen III. 181. IV. 365; Skattegr. X. 107; Cavall. Wärend I. 378; Wigström I. 163. 189. 202; Skytts h. S. 158; Asbjörns. Huldreaevent. S. 242; Faye, Norske Folkesagn S. 64; Maurer, Isl. Sagen S. 134; J. Saml.[2] I. 54.

dass sie mit geneigtem Kopfe einem entgegen brüllt, „flucht“, wie die Bauern sagen, dann muss man ausspucken, um einem „Kuhfluch“, d. h. einem Gerstenkorn auf dem Auge zu entgehen.[1] (D.)

Vielfach ist es der Fall, das Etwas auf die Weise hingelegt wird, dass eine Krankheit oder irgend etwas Böses dem hingeworfenen Stücke so zu sagen einverleibt ist; darum muss man immer die Vorsicht gebrauchen, ehe man etwas aufnimmt, auf den gefundenen Gegenstand oder auf seine Finger auszuspucken; darnach kann man dreist thun, was man will. Wenn die Kinder kleine Geröllsteine aus Quartz, sogenannte „Katzensteine“ finden, spucken sie sie an und werfen sie über die Schulter, damit sie nicht „Katzenbeulen“ erhalten.[2]

Noch sei erwähnt, ohne dass ich die Sache zu erklären vermag, dass die Kinder in ihren Spielen ausspucken oder den Laut des Ausspuckens nachahmen, nämlich wenn sie mittlerweile das Spiel verlassen oder wiederum das Spiel aufnehmen. Es heisst dann mit mannigfachen Variationen: „Pfui, aus dem Spiele!“ oder: „Pfui, in das Spiel!“

Einige wenige Bemerkungen noch und ich bin fertig. Von den schöpferischen Eigenschaften des Speichels, die sonst unter andern Völkern vorkommen, habe ich nur ein einzelnes Beispiel angetroffen. Nach einer Isländischen Legende heisst es, dass Christus in die See spuckte, da entstand daraus ein Fisch, der Steinbeisser, cyclopterus lumpus.[3] In einem Volkmärchen spuckt die Prinzessin auf der Flucht aus und hinter den Liebenden entstand ein grosser See.[4] Auf Island wird erzählt, dass ein bekannter Zauberer, Eirikr godi, seinem Pferde die vier Hufen abnahm, sie anspuckte und darnach die steilsten Felsen hinauf und herunter ritt, ja selbst über Luft und Wasser, wie auf ebenem Felde.[5] Es finden sich auf dieser fernen Insel eine ganze Menge von Elfensagen. Ein oft wiederkehrender Zug ist, dass ein Elf ein Mädchen schwängert und ihr bei der Geburt Hülfe leistet. Er lässt seinen Speichel in ihren Mund tröpfeln, da genas sie gleich ihres Kindes und kann wieder aufstehen und an ihre Arbeit gehen.[6] Der Frau, die ihn sehen konnte, spuckt der Elfe in das Auge und sie verliert augenblicklich das Gesicht.[7] In einer norwegischen Sage heisst es, dass einem Burschen etwas Übernatürliches begegnete, nach der Zeit war er lange wie „angespuckt“, das wird erklärt: wie einer, der in die Gewalt der Waldfrauen gekommen ist, sinnlos.[8] Zum Schlusse erwähne ich nur, dass in einem allbekannten Märchen die Zauberin entweder Holzstücke anspuckt oder nur ausspuckt, und die

---

[1]) J. Kamp S. 190; Liebr., Volkkunde, S. 331; Skattegr. IV. 56. VII. 44. 45. 67.

[2]) Thiele, Nr. 506; J. Kamp S. 200; Kr. VI. 292; Skattegr. IV. 16. 90. 91. V. 109. VIII. 128. X. 28. 29; Wigstr. I. 124; Skytts h. 158.

[3]) Maurer, Isl. Sagen S. 190.

[4]) Grundtvig, Folkeaeventyr I. 43.

[5]) Maurer, l. c. S. 104.

[6]) Arnason I. 68. 70.

[7]) Arnason I. 15.

[8]) Asbjörnsen, Huldreaeventyr S. 31.

drei Speichelklecke verzögern durch ihre Antworten des Zauberers Verfolgung.[1])

Schweiss kenne ich nur als Liebezauber.

Ein junger Bursche liebte einst ein Mädchen, sie aber wollte nichts von ihm wissen; da nahm er einen Apfel, stach ein Loch hinein und liess drei Schweisstropfen hineinfallen. Gelegentlich gab er dem Mädchen den Apfel. Sie aber schöpfte Verdacht, denn sie hatte gehört, dass auf solche Weise Böses angerichtet werden könnte, und ass darum nicht den Apfel aus Furcht, sie möchte in seine Gewalt geraten. Sie warf darum den Apfel den Schweinen vor, eines von denselben ergriff es und frass es, und von dem Tage an konnte der Bursche nimmer des Schweines los werden, es fuhr auf ihn los, sobald es ihn entdeckte.[2]) Auch auf eine andere Weise kann Liebe gezwungen werden: lege einen Pfefferkuchen unter deinen linken Arm Mittwochs oder Freitags, lass ihn wohl durchgeschwitzt werden und gieb einem Mädchen, wenn sie nüchtern ist, ihn zu essen, sie wird in dich rasend verliebt werden.[3]) Auf ganz ähnliche Weise macht man sich einen Hund anhänglich und folgsam. Will man einer gezwungenen Liebe los werden, muss man ein paar neue, schwarz gefärbte Strümpfe anziehen, neue Schuhe dazu. Demnächst muss man geschwind eine längere Strecke gehen, bis die Füsse zu schwitzen anfangen. Darnach wird der rechte Schuh abgenommen, Bier oder Wein hineingegossen, und der Trunk muss in einem Zuge ausgetrunken werden, dann hat es mit aller gezwungenen Liebe ein Ende.[4])

Ein menschlicher Schädel wird auch zum Zaubern benutzt. Eine grauenhafte Formel lehrt, wie der Schädel eines gehenkten Mannes, abgehauen, über Feuer, bis Fett herauströpfelt, gesetzt, die Fallsucht heilen kann.[5]) Sonst wird Trinksucht durch einen solchen curiert, indem Geschabsel vom Schädel eines toten Mannes in Branntwein früh nüchtern eingenommen, dieselbe bewältigt. Ein anderes Mittel ist, dass man drei Löcher durch einen Schädel bohrt, Branntwein durchgiesst, und den solchergestalt behandelten Trunk dem Trinker ohne sein Wissen vorsetzt.[6]) Nimmt man einen Schädel, legt Erde darin, pflanzt in die Erde eine Bohne und wartet bis sie etwas herangewachsen ist; wenn man den Bohnenstengel dann in seinen Hut setzt, trifft man alles, wonach man zielt. Wünscht man unsichtbar zu werden, kann es geschehen, wenn man auf einem Kirchhofe oder unter einem Galgen eines toten Mannes Schädel nimmt und darin mit verschiedenen Zusätzen das Ei einer schwarzen Henne kocht.[7])

Auf Island wird erzählt, dass wenn zufälligerweise das Grab

---

[1]) Skattegr. IX. 146. Grundtvig, Folkeaeventyr II. 88.
[2]) J. Kamp S. 75. 89.
[3]) J. Saml.[1] IV. 157. 120.
[4]) J. Saml. IV. 158. 126.
[5]) Thiele Nr. 503.
[6]) Kristens. VI. 379. 247. J. Kamp S. 374. 1170.
[7]) J. Saml. IV. 164. 154.

eines Zauberers geöffnet wird, man immer den Schädel ganz und unvermodert, und das Gehirn unbeschädigt findet. Guckt man durch das Loch des Rückenmarks in den Schädel, sieht man, wie sich die Gehirnmasse bewegt wie bei einem lebendigen Menschen, das rührt aber daher, dass die Seele im Gehirn bis zum jüngsten Gerichte wohnt.[1]) Einst hatte ein Dienstmädchen ihre Stalllampe zerschlagen, dann nahm sie einen menschlichen Schädel vom Kirchhofe, goss Thran hinein und benutzte ihn als ihre gewöhnliche Lampe. Eines Abends hörte sie am Fenster: „Gieb mir mein Gebein, Gunna!“ — sie warf mit einem groben Schimpfworte den Schädel in die Richtung, wo sie die Stimme hörte.[2]) Einer Frau fehlte Öl zum Brennen. Da wurde ihr der Rat erteilt, sie solle einen Menschenschädel nehmen und ihn als Lampe verwenden, als Brennstoff solle sie Menschenfett und Schwefel nehmen. Wie geraten, gethan, die Lampe erlosch nicht. Ein ander Mal mussten zwei Weiber über einen Toten wachen. Es ging ihnen das Licht aus und es wurde ihnen ganz unheimlich neben dem Toten in der Finsternis zu sitzen. Das eine von ihnen schnitt eine Rippe mit Fleisch und allem vom toten Manne los, (er war ungewöhnlich fett gewesen), darnach zündete sie die Rippe am Ende an, machte sie fest und nun brannte es fort die ganze Nacht hindurch und konnte am Ende nur durch das Blut von sieben Brüdern gelöscht werden.[3])

Eine übrigens wohl über ganz Europa verbreitete Vorstellung von der zauberischen Gewalt des Fingers eines toten Mannes treffen wir auch in unserem Lande an. Eine Sage lautet: Im nördlichen Jütland kam eines Abends ein armer frierender und hungriger Bettler zu einem Bauernhofe, wo er anklopfte und um Nachtquartier ansuchte. Das Wetter war schlecht, sie mochten ihn nicht abweisen, auch nicht gerne behalten, am Ende siegte das Mitleid ob, und das Mädchen wies ihm ein Bett an in einem Zimmer, wo sie die Türe auswendig verschliessen konnten. Beinahe wäre es allen im Hause übel ergangen, wäre das Mädchen nicht bis spät in die Nacht an ihren alten Kleidern arbeitend wach geblieben. Denn nach Mitternacht, da der Bettler wähnte, dass alle schliefen, „warf er Schlaf auf sie“, indem er sprach: „Schlafet Ihr die schlafet, wachet Ihr die wachet!“ Alle schliefen ein wie Steine, das aufsitzende Mädchen ausgenommen. Sie wurde gewahr, dass nicht alles richtig sei, vergeblich versuchte sie die Schlafenden zu wecken, unmöglich! — und da der Bettler sich unter der Türschwelle hinauszugraben versuchte, ergriff sie eine schwere und breite Axt, und sobald der Bettler seinen Kopf unter der Tür hervorzwang, hieb sie ihn über das Genick, dass sein Kopf weit hinflog. Abermals versuchte sie die Leute des Hauses zu wecken, aber sie schliefen immer fort trotz ihres Rüttelns und Zausens. Sobald

---

[1]) Arnason I. 223.
[2]) Arnason I. 238.
[3]) Arnason I. 442. cfr. Maurer, Isl. Sagen S. 98.

der Tag grauete, lief sie, um den Prediger zu holen; da er anlangte, war sein erstes Geschäft, das Licht, das in der Hand des Bettlers angezündet war, zu erlöschen. Vergeblich hatte es das Mädchen versucht, sie blies es an, spuckte es an, alles umsonst, das Licht schien nur um so besser zu brennen. Der Prediger verstand aber die Sache besser, das Licht ergreifend, stiess er es in den Hals des toten Bettlers und damit erlosch es augenblicklich. Er erzählte ihnen nun, welche Bewandtnis es mit diesem Lichte habe, es sei ein abgeschnittener Finger eines gehenkten Diebes; wenn Menschen, die ihre Seele dem bösen Feinde verkauft hätten, eines solchen habhaft würden, könnten sie ihn in ihren Hälsen anzünden, der einzige Platz, wo er wieder erloschen werden könne.[1]) Anderswo wird die Sache doch anders erzählt. Alle sind darüber einig, dass solange ein solcher Diebfinger brennt, die Schlafenden nicht geweckt werden können, einige aber sagen, ein solches Licht könne man nur durch süsse Milch auslöschen, andere dagegen erzählen, dass das Mädchen, welches vergeblich das Licht auszublasen versuchte, am Ende ärgerlich ausrief: „Mag es auch der Teufel holen!“ da erlosch es augenblicklich, denn nur in des Bösen Namen kann es ausgeputzt werden.[2])

(Fortsetzung folgt.)

Menschenblut im Glauben der Zigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

So wie man durch Blutzauber Liebe erwecken kann, so gelingt es auch durch Anwendung von Blut auch Abneigung und Hass hervorzurufen. Zu Pulver verbrannte Elsternfedern mit dem Urin des Mannes und dem Blute der Gattin vermengt und dem Manne in eine beliebige Speise gemischt, erzeugt bei ihm, dem Volkglauben südungarischer Zigeuner gemäss, Hass und Widerwillen gegen seine Gattin. Will man die Gattin einem Ehemanne abwendig machen, so gibt man ihr bei den südungarischen Zeltzigeunern in der Andreasnacht gesammelte und zu Pulver geriebene Haselstrauchwurzeln mit dem Blute ihres Mannes vermengt in Speisen zu essen. Hat man diese Wurzeln grade zu der Zeit gesammelt, wo die Hexen hoch oben in der Luft über den Strauch gefahren sind, so ist dies Mittel von unfehlbarer Wirkung. Dies Mittel kennen auch die siebenbürgischen Zeltzigeuner. Ich selbst war Augenzeuge, als 1884 die Zeltzigeunerin Rosi Csürös von ihren Stammgenossen bei der Verfertigung dieses Mittels überrascht, dafür fürchterliche Schläge erhielt und dieserwegen vom Vojvoden aus dem Stamme verstossen wurde. Sie ward später in Hermannstadt die angetraute Gattin des Zigeunermusikanten Niku Lepedat und gilt bei der rumänischen Landbevölkerung für eine „gar kluge

---

[1]) Grönborg, Optegn. paa Vendelbomaal S. 192.
[2]) Skattegr. IV. 205, Kristens. Folkem. IV. 297.

Frau“, die viele Heilmittel zu bereiten versteht. Im Juni 1887 besuchte ich sie in Hermannstadt, und da erklärte sie mir ihre Ansicht über den Blutzauber wörtlich also: „Das Blut ist das Beste in unserem Körper. Wenn dein Blut kalt wird, dann stirbst du. Wenn du also von deinem Blut mir zu trinken gibst, so gibst du mir auch etwas von deinem Leben, von der Wärme deines Herzens. In der Wärme des Herzens sind aber alle Gedanken und Wünsche enthalten, von denen du mir auch etwas mit deinem Blute gibst. Liebst du mich, so gibst du mir mit deinem Blute auch etwas von deiner Liebe; und wenn du es gut gemacht hast (richtig angestellt hast), so muss ich dich auch lieben u. s. w.“ (Rat legfeder hin andro amaro trupos. Kana tiro rat shilales avla, atunci tu meres. Kana tu mange tiro rat das, akor tu das mange eigne andrat tiro jipen, andrat tatipen tire vodyakri. Andro tatipen vodyakri save gindipena te kivanatoya hin, te lendar das tu mange tire ratensa cigne tire kamabneskro; te kana tu ada laces kerdyal, me tut kamava . . .)

Damit die Tiere, welche in den Besitz des Zigeuners gelangen, weder gestohlen, noch durch Krankheit heimgesucht werden, wird jedes Tier vor das Feuer, welches vor dem Zelte des neuen Besitzers lodert, geführt und dabei wendet man verschiedene Besprechungen an. Bei den nordungarischen und bei zwei siebenbürgischen Wanderzigeunerstämmen (Kukuya, Ashani) gräbt man in der Nähe des Feuers ein Loch in die Erde, in welches man neun Haselzweiglein und neun Haare vom Tiere, mit dem Blute des Besitzers angefeuchtet, legt. Dann führt man das Tier über das Loch dreimal hinweg, wobei man die Worte sagt: „Haar und Blut vertreibe die Hexen und Diebe im Namen unseres grossen Gottes!“ (Bal te rat the tradel holyipa te cora andro nevo amare bare devleskero!) Dann wird eine Fussspur des Tieres aus der Erde herausgeschnitten, mit dem Blute des Besitzers besprengt und in das Loch zu den Haaren und Haselzweiglein gelegt, worauf man das Loch mit Erde zudeckt. Serbische Zigeuner tröpfeln Blut aus der Hand ihres jüngsten Kindes auf eine halbverkohlte Rute und schlagen damit einigemal kreuzweise über den Rücken des Tieres, wobei sie den Spruch hersagen:

Marav holyipen,	Ich schlage die Hexen,
Marav coren,	Ich schlage die Diebe,
The tu ac kathe,	Damit du bleibest hier,
The tu hin mange!	Damit du seiest mein!
Rata dav tute,	Blut gebe ich dir,
Rona dav lenge!	Ruten gebe ich ihnen!
Tu ac sastes,	Du sei gesund,
Von acen nasvales!	Sie seien krank!

Das kräftigste Mittel, um Tiere vor Dieben zu schützen, ist dem Volkglauben der siebenbürgischen Zeltzigeuner gemäss das folgende einfache Verfahren: Man lässt aus dem linken kleinen Finger eines kleinen Kindes drei Tropfen Blut auf ein Stückchen Brot fliessen, das man dem Tiere mit den Worten zu fressen gibt:

Dav tute trinen rata,	Ich gebe dir drei Bluttropfen,
Ternes te laces avna!	Jung (rein) und gut sie sein mögen!
Ko tut corel, adaleske	Wer dich stiehlt, dem
Hin rat te mas shutyardye!	Blut und Fleisch vertrockne!
Kana rata te rata	Wenn Blut und Blut
Pal tire per avna,	In deinem Bauch sein wird,
Yakh te yakh te bare yakh	Feuer und Feuer und grosses Feuer
Sakoves çal te çal,	Jeden verzehre und verzehre,
Ko kamel tut the çal!	Der dich verzehren will!

Bei den südungarischen Zigeunern schlägt der neue Besitzer sein Wasser in das erste Futter des Tieres ab, während seine Frau oder seine nächste weibliche Verwandte einige Tropfen ihres Blutes auf dies Futter sprengt.

Will bei den siebenbürgischen Zigeunern Jemand erfahren, wo sich ein verlorener Gegenstand oder eine gesuchte Person befindet, so lässt er drei Tropfen Blut aus dem Mittelfinger seiner linken Hand auf den der rechten fliessen, und ein erwachsenes Kind wird aus den Formen, welche das Blut auf dem Nagel des rechten Mittelfingers beschreibt, den gewünschten Aufschluss geben. Die serbischen Zigeuner stellen ein Gefäss an den Ort, wo der gestohlene Gegenstand zuletzt vorhanden war, füllen es mit Wasser aus vier verschiedenen Bächen und lassen dann vier Tropfen Blut aus dem linken kleinen Finger eines Mädchens in das wassergefüllte Gefäss rinnen. In welche Gegend hin die Bluttropfen strömen, in der Richtung befindet sich der gestohlene Gegenstand. Den Inhalt des Gefässes leert man an der Stelle auf die Erde aus, damit „der Dieb ertrinke und dann vertrockne!"

Um ihre Unternehmungen gegen Entdeckung zu sichern, wenden die Diebe folgende Mittel an, die mit dem Blutzauber zusammenhängen:

Wer Esswaaren stehlen will, der ritze sich auf den linken Handrücken ein Doppelkreuz und lecke das hervorquellende Blut auf. Dann wird ihm der Diebstahl gelingen und er wird die gestohlenen Esswaaren in Ruhe verzehren können. Wer einen nächtlichen Einbruch beabsichtigt, der reibe sich die Füsse bis zu den Knöcheln mit dem ersten Menstruationblute einer Jungfrau ein; so lange das Blut an seinen Füssen haftet, bleibt er vor Entdeckung gesichert. Am 4. Dezember 1884 fingen die slovakischen Bauern der Ortschaft Nadabula (Nordungarn) einen Zigeuner ab, dessen Füsse mit Blut bedeckt waren. Zufälligerweise hatten die Bauern dies entdeckt und konnten sich die Sache nicht erklären. Sie glaubten, der Zigeuner habe einen Mord begangen. Vor dem Dorfrichter sagte der Mann aus: er habe Gliederreissen und reibe sich mit Blut die Füsse ein, um dies Übel los zu werden. Er wurde auf meine Fürsprache frei gelassen und stahl die darauffolgende Nacht in der Nachbargemeinde Betlér zwei abgeschlachtete Schweine.

Im Jahre 1883 hatten wir während meiner ersten Zigeunerfahrt anhaltendes Regenwetter und konnten drei Meilen weit von Homoród (Siebenbürgen) auf der überschwemmten Landstrasse unsere Reise

nicht fortsetzen. Die Speisevorräte waren bereits aufgezehrt. Da sprach mein zigeunerischer Freund Stefan Dankó aus dem Stamme der Kukuya: „Wart', ich will gleich Gänse holen!“ Er ging fort und brachte nach einigen Stunden vier getötete Gänse. Dann zeigte er mir eine kleine hölzerne Büchse, in der sich zu Pulver getrocknetes Blut eines im Wochenbett gestorbenen Weibes befand. „Wer seine Finger mit diesem Blute einreibt,“ sprach Stefan, „dem gelingt jeder Diebstahl!“ Er teilte mir auch mit, dass wenn Diebe ein Licht, mit diesem Blutpulver bestreut, brennen, sie nicht ertappt werden. Mit solchem Blutpulver bestreuen die südungarischen Wanderzigeuner auch die Tor- oder Türschwelle des Hauses, aus dem sie etwas „ausführen“ wollen. In der Gaunersprache der Zigeuner heisst dies Pulver „Sprungpulver“ (hutyado praho); d. h. ein Pulver, das dem Diebe beim Entspringen behilflich ist.

Ehe der Dieb in ein Gehöft einbricht, verrichtet er vorerst in dessen Nähe ein Bedürfnis. Solange der „Haufen“ warm ist, bleibt der Dieb vor jeder Störung gesichert. Verlässt er dann den Schauplatz seiner Tätigkeit, so streut er etwas von diesem „Sprungpulver“ auf den „Haufen“ — in der zigeunerischen Gaunersprache „Hirte“ (feris) genannt —, dann bleibt er im ungestörten Besitz des gestohlenen Gutes. Stiehlt er ein lebendiges Tier und glaubt, dass es besegnet sei und ihm der Genuss des Fleisches dieses Tieres übel bekommen könne, so streut er, bevor er das Tier tötet, etwas von dem „Sprungpulver“ in das Trinkwasser des Tieres. Serbische Wanderzigeuner schneiden gestohlenen Tieren, bevor sie sie zum Verzehren bereiten, ein Kreuz in das linke Bein (bei Vierfüsslern in das linke Vorderbein) und bewahren einige Tropfen des hervorquellenden Blutes in einer kleinen Holzbüchse zum „Nachzug“ (palalpisdipen) d. h. damit das gestohlene Tier noch andere Tiere „nach sich ziehe“, damit ihnen also das Stehlen solcher Tiere auch fernerhin gelinge. Die also erlangten Tierbluttropfen trocknen mit der Zeit zu Pulver ein, das „Nachzugpulver“ (palalpisdipnakro praho) genannt wird. Mit diesem Pulver das Futter solcher Tiere bestreut, welche man früher oder später zu stehlen beabsichtigt, ermöglicht weiteres Stehlen ohne Hindernisse. Bei den türkischen Wanderzigeunern ist es, wie mir Herr Dr. Svetozar Jakobčić, ein sehr gediegener serbischer Criminalist, mitteilte, Brauch, von diesem „Nachzugpulver“ etwas in die Fussbekleidung zu streuen, wenn man eben auf Diebstahl ausgeht. Es heisst, das gestohlene Tier würde dann dem Diebe willig folgen. Streut der des Diebstahls verdächtigte Mensch etwas von diesem Pulver auf Gensdarmen, Gerichtperson u. dgl., so lenkt er den Verdacht von sich ab. Fürchtet sich der Dieb, dass eine Person, der sein Diebstahl bekannt ist, ihn etwa verraten könne, so mischt er einige Tropfen seines eigenen Blutes mit etwas „Sprungpulver“, das er dann in eine Speise der betreffenden Person mengt. Dadurch bewirkt er, dass die Person ihn nicht nur nicht verrät, sondern auch von nun an ihm gegenüber freundschaftliche Neigung hegen wird. Eigenes Blut mit

etwas „Sprungpulver“ vermischt und damit an die Stelle, woher man etwas gestohlen hat, ein Kreuz und darüber ein Punkt gemacht, soll nach zigeunerischem Diebglauben den Verdacht vom Thäter ablenken. Solches Zeichen fand man vorigen Sommer auch im siebenbürgischen Badeorte Jegenye noch ganz frisch und feucht an einen Pfosten gemalt, als wenige Stunden vorher ein Pferdegeschirr von diesem Pfosten eben durch Wanderzigeuner entführt worden war. In Siebenbürgen ist dieser Diebglauben unter allen Zigeunern verbreitet. Die serbischen und bosnischen Zigeuner setzen der Blutmischung auch noch etwas Fett von einem weissen Hunde bei, womit sie dann an den Ort des vollzogenen Diebstahls ein Doppelkreuz hinmalen.

Fett eines weissen Hundes, Blut von einem totgeborenen Kind und das Herz einer schwarzen Henne werden zu einem Brei gekocht. Wer das geringste Geräusch selbst aus grosser Entfernung wahrnehmen will, der schmiert sich die Ohrmuscheln und das Genick mit dieser Salbe ein und spricht dabei die Formel, welche mir die berühmte Heilkünstlerin der slavonischen Zigeuner Mara Drenović in Budrovci mitgeteilt hat:

Save ashunav, the dikhav;	Alles (was) ich höre, soll ich sehen;
Save dikhav, th' ashunav!	Alles (was) ich sehe, soll ich hören!
Efta lancaha	Mit sieben Ketten
Bengestar pandla	Vom Teufel gebunden
Save th' avelas,	Alles sei,
Cin m'ro yak jial,	Bis wohin mein Auge geht (reicht),
Cin m'ro kan jial!	Bis wohin mein Ohr geht!

Wer dieser Salbe etwas Belladonna (nak bengeskro = Teufelnase) beimengt und damit denjenigen, den er bestehlen will, unbemerkt beschmiert, bewirkt er dadurch, dass der Betreffende in tiefen Schlaf fällt. Vor vier Jahren (1887) hatten in Monostorszeg (Südungarn) Wanderzigeuner nachts in einem Kramladen aufgeräumt und wurden dabei festgenommen. Gensdarmen-Wachtmeister Csala fand bei ihnen die Salbe und zwang sie, ihm dies Mittel zu erklären. Beim Verhör vor dem Bezirkgericht meinte einer der Einbrecher: die Salbe habe ihre Wirkung verloren, denn als sie sie gekocht hätten, habe einer der Anwesenden geniest. Diese Salbe nennen die südungarischen Zigeuner meribmako (aus meriben = Tod, und mako = Salbe, also „Todsalbe“).

Die nordungarischen Wanderzigeuner schmieren ihre Hände, bevor sie auf Diebstahl ausgehen, mit einer Salbe ein, die also bereitet wird: Blut von einem totgeborenen Kind und das Blut, welches nach der verunglückten Geburt der Gebärerin entströmt, wird mit den männlichen und weiblichen Geschlechtteilen zweier krepirter Hunde in der Johannis- oder Thomasnacht zu einem festen Brei gekocht. Geht man nun auf Diebstahl aus, so schmiert man seine Hände mit dieser Salbe ein und spricht dabei die Formel:

Caveskro te dayakri	Des Kindes und der Mutter
Mulana rata	Totes Blut
Hin kathe pandla;	Ist hier gebunden;

Mulano jiukel	Toter Hund
Kiya jiukli	Zur Hündin
Kathe yov avel!	Hier er kommt!
Sar peda, sar rata	Wie die Tiere, wie das Blut
Kathe hin pandla,	Hier ist gebunden,
Sar ada, so kamav	So das, was ich will (wünsche)
Ac mange akana!	Sei mir jetzt!
Sar ada, so kamav	So das, was ich will
Th' astaryol m're vastaha!	Kleben möge an meine Hände!

Bevor ein nordungarischer Zigeuner auf ein gestohlenes Pferd steigt, so schmiert er die innere Seite seiner nackten Beine mit dieser Salbe ein, ebenso die beiden Seiten des Pferdes, und indem er nun auf das Pferd steigt, spricht er oben mitgeteilten Spruch.

Wird der Dieb verfolgt und erreicht er ein Versteck, so schlägt er sein Wasser auf diese Salbe ab, im Glauben, dass er dadurch vor Entdeckung bewahrt bleibe. Wird ein ungarischer Zigeuner wegen Diebstahl verfolgt, so ritzt er sich im Laufen in die linke Hand und schmiert das entquillende Blut an einen beliebigen Gegenstand, indem er vorwärts eilend, ruft: „Sprich für mich!“ (Pen pro man!) Samuel Deres aus dem Marmaroscher Wanderzigeunerstamme der Renyate hat zahlreiche Schnittnarben auf der linken Hand, alle von Wunden herrührend, die er sich des Diebstahls wegen verfolgt, gelegentlich beibrachte. Je mehr solcher Narben ein Zigeuner Ungarns aufweisen kann, desto mehr Achtung geniesst er bei seinen Stammgenossen wegen seiner „lieben Hand“ (kamilo vast), d. h. seiner Geschicklichkeit im Stehlen. (Schluss folgt.)

Ostpreussische Haus- und Zauber-Mittel.

Von J. Sembrzycki.

(Schluss.)

Bruch. Man spaltet einen jungen, grünen, zolldicken Eichenstamm von oben herab, zieht das mit dem Bruche behaftete Kind einigemal nackend durch die Spalte hin und her und verbindet dann die Spalte, so dass sie wieder zusammenwächst. Der Consistorialrath Bock erklärt (I, 279), Zeuge einer auf diese Weise erfolgten Heilung gewesen zu sein. Vergl. Frischbier, Hexenspr. u. Zauberb., pg. 68, wonach dasselbe Mittel gegen die „Keile“ (das übermässige Grosswerden des Hodensacks bei kleinen Knaben) zur Anwendung kommt. — Auch Einreibungen mit Johannisöl (Ol. Hyperici) sind ein beliebtes Mittel.

Brustwarzen, wunde. Es wird eine aus Schmand, Butter und Wachs zusammengeschmolzene Salbe aufgelegt.

Brüste, aufgelaufene. In Litauen wurde eine auf einen spitzen Stock gesteckte und an der Luft getrocknete Kröte von den Frauen aufgebunden (Bock IV, 473).

Brustkrankheit. Unter dieser Gesammtbezeichnung werden alle Erkrankungen der Lungen und der Athmungorgane, als Catarrhe, Husten, Stiche, Verschleimung, verstanden. Kindern giebt man bei

Husten das sogenannte „Hoppelpoppel“, eine ihnen vorzüglich schmeckende und gut bekommende Mischung von Eigelb und Moskobade mit dickem Haferschleim. Erwachsene nehmen eine Abkochung von getrockneter Fuchslunge in Braunbier oder den sogenannten „Fuchslungensaft“ (einen dunkel gefärbten Brustsyrup). In schwereren Fällen, wenn man glaubt, „sich die Lung' angesteckt“ zu haben, trinkt man seinen eigenen Urin. — Nach Bock (I, 290) band man sich bei heftigem Husten eine gebratene Küchenzwiebel so warm, als man es nur vertragen konnte, auf die Fusssohle. Gebratene und mit Schmalz erweichte Zwiebeln sind bei Brustverschleimung dienlich (ibid. III, 835). — Als Thee ist eine Abkochung von Kraut und Blüthen der Schafscheere (Achillea Millefolium) allgemein gebräuchlich.

Lungenkranke und Schwindsüchtige lässt man täglich einen Pfannkuchen verzehren, der aus feingeriebenem, frisch gegrabenem Bēmwell (Schwarzwurzel, Rad. Consolidae) mit Mehl und etwas Honig bereitet ist (Königsberg).

Epilepsie, genannt „das Höchste“ oder „das schwere Gebrechen“, „die grosse Krankheit“ (cf. Frischbier, Preuss. Wörterbuch I, 292). Um Johannis werden ein oder mehrere Maulwürfe lebendig in einen unglasurten Topf gelegt, der mit einer Stürze bedeckt wird, wobei man noch die Fuge mit Teig wohl verkittet. Dann wird der Topf so lange in glühende Kohlen gesetzt, bis die Maulwürfe gut durchgebrannt sind, worauf man sie nach dem Erkalten zu Pulver stösst. Von diesem giebt man dann kleinen Kindern zu einer halben Messerspitze voll mit Wasser oder Milch, Erwachsenen mehr (Bock I, 282; auch heute noch bekannt). Statt der Maulwürfe werden auch Krebse genommen (Bock, ibid.) Am Johannistage sucht man unter dem Beifussstrauche (Artemisia vulgaris) Kohlen und findet auch kohlenähnliche, schwarze Stücke, nämlich die alte verfaulte Wurzel der Pflanze, die als wirksames Mittel gegen die Epilepsie gelten (Bock III, 522; H. Frischbier, Hexenspr. etc. pg. 73). Auch der sogenannte Hasensprung, d. i. das krumme Knöchelchen im Gelenk an den Hinterläufen des Hasen, galt (Bock IV, 67) gebrannt und zu Pulver gerieben, als gutes Mittel gegen Epilepsie bei Kindern. — In Litauen wird das durch Zerstossen einer gedörrten Kröte und einer verbrannten Fledermaus erhaltene Pulver zusammengemischt in ein Säckchen gefüllt, das dem Kranken auf den Nacken oder auf die Pulsader der rechten Hand gebunden wird (Bock IV, 474).

Erkältung. Um den Folgen einer solchen vorzubeugen, nimmt man zum Schwitzen ein und zwar ausser Fliederthee gewöhnlich eine Abkochung von Lärchenschwamm (Boletus Laricis) in Braunbier oder in warmem Braunbier gelöste Hollunderkreide (Succus Sambuci). In der Gegend von Darkehmen wurde zu Bock's Zeit (I, 281) Schemper (Halbbier) und Sauerteig zusammengekocht, die dünne Brühe abgegossen und warm getrunken. — Auch sonst nimmt man gern zum Schwitzen ein, wenn man sich übel befindet und eine Krankheit nahen fühlt, wenn es „einem so in den Gliedern liegt“.

Fluor albus. Man räuchert mit weissem Steinklee (in Ostpreussen Fol. Trifolii albi) und trinkt eine Abkochung der weissen Taubnesselblüthen (Flores Lamii albi).

Fieber, kaltes. Weisse Hundeexcremente werden um Johannis gesammelt und sorgfältig verwahrt, da sie pulverisirt und mit Wasser genommen ein gutes Mittel gegen das Fieber bilden. — Ein noch besseres Mittel ist, von drei verschiedenen Kirchhöfen Menschenknochen zu holen, sie zu Kohle zu brennen und dann fein gestossen mit Branntwein dem Kranken einzugeben (Selwich, pg. 335). — Man giebt dem Kranken nach Sonnenuntergang eine Brotkruste zu essen, auf die man mit Kreide das Wort „Abracadabra" geschrieben hat (ibid.) Ueber „Abracadabra" gegen Fieber vgl. „Am Ur-Quell" I, 186. — „Das Fieber vertrieb man mit drei Mandeln, die nummerirt und mit den Worten Stati, Fabi, Fati bezeichnet wurden. Jede Mandel wurde in ein Papier gewickelt und kurz vor Ausbruch des Fiebers eine eingenommen. War dies drei Mal geschehen, so warf der Kranke die Papiere nach rückwärts in fliessendes Wasser und musste gesund sein" (Braun, pg. 62). — Ueber eine sehr sonderbare Fieberkur berichtet das (längst eingegangene) „Lycker Unterhaltungblatt" in seiner Nr. 15 v. J. 1847: „Ein Knecht hiesigen Orts hatte das Fieber, und um dasselbe los zu werden, wurde ihm gerathen, am Sonntage, wenn die Gemeinde aus der Kirche komme, auf einem Stallbesen zweimal durch die Stadt zu reiten, ohne sich jedoch umzusehen. Er that dies gestern am ersten Osterfeiertage, und so sah man ihn zur genannten Zeit auf seinem Strauchrosse, mit einer Knallpeitsche in der Hand, die Strasse entlang traben und wieder zurück. Natürlich erregte dies grosses Aufsehen, und er wurde, als er die Stadtwache vorbeikam, festgenommen und in die Wache geführt. Da man ihn für einen Tollhäusler hielt, so wurde sein Zustand ärztlich untersucht; dieser war jedoch nur der eines Fieberkranken, und so liess man ihn wieder frei. Das Fieber hatte er jedoch von Stunde an verloren."

Frostschaden. Gegen noch nicht aufgebrochene Frostschäden hilft am besten Einreiben mit frischer Rindergalle; auch steckt man die angefrorenen Theile in warmen Urin (ebenso Bock I, 289).

Gelbsucht. Der Kranke muss eine ungerade Anzahl von Kopfläusen mit Kirschkreide verzehren (ähnlich Frischbier, Hexenspruch u. Zauberbann, pg. 52). Er muss sich in der blanken Oberfläche einer vollen Theertonne spiegeln.

Geschwülste. Geschwollene Mandeln drückt man von innen vermittelst eines in Honig getauchten und in den Hals gesteckten Fingers. — Gegen geschwollenen Hals führt Bock (I, 286—287) folgende Mittel an: Kamillen, etwas Butter und Wachs werden unter beständigem Rühren in einer Pfanne zu einer Pflastermasse gerührt, welche auf einen leinenen Lappen gestrichen und um den Hals gebunden wird. Andere bereiten aus fein zerschnittenen oder zerriebenen Krauseminzblättern mit geschabter Kreide und Butter eine Salbe, die

auf einen weichen Lappen gestrichen um den Hals gelegt wird, und wieder andere thun dies mit einem mit Butter in einer Pfanne heiss gemachten und so zwischen zwei Tücher gelegten Schwalbennest, welches, sobald es erkaltet, wieder erwärmt wird. — Eine Mischung von „Kaddig-, Wermuth- und Lippstocköl“ (Ol. Juniperi, Absynthii, Levistici) ist in der Gegend von Königsberg eine beliebte Einreibung gegen alle Geschwülste; gegen geschwollenen Magen wird die Mischung auch innerlich genommen. Streichen mit Gänsefett wird ebenfalls als sehr wirksam empfohlen. — Ist bei geschwollenem Halse gleichzeitig „das Zäpfchen heruntergefallen“, so lässt man sich von einer starken Person am Schopf der Scheitelhaare etwas in die Höhe ziehen, wodurch das Zäpfchen wieder heraufgezogen wird (cf. auch Frischbier, Hexenspr. pg. 64), oder man lässt sich das Zäpfchen „wieder aufrichten“, was vermittelst eines in Ingwerpulver getauchten Fingers geschieht (Bock I, 286); man gurgelt mit Salbeiabkochung, der Honig oder Essig zugesetzt ist, und streicht den Hals mit Hasenfett (cf. Bock I, 286; IV, 67).

Geschwüre. Zum Aufziehen legt man auf Geschwüre und Karbunkeln geräucherten Speck, gebratene Zwiebeln, ein Pflaster aus Honig und Mehl, oder auch menschliche Excremente. — Bock, welcher die Anwendung der Zwiebel und des Honigpflasters ebenfalls kennt, erwähnt ausserdem (I, 283), als ein gutes Zugpflaster bei Geschwüren werde die sog. Bienenarznei gebraucht, d. h. der Kitt, womit die Bienen an den Standbrettern und bei den Klotzbeuten an den Vorlegbrettern die Oeffnungen verstopfen.

Gliederreissen. Gegen die „Rîtung“ hilft allabendliches Einreiben mit Ameisenspiritus. Um letztern zu bekommen, gräbt man eine grosse enghalsige, mit Syrup ausgestrichene Flasche möglichst aufrecht in einen grossen Ameisenhaufen. Bald ist dann die Flasche voller Ameisen, die nicht wieder herauskönnen. Man füllt nun die Flasche mit Spiritus und lässt sie unter öfterem Umschütteln an einem warmen Orte stehen. Der auf diese Weise gewonnene Ameisenspiritus ist zweifellos wirksamer als der künstlich mit Ameisensäure bereitete der Apotheken. — Man füllt auch einen Theil des Ameisenhaufens sammt den Ameisen schnell in einen Sack, schüttet zu Hause das Ganze in eine Wanne mit heissem Wasser und lässt den Kranken darin ein Bad nehmen, wobei er nebst der Wanne mit einem grossen Laken bedeckt wird, damit die Dämpfe nicht entweichen können. — Man räuchert sich mit den auf Kohlen geworfenen Blättern der grossen Saubohnen und wäscht sich mit Meusche, d. i. jungem, noch ungehopftem Bier (Bock I, 285).

Glieder, gebrochene. Dachsfett und Schweinigelfett gelten hierbei als vortrefflich heilend. Es kommt daher öfter vor, dass ein Landmann einen Topf voll ausgeschmolzenen Dachsfettes in der Apotheke zum Kauf anbietet, in der Hoffnung, ein gutes Geschäft zu machen. Vor 150 Jahren allerdings war neben dem oben erwähnten Schlangenfett (pinguedo serpentum), dem Hasenfett (pinguedo leporina)

und dem Menschenfett (p. humana) auch pinguedo taxi in den Apotheken officinell (cf. die „Königliche Preussische und Churfürstliche Brandenburgische Medicinal-Taxa“, Berlin 1749).

Harnbeschwerden. Gegen Harnverhaltung und „schneidendes Wasser“ (in Folge von Erkältung) trinken besonders weibliche Personen eine Abkochung von Petersilienwurzel in Milch oder von „Klapperkes“ (eine Grasart) in Wasser. — In der Gegend von Soldau giebt man an Harnverhaltung leidenden Kindern gepulverte Wolverleiwurzel in geringen Mengen (Bock I, 292).

Haut, unreine oder sonnengebräunte. Um ein glattes Gesicht und weisse Haut zu erhalten, legen die Mädchen in Essig getauchte Lappen oder auf ein leinenes Tuch gestrichenen Sauerteig auf, waschen sich mit dicker Milch oder mit dem eigenen Urin.

Kopfschmerzen. Man legt in dünne Scheiben geschnittene Kartoffeln oder Wrucken oder frischen Lehm, in ein Tuch geschlagen, auf. — In Litauen nähen sich die Frauen bei heftigen Kopfschmerzen zwei oder drei Küchenzwiebeln in die Unterröcke (Bock I, 280). — Die Stirn wird mit Essig eingerieben.

Krämpfe. Vergl. auch unter „Epilepsie“, da namentlich die Krämpfe bei Kindern vom Volke für „die schwere Krankheit“ gehalten werden. Gegen die Krämpfe in Händen und Füssen tragen einige stets ein Stück Stangenschwefel bei sich auf der Brust, auch im Bette; andere binden das zweite Gelenk am Hühnerflügel, an welchem die beiden Knochen verbunden sind, an den leidenden Körpertheil (Bock I, 285).

Krätze. Ein Backofen wird mittelmässig angeheizt und mit Brettern ausgelegt; der mit Theer bestrichene Patient kriecht hinein und bleibt eine Stunde darin, worauf er mit Aschlauge abgewaschen wird.

Magenkrankheiten. Bei Kindern streicht man den Magen, wenn derselbe geschwollen ist oder die Kleinen Leibschmerzen spüren, mit Wermuthöl, giebt ihnen auch einige Tropfen davon ein. Erwachsene trinken bei Kolik und Magenleiden Branntwein, der mit Calmuswurzeln, mit Wermuth, oder mit einer Mischung von Aloe, Asa foetida und Wermuth „aufgestellt“ (digerirt) ist, oder eine Abkochung von jung gepflücktem Korn und Schafscheere. — In der Gegend von Angerburg wird gegen verdorbenen Magen eine Abkochung von Lycopodium clavatum, von den dortigen Polen Morzybab genannt, getrunken (Bock I, 281), während man in einer litauischen Gegend vom längeren Gebrauch des Theerwassers Heilung erhofft (ibid. I, 285). Hartnäckige Verstopfung wird durch den Genuss eines Bierglases voll von dem aus frischem Kuhmist ausgepressten Saft beseitigt (ibid. I, 291); cf. Frischbier, Hexenspr., pg. 35, Saft des Schweinemists gegen Bauchgrimmen).

Das Maass verlieren. Das Landvolk hat in der Elbinger Gegend (und auch anderwärts) die Vorstellung, das verkürzte Maass des Leibes sei die nächste Ursache von allerlei Krankheiten. Nach ihrem Urtheil muss also der Kranke nothwendig gemessen werden.

Ist er schwach, so wird er auf die Erde gelegt und das Messen in der Weise mit ihm vorgenommen, dass man ihm Hände und Füsse auf mancherlei Art ausdehnt und die Länge dieser Glieder untereinander vergleicht. Bei zunehmender Krankheit glauben sie deutlich wahrzunehmen, wie sich das Ebenmaass der Glieder immer mehr verliere, und mit Sicherheit bestimmen zu können, wie viel Maass noch zu verlieren sei, wie lange also der Kranke noch zu leben habe (Bock I, 278; cf. Frischbier, Hexenspr., pg. 78).

Mückenstich. Das Auflegen eines frischen Ellernblattes hindert das Aufschwellen und den Schmerz (Bock III, 108).

Nasenbluten wird gestillt, wenn man einen mit Essig getränkten Waschlappen (keinen andern) vor die Nase drückt; auch steckt man gekautes Brot in die Nase, isst Kreide und wäscht Stirn und Schläfen mit Essig. —

Ohrenschmerzen. Der aus frischem Hauslauch (Bock I, 290: aus frischer Raute) gepresste Saft wird mit Watte in das Ohr gesteckt, oder, wenn dies nicht möglich ist, ein Stückchen Knoblauch oder Kampher, in Watte gewickelt.

Rose. Mit „Rose“ oder „Feuer“ bezeichnet das Volk alle röthlichen, mit Hitzegefühl und Bläschen-(„Pickelchen“-)bildung verbundenen Hautkrankheiten. Man bindet auf die betreffende Stelle einen „elfenbeinernen“, d. h. weissen, knöchernen Kamm, räuchert, falls die Krankheit durch „Verschreckniss“ entstanden ist, mit um Johannis gesammelten weissen Hundexcrementen; man legt (Bock I, 282) Fliederkreide äusserlich auf oder bindet auf die leidende Stelle eine auf einer Unterlage von blauem Zuckerhutpapier befindliche und mit Roggenmehl dicht bestreute Schicht Werg (ibid. III, 692). Auch das Auflegen frischer oder, wenn getrocknet, einige Stunden in Flusswasser geweichter Ellernblätter wird empfohlen (ibid. III, 108). — In Masuren wird die Gesichtrose meist dadurch curirt, dass man über dem Kopf des Kranken ein Gewehr abschiesst (Braun, pg. 62). — Nach Bock (I, 286) schlug man Feuerstein und Stahl über der Gesichtrose zusammen, als wenn diese der Zunder wäre, und versicherte, dass davon der Ausschlag geschwinder abtrockne. — Als Vorbeugungmittel gegen die Rose trug man stets ein Stück Alaun bei sich (ibid. I, 285).

Ruhr. Den daran Erkrankten giebt man feingeschabte Ziegel in Flinsen eingebacken (Braun, pg. 62) oder frische Buttermilch, und in der Gegend von Darkehmen drei Mal hintereinander eine Messerspitze voll Pottasche in Wasser oder Branntwein (Bock I, 291—92). Auch legt man auf den Leib einen in Tücher geschlagenen, aus Brotkrumen und Kaddig-(Wachholder-)beerenpulver mit Essig zusammengerührten dicken heissen Breiumschlag (ibid.)

Schlucksen. Man lässt die Schlucksenden Wasser trinken, in welches man einen Feuerstahl geworfen hat (Bock I, 290).

Schnupfen. Bei kleinen Kindern reibt man das Näschen mit

Gänsefett oder „Meiransbutter“ (Ungn. Majoranae); Erwachsene riechen öfters in ihren Schuh oder Stiefel (Bock I, 284).

Trunksucht. Man entnimmt einem Mäusenest eine ungerade Anzahl junger Mäuschen, quetscht diese, fängt das herausfliessende Blut in Branntwein auf und giebt diese Mischung dem Säufer, ohne dass er es weiss, zu trinken.

Viehseuche (Rinderpest). Nach Bock (IV, 185) wendeten in der Gegend von Angerburg einige Wirthe erfolgreich folgendes Mittel an. Sie liessen dem kranken Vieh zur Ader, fingen in einem Gefäss ein Quart Blut auf, mischten es mit Asche und Salz und gossen es dem Thiere wieder in den Hals.

Warzen. Man stiehlt dem Fleischer ein Stückchen Fleisch (nicht entwendetes wirkt nicht), legt es auf die Warzen und vergräbt es dann in den Düngerhaufen zum Verfaulen. Ist es verfault, so sind auch die Warzen verschwunden (cf. Braun, pg. 62 und Frischbier, Hexenspr., pg. 94).

Wassersucht. Das Pulver einer zu Asche gebrannten Kröte gilt in Litauen als wirksames Mittel gegen diese Krankheit (Bock IV, 474). In der Gegend von Johannisburg heilte man Wassersüchtige, indem man sie ganz und gar mit frischen Ellernblättern belegte und darüber mit Handtüchern bewickelte (Bock III, 108).

Wunden und Quetschungen. Sofort aufgelegte Lottchenblätter (Lattichblätter, von Tussilago petasites), ebenso Ellernblätter, wirken heilend, kühlend und zusammenziehend. — Um bei Verwundungen das Blut zu stillen, fangen es einige Leute in einer Eierschale auf und setzen diese in heisse Asche. Sowie das Blut in der Schale durch die Hitze erhärtet, sobald hört auch das Bluten auf (Bock I, 292). Man legt einen mit Honig bestrichenen Lappen auf (ibid. V, 216). Ein gutes Wundpflaster wird aus dem Schafscheerkraut unter Zusatz von etwas Wachs und ungesalzener Butter bereitet (ibid. III, 541). — Eine in ganz Ostpreussen beliebte Wundsalbe wird hergestellt, indem man „Böckentalg“ (Sebum ovillum), Jungferwachs und weisses Baumöl zusammenschmilzt und dann Galmeistein, Silberglätte und Bleiweiss unter Umrühren zumischt, bis die Masse Salbenconsistenz hat. — Zum Kühlen und „Hitz' abziehen“ legt man frischen Kuhmist auf. — Wird Jemand von einer Schlange oder einem tollen Hunde gebissen, so wäscht man die Wunde mit warmem Essig, in welchem Butter zerlassen ist, aus; in Litauen bindet man wohl auch eine gedörrte Kröte auf (Bock, IV, 495, 473). Von dem eben erwähnten Essig mit Butter giebt man auch dem Betroffenen ein paar Löffel voll zu trinken (ibid. I, 287); in Masuren legt man auch mit der Hand weich geriebene und mit Honig bestrichene Kumst-(Kohl-)blätter auf (ib. I, 288).

Wundsein kleiner Kinder. Der aus dem Backofen genommene, feingestossene Lehm gilt als das beste Streupulver (Bock II, 70).

Würmer. Zu ihrer Vertreibung trinkt man Abkochungen von Wermuth und Reinfarrn (Tanacetum vulgari); in Litauen nimmt man

auch etwa zehn bis fünfzehn Tropfen Thieröl (Ol. animale foetidum) oder Dagget (Birkentheer) auf Brot oder mit Branntwein. — Kindern legt man ein Daggetpflaster auf den Nabel (Bock III, 97).

Zahnen. Um es zu erleichtern, bestreichen die Mütter den Gaumen des Kindes mit dem noch warmen Gehirn einer Taube (Bock I, 289).

Zahnschmerzen. Man stochert in der Höhlung des Zahns mit einem getrockneten „Ilzkepitter" (membrum des Iltis), der aber natürlich nur schwer erhältlich ist, oder steckt eine Kreidnelke hinein. Man nimmt einen Schluck Rum in den Mund und hält ihn auf den Zahn; man hält den Mund, nachdem man ihn voll Tabakrauch gezogen, geschlossen, so lange es geht. — Man legt ein mit Hasenfett bestrichenes Läppchen hinter das Ohr (Bock IV, 67).

Preussische Rätsel-Fragen.

Von weiland H. Frischbier.

61. Wievel moal mest't de Koh vom Feder Heeg?
Keinmal, sie steht nie auf dem Fuder.
62. Wat ös de grötzte Landschoade?
Wenn der Ochs das Wasser düngt.
63. Welke Licht' brenne länger, de Talglicht' oder de Wasslicht?
Beide brennen kürzer. Vgl. Simrock I, 240.
64. Wat kröppt ön't Loch on lett de Pôte bûte?
Der Schlüssel.
65. Wo stoane de meiste Läcker ape?
Auf dem Stoppelfelde.
66. Wat moakt söck von sölwst?
Die Risse im Balken.
Dieselbe Antwort auf die Frage:
67. Wat ös ön er Staw äwrig?
Vgl. Simrock II, 162.
68. In was haut der Mann im Walde zuerst ein?
In die Rinde.
69. Wie deep ös et Meer?
Einen Steinwurf. Vgl. Mone, Anz VII, 264, 216.
70. Wo haben die Meere und Flüsse kein Wasser, die Städte keine Häuser, die Felder keine Frösche?
Auf der Landkarte.
71. Welke Mönsche goane op Käpp'?
Die Nägel in den Schuhen haben.
72. Wat kann kein Mönsch wêdervertelle?
Dass er gestorben ist.
73. Wem vertrut de Mönsch am meiste?
Dem Schloss.
74. Wennêr heft de Mönsch keine Kopp ön e Stoaw?
Wenn er zum Fenster hinaussieht.
75. Wennêr leppt de Mählsteen op drei Kante?
Wenn er Buchweizen mahlt.

76. Wennêr heft de Mäller dat meiste ön e Mähl?
Wenn er den Kopf zum Fenster hinaussteckt. Vgl. Simrock II, 207.
77. Mit welchem Netze fängt man Fische?
Mit dem nassen.
78. Womit tritt der Ochs zuerst in den Stall?
Mit dem Fradem (Atem).
79. Welk Peerd sitt Wede so got als veere?
Das blinde.
80. Wo ös dem Plog sin letzt Loch?
Im Ofen.
81. In welchem Reich sind keine Diebe?
Im Himmelreich.
81a. Wat rennt längs de Rohrtun?
Das Weberschiffchen.
82. Was fehlt zum ganzen Rock?
Nichts.
83. Wat ös dat notwendigste öm Sack?
Der Boden.
84. Wo koame alle Säck' tosamme?
In der Naht. Vgl. Rochholz, 273, 578. Simrock I, 151.
85. Wer ös de grötzt Sackdräger ön Danzig?
Der Krahn.
86. Welke Scher schnött nich?
Die Krebsscheere.
87. Welke Scher ward nie stomp?
Dieselbe.
88. Wat heft de Schömmel fer Hoar?
Pferdehaare.
89. Wennêr ward de Schömmel e Peerd?
Wenn ihm das Fell abgezogen ist. Vgl. Simrock II, 212.
90. Wat föllt vom Schoppe on geit nich entwei?
Das Ei, wenn es von der Henne gelegt wird.
91. Welk' Schoh dräge nich de Fruenslüed?
Die Männerschuhe.
92. Welk' Schoh sönd ohne Soale?
Die Handschuhe.
93. Wo lätt man de Schoh make?
Wo sie entzwei sind.
94. Woröm steit de Schol öm Derp?
Weil das Dorf nicht in der Schule stehen kann.
95. Wennêr geit dat Schwin (de Gans) op em Rügge?
Wenn es (sie) ein Gemüsebeet (einen Rücken) betritt.
96. Wennêr heft dat Schwin Feddre?
Wenn eine Krähe auf ihm sitzt.
97. Op wat fer e Sid liggt dat Schwin ön er Möddagsstund?
Auf der rauhen.
98. Wat ähnt em halwe Strauhalm?
Die andre Hälfte.
99. Wat geit ömmer ön e Stoaw on kömmt keinmoal an de Stoawedeer?
Die Uhr.

100. Wer kann alle Sprake rede?

Der Wiederhall, das Echo.

101. Wann war der Tag am längsten, wann war den Füchsen am bängsten?

Als Josua der Sonne still zu stehn gebot, — als Simson die Füchse mit den Schwänzen zusammenband und ihnen Feuer auflegte.

Neue Preuss. Prov.-Bl. VIII, 377. In Mone, Anz. VII, 262, 185, findet sich noch die Frage: Wann war die Welt am engsten? In Noah's Arche. — Zweite Frage selbständig bei Simrock I, 286.

102. Was braucht man vom unreinlichsten Tier zur Reinlichkeit?

Vom Schwein die Borsten zur Bürste.

103. Find'st du alleen nau Thore (Thorn)?

Es finden auch Andere dort hin.

104. Wat wöllst lewer: Diewel ungre Oken oder Sonnekoken? (Elbing.)

Geräucherten Schinken oder Kuhfladen? Vgl. Rochholz, 269, 527.

105. Wat schämt söck öm Dot?

Der Krebs, er wird beim Kochen rot.

106. Wat ward schöner dorch em Dot?

Der Krebs.

107. Wenn begroawt de Dodger den Lebend'ge?

Wenn Asche auf glühende Kohlen geschüttet wird.

108. Wat geit röcht'ger wie e Uhr?

Die Laus, die geht „auf ein Haar". Vgl. Mone, Anz. VII, 265, 242.

109. Wat geit äwer'm Verstand?

Die Laus.

110. Wat ös onrecht on doch keine Sünd'?

Wenn man den rechten Handschuh auf die linke Hand zieht.

111. Ön welkem Woold wasst kein Low?

Im Fichtenwalde.

112. Wennêr ös et am gefährlichste ön e Woold to goane?

Im Frühlinge, da schiessen die Gräser und schlagen die Bäume aus. Vgl. Rochholz, 273, 583. Simrock II, 201.

113. Welk Water kann man öm Seeb (Sieb) dräge?

Das gefrorene. Vgl. Simrock I, 260.

114. Wat geit ön't Wâter on lett den Bûk to Hûs?

Der Bettbezug.

115. Wat föllt ön't Water on plompst nich?

Die Sonne — der Schatten etc. Vgl. Rochholz, 272, 565. Simrock I, 400. — Ebenso:

116. Wat föllt ön't Stroh on ruschelt nich?

117. Wer ös de grötzt' Waterdräger?

Die Sonne.

118. Op welkem Weg ös kein Stoff (Staub) to finde?

Auf dem Wasserwege.

119. Wennêr ös de Windmeller ohne Kopp ön er Mêl?

Wenn er aus dem Fenster sieht.

120. Wie leppt de Wulf öm em Barg?

Grau.

121. Wat ös dat grötzte Wunderwerk ön e Bibel?

Die Himmelfahrt des Elias. Er sass auf feurigem Wagen, ohne sich die Hosen zu verbrennen. Vgl. Rochholz, 270, 532.

122. Wat kröpt derch e Tûn on ruschelt nich?
Der Sonnenschein.
123. Was gehört zum guten Zaun?
Nichts.
124. Wat ös an er Zoch äwrig?
Das Knarren. Zoch, Zoche, der preussische Pflug.
125. Wat ös schwart on steit ömmer op half sess?
Der Dreifuss.
126. Wivêl ös: twee fif tîen — twee twelf — dree öftîen?
15; denn 2×5=10+2=12+3=15.

Nachwort. Mit den vorliegenden Fragen schliesst die Veröffentlichung meiner seit Jahrzehnten gesammelten Rätsel ab. Die eigentlichen Rätsel sind gedruckt in der Zeitschrift für deutsche Philologie, die übrigen im Urdsbrunnen und Urquell.

Zauber- und Spukgestalten in Schlesien.

Von Karl Knauthe.

Ein reicher Gutbesitzer aus dem Kreise Nimptsch, der ein „Freimäuer“ [1]) war, fuhr einst auf der Chaussée von Jordansmühle über Stein nach Breslau. Plötzlich gewahrte der Kutscher einen dreibeinigen schwarzen Hasen dicht vor den Pferden herumrennend, so dass sie nicht ausgreifen konnten. Gleichzeitig verfinsterte sich der Himmel, grelle Blitze zuckten auf, der Donner rollte, ein furchtbarer Sturmwind erhob sich und im Wagen drin hörte der Rosselenker bald Gebrüll, dann Wimmern und Stöhnen. Urplötzlich klarte das Wetter wieder auf, der gespenstische Hase war verschwunden, die Pferde standen völlig in Schweiss gebadet, an allen Gliedern zitternd da, im Wagen drin lag entseelt der Herr. Ich hielt diese Erzählung zunächst blos für eine örtliche Sage, gar bald aber erfuhr ich, dass dreibeinige schwarze Hasen immer die Begleiter des Teufels, Verkünder eines unseligen Todes sind oder an Orten spuken, wo sich Leute selber entleibt haben.

[Man sagt auch: „Mir ist heute ein Hase über den Weg gelaufen, ich werde Unglück haben.“]

Im Jahre 1848, kurz vor Ostern, so wird mir ferner berichtet, stand ein Wilddieb aus Silsterwitz abends auf dem Anstande, um einen Festbraten zu besorgen, leider aber kam kein Stück, solange er auch wartete. Als es jedoch 11 Uhr in Schlaupitz schlug, da sah er eine gewaltige Menge Hasen vom Zobten her sich gen Osten bewegen. Der Zug, welcher bald die ganze Gegend überschwemmte, dauerte ununterbrochen bis 12 Uhr fort; mit dem letzten Schlage der Mitternachtstunde war er verschwunden. Auch andere Leute

[1]) Schon während meiner früheren Reisen im Auslande habe ich allerorts Aufzeichnungen, betreffend den Volkglauben über die Freimaurer, gemacht, besonders in Mittel- und Südamerika, nunmehr will ich in Ostindien noch weitere bezügliche Nachfrage halten und das gesamte Material, wenn Herr Krauss nichts dagegen hat, an dieser Stelle publizieren.

wollen in der Osterzeit ähnliche respectable Züge von Lepus timidus im Zobtner Halt gesehn haben, meist jedoch kurz vor Taganbruch der Sonne zustrebend.

Allerorts in unserem Gau spuken gespenstische Ziegenböcke, teils weiss ohne Kopf, teils schwarz mit feurigen Augen, Nasenlöchern und ebensolchem Rachen. Meist sollen diese Tiere die Seelen von frevelhaften Geistlichen sein. So zeigte sich z. B. vor einigen Jahren, nach dem Tode des Schlaupitzer Pfarrers, allabendlich in der dicht am Kirchhofe gelegenen Wohnung eines Webers an der Wand der Schatten eines kopflosen Ziegenbockes. Dieser Schatten verliess, sobald das Licht ausgelöscht wurde, das Haus, begab sich nach dem Friedhofe und verschwand schliesslich durch einen Mäuselauf im Grabhügel des Predigers. Jenes Loch konnte nie ausgefüllt werden, wie die Leute sagen.

Oben am Geiersberge, innerhalb der Ringmauer, dann in den Schlössern zu Schlaupitz, Euguth, Lauterbach, schliesslich auf der Knochenwiese bei Schlaupitz gehen feuerspeiende Ochsen um und spielen dem ihnen in den Weg laufenden Wanderer oft grausam genug mit.

Von Vögeln möchte ich nur die Schwarzkrähe[1]) erwähnen. Sie begleitet zunächst, wie mir versichert wird, den bei Striegelmühle am Füllengraben spukenden Geist, verkündet dann Unglück, schlechte Witterung etc. und kommt ausserdem in Begleitung des „Urian“ (Satan) massenhaft ins Zimmer derjenigen Leute geflattert, welche gewisse Stellen im 6. u. 7. Buch Mosis lesen.

Katzensporn.

Eine Umfrage.

I. Dr. M. Güdemann führt in seinem Werke: „Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden. Von den ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn“ (Berlin 1891) im 37. Abschnitt (S. 160 ff.) ein grösseres Stück aus R. Moses Henochs jüdischdeutschem Volkbuch „Brantspiegel“ (Basel 1602) an. Unter anderen Dingen, die des Volkforschers Beachtung verdienen, machen wir auf folgende Bemerkung (S. 164) aufmerksam und bitten unsere Mitarbeiter um weitere Belege zur Erklärung des darin berührten Volkglaubens:

„in Tebet un' Schwat (Jänner, Feber) muss man ser gewarnt sein dass sie die Kinder nit lossen barfuss gen es is ein skono (Gefahr) auf die zeit denn di kazen reien (paaren sich) mit anander da

---

[1]) Der Rabe kommt hier nur sehr vereinzelt vor, ist dem gemeinen Manne ganz unbekannt (cf. „Vögel des Zobten“, Cab. Journ. f. Ornith., Berlin 1889, Nr. 1), seine Stelle nehmen Krähen-, vorzüglich aber die sehr gemeine Saatkrähe ein.

lossen sie von sich unflat fallen kommt es einem an fuss da geschwillt er un' man hot lang zu heilen dran. man heisst es kazen sporen."

II. Bei den Chrowoten und Serben findet sich ein ähnlicher Glauben. Die Stelle, die von Hunden oder Katzen nach der Entleerung gescharrt wurde, heisst man Sugreb. Nabasati na sugreb = „zufällig auf eine Scharrstelle treten" bedeutet soviel als sich einen Hautausschlag zuziehen. Wem das widerfahren, der ist ograiso. Vuk Karadžić sagt im Wtb. S. 723: „Sugreb, von Hunden oder Füchsen aufgescharrte Erde, terra effossa a cane aut uulpe. Nagazio na sugreb. Auf einen S. getreten; finden Kinder einen „sugreb" im Felde, so spucken sie hinein; denn man sagt, es können den Betreffenden, der auf eine solche Stelle getreten, ohne drauf zu spucken, Hautausschläge (nekakvi šklopci) befallen."

F. S. K.

Vom Büchertische.

Strack, Hermann L., Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. 3. Abdr. München, C. H. Beck. 1891. V. 59. Den Standpunkt des Verfassers erkennt man schon aus dem Buchtitel. Als ob die Menschheit aller Zeiten und namentlich der Gegenwart nur aus Christen und Juden zusammengewürfelt sei! Bei uns in deutschen Landen und im heiligen Russland hat seit einigen Jahren eine böse Krankheit jene Bevölkerungschichten erfasst, deren Urbild sich in dem s. g. „dummen Kerl" verleiblicht. Der dumme Kerl ist international. Er eignet sich besonders als Stufenleiter für verwegene Streber, als Culturdünger, als Zählpuppe, wenn man z. B. die Bevölkerungzahl eines Landes nennt, so ist er auch mitinbegriffen. Er verabscheut für sich jeden mühevollen Erwerb, er kreischt, er betäubt einen durch seine Aufdringlichkeit, er wird einem zur Marter durch den Blödsinn, den er uns anzuhören zwingt, er ist grossmäulig, feige, hinterlistig, nimmersatt, fröhnt allen schändlichen Lüsten auf Kosten anderer Menschen, und bei alledem redet er sich in den Dünkel eines Weltverbesserers hinein und behauptet stets: „hinter mir steht das ganze ehrlich denkende, freie Volk!" In Chrowotien nennt er sich einen Urchrowoten, in Serbien vatreni Srbin (feueriger Serbe), in Russland einen Panslavisten, in Italien ist er ein irre redender (irredenta), in Frankreich brüllt er sich mit revanche! heiser, im Reich der Mitte metzelt er die „weissen Teufel" nieder, in Deutschland und Russland heisst er seit zehn Jahren Antisemit, Arier usw. usw. Wir Volkforscher kennen aus Erfahrung diesen Patron und wissen daher, dass er überall, wo er sich bemerkbar macht, als eine Zuchtrute des wirklichen Volkes schwer empfunden wird. Wo es ihm gelingt, eine Führerrolle an sich zu reissen, entsteht Unglück und Verderben, bis ihn eines Tages das Unheil, so er heraufbeschworen, erfasst und zerschmettert. Ein lesenswerter Beitrag zur Geschichte des dummen Kerls ist auch Strack's Schriftchen. Die Hoffnung Strack's, den dummen Kerl zu bessern, ist eitel, nur wir Volkforscher haben an dem Schriftchen eine nützliche und ziemlich eingehende Zusammenstellung von Tatsachen aus dem Völkerglauben über Blutzauber und Totenfetische. Als Ergänzung zu der Reihe von Aufsätzen über diesen Vorwurf in unserem Ur-Quell wird man Strack's Arbeit als recht willkommen begrüssen.

K.

Wisla, Heft III. B. V. S. 479—732, herausg. v. Jan Karłowicz in Warschau, bringt (zur Volkkunde) den Schluss von A. Jeleńskas Studie über das Dorf Komarowicze, von R. Krzywicka Volkspiele aus dem Orte Rościszewo, von M. Wawrzeniecki Dreschflegel (mit Abbildungen), von R. Lubicz zwei alte Besprechungformeln, von M. Sumców eine Studie über die Waldfräuleinsippe, von St. Polaczek Volkglauben aus Rudawa bei Krakau, J. Bogdanowiczówna über Puppen als Sitz von Krankheitgeistern. Unter den Umfragen beachtenswert die

Mitteilungen zur Volkmedizin. Die Kritiken, wie immer in dieser Zeitschrift, sehr eingehend, reich an Ergänzungen und Richtigstellungen. Die Bibliographie stattlich. Von den siebenunddreissig (mir bekannten) Zeitschriften, welche ausschliesslich oder vorwiegend Volkkunde pflegen, bringen bei dreissig mehr oder weniger umfangreiche Nachweise über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete unserer Wissenschaft. Wäre es nicht schon angezeigt, ein eigenes Blatt für die einschlägige Bibliographie ins Leben zu rufen? Es würde weder an Mitarbeitern noch Kundschaften fehlen.

Kúnos, Ignaz, Dr.: Anatoliai képek (= Bilder aus Anatolien). Mit Abbildungen. Budapest, Verlag des „Szépirodalmi könyvtár" 1891. 5, 139 S. Dies ist das jüngste Werk des namhaften ungarischen Turkologen, eines Schülers von Vámbéry, der sich viele Jahre lang in Konstantinopel und Kleinasien aufgehalten und türkisches Volktum gründlich studirt hat. Eine reichhaltige Sammlung türkischer Volkdichtungen hat er im Verlag der ungar. Akademie der Wissenschaften in 2 dicken Bänden bereits 1889 im Originaltext veröffentlicht und seither in zahlreichen ungar. Aufsätzen Beiträge zur Volkkunde der türkischen Stämme gegeben. Auch das vorliegende Werk ist ein solch trefflicher Beitrag, den kein Ethnologe so leicht entraten kann, und der selbst für die weitesten Kreise eine angenehme, belehrende Lektüre darbietet. Die Ortbeschreibungen bilden nur den Hintergrund zu den ethnologischen Mitteilungen, die uns Kúnos in einer anregenden Weise erzählt. Er macht uns mit einzelnen Festen, Gebräuchen und Volkbelustigungen bekannt. Für den Litterarhistoriker werden die Bemerkungen und Mitteilungen über die türkische Volkpoesie, die unverfälscht in Kleinasien anzutreffen ist, bleibenden Wert haben. Namentlich sind die Mitteilungen über den türkischen Volkstamm der Zejbek und der bislang wenig gekannten Jürük für die Kunde des Orients von unschätzbarem Werte. Eine autorisirte, bedeutend vermehrte deutsche Ausgabe dieses trefflichen Werkes bereitet Unterfertigter vor.

Dr. H. v. Wlislocki.

Von einem Ur-Quellfreund. Herr Karl Knauthe, seines Zeichens Naturforscher und Landwirt, bereiste Jahre hindurch Nord- und Südamerika, Australien und Afrika, kehrte vor zwei Jahren heim nach Schlesien zu seinen Eltern, bekam unseren Ur-Quell zu Gesicht und entdeckte sein Herz für Volkkunde. Wir lernten ihn als einen zuverlässigen Beobachter des Volkes schätzen und lieben. Aber die Volkkunde hatte es ihm so mächtig angethan, dass er den Entschluss fasste, gleich so manchen Bannerträgern unserer Wissenschaft auf Reisen auszuziehen, um neue Gebiete der Forschung zu erschliessen. Am 16. November 1891 stach er in die See, um nach holländisch Ostindien abzudampfen. Er schloss mit der k. niederländischen Regierung einen Vertrag auf vier Jahre ab; denn so lange will er in Ostindien verweilen. Er hat treffliche Empfehlungen mit auf den Weg. Möge er nach abgesteckter Frist beschönt und bekrönt mit Erfolgen wieder glücklich heimkehren! K.

Frischbier †.

Am 8. December verstarb zu Königsberg in Ostpreussen der Rector a. D. Hermann Frischbier, der grösste und gediegenste Freund, Kenner und wissenschaftliche Bearbeiter des ostpreussischen Volksthums. Dass er dies geworden, dass er das alles hat leisten können, was er uns gegeben, dazu haben ausser den von Gott ihm verliehenen Gaben seine Lebensumstände entscheidend mitgewirkt. Sein Vater war ein schlichter Maurer, seine im Elternhause allein gebrauchte Muttersprache, die plattdeutsche, der Ort, an dem er von seiner Geburt (10. Januar 1823) an bis zu seinem selbständigen Eintritt in's Leben (1842) seine ganze Jugendzeit verlebte, Königsberg; so war er ein echter Sohn des ostpreussischen Volkes, ein echtes Königsberger Kind, und alle seine Jugenderinnerungen, alle Jugendeindrücke — Dinge, die jeder Mensch am werthesten hält und auf die er am liebsten zurückgreift — wirkten mit, sein Herz, Auge und Ohr für das Volk, seine Sprache und

Sitten offen zu halten. Jedoch begann es erst spät, schriftstellerisch und als Sammler thätig zu sein. Nachdem er 1842 die Prüfung am Lehrerseminar zu Königsberg bestanden und dann an den Stadtschulen zu Guttstadt und Heilsberg im Ermlande angestellt gewesen, kehrte er 1. October 1853 nach seiner Vaterstadt zurück, um ihr bis an seinen Tod treu zu bleiben, und hier war es die Bekanntschaft mit dem für das ostpreussische Volksthum sich lebhaft interessirenden Tribunalsrath Dr. R. Resch und andern gleichgesinnten Männern, welche das schlummernde Talent in ihm weckte und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit die bestimmende Richtung gab. Das erste Werk, mit dem er in die Oeffentlichkeit trat, waren die „Preussischen Sprichwörter und volksthümlichen Redensarten" (Königsberg, 1864), welche veranlassten, dass er, wie er selbst mit Indignation sich ausdrückte, als Verbrecher behandelt wurde, indem die Polizei das Werk einige Wochen nach dem Erscheinen mit Beschlag belegte und die Staatanwaltschaft gegen F. wegen Erregung öffentlichen Aergernisses durch Verletzung der Schamhaftigkeit Anklage erhob. Die unangenehme Sache endigte jedoch mit F.'s Freisprechung, da die Richter auf Grund von Gutachten der Königsberger Professoren Rosenkranz, Schade und Zacher entschieden, durch ein rein wissenschaftliches Werk könne kein öffentliches Aergerniss gegeben werden. 1865 erschien das Werk in zweiter, vermehrter Auflage bei Enslin in Berlin, und ebenda 1867 „Preussische Volksreime und Volksspiele". Sodann veröffentlichte F., der in Anerkennung seiner Thätigkeit 1868 von der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg zum ordentlichen Mitgliede ernannt war, 1870 „Hexenspruch und Zauberbann", 1876 „Preussische Sprichwörter. Zweite Sammlung mit einem Glossar", 1877 „Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart" und endlich 1882—83 sein Hauptwerk „Preussisches Wörterbuch" (2 Bände von 452 u. 555 S.), alle, mit Ausnahme des vorletzten, bei Enslin. Hiermit endet die Periode der selbständigen Werke F.'s, der unterdessen, nachdem er an verschiedenen Königsberger Schulen wirksam gewesen, 1872 Rector der Altstädt. Töchterschule geworden war, und er begann nun die Ergebnisse seiner Forschungen in Zeitschriften zu veröffentlichen. „Altpreussische Monatschrift" (Königsberg), „Zeitschrift für deutsche Philologie" (Halle), „Die deutschen Mundarten" (Halle), „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", „Wissenschaftliche Monatblätter" und schliesslich „Am Urdsbrunnen" und „Am Ur-Quell" haben viele schätzbare Beiträge von F. aufzuweisen, die alle hier anzuführen, leider der Raum des Blattes nicht erlaubt.

Hervorheben muss ich noch, dass F. neben dem deutschen auch das polnische Volkthum lieb und werth hielt und all' die Zeiten der grimmigsten Polenfresserei hindurch polnische Volklieder, Reime, Sprichwörter u. s. w. treulich und unbeirrt sammelte und veröffentlichte, obwohl er selber der polnischen Sprache nur wenig kundig war.

Nachdem F. zu Ostern 1889 in ehrenvollster Weise unter Ueberreichung des Kgl. Kronenordens und Belassung des vollen Gehaltes pensionirt worden war, hinderte ihn ein schweres Leiden, so thätig zu sein, wie er es gern gewesen wäre; doch veröffentlichte er noch kleinere werthvolle Arbeiten im „Ur-Quell" und der „Altpreuss. Monatschrift". Eine zweite Sammlung „Preussische Volksreime und Volksspiele" erscheint demnächst in der „Altpreuss. Monatschrift"; eine Serie „Ostpreuss. Volklieder" gedenke ich später herauszugeben, und auch mit der Ausarbeitung eines ergänzenden Nachtrages zu seinem „Preuss. Wörterbuche" hat mich der Verstorbene unter Uebergabe seines dazu bereits gesammelten Materials betraut.

Mit rastlosem Fleisse hat der Verstorbene einen gewaltigen Schatz ostpreussischen Volkthums zusammengetragen und der Wissenschaft zugänglich gemacht; der Herr gebe ihm nun die ewige Ruhe. J. Sembrzycki.

Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Verwaltung in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

III. Hft. III. B.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Über den Zauber mit Blut und Körperteilen von Menschen und Tieren.

Eine völkerpsychologische Skizze.

Von Thomas Achelis.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft.“ Dies Wort des Mephistopheles hat seinen guten Grund, und wie Goethe in den allgemeinen Zügen seiner genial angelegten Teufelfigur sich ganz an das Volkbewusstsein anlehnte, so verrät auch jener Ausspruch eine weitgreifende animistische Bedeutung. Es kann nun nicht hier meine Aufgabe sein, den Inhalt des vorliegenden Themas bis in alle Einzelheiten hin zu erschöpfen, dazu würde eine umständliche, den Umfang eines ganzen Buches ausfüllende Untersuchung gehören; nur mit einigen Streiflichtern möchte ich den wundersamen Ideenkreis beleuchten, in welchem sich das Bewusstsein der niederen Volkschichten zu bewegen pflegt, soweit sie noch eben ungestört von dem verhängnisvollen Einfluss einer höheren Bildung in dem Banne ihres ursprünglichen Dämonismus verblieben sind. Zugleich erweist dadurch die Ethnologie wieder ihre ungemeine bedeutsame philosophische Verwertung, indem sie nämlich für ein wirklich inductives Studium die einzelnen Bausteine und Entwicklungglieder beschafft, aus denen wir die Entfaltung irgend einer religiösen oder psychologischen Vorstellung überhaupt uns verständlich machen können. Dies ist die echt experimentale Methode, während es sonst vielfach nur bei einem leeren Spiel mit Begriffen bleibt.

Um die hohe Wertschätzung zu verstehen, welche primitive Rassen dem Blute angedeihen lassen, muss man sich der eigenartigen Structur jener ursprünglichen ethnischen Bildungen erinnern, aus denen dann im Laufe der Zeit jedes staatliche Gemeinwesen entstanden ist.

Diese ältesten, d. h. nicht chronologisch, sondern entwicklunggeschichtlich genommen, socialen Organisationen waren höchst wahrscheinlich die überall auf Erden sich wiederholenden Geschlechtgenossenschaften, basirt auf der durch die Stammmutter repräsentirten Bluteinheit. Nach dieser massgebenden volkphysiologischen Vorstellung galt also jeder Angehörige desselben Stammes als Freund, weil dasselbe Blut in seinen Adern floss, wie in denen aller Genossen, und jeder andere als Feind, dem diese Blutgemeinschaft fehlte (vgl. übrigens die für diese Verhältnisse immer noch ausreichende Orientirung bei Post, Geschlechtgenossenschaft der Urzeit, Oldenburg 1875). War somit das Blut das unerschütterliche Fundament der ganzen geselligen Existenz, so ist es nicht zu verwundern, wenn auch sonst in allen übrigen Beziehungen, besonders aber in dem vom magischen Halbdunkel beleuchteten Gebiet der Religion dieser Nimbus bestand. Ja, man kann geradezu sagen, dass sich dieser ganze gewaltige Factor des Völkerlebens aufbaut auf dieser Wertschätzung des Blutes, die, wie wir später sehen werden, auch in den Symbolen des Christentums — wenn auch teilweise nur rudimentär — noch deutlich erkennbar ist. Zuvor aber haben wir uns noch Rechenschaft darüber zu geben, wann, d. h. bei welchen Gelegenheiten dieser Zauber mit jenem wirksamen Element besonders hervortreten konnte und musste. Das war der Natur der Sache nach der Fall bei jenen Momenten, wo das Rätsel des Daseins dem harmlosen Kinde der Natur sich besonders grauenvoll aufdrängte, bei Tod und Krankheit; hier handelte es sich für den klugen Priester, den Offenbarer und Vermittler des göttlichen Willens, die zutreffende Ursache der plötzlichen, für den Verstand des Wilden im höchsten Masse unnatürlichen Katastrophe zu konstatiren und die entsprechenden Vorkehrungen gegen einen Wiedereintritt derselben zu treffen. Das wird in den für die Zeiten des wüsten Faustrechts überaus häufigen Fällen des Mordes und Totschlages (was übrigens noch nicht unterschieden wurde) sich zu bewähren haben, wo etwa der Schuldige ermittelt werden sollte; daher das bekannte Bluten der Wunden, sobald sich der Mörder dem Leichnam näherte. Die weitere Pathologie der Priesterärzte, die sie bei der Austreibung der die Krankheiten veranlassenden Dämonen anwendeten, kann uns hier nicht weiter aufhalten, nur zweier charakteristischen Formen wollen wir Erwähnung thun. Die eine ist die vielbesprochene Trepanation, die wir auch schon in praehistorischer Zeit finden; sie ist wesentlich, wie Broca gezeigt hat, animistischen Ursprungs, indem dadurch dem schädigenden Geist Thür und Thor geöffnet wird. (Vgl. Andree, Ethnograph. Parallelen N. F. S. 7). Das zweite Prohibitiv besteht in dem bekannten Mittel des Blutlassens, einer uralten, weitverbreiteten animistischen Anschauung. Da nach ursprünglicher Physiologie das Blut die Quelle des Lebens ist und geradezu mit der Seele identificirt wird, so muss sich dieser Gedanke, wie wir uns gleich überzeugen werden, in dem religiösen Bewusstsein der primitiven Racen besonders kräftig entwickeln. Der Mensch, ur-

sprünglich selbst mit seinem eigenen Leibe den Göttern verpflichtet, weiss sich allmählich durch allerlei Formen eines Ersatzes von dieser furchtbaren Verantwortlichkeit abzulösen; eine solche war die Selbstverwundung, die später nur als Zeichen der Trauer oder als Aderlass für die innere Medicin ihr Dasein fristete. Anfänglich aber hat dies Verfahren einen ganz anderen Sinn, wie Lippert richtig bemerkt: „In Tahiti öffnete man sich nach einem Todesfalle mit einem Seehundzahn die Kopfhaut, fing das ausströmende Blut in Zeugläppchen auf und legte diese bei der Leiche nieder. Dieselbe Handlungweise finden wir dann als Cult der Götter in Yucatan wieder. Man durchbohrte sich die Ohren und die Schultern, sammelte das Blut mit einem Schwamm und drückte diesen über den Opferschalen aus, die vor den Götterbildern standen. Nur aus diesem ursprünglichen Gebrauche ersehen wir, was die modernisirte Darstellung bedeutet, ‚den Göttern zu Ehren, um eines Toten willen oder zur Büssung‘ sich Blut entziehen.“[1]) (Culturgeschichte d. Menschheit II, 328). Ähnlich ist der Zauber des Blutes in der eben darnach benannten Blutfreundschaft, wo das Blut gegenseitig getrunken wird, und zwar ursprünglich ohne jede Beimischung eines anderen Getränkes. Es ist bekannt, dass auch unsere neueren Reisenden, wie z. B. Stanley, von dieser äusserst wirksamen Lebenversicherung Gebrauch gemacht haben. Die in die moderne Gesittung aber am weitesten hineingreifende und als Rest eines ungemein zähen dämonistischen Glaubens anzusehende Blutverbindung ist der schauerliche Hexenbund, eine Vorstellung, die noch immer vielfach als rein phantastisch belächelt wird, während sie in der That mit dem innersten Wesen des durch und durch animistischen Volkbewusstseins aufs engste zusammenhängt. Überhaupt aber werden derartige geistige Verirrungen (nach unserem Urteil so zu nennen) nicht aus blauer Luft, aus blossen windigen Spekulationen erzeugt, sondern aus sehr bedeutungvollen Faktoren des realen Lebens. Obschon hier der ursprüngliche Zauber des Blutes in dem Cultbunde verblasst ist, so enthält doch offenbar das Stigma, das Hexenmal, der vernarbte Hauteinschnitt, den Anklang an jene frühere Vorstellung, die sich ebenso ungeschwächt in der mythologischen Schöpfung von den nach Blut lüsternen Vampyren erhalten hat. Die uralte Volkphysiologie, welche schlechtweg Seele mit Blut identificirt, kämpft hier einen, wie es scheint, nicht völlig aussichtlosen Kampf gegen die moderne Wissenschaft. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, dass, wie Lippert meint, die Beschneidung, das Durchbohren der Ohren und andere Verstümmlungen, die dann als äussere Hautmarken galten, ursprünglich den Sinn eines den Göttern gebrachten Opfers hatten, um die auf diese Weise Geweihten vor dämonischer Beeinflussung zu schützen.

Die volle Bedeutung aber dieses mächtigen Glaubens entfaltet sich erst auf dem engeren Gebiete des religiösen Cultes, wo es sich

[1]) Vgl. Wlislocki, Märchen und Sagen der Bukowiner und Siebenbürger Armenier, Nr. 35 S. 98 ff.

um das Opfer eines Menschen handelt, und in dem eng damit verschwisterten Kannibalismus. Was den letzteren anlangt, so ist man in neuerer Zeit von der ungenügenden Erklärung desselben aus bloss physiologischen Motiven der Lüsternheit mit Recht zurückgekommen; es ist vielmehr darin die Tendenz zu erkennen, der Rache des Gemordeten dadurch zuvorzukommen, dass man ihn psychisch vernichtet, d. h. sich seine Seele aneignet. Zugleich erfährt man dadurch eine Steigerung der eigenen Kraft und Leistungfähigkeit, dass eben durch das Verzehren des Herzens und das Trinken des Blutes dem Sieger diese Erhöhung seines Ichs von selber zu Teil wird. Ob nun Herz, Blut, Augen, Nieren dazu besonders ausgewählt werden, ist völlig gleichgiltig, aber es sind bedeutsame Reste dieses Glaubens, wenn z. B. dem Häuptlinge der Jagas in Westafrika noch zur Zeit der portugiesischen Herrschaft das Herz eines Menschen gereicht wurde, von dem er einige Bissen nahm, um sie nachher wieder auszuspucken. Das bekannteste Beispiel dieser Art sind die kopfjagenden Dajaken in Borneo. Am furchtbarsten hat sich diese Consequenz im Aztekenreich in Mexico entwickelt, wo aber ebenfalls wohl zu beachten ist, dass der Priester zunächst dem unglücklichen Opfer das der Gottheit gebührende Herz aus der Brust schnitt, während er sich mit dem Blute besprengte. Auch hier ist die Vorstellung eines geheimnisvollen Zaubers wirksam, vermittelst dessen man die feindliche Gottheit zu versöhnen trachtete, und zwar durch Hekatomben blutüberströmter Menschen. Es bedarf weniger Einsicht, um zu erkennen, dass genau dieselbe Anschauung in dem christlichen, freilich unblutigen Versöhnung- und Opfermahle verborgen ist, das in consequenter katholischer Auffassung auch zugleich eine magische Transsubstantiation in sich schliesst. Hiermit betreten wir die Sphäre der nur symbolischen Ersatzmittel, die, obschon sie den blutigen Ernst des ursprünglichen Opfers und des eigentlichen Zaubermittels verloren haben, nichtsdestoweniger nur durch jene animistische Perspective ihre volle Bedeutung erlangen. Wo für eine nüchterne, rein mechanische Auffassung gar kein Zusammenhang existirt, gerade da sucht die geschäftige Phantasie des Volkes eine geheime Wechselwirkung zu ermitteln, es ist das weite Gebiet des Sympathiezaubers, bisweilen grotesk und wahnwitzig bis zum Schauerlichen hin, bisweilen wieder für unseren Geschmack lächerlich und albern. Wie die Beispiele, welche das erste Heft des 3. Bandes dieser Zeitschrift genugsam erweisen, giebt es kaum eine Form des socialen und privaten Lebens, die nicht unter diesem beherrschenden Einfluss stünde, am meisten (aus nahe liegenden Gründen) zwar die Beziehung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht. Auch hier offenbart sich der social-psychologische, jede Schranke des Raumes und der Zeit überspringende Zug dieser animistischen Vorstellung. Nur ein Beispiel für alle: in der Oberpfalz zünden von ihren Geliebten betrogene Mädchen zur Mitternachtzeit unter allerlei Beschwörungen eine Kerze an und stechen dann mit Nadeln in dieselbe hinein, während sie dabei ausrufen: Ich

stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe. Dann muss der Ungetreue sterben. Dazu bemerkt Andree: „Die Japanesin ist nicht verschieden von ihrer betrogenen Schwester in der Oberpfalz. Glaubt sich eine solche von ihrem Gatten hintergangen, so erhebt sie sich Nachts, kleidet sich phantastisch an und heftet das Bild des Treulosen im Tempelgarten an einen Baum, wo sie es mit einem Nagel durchbohrt. An der Stelle, wo dieser eingeschlagen wird, empfindet der treulose Mann Schmerzen. Oder sie macht eine Puppe von Stroh, die den Betreffenden vorstellen soll, durchbohrt sie mit Nägeln und vergräbt sie an dem Orte, wo der Mann schläft.“ (a. a. O. S. 8). Genau auf derselben Idee beruht die bekannte, für unsere Reisenden so lästige Scheu der Eingeborenen, sich zeichnen oder photographiren zu lassen; denn auch hier ist es der Glaube, dass mit dem Bilde ein Teil des eigenen Ich, der Seele verloren sei, der dies Sträuben verursacht. Noch mächtiger wird der Zauber, wenn es sich nicht um ein blosses Abbild handelt, sondern um concrete Bestandteile des menschlichen Körpers, die in die Gewalt des Gegners gelangt sind. Dahin gehören besonders abgeschnittene Haare und Nägel, die ja nicht achtlos fortgeworfen werden dürfen, will man anders nicht die schwersten Gefahren auf sich herabbeschwören; mit gleicher Vorsicht sind die Speisereste und Abfälle zu behandeln, da auch sie ein Anrecht auf den früheren Besitzer gewähren, ja manche Wilde (z. B. die Bewohner Neu-Brittanniens) wischen sorgsam ihren weggeworfenen Speichel weg und bedecken ihr Excrement mit Erde.[1]) Dass die Romantik des Mittelalters, besonders die Verschrobenheit des späteren Minnegesanges, noch manche Anklänge an diese sympathetische Auffassung, freilich häufig in recht harmloser Art, bewahrte, ist wohl bekannt genug, um hier weiter besprochen zu werden. Als abstracteste Consequenz dieses fetischistischen Gedankens, einen Zauber auf örtlich und zeitlich entlegene Dinge ausüben zu können, sei noch beiläufig des Cultus des Wortes erwähnt, der natürlich in den eigentlichen codificirten Schriftreligionen zu besonderem Ansehen gelangt; aber trotz seiner philosophischen Verarbeitung, z. B. in der neuplatonischen oder gnostischen Speculation ist die ursprüngliche Basis eine rein animistische, was schon daraus hervorgeht, dass die anfängliche Verwendung jenes magischen Wortes lediglich sich auf die Bekämpfung feindlicher Geister bezieht. Der rationalistische Chinese bedient sich ebenso ungezwungen mit geheimnisvollen Runen beschriebener Papierschnitzelchen, wenn auch meist nur als Amulete, wie der abergläubische, in blöden Wahnvorstellungen befangene Kirgise oder irgend ein Bewohner Centralafrika's, der mit Koranversen beschriebene Kapseln mit sich herumträgt. Dass nun gar mit Blut, dem Inbegriff der Seele, geschriebene Sprüche eine besonders bindende Kraft besitzen müssen,

[1]) Unsere Gegenwart, die trotz aller naturwissenschaftlichen Aufklärung immerhin noch mehr animistische Überbleibsel unter der Oberfläche birgt, als mancher ungeschulte Beobachter denken möchte, bietet als Analogon dazu die wunderthätigen Reliquien, die ja noch neuerdings ihre Kraft bewiesen haben sollen.

leuchtet von selber ein, und deshalb besteht auch der Teufel beim Eingehen der gegenseitigen Verpflichtungen immer hartnäckig auf der Anwendung gerade dieses Schriftzeichens.

Es würde zu weit führen, wollten wir auch an dieser Stelle das schier unübersehbare System der freilich in denselben Zusammenhang gehörigen Hausmittel betrachten, die letzten Endes immer auf irgend eine Zaubercur hinauslaufen; nur ein Moment, das einen besonders fetischhaften Charakter trägt, möchten wir noch zum Schluss hinzufügen. Unter den verschiedenen Mitteln, schlimme Augen zu heilen, findet sich in dem Aufsatz: Ostpreussisches Haus- und Zaubermittel, Heft 1 im 3. Bande dieser Zeitschrift S. 15 auch Schlangenfett verzeichnet; das hat seinen guten animistischen Grund. Der Cultus nämlich der Schlange als Fetisches ist ausnahmlos über alle Völker des Erdballs verbreitet und vielleicht hat Lippert Recht, wenn er das in ihrer ganzen Lebenweise begründet findet: „Sie wohnt in Höhlen und Spalten und in verlassenen Hütten — überall,. wo der Mensch einst seine Toten barg. Sie lebt, wie sich der Naturmensch, wie sich noch Ossian's Volk den Geist vorstellt; bald sonnt sie sich auf dem Rücken des Grabes, bald verschwindet sie in dessen Tiefe, um ein anderes Mal wieder die Überlebenden in ihren Häusern zu besuchen. Nach der Volkmeinung aber nährt sie sich von Leichenstaub. Wenn dann eine höhere Cultur den primären Fetischismus verlassen hat, dann macht jener der Schlange eine leichte Häutung durch, die ihn in einer anderen Gestalt noch für lange Zeit rettet: sie wird zum Seelenbilde in einer jüngeren Art der Auffassung.“ (a. a. O. II, 403). Dazu kommt natürlich noch die eigentümliche Behendigkeit und lautlose Eilfertigkeit des gliedlosen Tieres, die ihm in den Augen des staunenden Naturmenschen vollends einen besonderen Nimbus verschaffen musste. Daher also in weiterer Entwicklung der Idee der mannigfache Zauber, der bis auf den heutigen Tag unter den verschiedenartigsten Völkerschaften sich gerade an dieses Reptil knüpft, das in glücklicheren Tagen als ein sehr bedeutsames Symbol der Gottheit hoch geehrt wurde.

Aus diesen losen Bruchstücken kann man hoffentlich die Einsicht gewinnen, dass die Bedeutung des Blutes und anderer für den Organismus unentbehrlicher Bestandteile des animalischen Körpers für die Geschichte der Religion, des Cultus und der Sitte eine ungemein grosse gewesen ist und im gewissen Sinne noch heutigen Tages ist; auch von diesem Gesichtpunkte aus sollte man, um ein wirklich erschöpfendes Verständnis unserer eigenen mythologischen und religiösen Ideenwelt zu gewinnen, sich nicht mehr mit den landläufigen theologischen Kriterien und abstract-speculativen Erklärungversuchen begnügen, sondern zu den Akten der Völker- und Volkkunde greifen, die eben allein uns diesen inductiven Einblick in das organische Wachstum des menschlichen Geistes verschaffen können.

Bremen.

Totenfetische im Glauben nordgermanischer Völker.

Von H. F. Feilberg.

Will man eine immer scharfe Sense während des Grasmähens haben, so muss man auf dem Kirchhofe eine Menschenrippe ausgraben; dazu beisst man ein Stück Menschenfett ab, lässt es im Munde zergehen, spuckt es auf die Rippe aus und wetzt damit die Sense, ohne dass jemand etwas davon wissen darf. Das Wetzen darf nur einmal des Tages geschehen und der Arbeiter muss sich in Acht nehmen, nicht in die Schärfe der Sense zu blicken; denn dann beisst sie nicht mehr.[1]) Es geschah einmal, dass der Prediger vor dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe einen Schädel erblickte, durch welchen ein Nagel getrieben war; er nahm ihn, setzte ihn über die Kirchenthür fest und, als der Gottesdienst vorüber war, ging er als erster aus der Kirche und blieb an der Thür stehen, den Schädel genau beobachtend. Zuletzt kam ein altes Weib herausgewackelt; als sie unter den Schädel trat, fielen drei Bluttropfen daraus ihr auf den Kopf herab. Da rief sie aus: „Trug kommt zuletzt ans Licht!“ Sie hatte vor vielen Jahren ihren Mann ermordet.[2]) Dies kann mit einer nicht ungewöhnlichen dänischen Sage verglichen werden, in welcher ein Knöchel des Ermordeten nach langer Zeit von der Sense des Mörders bei der Erntearbeit getroffen wird; der Knöchel fängt zu bluten an und verrät die Missethat.[3])

Ein Zauberer auf Island, Thorleifur, hatte sich einmal den Totenkopf eines nicht lange Zeit vorher ertrunkenen Mannes (manche sagen, den eines Kindes) verschafft; den gebrauchte er zum Wahrsagen, und jedesmal wenn er ihm weissagen sollte, benetzte er ihn mit Abendmahlwein und Brot.[4]) Der Büttel musste 30 mal zuhauen, als er den zum Tod verurteilten Jon Syuson hinrichten sollte, endlich löste sich der Kopf vom Rumpfe los und man fand dann in dem einen Schuh einen Holzstab, in dem anderen ein Stück von einem Menschenschädel, beides mit Runen beschrieben; das war der Zauber, dessentwegen die Axt nicht schneiden wollte.[5])

Durch Totengebein kann man Ratten und Mäuse vertreiben. Wenn das erste Fuder Getreide in die Scheune gefahren wird, muss man mittelst des Daumens einen Kreis um den rechten Fuss auf dem Boden der Heudiele schreiben. Darein müssen zwei Feldsteine nebst dem Schienbein eines toten Mannes auf die Steine gelegt und die erste Garbe darauf gesetzt werden. So wird dann gesprochen: „Mäuse und Ratzen dürfen nicht dies Korn fressen, ehe sie diese

---

[1]) Arnason I. 442.
[2]) Arnason I. 233.
[3]) Thiele, Folkesagn I. 153. Skattegr. IV. 236. Kristens. III. 160. VIII. 183.
[4]) Maurer, Isl. S. S. 116.
[5]) Maurer, l. c. S. 234.

Steine und dieses Bein gefressen haben! . . .“ Das Geschabsel von dem Schienbein eines toten Mannes einem Diebe in seinem Getränke eingegeben bewirkt, dass er ein Geständnis ablegt.[1]) Isländische Zauberinnen verwerten eine Menschenrippe und zwar auf folgende Weise. Sie stehlen am Pfingstmorgen auf dem Kirchhofe aus dem Grabe eines Toten eine Rippe und wickeln sie in graue Schafwolle oder wollenes Garn ein (aber auch das muss eine entwendete Sache sein.) Darnach gehen sie drei mal zum Abendmahl und spucken jedesmal den Wein, andere sagen auch die Oblate, in ihren Busen, wo sie die Rippe verbergen, aus. Daraus wird ein „Zuträger“ (tilberi), ein Zauberwesen, das Milch und Butter der Hexe zuträgt. Das erste Mal, wenn der „Zuträger“ mit dem Weine und Brote gespeist wird, liegt er ganz still, das zweite Mal fängt er an, sich zu rühren, das dritte Mal erhält er seine volle Kraft und springt aus dem Busen der Zauberin hervor.[2])

Der Milchzahn eines Kindes wird ins Feuer oder unter ein Bett geworfen mit den Worten: „Mäuschen, hier hast du einen beinernen Zahn, gieb mir an seiner Statt einen goldenen!“ Wenn man den Zahn eines toten Mannes bei sich trägt, so schützt dies vor Zahnweh (J.), und hat man Zahnweh, kann es durch Reiben der wehen Zähne mit dem Zahne eines Toten vertrieben werden (S.).[3]) Um Liebezauber erfolglos zu machen, braucht man nur mit dem Zahne eines Toten zu räuchern.[4]) Ebenso wenn eine Kuh behext ist, muss man mit dem Zahn eines Toten, mit echtem Bernstein und Teufeldreck unter ihr räuchern. Nimmst du eines toten Menschen Zahn, welcher drei Sonntage auf dem Altar gelegen und machst ihn über der Thür fest, dann müssen alle Weiber, die durch die Thür hineingehen, ihre Kleider aufheben und tanzen, solange der Zahn an seinem Platze bleibt.[5]) Eines Gewächses kann man los werden, wenn es ein Zwillingkind mit seinen Zähnen benagt (N.).[6]) Sonst heisst es im allgemeinen, dass alle Zähne, Beinchen, Splitterchen, die ein Mensch während seines Lebens von seinem Körper verliert, ihm ins Grab mitgegeben werden müssen.[7])

Ehe ich den Glauben an die Kraft der Totengebeine verlasse, sei noch erwähnt, dass auf Island der Glaube herrscht, man könne aus dem Gebein eines Toten einen Rächer in Menschengestalt hervorzaubern. Ist aber derjenige, dem dieser böse Botschafter zugeschickt wird, so klug oder so glücklich, dass er den Menschenknochen, woraus das ganze Gespenst hervorgezaubert ist, durch einen Hieb oder Stoss treffen oder wohl auch den Toten mit seinem rechten Namen

---

[1]) J. Saml.[1] IV. 121. 29. 166. 161.
[2]) Arnason I. 430; cfr. Maurer, Isl. Sagen S. 93.
[3]) Arnason II. 552. Wigström II. 394.
[4]) J. Saml. IV. 158. 125.
[5]) Kristensen VI. 362. 89. 366. 120.
[6]) Folkevennen XI. 461.
[7]) J. Kamp S. 354. 1048.

nennen kann, dann verliert der Zauber seine Gewalt. Es war einmal eine Witwe nördlich im Lande, angesehen und vermögend; sie hatte viele Bewerber, unter ihnen einen Zauberer, dem sie doch jede Annäherung verbot. Einst stand sie und war mit der Bereitung der Mahlzeit beschäftigt, da sah sie ein Gespenst langsam durch die Thür hereinkommen und sich ihr durch den Gang nähern. Sie hatte das Messer in der Hand und starrte dem Gespenste scharf ins Gesicht. Es versuchte ihrem Blicke auszuweichen und wollte immer neben oder hinter ihr kommen, denn kein böser Geist kann sich einem unerschrockenen Menschen von vorne nahen. Auf einmal wurde die Witwe gewahr, dass in der schwarzen Gestalt sich ein einziger weisser Fleck befinde. Sie stiess mit dem Messer nach dem weissen Flecke, ein grosses Getöse erscholl und gleich fiel ihr das Messer aus der Hand. Am nächsten Morgen aber fand man ein menschliches Rückgratstück, durch welches ein Messer gestossen war, auf dem Hofplatze und doch waren alle Thüren und Luken am Abende vorher fest geschlossen gewesen.[1])

Das menschliche Herz wird auch zu Zauberzwecken gebraucht. In der isländischen Thorleif Jarleskjaldssaga[2]) wird erzählt, dass der norwegische „Jarl" Hakon ein solches Gespenst nach Island ausschickte, damit es Thorleif das Leben nähme. Aus einem Stamm von Treibholz liess er einen hölzernen Mann machen, darnach wurde ein Mann getötet, dessen ausgerissenes Herz man in die Brust des Holzbildes setzte. Man bekleidete es, benannte es Thorgard und zauberte ihm so grosse teuflische Gewalt ein, dass es wie andere Menschen umherging und mit Leuten reden konnte. Das Ungethüm reiste nach Island fort und es gelang ihm wirklich, Thorleif zu töten. In späteren Zeiten ist dieser Zauber vergessen, dagegen lebt noch in Dänemark und Norwegen die Vorstellung von der zauberischen Kraft des Herzens eines ungeborenen Kindes. Unter den Zigeunern hier zu Lande hat der Glaube geherrscht, dass eine grosse Missethat gebüsst werden könne, wenn der Missethäter binnen 24 Stunden nach der That das Herz eines ungeborenen Kindes zu essen bekäme.[3]) Von einer berüchtigten Zigeunerin, Lange Margrete, wird erzählt, sie habe die Herzen von elf ungebornen Kindern gegessen und, wäre es ihr gelungen, auch das zwölfte zu erhalten, so würde sie wie ein Vogel haben fliegen können. Andere meinen, man brauche dazu nur drei Kinderherzen, man könne sich durch ihre Kraft unsichtbar machen.[4]) In einem norwegischen Kirchspiele hatte eine arge Räuberbande ihren Schlupfwinkel in einer beinahe unzugänglichen Felskluft, gewöhnlich die Diebkluft genannt. Am Ende trieben sie ihr Wesen so schlimm, dass einige mutige Männer beschlossen, dem ein Ende zu machen. In der Stille der Nacht sammelten sie grosse Steine auf den Rand

---

[1]) Arnason I. 317. 321.
[2]) Kap. 6.
[3]) Skattegr. VI. 172.
[4]) J. Kamp S. 411. 1366. Kristensen III. 121. VI. 109.

der Kluft und konnten die Räuber unten ums Feuer ihr Trinkgelage halten sehen. Ein Geräusch oben machte sie aufmerksam und einer von ihnen rief aus: „ist's das Geräusch eines Flintenschusses, ist's das Toben des Sturmes oder der Lärm eines Bergsturzes, das ich höre?“ Auf einmal wurden alle die oben angehäuften Steine herunter gewälzt, ein furchtbares Geschrei erscholl und ein widerliches altes Weib rief aus: „elf Männerherzen habe ich gegessen, hätte ich auch das zwölfte gegessen, würde ich euch alle haben bezwingen können.[1])“ Aehnliche Züge wiederholen sich mehrmals. Ein gefürchteter norwegischer Räuber wurde „Store-Haugnesen“ genannt, er war als starker Mann und Zauberer berüchtigt und hatte „sieben Männerherzen in sein Hemd eingenäht“. Derjenige, welcher ihn am Ende besiegte, entlockte ihm das Hemd, indem er ihm den Vorschlag machte, es, da er es sieben Jahre lang nicht ausgezogen hatte, zu waschen.[2]) Isak Pferdeschneider war eine Landplage südlich von den Bergen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Keinen Menschen gab es, der ihn nicht fürchtete, er wusste das schwarze Buch auswendig, hatte acht Männerherzen in seiner Tasche und hätte er noch dazu das neunte erhalten, würde kein Mensch ihn haben bewältigen können.[3]) In Dänemark wird erzählt, dass der Werwolf schwangeren Frauen nachgeht, um ihnen ihr ungebornes Kind zu entreissen und dessen Herz zu verzehren; denn dadurch wird er erlöst; trägt aber die schwangere Frau einen Knaben, der schon im Mutterleib zwei Zähne hat, kann sie der Werwolf nicht anrühren.[4])

Eine Menschenhaut hat in der Zauberei einen besonderen Werth. Leute, die reich werden wollen, wünschen sich einen Hekenthaler, damit ihr Geld nimmer aufhöre. Um einen solchen zu erhalten, muss man sich eine Art von Hosen, die Teufelhosen (skollabrækur) oder Finnenhosen (Finnabrækur), Geldhosen (gjaldbuxur) oder Leichenhosen (nábuxur) oder Hosen von Papinsel (Papeyarbuxur) genannt werden, zu verschaffen wissen. Man macht mit einem Freunde die Verabredung, dass man ihn nach seinem Tode schinden dürfe. Stirbt er, geht man auf den Kirchhof bei Nacht, gräbt den Toten auf und schindet ihn von der Mitte abwärts, so dass seine Haut ganz bleibt. Diese Hosen zieht man an und sie wachsen augenblicklich am lebendigen Leibe fest an und können nicht ausgezogen werden, bis sie ein anderer anziehen will. Demnächst muss der glückliche Besitzer dieser Hosen einen Schilling von einer blutarmen Witwe an einem der grossen Feste in der Zwischenzeit zwischen dem Lesen der Epistel und des Evangeliums in der Kirche stehlen und diesen Schilling darf er nimmer aus der Tasche nehmen, dann wird er immer Geld in Ueberfluss haben. Doch ist hierbei zu bemerken, dass eines Menschen Seelenheil daran liege, dass er diese Hosen vor seinem Sterben los

---

[1]) Nicolaissen, Sagn fra Nordland I. 39.
[2]) Daae, Norske Bygdesagn I. 171. 181.
[3]) Överland, Fra en svunden Tid, S. 34. 64.
[4]) Thiele Nr. 754. 756.

werde. Stirbt er in ihnen, wird zudem seine Leiche von Ungeziefer verzehrt. Die einzige Weise, auf welche dies geschehen kann, ist, wenn ein anderer darin einwilligt, die Hosen anzuziehen. Erst muss der Besitzer das rechte Bein ausziehen, und der Liebhaber steckt gleich sein rechtes Bein hinein und kann nicht mehr zurücktreten, wenn er auch wollte; denn versucht er, das ausgezogene Hosenbein wieder auszuziehen, hat er auf einmal die Hosen an, ohne dass er weiss wie.[1]) Von Menschenhaut sagt man, dass daraus Leder stärker als alles andere gefertigt werden könne, nur müsse man sich hüten, mit Schuhen von Menschenhaut je einen Kirchhof oder geweihte Erde zu betreten. Davon zeugt folgendes Geschichtlein. Ein Bauer auf Island war übel berüchtigt und konnte nimmer seine Dienstboten behalten. Einmal wurde ein Dienstknecht überredet, in seinen Dienst zu treten und bei ihm zu verbleiben, bis ein Paar Schuhe, die ihm der Bauer ausliefern wollte, ausgenutzt wären, nur müsse er ein anderes Paar anziehen, wenn er zur Kirche ginge. Ein Jahr ging, das zweite kam und ging und das dritte dazu, immer waren die Schuhe wie neu. Zufälligerweise kam ein Fremder zu Besuch, und, da er vom Knechte die Erzählung hörte, rieth er ihm, augenblicklich auf den Kirchhof in den Schuhen zu gehen, sie in die aufgeworfene Erde einer eben ausgegrabenen Grube zu stecken, dann möge er sehen, wie es ihnen ergehen werde, denn die Schuhe, welche er jetzt in dem dritten Jahr trug, waren aus der Rückenhaut eines alten Weibes genäht und würden bis in die Ewigkeit dauern. Der Knecht lief gleich in den Kirchhof, that, wie ihm der Fremde sagte, und nun sah er, dass sich die Schuhe auf seinen Füssen auflösten und nichts von ihnen übrig blieb als die Einfassung und die Bänder.[2]) In den isländischen Märchen wird erzählt, dass sich das Mädchen die Haut ihrer Fusssohlen abzieht und davon Schuhe, mit welchen sie über Land und See fahren konnte, verfertigte.[3]) Noch muss des abenteuerlichen Rittes mittelst des Zauberzaums erwähnt werden. Um diesen zu erhalten, gräbt man einen toten Mann aus, nimmt von ihm die Rückenhaut, daraus wird der Zaum. Darnach nimmt man von dem Leichnam die Kopfhaut, davon macht man das Kopfgestell von der Zäumung. Das Mundstück macht man aus dem Zungenbein des Toten und aus seinen Hüftknochen die Stange. Während der ganzen Verrichtung müssen überdies bestimmte Beschwörungformeln gelesen werden. Ist die Zäumung auf diese Weise ausgefertigt, so braucht man sie nur einem beliebigen Menschen oder Thiere, einem Stock oder Steine überzuwerfen und das Ding sich aufzusetzen, so erhebt es sich in die Lüfte und fliegt rascher dahin als der Blitz in der Richtung, wohin man eben will.[4]) (Schluss folgt.)

---

[1]) Arnason I. 428 cfr. Maurer Isl. S. S. 91.
[2]) Arnas. I. 443.
[3]) Arnas. II. 389.
[4]) Arn. I. 4401. Maurer Isl. S. S. 102.

Menschenblut im Glauben der Zigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

(Schluss.)

Ein Lappen, auf dem sich einige Tropfen Blut eines Erhängten befinden, bewahrt den Dieb — wenn auch die Bluttropfen schon längst vertrocknet sind — vor Entdeckung bei seinen Unternehmungen. Gliederteile und Fetzen von Kleidern eines Gehängten sind beim Diebstahl von derselben Wirkung. Wer vom Blute eines Erhängten trinkt, soll in der dunkelsten Nacht selbst den kleinsten Gegenstand grade so sehen können, wie am helllichten Tage. Als man im Jahre 1885 den Raubmörder Marlin in Hermannstadt aufhängte, eignete sich der bei der Execution hantierende Zigeuner Roska Lajos auf unbekannte Weise etwas Blut von der Leiche des Gehängten an. Er trank es, nachdem er es vorher mit einem starken Dekokt von Hanfsamenblumen gemischt. Nach einigen Stunden wurde er totkrank und gestand dem Arzte seine Tat. Er starb nach zwei Tagen. Siebenbürgische Wanderzigeuner glauben, dass man alle Hexen der Umgegend sehen könne, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg ein Feuer mit Hanfstauden unterhält. Wer den kleinen Finger der linken Hand eines totgeborenen Kindes verzehrt und zwar zur mitternächtlichen Stunde auf einem Kreuzwege gegen Norden zugekehrt sitzend, der bewirkt durch seinen Hauch, dass bereits schlafende Menschen in so tiefen Schlaf verfallen, dass sie selbst das grösste Geräusch nicht aufwecken kann. Serbische und türkische Wanderzigeuner stechen durch den kleinen Finger der linken Hand totgeborener Kinder eine neue Nadel, damit Niemand die Leiche ausscharrend diesen Finger verzehre. Wer ihn dennoch isst, verfällt in Wahnsinn. Diebe, welche eine Kerze anbrennen, die aus dem Fett eines weissen Hundes und dem Blute totgeborener Zwillinge gemacht worden ist, können getrost ihre Unternehmung vollziehen, denn sie werden von Niemandem gesehen werden, so lange sie diese brennende Kerze in der linken Hand halten. In Vörösmart (Südungarn) zahlte voriges Jahr (November 1890) ein Wanderzigeuner der Bäuerin Lina Varga, die tote Zwillinge auf die Welt brachte, für jeden Bluttropfen, den er dem Cadaver anspresste, vier Kreuzer. Vor den Gensdarmen leugneten beide Parteien die Tat. Wer zu geeigneter Zeit von einer Salbe, die aus den angeführten Bestandteilen zusammengesetzt ist — in der zigeunerischen Gaunersprache duyduyengo mosura (Doppeltes Gesicht) genannt, — etwas verzehrt, der sieht in der Johannis- und Neujahrnacht die verborgenen Schätze. Er muss diese Salbe aber an dem Tage verzehren, an welchem die Conception der Zwillinge geschah. Mit dieser Salbe reiben sich die südungarischen Wanderzigeuner die Fusssohlen ein, um ihren Tritt bei diebischen Anschlägen unhörbar zu machen. Der Körper, mit dieser Salbe eingerieben, soll gegen Schläge gefeit sein.

Auch bei Geburt und Hochzeit kommt der Blutzauber in Anwendung. Bei einigen nordungarischen Wanderzigeunerstämmen (Reñate, Bikalde, Poloda, Sviringre, Usheidale) wird das Kind gleich nach der Geburt in einen Lappen gehüllt, auf dem sich einige Bluttropfen seines Vaters befinden. Man glaubt dadurch das Kind bis zur Taufe vor den Nachstellungen der Hexen (holyipi) und Krankheitdämonen (miseçe) zu wahren. Aus demselben Grunde lässt der Vater des neugeborenen Kindes bei einem siebenbürgischen Stamme, dem der Cale, einige Tropfen seines Blutes in das vor dem Zelte lodernde Feuer rinnen, indem er dabei sagt: „Wollt ihr Blut, so gebe ich euch hier Blut; das Blut meines Kindes gehört aber dem grossen Herrn im Himmel, dem Christus, der euch mit jüdischen Ketten fesseln wird, so wie ihn einmal die Juden gefesselt haben!“ (Tumen kamen rat, the me tumenge kathe me dav rat; uva rat m're caveskro hin bare rayeske andro ceros, Kristeske, ko tumen biboldune lancensa pandela, sar les yekvar bibolda pandle.)

Bei den südungarischen Zeltzigeunern wird der Tag, an welchem dem Kinde zum ersten Mal die Haare geschoren werden, festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit lassen die Paten (koma) je einen Tropfen ihres Blutes in ein Gläschen Branntwein und je einen Tropfen auf ein Stückchen Brot rinnen. Dann giesst der Vater den Branntwein auf das geschorene Haupt des Kindes und bröselt das Brotstückchen eben dahin, damit „das Kind wachse und gedeihe“ (cavo the soralyal te barvalyol). Ansässige Zigeuner giessen einen Teil dieses Branntweins in den Backofen, wohin sie auch ein Teilchen von diesem Brotbissen werfen, damit auch „für das Kind stets Speise vorhanden sein möge“ (caveske taisa çaben th' avelas).

Bei den serbischen und südungarischen Zigeunern sucht die junge Frau in der Brautnacht unbemerkt einen Bluttropfen aus ihrer linken Hand auf das Haupthaar ihres Gatten zu schmieren, damit er ihr stets treu bleibe (lake caces yov th' avelas). Bei den erwähnten nordungarischen Zigeunerstämmen schmieren sich Braut und Bräutigam vor dem Gang zur Trauung gegenseitig die linke Fusssohle mit ihrem Blute ein.

Der Glaube, dass die Juden das Blut christlicher Jungfrauen zu rituellen Zwecken verwenden, ist auch unter den Zigeunern Ungarns und Siebenbürgens verbreitet. Es heisst, die Juden raubten jedes Jahr im Herbste eine christliche Jungfrau, welche sie mit ihren Gebetriemen (Tefilim) erdrosseln und ihr dann das Blut abzapfen würden, mit dem sie bei der Taufe die Genitalien ihrer Kinder einschmieren, damit sich ihr Stamm vermehre. Mit Menschenblut — glauben die südungarischen Zigeuner — schmieren sich Juden und griechisch-orientalische Pfarrer die Bärte ein, um sie „lang und dicht zu machen“. Die Juden, heisst es in Südungarn im Volkglauben der Zigeuner, verstehen aus dem Blute christlicher Jungfrauen auch ein Pulver zu bereiten, das sie oft in christliche Häuser streuen und dadurch Feuersbrunst erzeugen. Dasselbe glauben auch die nord-

ungarischen Zigeuner, und setzen noch hinzu, dass kein Jude den in manchen Gegenden üblichen Haarflechten über den Ohren, die sogenannten „Peies“, tragen dürfe, bevor er nicht mit dem erwähnten Blutpulver ein christliches Haus in Brand gesteckt habe.

Im Jahre 1887 klagte mir die siebenbürgische Zeltzigeunerin Aniko Dekani, aus dem Stamme der Cale (Tschale), dass sie schon fünf Kinder tot zur Welt gebracht habe; gewiss hätten ihr einmal heimlich die Juden Christenblut mit Geheimmitteln vermischt eingegeben, damit sie keine lebendigen Kinder zur Welt bringe. Dies Zaubermittel würden die Juden christlichen Weibern eingeben, damit sich die Christen nicht vermehren sollten; die Juden aber würden deshalb so viele Kinder haben, weil sie jährlich einmal jedes jüdische Ehepaar — der Mann eine Henne, das Weib einen Hahn abschlachten würde, die Cadaver dann vertauschen und mit Christenblut besprengt, das der jüdische Pfarrer in der Kirche gesegnet habe, verzehren würden. Ein Glaube, der sich in ganz Siebenbürgen und Rumänien unter den Zigeunern verbreitet hat. Rumänische Zigeunermusikanten glauben, dass wenn sie mit einem Stückchen solcher Hühner ihren Fidelbogen einschmieren, sie durch ihr Spiel viel Geld erwerben. Auch heisst es bei denselben Zigeunern, dass die Juden Fett von diesen also präparirten Hühnern für das ganze Jahr sich aufbewahren und damit jeden Freitag Abend die Taschen einreiben würden, um die Christen betrügen zu können. Wer von den Zigeunern bei einem Juden als Handlanger oder Feldarbeiter beschäftigt ist, der steckt in seine Taschen einige Stechapfelsamen, die er mit Weihwasser besprengt hat. Stechapfelsamen ist ein Zauberbannungmittel aller Zigeuner. Voriges Jahr (1890) diente im Wildbade Jegenye (Siebenbürgen) bei einer jüdischen Familie ein recht intelligenter Zigeuner als Kutscher, der heimlich auch solche Stechapfelsamenkörner bei sich führte. Der Nabelschnur christlicher Kinder sollen die Juden ebenfalls nachstellen. Sie mischen heimlich ein Teilchen davon gepulvert, mit ihrem eigenen Blute vermengt und von ihrem Pfarrer geweiht in die Speisen christlicher Eheleute, um dadurch Zwist und Unfrieden zwischen den Gatten zu stiften und die Ehe zu trennen. Ein Lied der südungarischen Zigeuner lautet:

Devla baçt del romñake,	Meine Frau Gott segnen mag,
Cingardel yoy jivese!	Zankt und geifert Tag für Tag!
Te baçt hin biboldenge, —	Für die Juden grosses Glück, —
Keldeke na the kerde;	Machen uns kein Nabelstück;
Amen taisa rusharde!	Zanken uns ja Tag für Tag!

Hexen verfertigen sich aus vielen Nabelschnüren ein langes Rohr, das sie wie ein Garnknäuel zusammenwickeln und dann aus weiter Ferne auf schlafende Menschen werfen, denen sie durch dies Rohr Blut aussaugen. Bei allen Zigeunern Mitteleuropas herrscht dieser Glaube an blutsaugende Hexen. Wenn ein Weib zur Hexe wird, so muss sie jedes Jahr dem „obersten Teufel“ etwas von ihrem Blute geben, „damit er lebe“ (the jidel). Die Keshalyi (Bergfeen) müssen täglich

je drei einige Tropfen Blut aus ihrer linken Hand ihrer Königin, der Ana, zu trinken geben, damit sie nicht sterbe. Hundemenschen (Jinklanush) sind Menschen, die von Zauberern, die einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben, in scheusliche Wesen verwandelt, können durch Menschenblut zu neuem Leben erwachen, wenn sie auch dem Tode schon nahe sind.[1]) Mit diesem dämonischen Wesen werden auch die Kinder geschreckt, indem man ihnen sagt: „Der Jiuklanush (die Ana) kommt und trinkt dein Blut!“ (Avel J. te piyel tire rat!) —

Bienenzauber in Slavonien und Bosnien.

Von Friedrich S. Krauss.

Bienenzauber heisst man: čarka ot pčela oder: da ti se pčele dadu. Noch vor vier Jahrzehnten „zauberten“ die Bauern in Slavonien, Kroatien und Bosnien gar viel und mit schönem Erfolge auf dem Gebiete der Bienenzucht. Wie mir mein verewigter Vater erzählte, der selber jährlich auf Honigschlag auszugehen pflegte und hübsches Geld dabei verdiente, kamen jeden Herbst allein im ehemaligen Gradiškaer Regiment bei zweitausend Zentner Honig auf und auf dem Essegger Platz wurden allherbstlich Schlüsse auf 15—20 000 Zentner Honig aus dem Hintergebirge gemacht. Als der billige Rübenzucker, der noch wohlfeilere Syrup und gar das übelriechende aber nichts weniger als kostspielige Petroleum nebst den Stearinkerzen den Markt zu überschwemmen anfing, erlosch auch die Kraft des Bienenzaubers und damit die Bienenzucht im Lande. Freilich bekommt man noch immer auf den Dörfern kleinere Bienenzüchtungen zu sehen, doch vorwiegend bei Liebhabern von Honig und Meth. Es ist nicht so lange her, dass man im Bauernhause den Gast mit gegohrenem Honigwasser bewirtete, indessen ist gegenwärtig ein aus starkduftenden „Essenzen“ auf kaltem Wege erzeugter Fuselbranntwein der gewöhnliche Labetrank des stets durstigen und der Mässigkeit wenig zugeneigten Slavoniers und Bošnjaken. Die redegewandten Handelreisenden Budapester und Wiener Spirituserzeuger (unter letzteren sind die Reichsten mehrere hervorragende Grafen und Barone, Fürsten und Staatsmänner), suchen auch das kleinste Dorf heim und verkaufen häufig unmittelbar den Bauern das langsam zehrende Gift. Auch darum ist „Hönig ėn Koine“ (findet keine Kundschaften), sagte zu mir mehr als ein Dorfjude. Bienenzauber wird täglich seltener dortzulande, und deshalb mögen die spärlichen Überreste solchen Glaubens, soweit ich ihn noch vorgefunden, um so mehr beachtet werden.

1. Wer Bienenzauber anstellen will, darf am Weihnachtabend (na badnjak) weder etwas essen noch trinken. Zur Mitternachtmette nimmt er einen eigens vorbereiteten Stab mit und darf nach dem

---

[1]) Ueber diese dämonischen Wesen s. mein Werk: „Volkglaube und religiöser Brauch der Zigeuner“ (Münster, 1891) S. 1 ff.

Gottesdienste nicht heimkehren, sondern muss im Freien den Morgen abwarten und zur Frühmette (na zornicu) sich begeben. Dann muss er weiter bis Mittag fasten, ohne nach Haus zurückzukehren und noch drei Messen mit dem Stab in der Hand mitanhören. Sobald er dann heimkommt, muss er die Krummen vom Weihnachtfesttisch zusammenlesen, dies auf einen Teller legen, mit heiligem (Weih-) Wasser begiessen und den Teller ins Bienenhaus (čeljnjak) stecken mit den Worten: „kako vi ovo pojili i popili, tako vi meni sa svih stranâ meda nosili!“ (So wie Ihr dies aufessen und austrinken werdet, so [wahr] sollt Ihr mir von allerwärts Honig zutragen!) Hernach gräbt er den Stab neben dem Bienenhaus ein und belässt ihn da bis zu Mariae Verkündigung (blogovist 25. März). An diesem Festtage zieht er um die Mittagstunde den Stab aus der Erde heraus, sammelt um den Stab herumliegende Spähne und Holzstücke auf, trägt dies alles in die Küche und wirft es aufs Feuer auf den Herd. Dabei spricht er: „Kako ova vatra veselo gorila, tako moje pčele živile i puno meda nanosile!“ (Gleich wie dies Feuer fröhlich prasselt, so sollen auch meine Immen [lustig] leben und viel Honig zur Stelle schaffen!)

(Von der Bäuerin Ruža Veletić aus Mihaljevci bei Požega meiner verewigten Mutter berichtet.)

2. Wenn du willst, dass deine Bienen gedeihen, nimm vorallererst, wann du dir Bienen einwirtschaftest, ein säugendes Ferkel und einen Igel und vergrabe sie lebendig unter dem Hauptbalken unter den Bienenkörben; darauf bohre ein Loch in den Hausthürpfosten hart neben Thürangel und Band, fang eine Biene ein, steck sie lebendig in das Lückchen hinein und verstopf die Öffnung mit Wachs. Wann die Bienen schwärmen, fang vom Schwarm eine Biene ein und steck sie gleichfalls in jene Lücke im Thürpfosten zur ersten Biene, und niemals werden dir die Bienen davonziehen.

(Herr Th. Dragičević vom Bauer Novak Opalić in Zabrgje in Bosnien).

3. Falls fremde Bienen über die deinigen herfallen, um sie zu bekämpfen, nimm einen Faden von jenem Zwirn, den die Näherin oder Weberin bei der Arbeit weggeworfen (pometne niti), bind ihn einer von den feindlichen Bienen um den Hals und lass sie frei wegfliegen; dann wird dein Bienenstand unbehelligt bleiben. Kehrt aber jene Biene mit dem Faden in ihren Korb zurück, so entbrennt zwischen allen ein Kampf, bis sie alle hin werden.

(Derselbe von demselben.)

4. Wenn deine eigenen Immen untereinander zu kämpfen (kositi se) anfangen, beräuchere sie mit schwarzer Schafwolle und Weihrauch (mrkom vunom i timljanom), und sie werden zu kämpfen aufhören.

(Ders. v. dems.)

5. Willst du deine Bienen aussenden, damit sie fremden Bienen den Garaus machen und deren Honig dir zubringen, so schneid im Frühling ein junges Haselreis vom selben Jahrgang, welches ungepflanzt aufgeschossen (ljeskovu mladicu ljetorast, samoniku) ab, schneid aus

der Rinde ein ringelschlangenförmiges Ornament heraus (porubi ga) und treib an jenem Tag, wann du auf dem Ackerfelde die erste Furche ziehst, mit diesem Stäbchen die Ochsen an, doch gib Obacht, dass du es nicht unversehens wo auf den Boden hinlegst, sondern, wann du dich zum Essen hinsetzst oder dir das Pfeifchen ansteckst, steck es hinter die Halskrause in den Nacken. Wann du abends heimkommst, leg das Stäbchen ins Bienenhaus auf die Bienenkörbe (trnjke), und erst dann, wann du die Bienen ausschicken willst, ergreif jenes Stäbchen, schlag damit auf die Bienenkörbe und sprich: „ajte mi prineste sav med [i pčele, — ako oćeš] tog i tog, na priliku Pere Pavlovića u tom i tom selu!“ (geht und bringt mir allen Honig [und die Bienen, — wenn du willst] von dem und dem, z. B. des Peter Paulssohn aus dem und dem Dorfe!), worauf sofort alle davon wimmeln (posurljaju) und herbeitragen und -schleppen, dass es wunderbar ist anzuschauen, und in kürzester Frist bringen sie alles zur Stelle. Willst du ihre Arbeit einstellen, damit sie sich nicht weiter abmühen, kehr das junge Haselreis um, streich mit dem dickeren Ende über die Bienenkörbe, sprich: „ne idite više, dosta je!“ (geht nicht mehr, es ist genug!), und sie beruhigen sich augenblicklich und gehen nicht weiter auf Beute aus. (Ders. v. dems.)

6. Wer Bienen stiehlt, dem wird in der Sterbestunde keine (Wachs-)Kerze brennen.

7. Wann der Schwarm ausfliegt, darf man sich nicht gerade aufstellen, sondern muss auf dem Boden hockend, den Schwarm mit Erde bewerfen. Dann fliegen die Bienen von selber in den Korb hinein. Erhebst du dich, entfliehen sie.

8. Manche Bienenzüchter pflegen, um zu verhüten, dass der ausfliegende Schwarm zu hoch aufsteige oder davonfliege, ihr Hemde auszuziehen und durch den Ärmel auf den Schwarm zu schauen, sogleich lassen sich die Bienen herab.

(Th. Dragićević von der Bäuerin Joka Jocanović in Tutnjevac, Bosnien.)

8. Kommt zu einem Bienenzüchter jemand ins Haus, um etwas auszuborgen, so muss ihm der Bienenzüchter die verlangte Sache vors Haus hinaustragen und dort überreichen, sonst trägt ihm der Ausborger das Glück und Gedeihen der Bienen aus dem Hause weg.

(Simo Simić in Tutnjevac aufgezeichnet.)

Nachstehende Bräuche und Zauberstücke sind N. Begovićs Buch über den „Grenzserben“ (S. 230 u. 241) entnommen:

9. Fallen fremde Bienen (tugjica) über die deinigen her, nimm ein Rasenstück vom jüngsten Grab im Friedhofe, zerstosse es zu Pulver und bewirf damit die Angreifer.

10. Wenn die Bienen nicht ausschwärmen mögen, brich vor Sonnenaufgang drei Haselreiser, treib damit Morgens die Schafe aus und bestreich nachher mit selben Reisern die Bienenkörbe.

11. Wann du zu Mariae Verkündigung die Bienen freilässt, nimm einen Wagenradbolzen und den Hausthürschlüssel und öffne damit die Fluglöcher der Bienenkörbe. Nachdem du alle Fluglöcher

frei gemacht, leg vor jedes Flugloch etwas Honig hin, dann dreh dich mit dem Rücken zum Bienenhaus und schau dorthin, wo du willst, dass sich der Schwarm festsetze. Du musst dich aber bücken und zwischen die Beine hindurch schauen.

12. Bemerkst du, dass die Bienen auszuschwärmen anfangen, nimm jenen Bolzen mit demselben Schlüssel und schlag sie gegeneinander, dass es laut töne. Dann lassen sich die Bienen sehr bald auf einem Zweige nieder. Mancher nimmt zu diesem Zwecke die Feuerzange und das Schabmesser aus dem Backtrog oder bloss zwei Steine.

13. Beschenk den ersten Schwarm mit zwei Groschen und trag diese Groschen, nachdem alle Bienen schon geschwärmt, in die Kirche.

14. Manche Bienenzüchter halten im Bienenhaus einen Wolfschädel oder Wolfzahn oder die von der Wolfhaut abgeschnittene Schnauze. Auch bewahrt man daselbst gerne ein Holzstückchen oder ein Bruchstück einer Mauer auf, das durch einen Blitzschlag irgendwo losgebrochen ward.

15. Hat der Bienenzüchter ein kleines Kind, so trägt er es am Weihnachtabend ins Bienenhaus, hebt ihm das Hemdchen auf, stösst mit den Hinterbacken des Kindes auf jeden Korb und spricht dabei: „Ne jela vas tugjica, van moga djeteta stražnjica!“ (Euch sollen nicht fremde Bienen, sondern meines Kindes Hintere auffressen!) — Sodann nimm die Feuerzange und die Kette oberm Küchenherd und vergrab sie in einem Ameisenbau. Im Morgengrauen schöpfe genug auf von der Erde des Ameisenbaues und trag sie samt der Feuerzange und der Kette heim. Mit diesen Eisenstücken poch an jeden Bienenkorb und sprich dazu: „Što noćas otkinuli mravi od moje maše i veriga to i ove godine otkinula tugjica, coprnjica i svaka druga napast od mojije čela!“ (Soviel als heute Nachts die Ameisen von meiner Feuerzange und Kette losgebrockt, soviel mögen auch im heurigen Jahre fremde Bienen, Hexen und jedwede andere Heimsuchung von meinen Bienen losbrocken können!)

Aus den Akten des Brunner Hexenprozesses.

Mitgeteilt von K. Ed. Haase. Neu-Ruppin.

Zu den „aktenmässigen Nachrichten von Hexenprozessen und Zaubereien in der Mark Brandenburg vom 16. bis ins 18. Jahrhundert“ von G. W. v. Raumer im 1. Bde. der „Märkischen Forschungen“ p. 236 ffg. geben Riedel im 2. Bde. derselben Forschungen p. 106 ffg. und G. Sello im 14. Bde. der Ztschr. f. d. Phil. p. 460 ffg. dankenswerte Ergänzungen. Während aber, wie Sello richtig bemerkt, v. Raumer (und, wie ich hinzufüge, auch Riedel) „das Hauptgewicht auf die doch meistens gleichartige juristische Entwickelung der Prozesse“ legen, berücksichtigt Sello in seiner Darstellung besonders die Volkglaubenstatistik. Auch die folgenden Mitteilungen aus den Akten des

Brunner Hexenprozesses sollen neben einer kurzen Darlegung seines Verlaufes die von Sello betonte Seite hervorheben.

Während der Gerstenernte des Jahres 1619 gerieten zwei Weiber aus dem im Kreise Ruppin gelegenen Dorfe Brunn, Namens Greta Rinows, verehelichte Buchholz, und Ilsa Möllers, verehelichte Krause, auf offener Dorfstrasse mit einander in Streit, wobei diese von jener eines Vergiftungversuches und der Zauberei bezichtigt wurde. Da die Zänkerei vor Zeugen stattgefunden hatte, so konnte es nicht ausbleiben, dass jene schweren Anschuldigungen auch den Gerichtjunkern des Dorfes zu Ohren kamen; doch liessen diese „die Sache schlaffen", bis endlich die beiden Weiber selber und deren Ehemänner die Herbeiführung einer gerichtlichen Entscheidung beantragten. Infolge dessen schritt man unter Hinzuziehung Joachim Salzwedels, Richters und Notars zu Wusterhausen a. D., zum Zeugenverhöre. Das Protokoll darüber fehlt in den Akten. Doch geht aus dem Anschreiben der Gerichtjunker vom 11. Januar 1620 an den Schöppenstuhl in Magdeburg, den man wegen des Falles um Rechtbelehrung bittet, so viel hervor, dass die Angeklagte „in ihren Reden vnbeständig vnnd wanckelhaftig gewesen" sei, dass schon ihre Mutter die Zauberkunst verstanden und dass sie (die Angeklagte) wohl von dieser „etwas erlernet vnnd gefasset" habe. Schon unter dem 18. Januar schreiben die Schöppen zurück: wenn die wider die Angeklagte und ihre verstorbene Mutter erhobenen Beschuldigungen von glaubwürdigen Personen ausgingen und Greta Rinows mit einem körperlichen Eide beschwören könne, dass ihre Aussage „aus keinem Neid, Hass, Zorn, Feindschafft vnd Wiederwillen hergeflossen", so solle man die Ilsa Möllers „gefänglich annehmen vnd sie in Kegenwart des Scharffrichters mit Vorlegung dessen Instrumenten ernstlich terriren vnd bedräwen", wäre jedoch auf diese Weise nichts aus ihr herauszubringen, dieselbe „vermöge Keysers Caroli quinti vnd der reichspeinlichen Halsgerichts Ordnung Art. 75 . . . . vnd Art. 44 . . . . zur Ergründung der Wahrheit peinlich, jedoch menschlicher Weise befragen."

Infolge dieses Bescheides erbat sich das Dorfgericht zu Brunn zunächst von dem Amtschreiber „derer von Winterfelden aufm Hause Newstadt" Auskunft über die Mutter der Angeklagten, welche einst in den Hexenprozess gegen die Markwarzsche verwickelt gewesen war.

Wir schreiben aus dem Berichte des Amtschreibers die für unseren Zweck bemerkenswertesten Punkte aus:

1. . . . .

2. Sie (die Mutter der Ilsa Möllers) hätte „Gorges Zozman eine „göthe zugerichtet, welche der Möllerschen beide töchter in einen „pott hindter Zozmans scheune tragen vnd hingiessen lassen; solches „were im wintter vn schne geschehen. . . . darauf Gorges Zozman ein „pferdt kranck worden vnd gestorben, vnd seine andern pferde wehren „bereid thod gewesen.

„3. Die Georg Möllersche hette sie (die Markwarzsche) beim „flachse diesen segen gelernet:

„Ich segne dich vor die gicht, vor die bicht,
„vor die leue neue mohn nicht.

„Vnd dieser segen solte vor die zahnweh gut sein.

„4. . . Sie hette ihren (der Markwarzschen) sohne schweinshar „in die wagenrade gestecket, worüber sie betroffen, das siedher ihr „sohn keine schweine hette zuziehen können.“

Die Möllersche, so lautet der Bericht des Amtschreibers weiter, habe alles bestritten; nur in Bezug auf Punkt 4 habe sie bekannt:

„Sie hette vor 8 oder 9 Jahren ein flusch schweinhar in Chim Markwarts wagenradt gestecket in kegenwart des knechts Thonius Rockens aus keiner andern vhrsachen, ohn allein, weil ezliche ihrer schweine wehren wund gewesen, vnd würme in den wunden gehabt, hette sie stillschweigend den schweinen ezlich har abgeschnitten vnd in das wagenradt (weil der knecht mit dem wagen wollen wegfahren) eingestecket, das den schweinen die würme aus den wunden solten fallen; denn das wehre eine gewisse böthe, die wohl andere leute, von denen sie dieselbe gelernet, gebraucht hetten; vnd wehre ihr gemütt nicht gewesen, Chim Markwarten schaden zuzufügen.“

Ihre Aussage „wegen des zugerichten göthes“ hatte die Markwarzsche bei einem neuen Verhör jedoch wieder soweit zurückgenommen, als sie die Möllersche und ihre Töchter dabei völlig aus dem Spiele liess, während sie im übrigen das Factum selber nach wie vor behauptete. Nebenbei bemerkt, wurde die Georg Möllersche freigesprochen.

Noch bevor der angezogene Bericht aus Neustadt in Brunn einging, beschwor Greta Rinows ihre Aussagen gegen Ilsa Möllers in der verlangten Form.

So wurde denn die Angeklagte am 30. Januar gefänglich eingezogen und am 2. Februar abends 9 Uhr im Beisein des Scharfrichters aus Neu-Ruppin zuerst in Güte über die ihr zur Last gelegten Verbrechen befragt; als sie aber alles bestritt, „vf sothane ihre Halsstarrigkeit“ dem Scharfrichter zur Folterung übergeben. Aber selbst die Folter war nicht im Stande, ihr alles Gewünschte auszupressen. Doch hoffte das Gericht, wie es in der nächsten Zuschrift an die Schöppen in Magdeburg heisst, wenn sie „mit schwerer vnd schärffer peinligkeit beleget“ würde, noch mehr von ihr zu erfahren, „wodurch andere mehr ihresgleichen aus ihrer freundschaft könten zur straffe gezogen werden.“

Mit Genehmigung der Schöppen zu Magdeburg wurde die Unglückliche am 15. Februar noch einmal einer härteren Tortur unterworfen, in welcher sie alle ihr vorgelegten Fragen nach Wunsch beantwortete.

Das gerichtliche Erkenntnis lautet dahin, dass die 34jährige Gefangene „mit dem fewer vom leben zum tode gestraffet vnd vernichtet werden soll.“ Dass das Urteil auch wirklich vollzogen ist, unterliegt keinem Zweifel, wenngleich die Akten darüber schweigen.

Alles, was die Folter aus dem unglücklichen Weibe zutage förderte

— und hierauf kommt es uns hauptsächlich an — umfasst in der Urgicht 32 einzelne Punkte, die wir hier zum Schlusse in abgekürzter Form wiedergeben wollen. Darnach bekennt die Gefangene Folgendes:

Sie habe von ihrer Mutter Schwester, der Görges Berendschen zu Wusterhausen, in deren Hofe hinter dem Hause unter einem Apfelbaume kurz vor Pfingsten 1618 die Zauberei gelernt. Dabei habe ihr ihre Tante einen Teufelsbuhlen, Namens Chim, „anvertrawet“ mit den Worten: „Ilsa Möllers, greif an diesen Stock vnd vergiss deines Gottes.“ Dieser ihr Teufelbuhle, welcher „schwarze Kleider angehabt vnd einen Huht mit schwarzen Kranssfedern“, habe ihr „einen halben Gülden zum Mahlschaz gegeben“, während sie ihm „einen viereckigten Näsetuch verehret.“ „Zu festerer Verbindung“ habe sie darauf, nachdem „ihr die Görges Berendsche den rechten kleinen Finger mit einer Knöpnadel durchgestochen, drei Bluttropfen in den Näsetuch“ fallen lassen müssen. Unmittelbar „nach geschehener vertrawung“ habe sie sich in der Behausung und in Gegenwart ihrer Tante „mit ihrem Teufelsbuhlen auf dem Bette vermischet“; „er sei kalter Natur gewesen.“ Auch sei sie mit ihrer Tante und anderen Weibern ihrer Nachbarschaft, die alle namhaft gemacht werden, einmal auf den „Blocksberg“ („Brockenberg“) gefahren, indem sie „sich in aller Teufel Namen vf einer Schwingen gesetzt.“ — Die „schwarze Kazze“ („so grewliche grosse Augen im Kopfe gehabt“, fügt ein Bericht an den Schöppenstuhl in Magdeburg hinzu), welche sie „in ihrem Hause hinter dem Ofen in der Helle gespeiset“, sei ihr Buhle gewesen; er habe ihr einst „ein viert Kleien“ gebracht; doch habe er ihr mehr aufgefressen, denn zugebracht. — Nach einer Zeugenaussage war auch der Drache in ihren Ställen gesehen worden.

Vierzehn Tage vor Ostern 1619 habe sie (die Gefangene) auch Maria Fischers „in ihrem Kuhstall bei der Kuhkrippen die Zauberei gelehret“, und zwar sei dies an einem Dienstage zu Mittag geschehen. Auch hier erscheint ein Teufelbuhle, Namens Kaspar, in dem oben beschriebenen Aufzuge; nur wird noch hervorgehoben, dass er „Hündefüsse“ gehabt. Die Worte bei der „Vertrawung“ lauten ähnlich wie oben: „Maria Fischers, greif an diesen Stock vnd verlass deinen Gott.“ Der Mahlschatz des Buhlen besteht diesmal in einem Gulden, das Geschenk der Maria Fischers in einem „langen Näsetuch.“ Auch das Durchstechen des rechten kleinen Fingers „mit einer gelen Knöpnadel“ usw. kehrt hier wie oben wieder, dagegen ist von einer fleischlichen Vermischung nicht ausdrücklich die Rede.

In Bezug auf die Vergiftung der Greta Rinows bekennt die Angeklagte, sie habe dieselbe beim Backen „in einen Fladen vergiftet vnd vergeben“, indem sie Ratten- oder Mäusepulver, welches so weiss wie Weizenmehl gewesen, darauf gestreut und mit der nassen Hand darübergewischt habe. Nach Aussage der Greta Rinows sei ihr davon „so angst, bange vnd wehe geworden, dass sie nicht gewusst, wo sie sich lassen sollen; wonegst sie in ihrem Hause vf keinem Bette bleiben, sondern in Stellen hin- vnd wiedergelauffen, aufgeschwollen, am lincken

Schenckel Schaden bekommen, eine Nacht blind gelegen vnd ihr zum Teill das Gehör endgangen.“ Die Angeklagte habe sich an der Greta Rinows rächen wollen, weil dieselbe „ihr ein Schwein geschlagen, dass es davon gestorben.“ Nach dem Misslingen der Vergiftung habe sie „eine Kröhte in aller Teufel Namen gekochet vnd in Tias Buchholzen Thorweg hingegossen, dass ihme davon ein Pferd verlahmet vnd gestorben.“

Auch ihre (der Gefangenen) Schwester habe einst einen Knaben zu Brunne „durch Gift vergeben, dass er drittehalb Jahr ganz lahm vnnd taub gelegen vnd noch also liget.“ Dieselbe habe „den Gift in ihrem Garten unter einen Birnbaum gegossen“, der Knabe habe „von einer Birnen, so in den Gift gefallen, gegessen vnd den Schaden davon bekommen.“ Der Grund sei gewesen, „dass der Knabe ihr des Obsts halber oft in den Garten gestigen vnd ihr die Beume gerissen.“

Endlich wird noch hinzugefügt, „dass der Gefangenen Ilsa Möllers Teufelsbuhle in der Marter 4 Züge vor sie ausgehalten“ . . . und „als er von ihr gezogen, ihr hinter dem rechten Ohre als einer Erbsen gross gesessen.

Das Boosseln.

Wenn im Winter die Erde gefroren ist und die Gräben mit einer haltbaren Eisdecke belegt sind, dann sieht man in den Marschdistrikten der schleswig-holsteinischen Westküste und der angrenzenden Geest hier und da bald kleinere, bald grössere Menschentrupps sich im Boosseln üben. Gebraucht wird dabei eine mit Blei ausgegossene ³/₄ bis 1 Pfund schwere Holzkugel, Boossel genannt. Beim Boosseln werden Rock und Stiefel ausgezogen, oder über letztere Socken gezogen, und so im Hemdsärmel und auf Strumpfsocken, die Arme in Schwingung gesetzt, dann rund herumgesprungen, wird die Boossel mit solcher Kraft fortgeschleudert, dass die Arme förmlich knacken. Ein mittelmässiger Boossler setzt die Boossel 25 Meter, d. h. so weit fliegt sie, bevor sie den Erdboden berührt; und dann läuft sie noch eben so weit. Es giebt aber auch Boossler, welche die Boossel 40 Meter weit setzen können, und deren Kugel dann gegen 80 Meter weit läuft. Schon Schulknaben können die Boossel 50 Meter fortschnellen. Die Kunst des Boosselns besteht eben so sehr in dem Sicherwerfen, als in dem Weitwerfen. Soll die Boossel etwa über einen Graben hinwegsetzen, so muss sie entweder eben vor oder hinter ihm auf dem hohen Ufer niederschlagen; und daher muss der Boossler genau berechnen können, wo die Boossel niederschlagen soll. Gemieden müssen vor allen Dingen Maulwurfhügel und die aufsteigenden Seiten der runden Ackerstücke werden. Man unterscheidet zwei Arten von Würfen: Boossler, die eine hohe Kugel werfen und solche, die „flüggen“. Erstere verlieren schon einen guten Teil von ihrer

Kraft beim Niederfallen. Letztere fliegen eben über der Erde hin und laufen gewöhnlich sehr weit. Da letzteren aber meistens nicht so viel Kraft mitgegeben wird, so können sie nicht immer die Unebenheiten des Bodens so gut überwinden, als erstere, die vorzugweise von den besten und kräftigsten Booslern geworfen werden.

Wollen ganze Dörfer oder gar ganze Kirchspiele gegen einander boosseln, so schickt man eine Boossel nebst Brief als Zeichen der Herausforderung an einen hervorragenden Boossler des betreffenden Dorfes oder Kirchspiels. In dem Briefe sind die Bedingungen enthalten, wie viele Mann, ob 20, 30, 50 oder gar 100 (von den hohen Zahlen ist merkwürdigerweise 101 sehr beliebt) zu stellen sind, wo und wie lang die Bahn sein soll und um welchen Preis man werfen will. Werden die Bedingungen angenommen, so folgt für jede Partei ein Probewerfen. Der beste Werfer erhält Nummer 1, der zweitbeste Nummer 2 usw., bis die genügende Zahl Boossler vorhanden ist. An dem festgesetzten Tage rückt nun jede Partei mit einem Musikchor an der Spitze und einer Fahne hinaus auf den Plan. Der Hauptmann, auch Aufrufer (Oproper) genannt, ruft die Namen der Boossler der Reihe nach auf, so wie sie werfen sollen. Die Kreteler (Kreêtler), von denen jede Partei sich einen erwählt hat, stellen sich mit ihren Stäben zurecht. Stiefelknechtträger mit Stiefelknecht und Pferdedecke für diejenigen Boossler, welche die Stiefel ausziehen wollen, nehmen gleichfalls am Zuge teil. Marketender mit Getränken laufen neben dem Zuge einher. Ein Fahnenträger eilt voraus, um mit der Fahne die Bahn, die ½ bis 2 Meilen lang ist, zu bezeichnen. Die Kreteler legen ihren Stock aufs Mal und die beiden Nummer ein treten vor und schleudern die beiden Boosseln längst der Bahn. Rasch läuft dann der Kreteler von Partei A nach der Boossel der Partei B und umgekehrt, legt seinen Stock an die Stelle, wo die Boossel liegt und von hier aus werfen nun die beiden Nummer 2. Die beiden Bahnen liegen nämlich neben einander. Gelingt es einer Partei, einen Wurf voraus zu kommen, so hat sie einen Wurf auf (een Smäet op), und die nun folgende Nummer dieser Partei wird „opsteeken“, d. h. wirft nicht mit, sondern man lässt die Nr. folgen, die nach ihm werfen soll. Verliert aber die Partei den Wurf wieder, so wird der ausgeschiedene Boossler wieder eingeschoben und darf wieder mitwerfen. So gelingt es oft, dass eine Partei mehrere Würfe überholt, und wenn die Bahn dann zu Ende ist, oder auch hin und zurück durchgeworfen ist, so hat sie gesiegt. Hat eine Partei eine Kleinigkeit mehr als einen Wurf über, so nennt man die Kleinigkeit einen „Kiekut“. Die Kreteler haben das schwerste Geschäft; denn sie müssen, bei der Gegenpartei aufpassend, den Vorteil ihrer Partei wahrnehmen, wo sie nur können; und können sie sich etwas herankreteln, dass etwa ein Boossler das durch den Stock des Kretlers bezeichnete Mal nicht genau innegehalten hat u. dgl. m., so werden sie von ihrer Partei belobt. Oft geht eine Boossel verloren und findet dann ein Kreteler die Boossel, so ist es schon passirt, dass er sie unbemerkt eine ziem-

liche Strecke zurückgetragen hat. Macht jemand einen Fehlwurf und wirft die Boossel nur eine kurze Strecke weit, oder sie bleibt in einer Höhlung des Bodens oder in einem Maulwurfhügel stecken, oder sie fliegt gar zurück, statt vorwärts zu fliegen, was schon alles passirt ist, so wird das natürlich mit endlosem Jubel von der Partei begrüsst, dem dieser Wurf zu gute kommt.

Hat eine Partei gesiegt, so setzt sich der Festzug wieder in Bewegung nach dem Festlokale hin, und hier muss die verlierende Partei die Sieger bewirten und ihr auch die Boossel lassen, die nicht selten vergoldet sind und die man im Festlokal aufhängt. Der Gewinn besteht meistens in einigen Fässern Bier oder auch nur in einigen Seideln oder gar einem Seidel oder einem Glas Grog, je nachdem grössere oder kleinere Parteien geboosselt haben. Aber höher als den kleinen Gewinn schätzt man doch die Ehre, gesiegt zu haben. Die ganze Gemeinde thut sich etwas darauf zugute. „Hundert Mark hätte ich gegeben,“ sagt ein Dithmarscher Bauer noch vor etlichen Jahren, „wenn wir gesiegt hätten.“

Vor Jahren boosselten die Kirchspiele Lunden und Wesselburen mit einander. Die beiden Kirchspielvollmächte warfen an. Etliche Jahre vorher wollten die Lundener mit den Witzwortern in Eiderstedt boosseln. Letztere trugen eine Fahne mit der Inschrift: Die Unüberwindlichen, weil sie überall in Eiderstedt gesiegt hatten. Der Preis war eine Mark. Da man aber über die Grösse der Boosseln sich nicht einigen konnte, mussten die Dithmarscher unverrichteter Sache wieder über die Eider zurückziehen.

In einigen Gegenden nennt man das Boosseln auch Eisboosseln (Isboosseln) und Klootscheeten. Man hat auch Handboosseln, die 2—3 Pfund schwer sind. Die kleinen nennt man Scheetboosseln. Hier und da wirft man nicht mit Umsprung, sondern schleudert die Boossel unter der Hand fort. Die Kreteler heissen in Eiderstedt „Legger“-Leger, in Ostfriesland „Käkeler“. Es kommt auch vor, dass 2 Mädchen gegen 1 Mann werfen müssen.

Einen Trupp Boossler zu sehen, macht auf den Uneingeweihten einen eigentümlichen Eindruck, und man braucht sich gar nicht zu wundern, dass ein Berliner Geschäftreisender, der mit der Bahn von Husum nach Friedrichstedt fuhr und unterwegs Boossler gewahrte, sich angelegentlichst erkundigte, ob dort in der Nähe auch ein Irrenhaus sich befände.

Bemerkt soll noch werden, dass vor Jahren zwischen Friedrichstedt und Witzwort in Eiderstedt ein Boosselprozess spielte, der recht lange dauerte und viel Geld gekostet hat.

Das Boosseln ist jedenfalls ein uraltes Volkfest, wenngleich auch die Litteraturnachweise darüber jüngeren Datums sind und nicht weit über 100 Jahre zurück hinausgehen. Die älteste vollständige Beschreibung des Boosselns haben wir wohl von Ehlers: „Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen“ (Flensburg u. Leipzig 1779) II, 92 uf., welches Werk mir nicht zur Hand ist. Das Boosseln

ist in der Ditmarscher Marsch wohl das einzigste echte Volkfest, woran sowohl reich als arm teilnehmen kann, weil es dabei nur auf Mut, Kraft und Sicherheit ankommt. Angemerkt soll noch werden, dass der Ditmarscher und Eiderstedter, wenn er irgend eine Sache ihren Gang gehen lässt und sie nicht aufhalten kann und will, zu sagen pflegt: „De Boossel mutt sien Loop hebbn, de Boossel schall so sien Loop hebbn, laat de Boossel loopen u. dgl. m.

Literaturnachweise: Schütze, Holsteinisches Idiotikon, Hamburg 1800, I, S. 132; II, 202. Gutsmuts Spiele, Schnepfenthal 1796, Nr. 22. Handelmann, Volk- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1864, S. 14. Hansen, Charakterbilder aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1858, S. 39. Carstens, Heinr., im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1884 (Norden 1885) S. 52.

Karl Treu.

Ostpreussische Sprichwörter, Volkreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

(Schluss.)

333. Dazu bin ich gekommen wie der Pracher zur Laus.
Ohne zu wissen, wie.

334. Kottelecker nennt man die von alten Jungfern gehaltenen Hündchen.

335. Oeck mott Krebse on Krebse wie e Pērdswabbel.
Muss mich quälen bis zum Erlöschen der Kräfte. Pērdswabbel: Mistkäfer.

336. Ei krûpe — wat kröppst? Ei süpe — wat söppst?
Du hast dir die Folgen deiner Thorheit selber zuzuschreiben.

337. Du kriggst alles, was die Hühner legen, man nich' die Eier.

338. Das ist keine grosse Kunst, keine grosse Herrlichkeit.
Die Sache ist leicht zu bewerkstelligen.

339. Auf süsse Küsse, Folgen bitt're Nüsse.
cf. Frischbier I, 2262. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reisst der holde Wahn entzwei.“

340. Wem die Kuh gehört, der packt sie beim Zagel.

341. Landbriefträgerfusskäs'.
Bezeichnung stark „duftender“ Käsesorten, die auch „Stänkerkäs'“ genannt werden.

342. Lange Rachachel, Drēmal um e Kachel.
Von einer langen Frauensperson.

343. Kannst lang' lûre!
Mache dir keine vergeblichen Hoffnungen.

344. Lavendel, Myrthen, Thymian, Das wächst in meinem Garten; Hab' ich gewartet so viel' Jahr', Kann ich noch länger warten.
Wenn eine Brautschaft lange dauert.

345. Wârscht mî nich lehre, Pogge grîpe!
Hat dieselbe Bedeutung wie Nr. 25 der ersten Folge.

346. Je, Lemke! (Je: gesprochen wie in „Jette“).
Ausruf der Verwunderung, entstanden aus der Firma „J. E. Lemke“. Aehnlich: E, Herzog! aus „E. Herzog“, und: E, Herrschaft!

347. Sie trägt Schleier und Mantill', Kann sie lieben, wer da will. Wo de Liebe fallt, da fallt se: dat ēnemal op e Blōm', dat annermal op e Mesthupe.

cf. Frischb. I, 2419.

348. Kann der litau'sch? — Ja, litau'sch lachen!

d. h. er kann kein Wort.

349. Wer söck gōd lettsch lehre wöll, mot bî lettsche Mäkes schlape.

„lettsch" = litauisch.

350. Geläpelt öss beter wie geschäpelt!

Der Altsitzer (Leibgedinger) hat es besser, wenn er am Tische des Grundstückinhabers speist, als wenn er die Victualien in natura (so und so viel Scheffel Korn, Kartoffeln etc.) geliefert erhält.

351. Einem auf die Lumpen spucken.

Ihm zusetzen, heiss machen.

352. Wie wer mâkt, so hett he, On wie wer kâkt, so frett he.

Jeder bereitet sich sein Schicksal selber.

353. Blauet Garn, witte Twērn, Padrōl'sche Mäkes danze gērn; Wenn se so tom Spönne wäre, Wie se söck tom Danze rēhre!

Padrole = Padrojen, Dorf in Litauen. Es wird dafür der jedesmalige Ortsname gesetzt.

354. Ons're Magd öss verzagt, se kann kēnmal nich kriege; Onser Knecht öss ongerecht, he wöll nich ropperstiege.

355. „Lass' die Margell mit em Kodder kommen; ich hab' Schmand verschwaddert!"

Ein Ostpreusse reist nach Berlin. Als er im Hôtel den Morgenkaffee zu sich nimmt, stösst er das Sahnenäpfchen um. Auf sein Klingeln erscheint ein Kellnerstift, dem er obige Worte zuruft (Möge das Mädchen mit einem Wischlappen kommen; ich habe Sahne vergossen.) Der Berliner Junge stutzt zuerst ob des unverständlichen Dialects, eilt dann aber hinunter und ruft: „Herr Oberkellner, kommen Sie doch herauf, auf Nummer Sieben ist ein Engländer!" Das Weitere kann man sich leicht ausmalen. —

356. Schneller Meinungswechsel.

Söhnchen (zum brotschneidenden Vater): Vader, fer wem schnöttst dem Knoll? (Klumpen.)

Vater. Na, fer dî, mîn Sähnke!

Söhnchen. Wa—at, man so e Hackske!? — (ein geringes Stückchen.)

357. Er mahlt Pfeffer.

Wenn jemand anhaltend fest auf einem Platze sitzt, so dass untergestreuter Pfeffer zerrieben werden würde.

358. Der möcht' immerzu, auch noch.

Kann gar nicht genug bekommen. Aehnlich folgendes Scherzwort: „Bitte um Mehl, aber nur ganz feines, — womöglich noch etwas feiner!"

359. Müssiggang, Teufels Ruhebank.

360. Drē Dāg na' de Hochtît kâme de Musikante.

Etwas kommt post festum.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

1) Die Kinder im Cheder bedienten sich zu meiner Zeit der Schu-Sprache. Z. B. Ischu geschu inschu Cheischu derschu aschu

raschu; d. h. I(ch) ge(h) in Chei—der a—ran. (Ich gehe ins Cheder hinein.)

2) Durch die Hinzufügung der Silbe —snikes bildete sich die Gassenjugend von B. eine eigene Sprache; z. B. Isnikes hosnikes hasnikes nischnikes gegesnikes keisnikes Warmisnikes, d. h. I(ch) ho(b) ha(nt) nisch(t) gegessen kei(n) Warems (Ich habe heute kein Mittag gegessen.)

3) Sinnreicher ist die umgekehrte Sprache (varkehrt Loschon). Zum Bs. Tengu genmor (guten Morgen); Geschicktere sprechen: Negrom netug. F. f. Lemberg.

Kramerlatein[1]) nennt das Volk eine unverständliche Sprache. Macht ein kleines Kind z. B. seine ersten Sprechversuche, so sagt man wohl, es spricht Kramerleinisch. Kramerlatein wird ehedem eine Geheimsprache gewesen sein, deren sich die Krämer und Handelleute bedienten. Johan Winkler erzählt in seinem Dialecticon, Bd. II, S. 108 ff.: Nieuvenhagen und Groenstraat sind 2 Dörfer im südlichen Limburg. Beide Dörfer sind zumeist von lauter Handelleuten bewohnt, die unter einander eine Sprache reden, die von andern Leuten Kramerlatein genannt und nicht verstanden wird. Die eigentlichen Grundwörter sind Limburger Plattdeutsch. Alle kleinen Verbindungwörter sind niederdeutsch, aber die Hauptwörter und Verben sind fremd: hebräisch, lateinisch, französisch, altdeutsch, meistens aber verdreht und verdorben. Einige Wörter sind selbsterdacht. Bsp.: beuk und blag = Mann, thuren = Frau, wuiles = Junge, flitsj = Mädchen,[2]) hock = Kredit, keut = Bier, plinten = Lumpen, sipken = ja, nobis = nein. Die Zahlen haben alle fremde Namen. (Plattdütscher Husfründ von 1876, Jahrg. I, Nr. 19.) H. Volksmann.

Alltagglauben aus Schlesien.

Von Küster in Breslau.

(Schluss.)

Tierwelt. Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen. Spinne am Abend ist erquickend und labend. — Viel Maikäfer, viel Kartoffeln. — Eulen an das Scheunenthor genagelt, schützen vor Feuergefahr. — Wenn die Wachteln sehr schreien, wird alles sehr teuer. Der Wachtelruf im Getreidefeld giebt an, wie viel Thaler das Getreide gelten wird. — Wo die Schwalben nisten, schlägt der Blitz nicht ein. — Nistet eine Schwalbe im Kuhstall, hat man Glück mit den Kühen. — Wenn man die erste Schwalbe im Jahr sieht, muss man sich auf den Rücken legen, das schützt vor Halsweh und Hexenschuss. — Sieht man zum ersten Mal im Jahr eine Bachstelze, oder hört man das erste Mal den Kuckuck schreien und hat Geld in der

---

[1]) Entstellt auch in Krummlatinsch. Eine andere Bezeichnung für unverständlich sprechen ist Pottdänsch, welcher Name aus jener Zeit stammt, wo Jütländer hier noch mit den schwarzen Töpfen (Taterpütt) herumfuhren.

[2]) Bei den Schwaben in Südungarn: Flitschen, geringschätzend von einem leichtfertigen Mädchen. Anm. d. Red.

Tasche, so hat man solches das ganze Jahr hindurch. — So oft man den Kuckuck hinter einander schreien hört, so viel Jahre lebt man noch, oder so viel Kinder bekommt man. — Läuft ein Hase durch's Dorf, so bricht ein Feuer aus. — Läuft ein Hase, eine Katze über den Weg, so kehre man um; denn das bedeutet Unglück. — Putzt sich eine Katze, kommt Besuch. — Heulen die Hunde hoch, giebt's Feuer; heulen sie tief, stirbt jemand. — Verbrennt bei einem Brande ein Hund mit, so brennt auch das neue Haus wieder ab. — Trifft man auf einer Reise eine zur Linken weidende Schafherde, so wird man am Ankunftorte nicht gern gesehen. — Schwarze Ziegen im Hause sichern unfehlbar gegen Gespenster und Spuk. — Wenn man einen weissen Ziegenbock in dem Pferdestall anbindet, so hat man Glück mit den Pferden. — Den Pferden muss man ins Futter spucken, dann können ihnen die Hexen kein Leides anthun. — Nagelt man auf den Sims des Kuhstalles „Sommer" (Zweige oder kleine Bäumchen von Nadelhölzern, die, beputzt, am Sonntage Lätare von den Kindern unter mancherlei Gesängen herumgetragen werden), so können die Hexen nicht hinein. — Wenn man ein Stück Vieh verkauft, darf man den Fleischer nicht zuerst in den Stall lassen, auch muss der Fleischer wenigstens einen Teil des Kaufpreises im Stalle drin bezahlen, weil er sonst das Glück aus dem Stalle mit fortnimmt. — Beim Schlachten darf man das Tier nicht bedauern, sonst stirbt es schwer.

Naturerscheinungen. Heult im Ofenloch der Wind, wird's kalt. — Auf grosse Winde folgen grosse Kriege, doch bedeutet ein grosser Wind auch, dass sich einer erhängt hat. — Wenn der Rômfässelmann (Russbuttenmann) kommt, wird's regnen. — Regnet's Morgens beim Ausgange, so muss man umkehren, sonst passirt einem etwas Widriges. — Blitzt es zur Kirschblütenzeit, giebt es wenig Kirschen. — Wer beim Blitzen sich bekreuzigt, wird nicht getroffen. Wer während des Gewitters isst, wird erschlagen. — Schlägt der Blitz in ein noch nicht vollendetes neues Haus, so schlägt es bei jedem Gewitter wieder ein. — Wer auf eine Wassergalle (halber Regenbogen) zeigt, dem schwindet der Finger. — Steht ein Stern dem Monde sehr nahe, so bricht ein Feuer aus. — Fällt eine Sternschnuppe, so geht der dabei gedachte Wunsch in Erfüllung. — Ein Komet bringt Krieg, Pest, Hungernot. — Bestreicht man böse Kuheuter mit einem Donnerkeil, werden sie plötzlich heil. — Vor einer Sonnenfinsternis muss man die Kühe tränken und die Brunnen sorgfältig zudecken. — Wer bei einer Sonnenfinsternis sich in einem Zuber voll Wasser besieht, begeht eine grosse Sünde. — Giebt der erste Nagel, den der Zimmermann beim Bau eines neuen Hauses einschlägt, Feuer, so brennt das Haus einst ab. — Bei Bränden werden die Nachbarhäuser dadurch gesichert, dass man an sie einen leeren Backtrog lehnt, die hohle Seite dem Feuer zugekehrt. — Ist in der Nachbarschaft ein Feuer, so kehrt man den Tisch um, legt auf jeden Stollen ein Stück Brot und in die Mitte das Bild des heil. Florian, dann bleibt das Haus verschont.

Schimpfwörter.

a) Tiere: Ochse, Brüllochse, Hornochse, Ochsenkopf, Ochsenpantoffel, Hornvieh, Rindvieh, Bulle, Gemeindebulle, Püffel (Büffel), Kalb (Mensch mit albernem Wesen; ebenso Kalb Mosis), Esel, Maulesel, Kameel, Affe, Brüllaffe, Affengesicht, Affenschwanz, Schaf, Schafsgesicht, Schafskopf, Ziege, Schwein, Schweinhund, Schweinluder, Schweinigel, Schweinkerl, Sau, Sauluder, Ferkel, Hund, lausiger Hund, räudiger Hund, dower = tauber Hund, Katze, Feister (Iltis), Fuchs, Luchs, Rhinoceros, Karnickel (Kaninchen), Igel, Schweinigel (das Volk unterscheidet zwei Arten von Igeln: Schweinigel und Hundigel), Eule, Straucheule, Nachteule, Gans, Grünkrähe, Grünschnabel, Schmutzfinke, Dreckschwalbe, Kröte, Lausekröte. b) Pflanzen: Bolle, Pilz, Rübe (die letztere mehr charakterisirend — = unverwüstlich — als beschimpfend). c) Völker: Kaffer, Hottentotte, Zigeuner, Russe und Schwede (mehr charakterisirend als beschimpfend, der erstere der abgehärtete, der letztere der schalkhafte Mensch), Wasserpolack. d) Geräte: Thranlampe, Nachtmütze, Schlafgesundheitsmütze, Hape (Messer), Knüppel, Lappen, Waschlappen, Theekessel, Strick, Galgenstrick, Riemen, Scheuche, Vogelscheuche, alter Knochen, ruppige Puppe. e) Eigenschaften: Lausiges Luder, Lausebengel, Lausejunge, Lausekerl, Lausekopf, Dämel, Dutz und Dussel (= Dummkopf), Dämelkopp, Dusselkopp, Däskopp, Gnatzkopf (mit sich selber unzufriedener Mensch, dem nichts recht gemacht werden kann), Lodderjan (= Lüdrian, lüderlicher Mensch), Rotznase, Sch . . . kerl, Spitzbube, Langfinger, Hexe, Säufer, Söffel, Saufsack, Hure, Quasselpeter, Quasselfritze, Querkopf, Grützkopf, Xantippe, Rotzlöffel, Krüppel, krüppliges Luder, Pflaps (= Pflegel), Rüpel, Deiwel (Teufel, Satan), Faulpelz, Nasenpopel, Hosensch . . . . r, Klugschnack, Grossmaul, Lügner, Räuber, dickfellige Brut, neunhäutige Brut, kahlköpfiges Luder, Schlatot, Hanswurst. f) Gewerbe: Schinder, Schinderknecht, Spion, Advokat (mehr charakterisirend als beschimpfend), Halsabschneider, Krawattenmacher, Nachtwächter. g) Verschiedene: Alpschwanz, Laffe, Plunder, Klunter (wer lüderlich und zerrissen in der Kleidung geht), Halunke, Luder, Aas, Kanallje, Kerl, Racker, Lümmel, Trine, Lump, Bengel, Schlingel, A . . . . loch, A . . . . gesicht.

Guben. C. G.

Die Prinzessin von England.

(Ein Volkschauspiel aus Ditmarschen.)

Nach einem Schriftstück des H. Kopp in Schülp vom Jahre 1813 mitgeteilt von H. Volksmann.

Gott grüss euch, ihr Herrn, gross und klein,
soviel ihr in diesem Hause sein;
ich bitt', ihr wollet euch bequemen
unser schönes Spiel mit Lust annehmen.
Wir werden ein artiges Spiel anfangen;
ich bitt', ihr Herrn, lasst euch nicht verlangen.

(Der König spricht und der Knecht wartet auf.)

König:
Mein getreuer Knecht, ich habe vernommen
es sei ein zartes Jungfräulein aus England 'kommen;
dieselbe will haben einen Mann
wie sie ihn best bekommen kann.
Ich gebiete dir, du sollst hingehen
und sollst das zarte Jungfräulein besehen.
Kannst du mir dieses Fräulein erwerben,
nimmermehr sollst du bei mir verderben.
Ich will dich machen reich und stolz
mit Silber und mit rotem Gold.

Knecht:
Gnädigster Herr König, das will ich tun,
davor begehr' ich kein'n Lohn.

(Der Knecht reiset hin.)

Knecht zur Prinzessin:
Gott grüss euch, Jungfrau, hochgeboren,
mein gnädigster Herr König hat mich auserkohren;
will sie mit mir ziehen in sein Land,
gross Ehr' und Freud' wird sie da werden bekannt.

Fräulein:
Ach Knecht, die Botschaft tu ich meiden,
viel lieber will ich im Lande bleiben;
der König ist ein alter grauer Mann,
der weder Land noch mehr regieren kann.
(Der Knecht kommt wieder zum König.)

Knecht:
Herr König, wie will es sie behagen,
dero Anbringen ist mir in Gnaden abgeschlagen.
Ihr könnt das Fräulein nicht erwerben;
sie saget, ihr möget zu früh sterben;
dazu sagt sie mir heimlich in Ohren:
euer Leber, Mag' und Lunge wär' verdorben.

(Knecht für sich):
Ho, ho, mein gnädigster Herr König kann de Brut nicht kriegen,
ik mut man lewerst na ehr frien.

(Knecht zum Fräulein):
Gott gröt ju, Jungfer, hübsch und fein,
will ju dohn den Willen mein;
will ju ju laten to myn geben,
wi beiden will't in Freuden leben;
ick heff noch Geld un Gut genog,
so können wi driwen unsern Gefaht.

Jungfrau:
Ach Jüngling, was ist dein Bericht,
dein Geld und Gut begehr' ich nicht.
Viele haben nach mir gefreit,
so mich noch niemals hat gereut;
König und Fürsten aus unsern Orten,
keiner ist mir zu Teil geworden;
drum, lieber Jüngling, geh' nur hin,
du lenkest doch nicht meinen Sinn.

Knecht:
Ach, ihr weset doch nicht so stolz,
ju dregen doch kein idel Gold;
man kann dat ok wol bi ju marken,
dat ju dregt Missing in der Karken;
un wenn ju mich den solkes verziehen,
so mag Henke de Bur na ju frien.

Henke de Bur:
Putz velten, wat schick van fehren
en lütje wacker smucke Dieren.
Ick löf, se heet mit Namen Abel,
de mot ick kriegen bi ihren Snabel.

(Zur Jungfrau):
Min leeve Jungfer, hübsch un fett
haldick mit ju Ehebett;
wi beiden wollen in Freuden leben
un ên den andern de Kusshand geben;
ick kann haspeln un ju könnt spinnen,
wi können unsere Kost wol winnen.
darum so kehret ju to mi,
so könn'n ju hebbn en fetten Bry.

Jungfrau:
Ach, schweig' doch still, du armer Bauer,
du siehst mir aus zu alt und sauer;
deine Hände sind so hart und rauh,
du hast ja weder Rück' noch Bauch;
und was frag' ich nach deinem Brei,
die Hasenbraten sind mir nicht neu.
Du bist so wunderlich geschaffen,
dass ich bei dir nicht möchte schlafen;
drum so freie deines gleichen
und tu mit deiner Rede weichen.

Bauer (kratzt sich hinter die Ohren):
O weh, o weh, o leve Tid,
wat het mi de . . . Deern gebrüht;
ick hab na ehr gefriet so lange Tiden,
un mag de Schitsack mi nich liden;
min verlackten Scho heb ick oplopen,
un deht mi Ko un Kalf verkopen;
min Swien un Schap un ock min Lamm,
un meen ick werde Brüdigam;
un awer krieg ick solck Beschet:
Adjüs, min leve Abel-Gret.

Der Narr:
Hax pocks Filias
Kann' Bier macht den Hals nass;
ju bi miner Taschen;
Hencke Bur, lat mi vör ju frien,
ick bin mir hübschen Kerl;
ick war de Brut noch wol kriegen,
hey sa sa lustig hey sa sa sa sa sa.

(Zur Jungfrau):
Ick gröt ju Jungfer, dörch mi Gat
davon is ju Kop so glatt
ick seh' ju an von fehren
vor eine hübsche Deeren;
ick se to mie Tiden,
dat ick kam um ju to frien.

wo ju mi willen han,
mät ju mit mi to Fote gan.
Jungfrau:
Schweig, du Geck,
halte dein Gebreck,
wirst du der Rede nicht schweigen,
so werd' ich wahrlich mit dir keifen.
Narr:
Oho, wo ju willn mit mi kifen,
so stait min Narr twischen twe Schifen;
hart ick ju op de Husföss,
woll mit ju eten Eier un Mettwurst;
hart ick ju op den Balken,
ick woll' mit ju spalken;
hart ick ju op de Bähn,
ick woll mit ju klähn;
ick woll mit ju to kehre gan,
Hand un Föt schulln ju beide in de
Höhe stan.

Kleine Mitteilungen.

Sitte und Brauch. Wie alte Sitten ihre Bedeutung überdauern, dafür giebt die „Vestslesvigs-Tidende" in Flensburg folgendes Beispiel: Pastor Feilberg, früher in Valsböl, machte auf der Versammlung für dänische Kulturgeschichte in Aalborg folgende Mitteilung: In einer Kirche auf den Inseln war es bis in das letzte Jahr hinein Brauch, dass, wenn die Männer zum Altar gegangen waren und wieder herunterkamen, sie an einer bestimmten Stelle zu den Frauen hinnickten. Keiner kannte den Grund. Zufällig wurde eine Kalklage entfernt und ein Marienbild kam hier an der Wand zum Vorschein. Der Gruss hatte offenbar diesem Bilde gegolten und der Brauch hatte sich 400 Jahre lang erhalten, nachdem sein Sinn längst vergessen war. A. Treichel.

In „Am Ur-Quell" II, 14. 15 finde ich die slovakische Volkballade „Die Prinzessin von England". Diese stimmt genau zu dem alten deutschen Volkliede „Südeli" (Es hat ein König ein Töchterlein) bei Uhland, Volksl. I, 273, Nr. 121. Die Einleitung (Erzählung des Slovaken) weicht insofern ab, als im deutschen Volkliede (D) ein Krämer die kleine Königtochter stiehlt und einer Wirtin zum Aufziehen giebt, während die slovakische Überlieferung (S) die fliehende Königtochter durch ihre treulosen Begleiter an die Wirtin verkauft werden lässt. Ganz gleich ist, dass der einkehrende Fremdling das bedienende Mädchen begehrt und die Wirtin darein willigt. Die Belohnung dafür an die Wirtin fehlt D. Das Schwertlegen D ist Zusatz. Gleich ist, dass das Mädchen im Kummer seine hohe Herkunft verrät. Der Fremde ist Bruder des Mädchens D, Vater S. Das Erstere ist besser. D führt den Schluss genauer aus. Im Ganzen wird S dem Urbilde näher kommen.

Freiburg i. Br. Friedrich Pfaff.

Vom Büchertische.

Vid Vuletić Vukasović: Srpski narodni vezovi. Pribrao ih. (Serbische Volkstickereien und Häcklereien. Gesammelt von V. V. V.) Mit 4 Tafeln. Belgrad 1891. 4 S. gr. 4°. VIII. Denkschrift der serb. k. Akademie. Für „Denkschrift" sagen diese Akademiker spomenik, ein Wort, welches im gewöhnlichen Leben Grabdenkmal bedeutet. Ei, ist das ein feiner Witz! Doch nicht davon will ich erzählen, sondern vom Herrn Felix Lay, der sich auch Srećko Lay nennt und aus Essegg stammt. Als sich in den 70er Jahren das Urslaventum auf der Balkanhalbinsel zu regen anfing, geriet Felix Lay auf den gewinnbringenden Einfall, zu seinen Gunsten die löbliche Nationaleitelkeit der Südslaven mit einer Luxussteuer zu belegen. Wie gedacht, so angespähnt. Er gab eine grosse Sammlung „südslavischer Ornamente" heraus und zog aus diesem Unternehmen, wie mir sein Verleger Herr Goldmann (Firma Halm und Goldmann, Wien I. Babenbergerstr. 1) mitgeteilt, einen reinen Nutzen von 18—20000 Gulden. Als Gymnasiast sah ich schon dieses Werk und musste mich nicht genug über die herrlichen „südslavischen" Muster wundern, die mir ganz unbekannt waren, denn als Sohn eines Kaufmannes, der Jahr aus Jahr ein viele Centner Stickwolle an Bäuerinnen verkaufte, war mir der Bedarf des Bauernvolkes zum mindesten in Slavonien nicht fremd und ich verstand auch, was eine Bäuerin leisten und nicht leisten kann. Soviel merkte ich, dass das Südslaventum Lays nicht in jenem Süden zu finden sei, in dessen Mitte

ich lebte und er aufgewachsen war. Im J. 1886 lernte ich Herrn Lay in Wien kennen. Jeder Zoll ein Annepper. Herr Goldmann, sein Verleger, erzählte mir folgendes und bevollmächtigte mich über meine neuerliche Anfrage am 8. Januar 1892 zur Veröffentlichung der Mitteilung: „Lay hatte kaum für 2 Hefte Material aus dem Süden. Als er merkte, dass das Geschäft gut geht, schickte er einen geübten Zeichner in ein Wiener Museum und liess von ihm einzelne schöne und gefällige Muster von orientalischen Teppichen abzeichnen.“ Herr Goldmann ist als ehrenwerter Mann bereit, gegebenen Falls diese Erklärung selbst vor Gericht zu wiederholen, aber wir können auf sein Zeugnis auch verzichten; denn Vuletić's Schrift ist, ohne dass er dies irgendwie beabsichtigt, der schlagendste Beweis für die Irreführung des Publikums durch Felix Lay. Ob die von Vuletić in sauberen Bildern sehr anschaulich dargestellte Stickerei und Häcklerei einer s. g. primitiven Technik angehört, will ich als Nichtfachmann unerörtert lassen, die Ornamente aber sind jedenfalls alt, weil sie in ihren Grundzügen auch schon auf viele Jahrhunderte alten Grabsteinen vorkommen. Wenn nun ein Kernmagyar behaupten wollte, dass die gleichen Ornamente auch bei den Magyaren seit jeher vorkommen, so wird man auch ihm Recht geben müssen. Vuletić's Verdienst ist es, den Anfang zu einer wissenschaftlich brauchbaren Sammlung von Stick- und Häckelmustern gemacht zu haben. Die dreissig oder vierzig verschiedenen Namen für verschiedene Häckchen und Windungen beweisen wieder einmal, dass einer reich entwickelten Nomenclatur nicht immer auch ein reiches Können entsprechen müsse, oder wie das jüdische (deutsche) Sprichwort sagt: wer szach (eine Menge) redt, is trefo. K.

Die Volkkunde auf dem akademischen Katheder. Nun scheint gemach die Folklore-Wissenschaft auch in Deutschland universitätfähig zu werden [1]) Am Montag, den 2. November 1891, hat sich an der von jeher durch gediegene Pflege der Sprach- und Literaturgelehrsamkeit ausgezeichneten Leipziger Universität Dr. phil. Gustav Weigand mit einer Antrittvorlesung „Über die Methode bei der Sammlung von Volkdichtungen“ als Dozent für Romanistik habilitiert. Dieser Gelehrte, der zweimal mit Reise-Stipendien der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften und der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften die mittleren westlichen und südwestlichen Teile der europäischen Türkei unter dem Schutze der ottomanischen Staatregierung zu philologischen Studienzwecken durchwanderte, hat bereits zwei äusserst wertvolle Veröffentlichungen aus dem uns sehr nahe angehenden Gebiete vorgelegt. 1888 erschien zu Leipzig bei J. A. Barth sein Buch „Die Sprache der Olympo-Walachen. Mit einer Einleitung über Land und Leute“, jetzt eben (ebd. 1892) „Vlacho—Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung.“ Auch in der letzteren Arbeit wird vielerlei geboten, was sich auf Dinge aus dem Felde dieser Zeitschrift bezieht. Insbesondere gehören hierher der einführende Abschnitt über „Land und Leute“ (die Megleniten sind ein zwischen den Dako-Rumänen und den Makedo-Rumänen mitteninstehender Stamm, dessen Sprache im Istro-Rumänischen einen engverwandten Zweig des gemeinsamen Mutteridioms besitzt), die dem Volkmunde abgelauschten, hier (wie die entsprechenden Proben in dem Werke von 1888) mit Verdeutschung begleiteten Texte des dritten Kapitels. Im nächsten Frühjahre gedenkt Weigand eine Arbeit über den Folklore der Makedo-Rumänen, worüber er umfängliche und gründliche Sammlungen an Ort und Stelle unternommen hat, in Druck zu geben.[2])

Leipzig. Dr. L. Fr.

[1]) Es sei dabei erinnert, dass der Herausgeber der „Zeitschrift des Vereins für Volkkunde“, Geh. Regierungrat Weinhold, ordentlicher Professor der Germanistik an der Berliner Universität ist.

[2]) Die rumänische Nation ist von Weigands neuem Buche soeben unterrichtet worden: Romänische Revue (Wien) VII, 580.

Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Verwaltung in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

III. B. IV. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Das Blut im Glauben der alten Aegypter.

Von A. Wiedemann.

Über den Glauben an eine geheimnisvolle Kraft des Blutes liegen bei den alten Ägyptern weniger Angaben vor, als man bei einem Volke erwarten sollte, welches sich mit solchem Eifer der Magie und dem Zauber in allen ihren Richtungen hingegeben hat. Dies liegt jedoch gewiss nicht daran, dass der Blutglaube bei ihnen eine geringere Rolle gespielt hätte als bei andern Völkern des Altertumes und der Neuzeit; der Grund ist vielmehr nur darin zu suchen, dass zufällig die hierher gehörigen Texte noch nicht wieder zugänglich geworden sind. Darüber lässt schon das vorliegende Material, welches im Folgenden kurz zusammengestellt worden ist, keinen Zweifel zu, dass auch dem Ägypter das Blut des Menschen wie des Tieres als ein ganz besonderer Saft galt, der besonders bei Krankheiten verschiedenster Art heilbringende Wirkungen auszuüben vermochte.

In den Göttermythen wird einmal des Blutes an wichtiger Stelle gedacht. Im Totenbuche (Kap. 17. 23) findet sich in einem wohl aus der Zeit vor 2000 v. Chr. stammenden Satze die Angabe: „Aus dem Blute, welches hervorging aus dem Phallus des Sonnengottes Râ, als er sich selber schnitt, entstanden die Götter, welche in seinem Gefolge sind, nämlich Hu (der Geschmack) und Sa (das Wissen?).“ Sonst wird in religiösen Texten nirgends auf diese Selbstentmannung eines Gottes, welche in den semitischen Mythen häufig erwähnt wird, angespielt. Trotzdem muss die Erzählung im Nilthale eine grössere Bedeutung besessen haben, denn sie hat auf das Volkmärchen eingewirkt. In diesem (Märchen von den beiden Brüdern S. 7, Handschrift des 13. Jahrh. v. Chr.) schneidet sich der eine Bruder das Glied ab und wirft es in den Fluss, wo es von dem Zitterrochen ver-

schlungen wird, ähnlich wie nach der Osirislegende der Oxyrhinchos-Fisch das Glied des toten Osiris verschlang.

Aus dem Totenbuche erfährt man weiter, dass die 42 Beisitzer des Osiris bei dem Totengerichte sich von dem Blute der Bösen nährten (Kap. 125. 2), einer von ihnen heisst denn auch „der Fresser des Blutes“ (Kap. 125. 29). Ein ähnlicher Gedanke schwebte vermuthlich bereits dem Verfasser eines der Pyramidentexte (um 3000 v. Chr.) vor, als er berichtete (Pyramide des Königs Unas l. 430, des Königs Teta l. 246), das Herz der von dem Gott gewordenen Toten besiegten Feinde gehöre diesem selber, ihr Eingeweide den geflügelten Himmelbewohnern, ihr rotes Blut den Erdbewohnern. — Von solchem Blute, das man den besiegten Feinden entströmen liess, sprechen die religiösen Texte öfters. In ihm ackern die Götter, der Sonnengott badet und reinigt sich darin (Totb. 134. 5), mit Bier vermischt dient es der Göttin Sechet, welche das Menschengeschlecht zu vernichten strebt, als berauschendes Getränk u. s. f., eine tiefere Bedeutung hat die Nennung des Blutes in derartigem Zusammenhange jedoch im Allgemeinen nicht.

Unter den Opfergaben für den Toten, in deren Reihe fast alle Tierteile Aufnahme fanden, fehlt auffallender Weise das Blut. Bei der Schlachtung des Opferstieres an der Grabthür sieht man bisweilen einen priesterlichen Beamten dargestellt, welcher das aus der durchschnittenen Kehle ausströmende Blut in einem Topfe auffängt (vgl. hierzu auch den Pyramidentext Teta l. 144). Dasselbe sollte vermutlich aus dem Tiere entfernt und fortgegossen werden, da man frisches Ochsenblut auf Grund eines im Altertume, insbesondere bei den Griechen, viel verbreiteten Glaubens (vgl. Wiedemann, Herodots Zweites Buch S. 184) für giftig gehalten haben wird, und es darum nicht als Nahrung für den Verstorbenen verwenden mochte. Nur einmal wird auf eine Blutspende hingewiesen; in einem Unterweltraume hatte man (Totenb. Kap. 144. 28) an jeder Thüre u. a. darzubringen „Blut aus der Lunge (?) und aus dem Herzen 100 Tropfen.“

Als Träger der Lebenskraft tritt uns das Blut in dem bereits erwähnten Märchen von den beiden Brüdern (S. 16) entgegen. Hier verwandelt sich der eine Bruder Batau in einen Stier; dieser wird geschlachtet und an dem Palaste vorüber getragen, da schüttelt er seinen Nacken und schleudert zwei Tropfen Blut aus, je einen auf eine Seite des Palastthores. Aus jedem Tropfen erwächst während der folgenden Nacht ein grosser Baum, der eine Verkörperung des Batau bildet.

Weit häufiger ist von der Verwendung des Blutes als Heilmittels die Rede. Im Totenbuche (Kap. 156) wird ein Amulett, Namens tet geschildert, welches die Form einer Binde hatte, und sich plastisch in Stein oder Thon nachgeahmt häufig bei Mumien findet, auch gerne auf Grabwänden und Särgen abgebildet ward. Dasselbe stellte das Blut der Isis dar und diente als Amulett zum Schutze des Osiris und des diesem gleichgestellten Toten und zur Vernichtung seiner Feinde.

Von dem Blute der Isis spricht bereits ein Pyramidentext (König Rā-mer-en l. 774), dessen genauer Sinn freilich dadurch unklar wird, dass er sich auf eine sonst unbekannte Mythe bezieht. Vor allem ist es fraglich, ob in ihm an das Blut zu denken ist, welches der Isis entströmte, als ihr Horus ihr Sohn das Haupt abschlug oder an ihr Menstruationblut — eine Blutart, die in der Magie und dem Glauben zahlreicher Völker grosse Bedeutung besitzt — was die Nennung des Blutes einer zweiten Göttin, der Nephthys, neben dem der Isis wahrscheinlicher macht. Der Satz selbst behauptet, der selige Tote sei das Rote (äg. ȧns „rot sein, spez. das rote Zeug"), welches hervorging aus Isis, er sei das Rote (äg. descher „rot sein, spez. roter Saft, Blut"), welches heraussträufelte aus Nephthys.

In den altägyptischen Rezeptsammlungen wird oftmals des Blutes gedacht. So empfiehlt der grosse, von Ebers herausgegebene, medizinische Papyrus zu Leipzig (Handschrift von etwa 1800 v. Chr.) als Mittel, um zu verhindern, dass ausgezogene Wimperhaare wieder nachwachsen (Taf. 63. 14): „Weihrauch mit Excrementen der Eidechse zerrieben 1 Teil, Rindblut 1 Teil, Eselblut 1 Teil, Schweineblut 1 Teil, Windhundblut 1 Teil, Hirschblut 1 Teil, schwarze Augenschminke 1 Teil, Grünspan 1 Teil. Zerreibe diese mit den Blutarten, thue es an die Stelle jenes Haares, nachdem du es ausgezogen hast, dann wird es nicht (wieder) wachsen." Ein anderes Mittel gegen dasselbe Leiden (l. c. 63. 18—9) setzt sich zusammen aus je 1 Teil Fledermaus(?)blut, (zerstossener) Rand eines neuen Topfes, Honig. Ein drittes gegen ein ähnliches Übel (l. c. 63. 12—3) besteht aus je 1 Teil wohlriechendes Harz, Eidechsenblut, Fledermaus(?)blut. Etwa 1800 Jahre später empfahl Dioscorides gegen derartige Leiden ganz ähnlich das Blut von grünen Fröschen, Tauben, Rebhühnern, Wanzen, während die mittelalterliche Salernitaner-Sammlung das Blut von Fledermäusen, Fröschen und Schildkröten verwertete.

Gegen graue Haare verordnet der altägyptische Arzt (l. c. 65. 8—9) „Blut eines schwarzen Kalbes in Öl zu kochen und damit einzureiben" oder (63. 20) „Blut einer schwarzen Kuh in Öl zu thun und damit einzureiben" oder (63. 12—13) „Blut aus dem Horn einer schwarzen Kuh in Öl zu erwärmen und damit einzureiben" oder (63. 16—18) „Blut von der Kinnlade (?) eines Vogels in Balsam zu thun und damit einzureiben." Galen verzeichnet dem entsprechend als Haarmittel Blut von Schildkröten, Hasen und Hirschen. — In ein ägyptisches Mittel gegen Halsgeschwüre wird u. a. gethan (l. c. 104. 5) Bienenblut, in ein zweites Bienenblut und Vogelblut (l. c. 105. 6), in ein drittes gegen eine andere Geschwürsart ausser vielen andern Bestandteilen getrocknetes Blut (l. c. 106. 1). — In einem nicht vollständig erhaltenen Rezept, um allen Zauber zu vertreiben (l. c. 88. 21—2) gilt als wirksam Taubenblut, Gänseblut, Schwalbenblut und Geierblut. — Hierhin gehört endlich eine Angabe des Plinius (hist. nat. 26. 8), derzufolge die ägyptischen Könige gegen die Elephantiasis Bäder in Menschenblut angewendet hätten.

Gegen Blutungen, um dies zum Schluss zu erwähnen, benutzte man Beschwörungen (vgl. Pap. Ebers. 95. 12; 60. 16 ff.), auch scheint dabei Handauflegen üblich gewesen zu sein, wenigstens nennt das Totenbuch (Kap. 99. 17) einen Teil des heiligen Schiffes „die Hand der Isis, um zu stillen das Blut des Horusauges“. Dieses Horusauge ist das Auge des Sonnengottes, welches durch den Gott des Bösen Set verwundet ward, eine Verletzung, die eine Sonnenfinsternis hervorrief, welche dann ihrerseits durch die Heilung des verletzten Auges ihr Ende fand.

Bonn.

Totenfetische im Glauben nordgermanischer Völker.

Von H. F. Feilberg.

(Schluss.)

Auch Menschenfleisch kann man als Zauber erwähnt finden. Einige isländische Fischer ergriffen ein altes Weib und töteten es, andere behaupten doch, dass sie es nur auf dem Kirchhofe tot ausgegraben hatten. Ihr Fleisch benutzten sie als Köder, und sie fischten überaus viel, während die anderen Böte wenig oder gar nichts erhielten. Nur einer von der Genossenschaft hatte nicht das Fleisch anrühren wollen; er träumte, ehe die Fischzeit vorüber war, dass ein altes Weib zu ihm käme, ihn zu warnen, an einem gewissen Tage nicht auf die See zu gehen. Er stellte sich am bestimmten Tage krank, blieb am Leben, seine Genossen ertranken.[1] Die Eskimo in Grönland erzählen in ihren Sagen, dass Genuss von Menschenfleisch rasend mache.[2]

Das Fruchthäutchen und die Nachgeburt haben ihre eigene Geschichte. Das Häutchen, das ein Kind im Mutterleibe umgiebt und mit welchem es zur Welt kommt, nennen die Isländer „fylgja“, und hegen die Vorstellung, dass es eine gewisse Heiligkeit besitze; es dürfe nicht weggeworfen, sondern müsse unter die Thürschwelle vergraben werden. Ein Teil der Seele des Kindes sei daran gebunden, und würde es weggeworfen, könnten böse Geister dem Kinde dadurch Schaden zufügen, und würde es von wilden Tieren gefressen oder aufgebrannt, wäre das Kind ohne „fylgja“ oder Schutzgeist und das war eben so schlimm als ohne Schatten zu sein.[3] Andere sagen, dass man die Nachgeburt begraben soll, und an den Ort, wo dies geschehen, einen Stein legen, auf welchen die Kindbetterin bei ihrem ersten Aufstehen den Fuss zu setzen habe, dann aber müsse sie drei Mal um den ganzen Hof herumgehen.[4] Wenn Kinder einmal mit

---

[1]) Arnason I. 304.
[2]) Sieh z. B. Rink, Eskimoiske Aeventyr og Sagn I. Nr. 9.
[3]) Arnason I. 355.
[4]) Maurer, Isl. S. S. 82.

dem Fruchthäutchen geboren werden, wird es als grosses Glück angesehen, das Häutchen wird auf Island „sigurkufl", in Norwegen „sigerhuva", in Schweden „segerhue", „segerluva" oder „segerhätta" (Sieghaube), in Dänemark „sejrskjorte" oder „sejrsärk" (Sieghemd) genannt. Es wird in Dänemark von den Wöchnerinnen sehr sorgfältig aufgehoben und manchmal von der Hebamme in die Kleider des Neugeborenen eingenäht, weil man glaubt, dass es alles Unglück vom glücklichen Besitzer fern hält. Einige glauben, dass wer eine solche Glückhaube besitze, sei gegen alles, einen silbernen Knopf ausgenommen, unverwundbar.[1]) In früheren Zeiten soll hier im Lande die Glückhaube besonders als glückbringend von Advokaten gesucht worden sein, doch weiss ich darüber augenblicklich nichts Näheres vorzubringen. In Norwegen muss die „sigerhuva" unter fettem Föhrenholz aufbewahrt werden. Gerät das Haus in Feuer, muss der Besitzer rund um das Haus mit der Haube am Kopfe herumgehen, dann wird das Feuer sich nicht ausbreiten.[2]) Ist ein Kind geboren und von der Nachgeburt getrennt, muss jemand stillschweigend ein Stücklein davon abschneiden, eine Gansfeder hindurchstecken, durch welche die Wöchnerin dreimal zu blasen hat; alle Nachwehen werden dann gleich aufhören. Wird das Kindlein krank und das obere Stück dieses Dings ihm pulverisirt in Wein eingegeben, so genest das Kind, an welcher Krankheit es auch leiden möge.[3]) Die Nabelschnur wird aufgehoben, zu Pulver gebrannt und gegen Steinschmerzen und Krämpfe beim Kinde benutzt.[4])

Noch zum Schlusse ein paar vereinzelte Bemerkungen. In nordischen Märchen ist der Zug ganz allgemein, dass der Zauber dadurch gelöst wird, dass man dem „weisenden" Tiere den Kopf abhaut und ihm verkehrt an den Hinteren steckt.[5]) Es kommt auch in nordischen, besonders isländischen, Sagen vor, dass Menschen mit Wiedergängern siegreich kämpfen, aber der Kampf geht gleich vom neuen an, bis der Lebendige dem Toten den Kopf abgehauen hat und ihm ihn an den Hinteren legt oder wohl auch die ganze Person zu Asche verbrennt.[6]) In älterer Zeit war es in Dänemark ein allgemeiner Glaube unter dem Volke, dass Missethäter, die durchs Beil hingerichtet worden waren, so begraben wurden, dass der Kopf zwischen den Beinen oder an die Füsse gelegt wurde; der Gestorbene würde in dem Falle nicht als Wiedergänger auf die Erde zurückkehren können. Würde dagegen der Kopf neben die Leiche gelegt, nähme der Tote den Kopf unter seinen Arm.[7]) Ob dieser Glaube mit den

---

[1]) Thiele Nr. 387. J. Kamp S. 406. 1338.
[2]) Folkevennen VIII. 471. 54.
[3]) J. Saml. IV. 159. 131.
[4]) Thiele Nr. 388.
[5]) Die Beispiele sind beinahe endlos, ich verweise nur auf Kristensen V. 170. 201. 339.
[6]) Grettis saga k. 18.
[7]) J. Kamp 391. 1257.

vielen Sagen von kopflosen umherspukenden Menschen in Verbindung steht, weiss ich nicht.

Als der nordische Wiking, Ivar, Sohn Ragnar Lodbroks in England starb, befahl er auf seinem Totenbette, dass er dort begraben sein wollte, wo das Reich am meisten feindlichen Anfällen ausgesetzt war. Es geschah alles, und jeder Versuch, über seinen Grabhügel hervorzudrängen, misslang, bis Wilhelm der Bastard, einen Einfall ins Land versuchend, zuerst Ivars Hügel ausgrub und ihn unverwest darinnen fand. Er liess einen mächtigen Scheiterhaufen anrichten, auf dem er des Wikings Leichnam zu Asche verbrannte. Darnach erhielt er den Sieg, der Zauber war gebrochen.[1]) Was hier in dunklen und verwischten Zügen erzählt wird, tritt deutlicher in dem Berichte hervor, den wir von dem irländischen Fürsten Eoghan Bell, König von Connaught, lesen. Nach seinem Befehle wurde er mit seinem roten Wurfspiesse in der Hand, das Gesicht gegen die Richtung gekehrt, von welcher die Feinde ins Land einfallen mussten, begraben. Und jedesmal, so oft ein Versuch gemacht wurde, das Land mit Krieg zu überziehen, mussten die Feinde mit Schaden und Schanden davon gehen. Zum Schlusse versammelten sie ein grosses Heer, erbrachen Eoghan Bells Grab und begruben wiederum seinen Leichnam, mit dem Munde nach unten gekehrt, dass er in der Zukunft nicht mehr seinen Feinden Schrecken einjagen möge.[2])

Nachträge: Wenn auf Island eine Zauberin den „Zuträger“ (das Gespenst, das ihr Milch und Butter bringen soll), fertig gezaubert hat, wie ich es beschrieben, schneidet sie sich am inneren Schenkel eine kleine blutende Wunde, zieht die Haut aus, um eine Art von Zitze zu machen; daran lässt sie den „Zuträger“ sich festsaugen und trägt ihn auf die Weise mit sich umher, darum sind alle solche Zauberinnen lahm.[3])

Der Nationalheld der Isländer, Gretter, hatte landflüchtig einen Zufluchtort auf einer schwer zugänglichen Insel, Drangey, gefunden. Einer seiner Feinde suchte die Hülfe einer Zauberin, um ihm ein Unglück zu machen. Sie, ein altes Weib, forderte an das Gestade des Meeres geführt zu werden, suchte dort unter dem Treibholze eine ziemlich grosse, knotige Wurzel aus; sie sah dieselbe aufmerksam an, liess sie an der einen Seite glatt machen, darnach nahm sie ihr Taschenmesser, ritzte in sie Runen, besprengte sie mit ihrem Blute, sagte einige Zauberworte her und ging darnach dem Laufe der Sonne zuwider rund um sie herum; darnach wurde das Holzstück ins Meer geworfen, und sie sagte, es würde nach Drangey treiben und Gretter alles mögliches Unglück bringen. Wie sie vorhersagte, geschah es, die Wurzel verursachte seinen Tod.[4])

Verwundet ein Mädchen sich mittelst der Nähnadel, während

[1]) Ragnar Lodbroks saga K. 19.
[2]) Folklore I. 243.
[3]) Arnason I. 431.
[4]) Grettirs saga Kap. 81 (1859).

sie an einem neuen Stück Kleid näht, wird sie geliebt werden, weilen sie das Kleid trägt.[1])

Vaterunser mit dem eignen Blute, von dem linken Unterarme genommen, rückwärts mittelst der Feder eines kleinen Sumpfvogels an einen Streifen Papier oder ein Stück Fell geschrieben, ist besonders kräftig zum Heraufbeschwören von Toten (Island).[2])

Ein Wiedergänger hat ein Kind getötet; gefragt, antwortet er, wenn man dem Kindlein Blut aus der Unterseite der kleinen Zehe nähme, würde es wiederum lebendig (Island).[3])

Darum in Dänemark.

Königtum und Göttlichkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Josef v. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

Die erste und man kann sagen auch die letzte naturnotwendige Gesellschaft des Menschen ist die Familie in ihren mannigfachen Erscheinungformen, aus der er ja historisch allein hervorgeht.[4]) Ihr Anfang und ihre Spitze ist unter gegebenen Culturzuständen der sie gründende Mann, der Vater. Was den Menschen zuerst erfahrungmässig auf die Schöpfung als ein Werk der Liebe brachte, das war die Vaterschaft. Diese Anschauung wird nicht alteriert dadurch, dass der Vater, um zu erhalten, oder was dasselbe ist, fortzuzeugen, zu erziehen, auch gebieten, zwingen, strafen muss. Ist die Familie von keinem höheren Recht abhängig, so erscheint sie als erster Staat und dann tritt der Vater nicht nur als solcher, sondern auch als König auf.

Es muss auffallen, dass von gewissen produktiven Beschäftigungen wie z. B. vom Hirtentum die Bezeichnung des Königs hergenommen wird, nicht aber von zerstörenden, wie z. B. vom Krieg und von der Jagd. Die Bezeichnung Heerkönige bedeutet entweder noch kein politisches ansässiges Herren- oder Königtum oder eine durch die Umstände gebotene Funktion des Königs. Die Liebe hat damit nichts zu thun und das Schwert als Emblem des Königs ist das Symbol der höchsten richtenden Gerechtigkeit.

Wird der erste Vater[5]) als geschichtliches Individuum der Anschauung seiner Nachkommen entrückt, so bekommt er bei der anthropomorphischen Neigung der Menschen als Urahne selber den Charakter

---

[1]) Kristensen, Folkeminder IV. 384. 416.

[2]) Arnason I. 318.

[3]) Arnason I. 344.

[4]) Zu den Ideen der französischen Revolution in den ersten Jahren gehörte, dass Frankreich mit seinem Könige das Bild einer Familie darstellen solle.

[5]) Die Laren als divi (d. h. als vom Körper geschiedene Geister oder Seelen) sind Väter und Herren (Lippert, die Relig. S. 422. 426). — Ulfilas nennt Gottvater den „weisen König“.

eines göttlichen Wesens. Treten infolge einer Verbindung mehrere Familien oder Stämme zu einem grösseren Ganzen zusammen, so wird der wirkliche oder ein fingierter Schöpfer der Verbindung, möglicherweise auch der Gründer einer der verbündeten Familien, zum Urahnen oder Obergott der letzteren[1]); während in diesen die Culte der nunmehrigen Untergötter als Familien- oder Stammesahnenculte fortdauern. Dabei ist es begreiflich, dass, wenn ein besonderes Priestertum besteht, nicht sowohl die Eigenschaft seiner Glieder als geistlicher Väter, sondern ihr Beruf als Gottesdiener, als Diener eines Vatergottes, dazu führt, sie selber als Väter, papa, zu bezeichnen.

Vaterschaft (patriarcha), Herrentum und Königtum sind daher (wie rex und βασιλεύς) nicht nur sprachlich, sondern mehr noch sachlich verwandte Begriffe, die alle zusammen nächste Verwandtschaftbeziehungen zum Wort und Begriff Gott haben, mit Naturnotwendigkeit zugleich das Dasein und den Begriff eines Volkes mit sich bringen und eben deshalb nicht nur zur Welt des Glaubens, sondern auch des Intellects und der Materie in Beziehung stehen.

Was wir hier vorerst am meisten betonen wollen, ist, dass mit einem solchen Herrnverhältnis auch von selber ein alle Richtungen des menschlichen Lebens in sich tragendes Genossenschaftverhältnis gegeben erscheint.

Es ist begreiflich, dass man ein Wort und einen Begriff, wie König oder Häuptling u. s. w., der demnach an sich die genealogische Spitze eines Geschlecht-Stammes bezeichnet und von der ersten, allgemeinsten und naturnotwendigsten Gesellschaft sich herschreibt, auch auf die Spitzen anderer menschlicher Gesellschaftungen oder begrifflicher Zusammengehörigkeiten anwendete, ohne dabei an eine staatrechtliche Oberhauptschaft zu denken. Dies geschah selbst dann, als „König“ bereits ein ganz allgemeiner staatrechtlicher Begriff geworden war — ganz abgesehen von dem auch heute noch häufigen Vorkommen des Wortes König als einfachen bürgerlichen Familiennamens.

So kam z. B. bei den Römern, auch nachdem sie die Könige vertrieben und dem Königtume ewige Feindschaft geschworen hatten, noch ein rex sacrorum oder sacrificulus, ein rex convivii vor, während die Marcia gens für ihre Mitglieder den Beinamen rex mit sich brachte (so z. B. der Consul Marcius rex zur Zeit des Cicero).[2]) Auch pflegten bei den Saturnalien sich die Kinder einen König zu wählen, eine Sitte, welche sich wahrscheinlich von Frankreich aus in dem nach

---

[1]) Lippert, Die Rel. 199 f. 354 f., weist darauf hin, wie bei den alten Germanen, gleich vielen andern alten Völkern, Menschen und Götter bunt durcheinander laufen, wie aber bei den Germanen auch Götter von den Menschen stammen, während z. B. bei den Griechen die Menschen von den Göttern stammen. Jedes griech. Volk hatte übrigens seinen Zeus, wie wahrscheinlich jedes lateinische seinen Jupiter. Mit der Erweiterung der Nationalität entstand auch ein National-Zeus resp. Jupiter.

[2]) Es war mehr als ein ehrender Vergleich, wenn man den röm. Senat eine Versammlung von Königen nannte.

Deutschland verbreiteten Fest des Bohnenkönigs erhalten zu haben scheint. In China giebt es „Bettlerkönige“ (Huc, Das chinesische Reich, II. S. 200; Fortune, Reisen, S. 245 u. 359); Fra Pazifico, ein Schüler des hl. Franziscus, hiess einst „rex versuum“. Das romanische Mittelalter kannte eine ganze Menge solcher Könige, z. B. den „roi de paille“, „roi de l'arquebuse“, „roi des ménéstrels“, „roi des ribauts“, „roi des merciers“, dann ein „royaume bézoche“, ein royaume des truants (Vagabunden) u. s. w. In Deutschland sprach man von dem Königreich der fahrenden Leute, von Pfaffen-, Seiler-, Bauern-, Schützen-, Wappen- und Ritter-, Ball-, Zaun-, Erl- und anderen Königen. Sogar von „Königinnen“ und „Äbtissinnen“ der öffentlichen Frauenhäuser wurde gesprochen (Gierke, Humor im deutschen Recht, Berlin 1871, S. 21); wie überhaupt im 14. Jahrhundert und schon vor dem[1]) das Wort König für identisch mit „Vorsteher“ gebraucht wurde (Roth von Schreckenstein, Reichsritterschaft I. S. 447, 490, 520). Der Kurfürst von Sachsen hiess im dreissigjährigen Krieg „rex cerevisianus (Biergörgel)“ und selbst in neuester Zeit gebraucht man das Wort, um die alles dominierenden Interessen, das Edelste und Beste[2]) in seiner Art mit König oder königlich zu bezeichnen: so ist bald die Baumwolle, bald der Dampf König, man spricht von einem Wüstenkönig und von königlichen Esswaaren; die Anwendung der Bezeichnung für Gott, Christus, den Papst ist bekannt.

Die Könige werden mitunter auch noch anders bezeichnet wie z. B. der Feudalkönig mit „Senior“, der landesherrliche König mit „alleiniger Erbherr“ oder „alleinige, höchste Landesobrigkeit“ (Walter, Deutsche Rechtgeschichte, I. S. 172; Warenstedt, Staat- und Erbrecht von Schleswig-Holstein, S. 4 ff.)[3])

Besonders häufig und weit verbreitet, aber auch uralt, sind die Bezeichnungen der Könige mit „Landesvater“, „Vater des Volks“, Bezeichnungen, deren hohes Altertum und allgemeine Anwendung sich aus den einleitenden Worten dieses Abschnitts erklärt und die, wenn richtig aufgefasst, auch jetzt noch ihre Berechtigung haben (ihnen entspricht „Landesmutter“, „Mutter des Volks“).[4]) Noch in den

---

[1]) So hiess z. B. der Herzog von Bayern lange rex Bajuvariorum, das deutsche Reich selber regnum Bavariae.

[2]) Manchmal ist das Königtum nur eine Velleität. So führte z. B. der Gouverneur v. Man, genannt Lord of Man, bis auf Thomas Grafen v. Derby unter Eduard IV. den Namen: König v. Man. Der erste derselben, John de Stanley, wurde auf dem Hügel Tynwall in feierlichster Versammlung vor dem gesammten Volke als Herrscher proklamirt. Als solcher hatte der jeweilige Inhaber dieser Würde unbeschränkte Gewalt über das ganze Land. Seine Büttel durften z. B. Knechte und Mägde zu seinen pressen, wo sie nur wollten, nur nicht in den Häusern der Geistlichen. Dies wurde sogar 1777 bestätigt und besteht noch zu Recht, ist aber thatsächlich ausser Gebrauch gekommen.

[3]) Charakteristisch sind auch folgende Anwendungen: „Jeder König ist Kaiser in seinem Lande.“ — „Jeder Baron ist König in seiner Baronie.“ — „pauvre homme (der Bauer) en sa maison est roi.“ — Bekanntlich beanspruchten die Kurfürsten und beanspruchen noch die Kardinäle königliche Ehren.

[4]) Nic. v. Cues: Der Monarch wird nur dadurch zum Vater der Einzelnen, dass er sich als Geschöpf der Gesammtheit erkennt.

ersten Monaten der Etats généraux wird der König selbst von einem Mirabeau und Grégoire stets Vater des Vaterlands „le père de tous les Français“ u. s. w. genannt (vgl. z. B. Buchez u. Roux, hist. parl. II. 51). Letztere heissen „seine Kinder“, „seine Familie“ (z. B. l. c. 56. 119. 132. 133. 134 etc.)

Die Vaterschaft des Königs bedeutet und bezeichnet auch das Ideal des Legitimismus, mit der Ursprünglichkeit der Autorität, ihrem staatschaffenden und nicht übertragenen Charakter, aber auch die ewige Kindschaft der Völker resp. der Absolutismus des Königs.

In China beruht heute noch der Staat und alle seine Einrichtungen gesetzlich wenigstens auf der Idee der Familie und auf der Eigenschaft des Kaisers als dem obersten Vater des Volkes.

Wir wollen aus der Fülle der Belegstellen für den Gebrauch dieser Bezeichnung noch einige der prägnantesten hier anführen:

Diese Idee finden wir nämlich schon in dem Gesetzbuch Yâjnavalkya, wo es Buch I, Art. 333 heisst: „der König sei gegen die Brâhmanen geduldig, gegen Freunde aufrichtig, gegen die Feinde zornig, gegen Diener und Unterthanen wie ein Vater.“

Pater patriae war der höchste Ehrentitel für den römischen Imperator, und es ist bekannt, dass Homer den Zeus, indem er ihn den Vater der Menschen und Götter nennt, als den König von Allen bezeichnet und dass die Römer dieselbe Idee mit Jupiter verbanden. Aristoteles (Politik, Kap. 12) erklärt aber Homers Bezeichnung dadurch und findet sie richtig, weil nach ihm das Wesen der königlichen Herrschaft in der Liebe und dem Alter, welches beim Geblütkönigtum durch das Alter der Dynastie ersetzt werden kann, liege.

Es gab auch Könige unter dem Namen Hyksos (Josephus, l. 1. „τῷ γὰρ ὑκ, κατ᾽ ἱερὰν γλῶσσαν, βασιλεία σεμαίνει“), welches Wort nach Bochard von einem hebräischen Worte[1]), welches Gesetz bedeutet, herkommt und auch der arabischen Sprache angehört (Pascal Duprat, essai hist. sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale, Paris 1845, pg. 193. Note 1.)

Rieg ist das irische Geschlecht- oder Clan-Oberhaupt, welches der Volkmund später zu einem irischen Könige gemacht hat. Richter heissen, wie bei den Phöniziern, die Volkführer oder Regenten der Juden vor dem den Könignamen annehmenden Saul (1500—1100 v. Chr.) Bei den Angelsachsen hiess der König „Baldr, Baldor“, bei den Gothen und Amelern „Balther“, ein Königgeschlecht, welches, wie das der Merowinger, von den Göttern (Aasen) abstammte. Der sprachliche Sinn des Wortes ist Auszeichnung durch Schönheit, Güte und Gerechtigkeit.

Eine besonders alte, weit verbreitete[2]) und verschieden aufge-

---

[1]) PH — die hyksos, welche 2200 v. Ch. Ägypten eroberten, sollen übrigens arabische Hirten gewesen sein, wornach ihre Könige Hirten-Könige waren (siehe unten). cf. Humboldt, Kosm. II. S. 245.

[2]) Wir erinnern auch an das Ev. Joh. (10. 16. 17. 21) „vom guten Hirten“ und an die Eigenschaft des Papstes als „allgemeiner Hirte“.

fasste Bezeichnung der Könige ist aber die als „Hirten“, welche auch gewisse allgemeine Embleme des Königtums z. B. der Krummstab, Scepter und, in Ägypten, gewissermassen auch die Peitsche entspricht.

So heisst der Kaiser von China auch pastor hominum (Pauthier, a. a. O. S. 221, Art. VI., 226, Art. VIII.) Die eranische (arische, persische) Idee des Königtums als Völkerhirtentums findet sich nachgewiesen bei Spiegel, eranische Altertümer, Teil III. S. 597 ff. 640. 644. Homer nennt den König ποιμένος λαῶν und in dem Beowulfs-Liede finden wir den König als „Folkes Hyrde“ (Gobineau IV. pg. 57, vergl. auch Lippert a. a. O. S. 406.) Verwandt wenigstens scheint, wenn nach der phrygischen Sage das Königtum aus dem Bauerntum hervorgeht. (Duncker, Gesch. d. Altert. II. S. 49 und 492). Ähnliche Auffassungen finden sich in der indischen Brahmajana, wo es heisst: „ein Land ohne König ist wie Kühe ohne den Stier, wie eine Heerde ohne den Hirten, wie eine Nacht ohne den Mond, wie ein Weib, das den Gatten verloren hat. Da hat Niemand Eigentum; die Menschen verschlingen sich, wie ein Fisch den andern frisst. Wo kein König herrscht, da tränkt Indra die Fluren nicht, da wird der Acker nicht besät, da gehorcht der Sohn dem Vater nicht etc.“ (Duncker, a. a. O. III. S. 171.) Bei den Arja wird die Gemahlin des Fürsten noch in späteren Gesängen die „Büffelkuh“, der Fürst selber zuweilen der „Kuhhirt, Beschützer der Kühe“ genannt. (Duncker, a. a. O. III. S. 28).

Sehr verschieden ist die Bedeutung, welche der Verbindung der Hirtenidee mit dem Königtum gegeben wird. Die Einen finden darin einen Hinweis auf nomadische Zustände und die Hauptbeschäftigung mit der Viehzucht; Andere sehen darin lediglich ein Gleichnis und denken, wenn wohl gesinnt, an „Weide meine Lämmer“, anderenfalls vielleicht an das „Stimmvieh“. Die Griechen argumentierten so: die besondere Natur der Könige, weil sie Hirten, liegt in ihrer Verwandtschaft mit den Göttern, welche, nachdem durch sie die Teilung der Erde geschehen, die Griechen als ihre Besitztümer und Pfleglinge, wie die Hirten ihre Herden, aufgezogen hätten (Lippert, a. a. O. S. 406). Dagegen soll Caligula sich geäussert haben: „Gleichwie diejenigen, welche Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine weit höhere Natur haben, so sind auch die als Hirten über die Menschen gesetzten Herrscher nicht Menschen wie andere, sondern Götter.“ (Vergl. Happel, Die Anlage des Menschen zur Religion, S. 151 ff.) Besonders charakteristisch ist, was uns Spiegel a. a. O. über die arische Auffassung des königlichen Hirtentums mitteilt. Danach muss der König, weil der Hirte der Art nach etwas Anderes sein müsse, als die Heerde und ihre einzelnen Stücke, auch eine andere Wesenheit haben als seine Unterthanen; nicht die Stellung macht den König, sondern er macht sie; und er wurde nicht König, weil er die und die persönliche Eigenschaft hatte, sondern er hatte diese Eigenschaften, weil er König war.

Schon aus den bisherigen Bemerkungen und Beispielen erhellt,

dass man bei vielen Völkern den Königen eine übermenschliche Natur beilegte und dass diese Erscheinung zunächst auf religiösen Anschauungen, auf dem Glauben beruhte. Bei Fetischen dienenden Völkern, bei den Völkern mit Ahnencult, ja bei allen Kulturvölkern der alten Welt findet sich diese Anschauung mehr oder minder. Sie hängt bald überhaupt mit der Meinung der Völker von ihrer göttlichen Abstammung zusammen, womit auch der in jedem Volke einigermassen vorhandene Gedanke, das auserwählte, das edelste, das beste, das allein zum Herrschen berufene Volk zu sein, neben welchem alle übrigen Völker niedriger und zum Dienste verpflichtet seien, zusammenhängt. Hier ist die göttliche Natur der Könige nur eine Steigerung der allen Gliedern des Volkes inne wohnenden göttlichen Natur.

Mitunter tritt jedoch nur die göttliche Natur der Könige hervor und wird dann entweder durch ihre übermenschlichen Thaten, oder und meistens durch Abstammung von den Göttern (Sohn des Himmels — Sohn des Midra — Sohn des Zeus etc.) zu begründen versucht. Im ersten Falle bethätigt sich der religiöse Glaube dadurch, dass Menschen zu Göttern gemacht werden und führt dahin, dass auch ihre Nachkommen, selbst einer bewiesenen historischen Ungöttlichkeit gegenüber, als von göttlicher Natur geglaubt werden, so, dass dann dieser Fall mit dem zweiten zusammentrifft und man die göttliche Natur des Königs glaubt, wiewohl man sieht, dass er ein Mensch ist.

Übrigens sei jetzt schon bemerkt, dass man sich zu allen Zeiten und überall verschiedener Mittel bediente, um sich äussersten Falles von den letzten Konsequenzen der Göttlichkeit zu befreien; dass ferner, wie fremdartig uns diese Idee anmutet, sie dennoch auf gewissen allgemeinen menschlichen Anschauungen und Bedürfnissen beruht und deswegen, wenn auch unter ganz anderen Formen selbst heute noch fortlebt und fortleben muss. Man gedenke nur der verschiedenen Arten religiöser Weihe der Könige, ihrer Ubiquität, Inappellibilität, rechtlichen Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit und der politischen Unsterblichkeit des Königtums — vorausgesetzt, dass sie richtig verstanden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zu den Mitteilungen über neuere Abderiten.

Von Ludwig Fränkel in Leipzig.

I. Abderiten in Altengland. „ . . . . . Nun schlage man Camden's Britannia nach und folge an der Hand dieses gelehrten Führers dem Laufe des Flusses Willey, auch Wily oder Willeybourne genannt. Von Heytesbury führt er uns nach Sherrington, jetzt ein kleines Dorf von nicht zweihundert Einwohnern. Dem Laufe des Flusses folgend bringt er uns zunächst in das Dörfchen Willey oder Wily. Nachdem wir dieses passirt haben, kommen wir an gewisse Ländereien, von denen die Familie Willoughby ihren Namen und Titel als Baron Wil-

loughby nahm, deren Sitz auf Wardour Castle war. Jetzt gehen wir in dieser Richtung und finden dicht bei Knoyle, in einer Entfernung von fünf oder sechs englischen Meilen, ein Zollhaus, welches noch heute Willoughby Turnpike Gate heisst, und dicht dabei Willoughby Hedge, welches wohl die Grenze der alten Baronie gewesen ist. Die Ländereien sind seit langer Zeit in den Besitz anderer Familien übergegangen und damit ist auch der Name der Baronie verloren gegangen, aber Willoughby Turnpike Gate und Willoughby Hedge finden sich noch auf fol. 14 der Government Survey. Bald werden wahrscheinlich auch diese Namen verschwinden, und damit die letzten localen Erinnerungen an eine Familie, die noch heute zu den blühendsten Englands gehört. Noch im fünfzehnten Jahrhundert scheint die Familie hier Besitzungen gehabt zu haben, denn Sir Christopher Willoughby hinterliess der Stadt Salisbury vierhundert Pfund mit der Clausel, dass sechzehn davon an die Kirchenvorsteher von Knoyle gezahlt werden sollten. Wenn die Bauern von Willoughby, wie Odo [de Coringtonia; Anfang des 12. Jahrhunderts] erzählt, ihren Gutherren die Pacht durch einen Hasen zuschickten, der damit in die Wälder lief, so kann man sich nicht wundern, dass sie ihre Stammgüter verkauften und sich wo anders niederliessen. Der Wald aber, in welchen jener berühmte Hase lief, war wohl das Great Ridge Wood, welches zwischen Sherrington und Knoyle auf den ehemaligen Besitzungen der Willoughbys liegt.“ (A. L. Meissner, damals in Belfast, in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXIV. [1880], S. 2 f.). — Mir ist, als ich im Sommer 1891 bei einem vorübergehenden Aufenthalte in England Nachforschungen über das etwaige Fortleben dieser eigentümlichen abderitischen Volklegende anstellte, gar nichts bekannt geworden. Die Lokalverhältnisse decken sich noch im grossen Ganzen mit den von Meissner geschilderten.

II. Neues über die Schildbürger. Nachdem in dieser Zeitschrift soviel von den Abderiten verschiedenster Zeiten und Völker die Rede gewesen ist, möge einmal auf ein neueres ganz ausgezeichnetes Werk hingewiesen werden, das die literarisch berühmtesten Schalknarren, die Schildbürger, mit Bezug auf ihr erstes Auftreten im deutschen volktümlichen Schrifttum auf Grund einer Fülle neuer Materialien behandelt. Es ist: „Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. Eine literarische Untersuchung über das Schildbürgerbuch und seine Fortsetzungen von Ernst Jeep. Wolfenbüttel. Verlag von Julius Zwissler. 1890“ (Teil I. auch als Göttinger Inauguraldissertation). Bemerkungen über die wechselnde Lokalisierung der Abderitenstreiche in Deutschland finden sich im ganzen Buche reichlich verstreut, insbesondere S. 56 f. und S. 63 Anm. 2. Da Jeep's wertvolle Veröffentlichung bisher vor der fachmännischen Kritik fast unbeachtet blieb, unternahm ich eine Anzeige, die das vielfache Neue darin nach Gebühr hervorzuheben sucht; dies Referat ist im Druck und erscheint in einem der nächsten Monathefte des „Literaturblatts für germanische und romanische Philologie“.

Andere Mitteilungen über Schildbürgergeschichten bringt meine Abhandlung über das „Nachtbüchlein“ des Leipziger Schwankdichters Valentin Schumann, die in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“, Jahrgang 1892, enthalten sein wird. Wegen deutscher Abdera-Parallelen verweise ich auch auf die Zusammenstellung in Goedeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. II. 560, 5.

Klapperkees.

Eine Anfrage von Dr. Julius Stinde.

In Heft II. III. B. des Urquells Seite 70 wird unter den Ostpreussischen Heil- und Zaubermitteln gegen Harnverhaltung „Klapperkees“ angeführt und gesagt, diese Volkbenennung bezeichne eine Grasart. Es wäre wünschenswert, zu erfahren, welche Grasart dies ist, sowohl wegen der Arzneikunde des Volkes, die weit in die Vergangenheit reicht, als auch wegen der Wortherkunft. Als Käs-(Kees-) pflanze gilt im Volke fast allgemein die Malve mit ihren Abarten. In der Schweiz heisst sie: Chäspappeln, Chäslichent, in Oldenburg: Käseköpfe, in der Mark: Käsenäpfchen, in Schlesien: Käsepappeln, in der Eifel: Käskräutchen, im Hannoverschen: Kattenkäse, in Mecklenburg: Schapskäse, in Schleswig-Holstein und der Altmark: Kattenkees. (Vergl. Pritzel-Jessen, Die deutschen Volknamen der Pflanzen). Die runde Gestalt der Frucht gleicht kleinen Käsen, und gab Veranlassung zur Benennung „Kees“; die Zusammensetzung mit Katze bezeichnet Minderwert und Unechtheit, wie in Katzengold — für die Katz' — Katzentisch — Katzenmusik. Sollte, wie ich vermute, Klapperkees aus Kattenkees entstanden sein, so wäre die Übertragung des Namens auf eine Grasart merkwürdig. Ist jedoch jener Klapperkees eine Malvenart, entweder Malva pusilla, rotondifolia oder silvestris, so zeigt sich auch hier wieder gute Beobachtung der Heilwirkung, denn der schleimige Absud der Malvenfrucht leistet bei Blasenleiden zuweilen treffliche Dienste.

Totenfetische bei den Polen.[1]

„Vor einigen Tagen bemerkten die Einwohner unseres Städtchens Ranižów mit Bestürzung, wie einige Hunde eine Menschenhand durch die Strasse schleiften. Die dortige Gendarmerie, welche von dem Vorfalle verständigt wurde, begab sich sogleich sowohl auf den christlichen Friedhof als auch auf den der deutschen Colonisten, wo sich jedoch keinerlei Spur eines geschändeten Grabes entdecken liess. Erst als man auch den jüdischen Friedhof durchsuchte, fand man dort ein zerstörtes Grab und darin einen Leichnam, dem Kopf und Hände abgeschnitten waren. Der Vorfall wurde dem Sokolower Gericht zur

[1]) Siehe Am Ur-Quell B. II. S. 179 uf.

Untersuchung übergeben. Diese höchst strafbare und empörende That dürften wahrscheinlich unsere Bauern verübt haben. Es herrscht nämlich bei ihnen der Aberglaube, dass das beste Mittel gegen Typhus das Beräuchern des Kranken mit den Leichenteilen eines Juden sei. In Raniżów selber sind eben 2 Personen am Typhus erkrankt, und dort wohnt eine in der ganzen Gegend berühmte Quaksalberin, welche die obengenannte Heilmethode angeordnet haben dürfte. Einer der Bauern gestand, dass er im Vorbeigehen an ihrer Hütte einen unangenehmen Brandgeruch gespürt habe."

Wir entnehmen diese Notiz der in Krakau erscheinenden Nowa Reforma vom 22. Januar d. J. und finden sie im Kurjer Lwowski vom 27. d. M. S. 3 wiederholt. Die Herausgeber dieser beiden Fachblätter für Volkdemoralisirung und Volkverdummung in Galizien unterliessen es nicht, in einer weitläufigen Anmerkung auseinanderzusetzen, dass die Leichenschändung doch von Juden ausgegangen sein dürfte. Es ist dies nichts anderes als eine jener niederträchtigen Verläumdungen und ruchlosen Lügen, mit welchen die volkaufwieglerische Verhetzerpartei Antisemiten zubenannt, ihren geistigen Bedarf bestreitet. Tatsächlich ist dem Juden nichts ein grösserer Gräuel als Leichenschändung. Ja, sehr häufig bestechen hierzulande Juden behördliche Organe, nur um die als Entweihung der Heiligkeit gescheute Obduction einer jüdischen Leiche zu vereiteln. Mir selber ist ein Fall bekannt, wo ein hiesiger armer „Melamed" (Lehrer) sein kleines Vermögen im Betrage von 35 fl. den Ärzten gab, damit sie nicht wegen der Cholerasymptome, welche am Leichnam seiner Frau bemerkbar wurden, der Sanitätbehörde eine Anzeige machen sollen, infolge dessen die Leiche einer Obduction unterzogen worden wäre. Die Obduction einer Leiche gilt als grösste Schande und ist der grösste Schmerz für die Hinterbliebenen. „Palmesen" (sezieren) soll man dich! gehört zu den fürchterlichsten Flüchen, mit welchen jüdische Höckerinnen einander bedenken, wenn sie im Zorne ihre Meinungen einander sagen. Auch ist mir nichts von einer „glücklichen Hand" oder einem „glücklichen Kopf" im jüdischen Volkglauben je bekannt geworden, und von einer „Beräucherung" ausser mit Zucker, Zwiebelschalen oder ähnlichen Dingen, weiss die jüdische Volkmedizin auch nichts.

Es sei mir gestattet, noch kurz den Inhalt eines hieher gehörigen jüdischen Volkmärchens mitzuteilen, welches ich in zwei von einander unwesentlich abweichenden Fassungen aufgezeichnet habe. Es lautet: Es kamen einmal zu einem „J'schiwa Bachur" (Hörer einer Rabbinerschule) reiche Leute aus einer fernen Gegend und wollten ihn für ihre Tochter zum Bräutigam nehmen. Da die „M'chutanim" sehr reich und edlen Geschlechtes zu sein schienen und auch im Talmud sehr bewandert und gelehrt sich zeigten, entschloss sich der Bachur, seine Jeschiwah zu verlassen und mitzureisen. Kaum in die neue Heimat angelangt, führte man ihn in ein geräumiges, schön eingerichtetes Zimmer hinein und liess ihn allein. Als ihm die Einsamkeit auffallend lang dauerte, öffnete er einen der Schränke, in der Erwartung,

darin Bücher vorzufinden, um sich mit Lesen zu zerstreuen. Wie erschrak er aber, als ihm aus dem Schranke ein hohler Totenschädel entgegengrinste. Er wollte flüchten, doch das Zimmer war abgesperrt. Nun begann der Totenschädel zu sprechen und erzählte dem Bachur, dass die vermeintlichen „M'chutanim" nichts anderes als „Galachim" (Geistliche) wären, die sich des Totenschädels eines jüdischen Jünglings, der ein „B'chor ben b'chor" (Erstgeborener eines Erstgeborenen) sein müsse, zu Zauberzwecken bedienen, vornehmlich als eines Orakels. Da aber jeder Schädel immer nur eine gewisse Zeit lang zu gebrauchen sei, so bestimme jeder seinen Nachfolger, er selber sei schon der dritte. Der zum Opfer auserlesene Bachur ward nun von seinem Vorgänger eben durch jene Zauberkraft, welche die Galachim in ihn gelegt hatten, vom Verderben gerettet und dafür mitgenommen und zu Kewer Israel gebracht (in einem jüdischen Grabe beerdigt).

Ich habe dieses Märchen noch in meiner Kindheit gehört und fahndete lange darnach, weil ich mich nicht mehr aller Einzelheiten genau besinnen konnte, bis es mir wiederum vor einem Jahre zu Ohren kam. Da aber in dem Stück ein hebräischer Terminus vorkommt, welcher der judendeutschen Sprache nicht geläufig ist, vermute ich, dass das Märchen irgend einer alten hebräischen Quelle entstammt. Ich werde weiter darnach forschen.

Lemberg. B. W. Schiffer.

Gedenkschläge im ungarischen Volkbrauch.

In vielen Ortschaften Ungarns und Siebenbürgens herrscht bei Errichtung der Grenzscheide zwischen dem Grundbesitz zweier Gemeinden, oder zweier Personen der Brauch: Nach Aufwerfen eines Grabens oder Dammes (határhányás = Grenzaufwurf, Hattertaufwerfen) zwischen beiden Gebieten, wird der Jüngste der betreffenden Arbeiter von seinen Kameraden niedergezogen und ihm einige Stockhiebe aufgemessen, wobei man ihm zuruft: „Damit du die Grenze nicht vergisst!" Im Dömsöder Gemeindeprotokoll heisst es ungarisch: „Am 11. des Christmonates 1755 wurde nach Bestimmung des Daber und Dömsöder Gebietes . . . zwischen zwei Reihen von Weidenbäumen ein Wall geworfen und zur Erinnerung daran Franz und Andreas Bödi geprügelt." — In Nr. IX., Jahrg. 1891, S. 373 der ungar. Zeitschrift „Ethnographia" teilt Herr Franz Prohaszka mit, dass in der Ortschaft Nagy Koszmály (Bácser Comitat) beim Feldvermessen ebenfalls der Brauch herrscht, dass einige Jungen durchgeprügelt werden, wobei man ihnen zuruft: „Damit ihr die Grenze nicht vergessen sollt." — Wenn in früheren Zeiten ein Schuhmacherlehrling zu Dab „befreit" wurde, d. h. Gehilfe ward, mussten seine Eltern oder Verwandten ein Festmahl geben, wobei der junge Gehilfe von seinen Kollegen auf einen Stuhl gesetzt ward. Man zog ihm dann neue Stiefel an, welche ihm

an den Füssen ein Kollege putzte. Während des Putzens zog man unter ihm den Stuhl weg, so dass er zu Boden fiel; dabei rief man: „So sollst du stets fallen, wenn du nicht rein und gut die Schuhe machst.“ — In Ipolyság, im Honter-Comitat kommen am letzten Faschingabend die Fleischer zu einem Festmahl zusammen, welches man damit eröffnet, dass der zuletzt „Meister“ gewordene Fleischer vom ältesten Anwesenden mit einer Schaufel auf den Hintern geschlagen, dann von den übrigen aus einer Ecke in die andere gestossen wird, „damit er auf das Gefährliche (beim Schlachten der Tiere) aufmerksam gemacht werde.“ — Auf der Bergwerkakademie zu Selmecz (Oberungarn) kannte man vor Jahren die „Fuchstaufe“. Der neue Student wurde in die Uniform der Akademiker feierlich eingekleidet, dann sein Leibgürtel von zwei Studenten an beiden Enden angefasst und in gewisser Höhe ausgespannt; über diesen Gürtel musste der Fuchs, einen vollen Bierkrug in der Hand, mehrere Mal hinwegspringen, während ihn seine älteren Kollegen mit Steinchen bewarfen, um ihn auf das Gefährliche seiner Laufbahn „aufmerksam zu machen“. (s. Resö Ensel Sándor, Magyarorsiági népszokások, Ungar. Volkbräuche, Pest 1867, S. 241).

Anna Dörfler.

Aschenbrödel in Bosnien.

Von F. S. Krauss und Th. Dragičević.

Das Märchen vom wunderbaren Schicksal Aschenbrödels gehört zum Rüstzeug der Überlieferung so ziemlich aller uns folkloristisch näher bekannten Völker. Wir finden es auch in Bosnien, aber dort ist es seiner uns anheimelnden Lieblichkeit entkleidet; denn es kommt kein Prinz, um es zu erlösen, es muss sich selber helfen. Der bosnische Bauer kennt unseren Märchenprinzen nicht, weil ein solcher in die slavischen Geschlechtverbände nicht hineinpasst. Auch die Art, wie der deutsche Märchenprinz sein Bräutchen entdeckt und ohne weiters heimführt, läuft schnurstracks wider südslavischen Brauch und allgemein geltende Sitte. Auch die hässliche Stiefschwester Aschenbrödels ist für den Bošnjaken im Märchen überflüssig geworden. Da nun durchaus ein Wunder geschehen muss, um Aschenbrödel reich und glücklich zu machen, die böse Stiefmutter aber zu vernichten, verquickt der bosnische Erzähler unser Märchen mit einem allgemein verbreiteten Märchen von der Vertilgung riesiger Unholde. So nun lautet in wörtlicher Verdeutschung das Märchen vom Aschenbrödel in Bosnien:

Bijo jedan čovjek pa mu žena umre, a ostane dvoje djece Stana i Stanoja. Stani je bilo 8 a Stanoji 7 godina. Za malo vreme on se opet oženi jednom udovicom. Kad je bilo treću veče ona mu

Es war einmal ein Mann, dem starb die Frau und es hinterblieben zwei Kinder Stana und Stanoja. Stana war 8 und Stanoja 7 Jahre alt. Nach kurzer Frist verheiratete er sich wieder und zwar mit einer Witwe. Als es am dritten Abend war, sprach sie zu

reče: „Ja ne mogu s tom tvojom djecom živiti, vodi ih kud znaš, volja t u vodu il u goru!“ Oni u večer sjeli za večeru, vrata zaključali; djeca gladna plaču; što ostane ono ostave kot sebe, ne će da dadu djeci. Otac bi dao a maćija ne da. Onda u večer Stanoja digne na sebi tavan, pa iznese ono što je ostalo pa narani sebe i sestru. Kad u jutro svane onda ona na njeg ustane: „Oću ja da bižim!“ Onda čovjek uzme vreću da ji potura u vreću, da nosi u šumu. Onda Stanoja uspe u vreću luga. Strpa obadvoje u vreću Stanoja sve lug putom prosipao, da pozna put ne bili se putem tijem opet kući povratijo. Onda ga otac daleko odnijo a luga mu ne stalo. Čak jih odnio u divovu planinu. Otalen zamrkne, djeci vatru naloži, ondar rekne djeci: „Leste vi tu, odo ja da tražim drva.“ Otalen on pobjegne kući. Djeca ostanu plačuć, noć ujitila, plaču gladni. Onda Stanoja ustane pa nakopa prladi pa ukuva. Stana zaspi, pomoli se čovjek, iksanski trup, kokošije noge, kod nji sjede pa zapita Stanoje: „Otkud vi ovde?“ „Donijo nas otac pa ovdi ostavijo.“ „Imate li ljeba?“ Stanoja kaže:

ihm: „Ich kann mit diesen deinen Kindern nicht zusammen leben, führ sie wohin du verstehst, wies beliebt ins Wasser oder ins wilde Gebirg!“ Sie setzten sich abends zum Nachtmahl, verschlossen die Thüre; die Kinder hungrig, weinen; was übrig blieb, bewahren (jene) bei sich, mögen den Kindern nichts davon geben. Der Vater würde wohl geben, doch die Stiefmutter duldet es nicht. Hierauf hebt abends Stanoja ober sich die Bodenthürklappe, bringt heraus, was übrig geblieben und sättigt sich und seine Schwester. Als am Morgen der Tag graute, fiel jene über ihn her: „Ich laufe dir davon!“ Darauf nahm der Mann einen Sack, um sie (die Kinder) in den Sack zu stecken und in den Wald zu tragen. Da schüttete Stanoja Aschenlauge in den Sack hinein. Er (der Vater) stopfte beide in den Sack. Stanoja streute fortwährend auf dem Wege Asche aus, um den Weg zu erkennen, in der Hoffnung, auf selbem Wege wieder heimzukehren. Dann trug ihn der Vater weit fort und ihm (dem Knaben) ging der Aschenvorrat aus. Er trug sie gar ins Hochgebirge der Diven. Hier brach Schummerung an, er fachte für die Kinder ein Feuer an, sodann sprach er zu den Kindern: „Legt euch hier nieder, ich aber gehe Holz lesen.“ Alsdann entfloh er nach Hause. Die Kinder blieben weinend, die Nacht hatte sie erwischt, sie weinen hungrig. Hierauf steht Stanoja auf, gräbt faules Holz zusammen und kocht es ein. Stana schlief ein, es tauchte ein Mann auf, sein Leib menschlich, die Beine einer Henne, setzte sich zu

„Nemamo." „Ako smiješ, ajdemo u divovu kulu!" Otalen dijete pogje da nakupe ljeba u divovoj kuli. Kad dogju pred divovu kulu onda učini kokošar što šnjim ide: „Ima ovde devet divova i majka im; divovi su otišli u lov i majka im u kuli. Sve im majka na vratima leži." Otalen rekne kokošar: „Ako možeš divovu majku preskočiti da se je ne dodirneš onda možeš ljeba nakupiti." Kokošar preskoči, dijete preskoči Stanoje, i Stana preskoči te ljeba nakupe. Otalen opet se vrate. Kokošar preskoči i Stanoja preskoči a Stana dojti se do nje te je ujti. Nji dva odu, ona ostane. Kad divovi pred zoru dogju, pitaju majke: „Je si l nam majko šta ujtila ručku?" „Jesam sine vrlo lijepo pile!" „Daj majko da vidimo to pile!" Ona izvede Stanu. Pipaju je po rukama: „Mršavo ti pile majko; pritvori ga u kavez te prirani devet dana!" Oni nju zatvore i ona bila devet dana u kavezu. Pa rekne Stanoji: „Dogji deveti dan da vidiš što će biti s mene." On ode s kokošarom. Oni nju izveli iz kaveza pa ugrijali vurunu da je peku. Majka kaže: „Nasloni se sine na to brvno!" Ona se malo previ.

ihnen nieder und fragte den Stanoja: „Von wannen kommt Ihr hieher?" „Der Vater hat uns hergebracht und hier zurückgelassen." „Habt Ihr Brod?" Sagt Stanoja: „Haben keines." „Wenn du dich traust, lass uns in die Div-Warte gehen!" Von da ging das Kind mit, damit sie in der Div-Warte Brod holen. Als sie vor die Div-Warte kamen, sprach der Hennerich, der ihn begleitete: „Hier leben neun Diven[1]) und deren Mutter; die Diven sind fort auf die Jagd, deren Mutter aber ist in der Warte. Ihre Mutter liegt fortwährend auf der Eingangthüre." Weiters sprach der Hennerich: „Wenn du über die Divenmutter hinüberspringen kannst, ohne sie zu berühren, dann kannst du Brod genug zusammenklauben." Der Hennerich sprang hinüber, das Kind Stanoje sprang hinüber und Stana sprang hinüber und rafften genug Brod zusammen. Von hier kehrten sie wieder zurück. Der Hennerich sprang hinüber, Stanoja sprang auch hinüber, Stana aber berührte sie (die Alte) und ward von ihr festgehalten. Jene zwei gingen fort, sie blieb zurück. Als die Diven gegen Morgengrauen heimkamen, fragten sie die Mutter: „Hast du uns, Mutter, was zum Frühstück eingefangen?" „Ja wohl, mein Sohn, ein sehr schönes Hendl!" „Geh, Mutter, lass uns sehen das Hendel!" Sie führte Stana heraus. Sie betasten ihre Hände: „Mager ist dir das Hendl, Mutter; sperr es in die Steige ein und füttere es

[1]) Über Diven vergl. Krauss im Volkglauben und relig. Brauch der Südsl. Münster i. W. 1890.

Pošto se ona malo previ ona rekne: „De bolje se previ!“ Ona ne šćedne. Divova majka zaviče: „Odi drži dasku da ti kažem kako ćeš.“ Stana predrži dasku, divova se majka previje preko daske, Stana digne dasku a ona u vurunu. Ona vrata zatvori na vuruni. Pošto se ispeče, onda im sofru postavi gje divovi ručaju. Onda dogje kokošar i Stanoja k njoj; Stanoja oće opet da biži. Stana ustavi Stanoja: „Ti ne ćeš bježati, kokošar nek ide.“ Stana i Stanoje pobjegnu na gornji boj kule. Otalen kokošar dade pušku Stanoji i 22 fišeka. Onda Stana sveže Stanoja na gornjem boju za rožnik. Stanoje zaplače: „Jer me sejo vežeš?“ „Brate, kad divovi dogju, kada oni stanu pocikivati, sva se kula is temelja ljulja; ti ćeš ot strahote na zemlju pasti.“ Divovi dogjoše, sjedoše za sofru, počeše jesti meso. Jedan zavika: „Nije ovo od onog pileta meso.“ Drugi kaže: „Ovo je od naše majke,“ treći kaže: „Ima ovde iksanskog mesa, smrdi.“ Poteže Stanoje is puške pa on ubi najstarijeg diva. Ondak se oni uzbuniše pa na vratima stadoše. Otalen opc on ubi jednoga. Otalen oni kažu: „Šta ovo iz neba puca?“

fett neun Tage lang!“ Sie sperren sie ein und sie blieb neun Tage lang in der Steige. Und sie sprach zu Stanoja: „Komm am neunten Tag, damit du siehst, was mit mir geschieht!“ Er entfernte sich mit dem Hennerich. Sie führten sie aus der Steige heraus und heizten den Ofen ein, um sie zu braten. Die Mutter spricht: „Lehn dich, Kind, auf dieses Backbrett auf!’ Sie beugte sich ein wenig. Nachdem sie sich etwas vorgebeugt, sagte jene: „Geh, lehn dich noch mehr vor!“ Sie mochte nicht. Die Mutter der Diven schrie auf: „Komm, halt das Brett, damit ich dir zeig, wie du es sollst! Stana fasste das Brett an, die Divmutter beugte sich übers Brett, Stana hob das Brett, plumps, liegt sie (die Alte) im Ofen drin. Sie schloss die Ofenthüre zu. Nachdem die gebraten war, stellte sie den Rundtisch auf, wo die Diven ihre Mahlzeit einnehmen. Hierauf kam der Hennerich und Stanoja zu ihr. Stanoja will wiederum flüchten. Stana hielt den Stanoja auf: „Du sollst nicht flüchten, der Hennerich mag aber gehen!“ Stana und Stanoja flüchteten in den Oberstock der Warte. Nachher gab der Hennerich dem Stanoja eine Flinte und 22 Patronen. Dann band Stana den Stanoja auf dem Oberstocke an den querliegenden Dachbalken fest. Stanoja brach in Thränen aus: „Warum, Schwesterlein, bindest du mich fest?“ „Bruder, wann die Diven kommen, wann sie zu juchhezen anfangen, wiegt sich die ganze Warte vom Grund aus; du würdest vor Schreck zur Erde fallen!“ Die Diven kamen, setzten

Jedan kaže: „Daj da se penjemo, da vidimo je li iz neba i li je sa tavana!“ Otalen počeše zidati sugje, da se popnu da vide. Pa on ubi opet dva. Onda ostadoše tri a šest pogibe. Oni kažu: „Daj da obaramo kulu; ovo nešto na tavanu ima.“ Onda jedan zaviče: „Ajdemo mi u šumu nas tri da donesemo tri jele da prislonimo us kulu, da vidimo il pucaju iz neba gromovi ili ima netko na našem tavanu.“ Prisloniše tri jele us kulu pa pogjoše uz jelike. Gotov izišli na deveti boj, otalen Stanoja potegne is puške pa ubije jednoga pa ubije i drugoga pa ubije i trećeg. Onda njega sestra odriši. Djeca sigju s kule. Onda u kuli pojedu ljeb u donjem boju. Otalen noć uvati, fenjer zapali. Sobe iz otvora, sve sobe zastrte; što biti može prostirke dobre a u drugoj sobi puna guja, sve se jedna preko druge premeće a u drugoj sobi puna akrapa, a u ostalim sobam blaga svakojaka. Otalen djeca zaplaču: „Nije nama žao šta smo mi šćeli izginiti već nam je žao čim ćemo mi ovlike duše raniti guje i akrape!“ Otalen dogje njima kokošar. Oni njega okume, tako njemu kažu: „Čim ćemo mi

sich an den Rundtisch, fingen an vom Fleisch zu essen. Schreit einer auf: „Das ist nicht Fleisch von jenem Hendl.“ Spricht der zweite: „Dies ist von unserer Mutter!“ der dritte sagt: „Hier giebt es Menschenfleisch, es stinkt darnach!“ Stanoja legte die Flinte an und tötete den ältesten Div. Alsdann gerieten jene in Verwirrung und stellten sich zur Thüre auf. Nunmehr tötete er wiederum einen. Sodann sagen jene: „Was schiesst das aus dem Himmel?“ Einer sagt: „Lass uns hinaufklettern, damit wir sehen, ob es vom Himmel oder vom Boden kommt!“ Alsdann fingen sie an, ein Gerät zu bauen, um hinaufzuklettern und zu sehen. Und er tötete wieder zwei. Darauf blieben noch drei am Leben, sechs aber kamen um. Sie sagen: „Lass uns die Warte niederreissen; da steckt etwas auf dem Boden oben.“ Dann schreit einer auf: „Gehen wir in den Wald wir drei, um drei Tannen zu bringen, die wollen wir an unsere Warte anlehnen, damit wir sehen, ob aus dem Himmel Donnerschläge niederschiessen oder ob jemand auf unserem Boden steckt.“ Sie lehnten drei Tannen an die Warte an und klommen auf den Tannen aufwärts. Fast waren sie schon auf den neunten Stock hinauf, allda legte Stanoja die Flinte an und tötete den einen und tötete auch den zweiten und tötete auch den dritten. Hierauf löste die Schwester seine Bande. Die Kinder steigen von der Warte herab. Dann essen sie ein Stück Brod im unteren Stock der Warte. Nachher brach die Nacht an, sie (Stana) steckt eine Laterne an.

kume, čim ćemo ranit guje i akrape?“ Kum jim kaže: „Samo im se pere i vodom poje i mrtve se izbacuju a žive ostaju.“ Djeca kažu: Mi ne smijemo megju nji uljeći.“ Onda im kum kaže: „Ja ću vama pokazati travu.“ Izvede ji više kulu pa im kaže travu. Svako jutro čiste i peru i mrtve izbacuju. Otalen dadoše mu ljeba. On ode kući a djeca ostadoše u kuli. Tri godine progjoše; ode otac da traži djece Stanu i Stanoju. Pa ih nagje u divovoj kuli. Ope djeca sebi svog oca pribraše, i šnjim se ižljubiše. Kod nji bijo deset dana pa im oće otac da ide pa im otac kaže: „Imam sinko još dva polu-brata i jednu polu-sestru.“ Otalen Stana spremi ocu punu kuticu dukata, a maćiji spremi punu kuticu guja i akrapa pa Stana zaklinje oca: „Nemoj otvorati te kutice što sam maćiji spremila dok sama ne vidi što je u njoj.“ Otac ode i to odnese. Kad dogje kući, onda sjede žena njega pitat: „Jesi li djecu našao?“ Čovjek joj kaže: „Jesam.“ „Kat si ji našao, kako ti djeca žive?“ Onda on kaže: „Žive dobro.“ „Kat ti dobro žive, šta su mi poslali?“ Onda on otvori svoju kuticu dukata a ona se nasmija.

Stuben ringsherum, alle Stuben verhängt; Teppiche von auserlesenster Beschaffenheit, in der anderen Stube aber lauter Nattern, in den übrigen Stuben hingegen Schätze jeder Art. Nunmehr huben die Kinder zu weinen an: „Es tut uns nicht leid, dass wir nahe daran waren, ums Leben zu kommen, sondern leid tut uns die Sorge, womit wir so viele Seelen, die Nattern und Skorpione füttern werden!“ Alsdann kam zu ihnen der Hennerich: „Sie rufen ihn als Gevatter an, so sagen sie zu ihm: „Womit werden wir, Gevatter, womit werden wir füttern die Nattern und Skorpione?“ Der Gevatter spricht zu ihnen: „Man wäscht sie bloss und tränkt sie mit Wasser und wirft die Toten hinaus, die lebendigen bleiben zurück.“ Sagen die Kinder: „Wir trauen uns nicht unter sie hineinzutreten.“ Hierauf sagt zu ihnen der Gevatter: „Ich werde euch ein Kraut zeigen.“ Er führte sie hinaus ober die Warte und zeigte ihnen das Kraut. Jeden Morgen reinigen sie und waschen sie, und die Toten werfen sie hinaus. Hernach gaben sie ihm Brod. Er ging heim, die Kinder aber blieben auf der Warte. Drei Jahre verstrichen; der Vater zog aus, um die Kinder Stana und Stanoja zu suchen. Und er fand sie in-der Divwarte. Troz alledem (was geschehen) zogen die Kinder ihren Vater zu sich und küssten sich mit ihm ab. Bei ihnen verblieb er zehn Tage, und ihr Vater will fort und es spricht der Vater zu ihnen: „Ich habe, Kind, noch zwei Halbbrüder und eine Halbschwester.“ Hierauf richtete Stana für ihren Vater ein volles Schäch-

Onda izvadi njoj kuticu is torbe pa je otvori. Prijonuše po njoj guje i akrapi. Čim prijonuše tim krv popiše. Povratiše djeca greotu za sramotu. Eto kako je sirotinju cviliti.

Vom altgläubigen Bauer Pero Božić in Bogutovo selo Herrn Dragičević in die Feder diktirt.

telchen mit Dukaten her, für die Stiefmutter aber ein volles Schächtelchen Nattern und Skorpione, und Stana beschwört den Vater: „Mach ja dies Schächtelchen nicht auf, welches ich für die Stiefmutter vorbereitet, ehe sie selber nicht sieht, was darin ist.“ Der Vater ging und trug das fort. Als er daheim eintraf, da hub an sein Weib, ihn zu fragen: „Hast du die Kinder gefunden?“ Spricht der Mann zu ihr: „Ja wohl.“ „Wenn du sie gefunden, wie leben dir die Kinder?“ Spricht er darauf: „Sie leben gut.“ „Wenn sie gut leben, was haben sie mir geschickt?“ Hierauf öffnete er sein Schächtelchen Dukaten und sie lachte vergnüglich. Sodann zog er aus dem Schnappsack ihr Schächtelchen hervor und öffnete es. Es machten sich die Nattern und Skorpione über sie her. Nicht sobald hatten sie sich über sie hergemacht, schon hatten sie ihr auch schon das Blut ausgesogen. So erstatteten die Kinder Sünde für Schande. Da sieh, was die Folge ist, wenn man Waisen mit Gram erfüllt.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

127—128. Im Banat ist die „ABubCenDud“- oder „Alphabetsprache“ sehr verbreitet. Es giebt dort einige Ortschaften, wo sie sozusagen im gewöhnlichen Umgange gesprochen wird; so beispielweise in Deutsch-Czernya im Torontaler Comitat, wo es Wenige in der Bevölkerung giebt, die diese Sprache nicht fliessend sprechen und eben auch verstehen! Das Letztere ist merkwürdigerweise bei dieser Sprache schwieriger, als sie zu erlernen, denn erlernt ist sie bequem in einer ½ Stunde, während 3—4 Wochen vergehen, bis das Ohr sich daran gewöhnt und man Alles so rasch versteht, als es der Andere sagt.

Der Schlüssel zum Ganzen ist das folgende Alphabet: **A** = A (Selbstlaute bleiben unverändert), **B** = Bub, **C** = Cen, **D** = Dud, **E**, **F** = Fünf, **G** = Guch, **H** = Hach, **I**, **Jod**, **K** = Kak[1]), **L** = Lol, **M** = Mom, **N** = Non, **O**, **P** = Pup, **Q** = Ku, **R** = Ror, **S** = Sis, **T** = Tut, **U**, **V** = Vünv, **W** = Wuch, **X** = (iks), **Y** = (ypsilon), **Z** = Zaus. Will man nun irgend ein Wort in dieser Sprache sagen, so buchstabiert man es, sagt aber anstatt der gewöhnlichen Buchstabennamen die aus obigem Alphabete entnommenen, z. B. das Wort Licht = Lolicenhachtut; Glas = Guchlolasis; Fenster = Fünfenonsistuteror; Drache = Dudroracenhache etc. Übuberorhachaupuptut isistut esis nonicenhachtut siscenhachwucheror: Alolesis

---

[1]) Für K habe ich in einer kleinen Tischgesellschaft das Wort „Kobold“ eingeführt, was häufig, besonders Uneingeweihten gegenüber, viel Spass macht.

zaususisaguchenon inon dudiesiseror Sispuproracenhache, wuchasis momanon sisaguchenon wuchilol (Überhaupt ist es nicht schwer: Alles zu sagen in dieser Sprache, was man sagen will.) — Consonanten werden nicht wiederholt (wuchilol = will etc.) Selbstlaute bleiben unverändert und Doppelselbstlaute werden, um dem Uneingeweihten das Verstehen zu erschweren, getrennt ausgesprochen.

Wegen des Buchstabierens heisst sie auch die „Buchstabiersprache“. Die Correspondenz und das Lesen in dieser Sprache gehören nicht zu den Annehmlichkeiten, aber im mündlichen Verkehre fliessen die Laute schon nach einiger Übung sehr rasch von den Lippen und man kann, je nachdem man die Betonung hebt oder senkt und je nachdem man kurz oder gedehnt und mit mehr oder weniger Emphasis spricht, sehr verschiedene und häufig interessant anzuhörende Sprecheffecte erzielen.

Dass aber diese Sprache ziemliche Verbreitung hat, kann ich constatiren, denn ich habe sie in Banat (nächst Gr. Becskerek) erlernt, wohin vor etwa 60—70 Jahren ein Schulmeister aus Deutsch-Böhmen einwanderte, der dasselbe Alphabet mit wenigen Abänderungen (z. B. Zoz statt Zaus = Z) auch kannte. Aber auch in Ofen habe ich sie von einem dort Gebornen gehört. Für Schulknaben hat dieses „Buchstabieren“ den Nutzen, dass sie sich in der Orthographie üben, indem sie sich bezüglich der Richtigkeit der angewandten Buchstaben gegenseitig controliren und corrigiren.

Im Torontaler Comitate wird auch die auf Seite 43 u. 44 des 1. Heftes (Band III) erwähnte B-Sprache unter den Deutschen gesprochen, aber hiebei das b, selber, wenn es in einer Silbe vorkommt, eliminirt und durch F ersetzt, z. B. Weben deber Webeg nibicht sobo stabaufibig (anstatt stabaubibig) wäbärebe (Wenn der Weg nicht so staubig wäre.) Peter Bambach.

Diebglauben.

Bei Gelegenheit des Heinze'schen Mordprozesses wird erwähnt, dass die Stelle, an welcher ein Diebstahl ausgeführt wird, von den Dieben verunreinigt zu werden pflegt; und dass es ein weitverbreiteter Glaube sei, dass solches vor Entdeckung sichere. Auch in Schleswig-Holstein scheint dieser Volkglaube bekannt zu sein. Wenigstens haben wir mehrfach gehört, dass Diebe bei Kirchendiebstahl die Kanzel zu verunreinigen pflegen. (Vgl. S. 64.) H. Volksmann.

Nordungarische Diebe haben den Glauben, dass man in gewissen Städten im Stehlen Unglück haben müsse, namentlich dürfe man einen Gegenstand im Fabrikorte nicht stehlen. Überall dürfe ein Dieb von Beruf stehlen, nur an seinem Unglückorte nicht. Wer den Ort erfahren will, muss sich um Mitternacht unter einen Galgen begeben und ausrufen: ‘Wo darf ich stehlen?’ Dann wird ihm eine Stimme Antwort geben. Ein Dieb aus Bösing hörte den Ruf: ‘Überall, nur in Brünn nicht!’ Er wurde als Dieb reich, stahl aber doch einmal in Brünn Tuch und kam dafür auf den Galgen. Benjamin Bonyhády.

Volklied aus Schleswig-Holstein.

Zwei Geliebte in einem Sinn,
Sie liebten stets in Demut hin,
Sie liebten sich so inniglich,
Das Schicksal dreht sich wunderlich.

Der Jüngling wollt' auf Reise gehn,
Da blieb sein Mädchen wohl stille stehn;
Die Mutter spricht: „Mein liebes Kind,
Du weinst dir ja die Augen blind!"

„Ach, Mutter, das Weinen hat keine Not,
Ich gedenk' so gerne an meinen Tod;
Für mich sind keine Freuden mehr,
Wenn ich doch niemals geboren wär'!"

Die Mutter nahm sogleich das Wort,
Sie schrieb dem Jüngling an seinem Ort:
Wenn er nicht käme bald zurück,
Geschäh 's wohl um sein irdisch Glück.

Der Jüngling machte sich vom Weiten auf,
Er kam nach des Feinsliebchens Haus.
Er wusste nicht, was ihm geschah,
Als er sein krankes Mädchen sah.

Er nahm sie wohl in seinen Arm,
Sie war noch weder kalt noch warm;
Sie lispelte ihm ganz leise zu:
„Jetzt geht es in die ewige Ruh."

Ihre roten Lippen waren weiss,
Ihre zarten Hände so kalt wie Eis,
Sie war so schön, so engelrein,
Und schlief in seinen Armen ein.

Auch in Dithm. bekannt. H. Theen—Söby.

Benediction gegen Heuschrecken.

Von A. Treichel.

In den sandigen Gegenden (Czengardlo, Barloggi) der Parochie Alt-Kischau, Kr. Berent, erschienen 1889 die Heuschrecken in so starkem Masse, dass sie die wenigen, nach der Dürre auf dem Sande noch verbliebenen Halme Roggens durch ihre Gefrässigkeit gänzlich zu vernichten drohten. In der Not musste der katholische Parochus aushelfen; seinem Weihwasser und seinem Weihformulare schienen in der That alle Schrecken zu weichen, da sich die gefrässigen Tiere verzogen. Diese sollen jene Sandgegend, sowie die ähnlich sandbegabten Ortschaften der Parochie Wielle im Kreise Konitz alle 10 bis 12 Jahre unsicher machen. Und so konnte mir vom Pfarrer Z. gerade aus der Zeit vom Sommer 1877 ein ähnliches Stück erzählt werden, da er noch als Vicar in jene Gegend kam und auf inständiges Bitten der Leute, sowie des behinderten Pfarrers, welcher ihm das nur in einem fremden, wahrscheinlich Warschauer Rituale enthaltene Weihformular abschriftlich mitgab, auf dem Rückwege richtig die Weihe vollzog, ohne dass er gerade an deren helfende Kraft glauben mochte, zumal ja auch von den Besitzern beider Konfessionen für jene Procedur zusammengelegt war, nur dass Einer sich davon ausschloss, zufällig ein Evangelischer, der an einem kleinen See anwohnte. Nach dem ihm später gewordenen Berichte waren die Heuschrecken von den geweihten Feldern gewichen, hatten sich zu einem Heerhaufen vereinigt und ihren Zug auf das rein ausgeplünderte Kornfeld gerade des Steuerverweigerers genommen, in dessen See sie denn auch ihr Ende fanden. Ist aus früheren Jahren auch keine ähnliche Thatsache bekannt, so mochten sich die Leute der letzten kräftigen Hülfe erinnert haben, als sie jetzt zur staunend abermaligen Hülfe ihren

Geistlichen herbeiriefen. Wiewohl von Unverständigen leicht die Tragweite der mitgeteilten Thatsache missverstanden oder jedenfalls nicht gewürdigt werden könnte, darf ich doch nicht anstehen, davon zu schreiben, durchaus ohne Willen und Absicht der Herabsetzung einer Konfession.

Dazu erwähne ich noch der Thatsache, dass, wie mir Herr Pfarrer P. in T. schreibt, der mir auch die Mitteilung macht, dass nach seinem Wissen die folgende erwähnte benedictio niemals im Ermlande zur Anwendung gekommen sei, im jetzigen Ermländischen Rituale (S. 308) vorkomme eine benedictio deprecatoria contra mures, locustas, bruchos, vermes et alia animalia nociva. Ähnlich kommt in dem Buche: „Probst-Benedictionen (Tübingen 1857, S. 124) vor eine Benedictio agrorum ad abigendum locustas, bruchos et alia animalia fruges corrodentia. Es werden die Heuschrecken also nicht geweiht; sondern es wird Gott gebeten, diese Plage von Land und Menschen wegzunehmen. Die römisch-katholische Kirche aber stützt sich dabei auf verschiedene Stellen der Heiligen Schrift wie Marcus 16, V. 17, 18 und 11, V. 22 bis 24. Es kommt durchaus auf die Intention an.

Volkwitz in Rätseln.[1]

(Aus dem Bergischen.)

Von O. Schell.

1. Eck wiet en Hûs, do sind mia Rütterkes dran, es am Hiarenhûs.

2. Eck gong ens dörch en Strötschen, Do sog eck en Kamerötschen, Dem streppten eck et Böcksken ût On leckten em et Äschken ût.

3. Loch auf Loch; Haare um's Loch; Lustig in's Loch.

4. Ich weiss ein schönes Ding An einer Dam' zu sehen; Es hat auch jede Magd Und jedes Frauenzimmer In der Mitte stehen. Wenn dieses Ding nicht wär', Wär auch kein Frauenzimmer mehr.

5. Met Fremmeln on Quetten Stiev te versetten. Desto stiever dat he stêt, Desto besser dat he dem Löcksken heren gêt.

6. Eck op deck, Du onger meck; Eck häv en Dengen Dat kitzelt deck.

7. Am Ring (Rhein) sôt en Frau, Die wäschten de Ling. Do kôm en Mann gegangen, De hat sonnen Dicken, Langen. Do deit die Frau en erem Senn Hätt eck den Dicken, Langen drenn.

8. Huach klömm eck, Siewen Jongen fang eck, Noch en Toten dabei. Rate mal, was soll das sein?

9. Eck schmiet wat Ronges op dat Dâk, Dat kömmt lang wier heronger.

10. Et woer en Müel met siewen Ecken; En jeder Ecke ston-

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell Band I, 18, 131—132, 170—171, 187; II 15—16, 81; III, 33.

gen siewen Säcke; Op jedem Sack sôten siewen aule Katten: On jede aule Katte hat siewen jonge Katten. Wievöll Bên woeren dat?

11. Hauler di Bauler Löpt åwer den Auler; Het de Mûl voll Menschenflêsch.

12. Eck wiet en Dengen, dat frett schwatt on d(riet?) gries on het den Stät langes de Wang herop.

Auflösungen: 1. Fingerhut. 2. Haselnuss. 3. Trompete und Mund des Postillons. 4. Der Buchstabe a. 5. Zwirnsfaden und Nähnadel. 6. Der Reiter mit dem Sporn und das Pferd. 7. Eine Frau mit einem Kochtopf und ein Mann mit einer Bratwurst. 8. Ein Toter wurde vom Galgen genommen, aber der Kopf blieb hängen. Darin nistete ein Spatz, welcher 7 Junge zog. Dieses Nest nahm ein Mann fort. 9. Ein Garnknäuel. 10. — 11. Der Holzschuh. 12. Der Ofen.

Katzensporn.

III. Der Ausdruck „Katzensporn“ war mir bisher unbekannt. Im Isergebirgland sagt man Katzensteg und meint damit den Pfad der Katze. Geht man aus und schreitet vor einem eine Katze über den Weg, so muss man dreimal auf die Stelle ausspucken, wo unser Schritt den Katzensteg kreuzt. Das beobachtet bei uns jedermann aus keinem anderen Grunde, als weil es auch unsere Vorderen so gehalten. Richtig scheint die Beobachtung, dass in den nächsten 24 Stunden das Wetter umschlagen wird, wenn eine Katze den Boden aufscharrt. Auch meine Mutzi-Katz bestätigt durch ihr Betragen diese Wetterregel.

Neustadtl in B. M. Rösler.

IV. Alte jüdische Weiber hüten sich, über jeglichen Unrat, ohne Ausnahme, hinwegzuschreiten; wo sie es aber müssen, da spucken sie aus, was das Übel abwenden soll.

Lemberg. F. F.

V. Als ich einmal auf den rechten Arm eine Zitterflechte (lišaj) bekam, straften mich die Nachbarinnen mit Tadel, weil ich angeblich über grabusano (von Hunden oder Katzen aufgekratzten Boden) achtlos gestiegen oder mich auf einen von Hunden benässten Stein gesetzt und daher den Ausschlag bekommen habe.

Burnazovića Brod (Slavonien). B. E.

Volktümliche Findlinge aus Schleswig-Holstein.

Von H. Volksmann.

1. **Schafe stehlen.** Kinder suchen einander die Kniee zu kitzeln und fragen: Hes Schåp stå'l'n? Wer dann am Knie kitzelig ist, von dem sagt man, dass er Schafe gestohlen habe. Bergenhusen in Stapelholm.

2. **Das ja der Faulen.** Den Laut m, den man wohl statt ja

zu gebrauchen pflegt, nennt man das ja der Faulen. (Dithmarschen.) In Erfde in Stapelholm nennt man das m auch wohl Smöikerja. Giebt einer nämlich dem andern Feuer, und frägt ihn dann, während er auf der Pfeife saugt: Hes Fûr krêg'n? so hört man statt ja ein m.

3. **Gevatter stehen.** Löst man die Hose und einer steht dabei und sieht zu, so heisst es: He stait (to) Valler. (Stapelholm). Das darf aber nicht gesagt werden, wenn der Dabeistehende irgend eine Bewegung mit der Hand oder mit den Fingern macht. (Bergenhusen i. St.)

4. **Wie der Bauer seine Frau „ait“** (= streichelt). Will man jemanden vexiren, so frägt man ihn auch wohl: Schall'k di mal wisen, wasück de Bûr sîn Fru ait? und dann streicht man ihm von unten aufrecht fest mit der Hand über's Gesicht, so dass die Nase förmlich aufstaucht. (Süderstapel i. Stapelholm).

5. **Frischen Schât un'n „Lick in'n Mârs“.** Ein Bedienter fragte einst seinen Herrn, den König, ob er ihm ein schönes Essen, nämlich „en'n frischen Schât un en Lick in'n Mârs“ bereiten solle; und kochte darauf Eier und eine Ochsenzunge. (Heide i. Dithm., vgl. Am Urq. II. S. 152).

6. **Lied auf seiner eigenen Hand singen.** In einer Trinkgesellschaft wird zuweilen beschlossen, dass jeder „en Stück op sîn êg'n Hand sing'n“ soll. Man steckt dann die linke Hand unter den Allerwertesten und singt irgend ein Lied. Die linke Hand ist die eigene, die rechte nicht, weil man die immer weggibt. Wer den Witz nicht kennt und ein Lied singt, ohne dabei auf der linken Hand zu sitzen, wird ausgelacht und muss sein Glas austrinken. (Dithmarschen, Stapelholm).

7. **Maikicker.** Man zeigt mit einem Finger auf eine Stelle der Kleidung und sagt: Dâr is'n Lock! Sieht der Betreffende dann hin nach der Stelle, so schimpft man ihn: Maikicker! (Nordöstl. Norderdithm.)

8. **Dås utnehm'n.** Wer „dåsig“ (dumm) ist, zu dem sagt man wohl: Du muss na de de Ko'lnbüttler Smid hin, de mut di de Dås utnehm'n. (Koldenbüttel in Eiderstedt). Anderswo in Schleswig-Holstein sagt man auch: He is mit'n Dummbûd'l kloppt. In Angeln sagt man: Gah hin na Hostrup un lat die de Dås utsnied'n. Hier hat man einen Speicher, um alle Dummheiten darin aufzubewahren. (Müllenhoff S. 92).

9. **Wetterkälber.** Kleine Wölkchen, die einem, wenn die Luft nicht recht klar und rein ist, vor den Augen herum zu gaukeln scheinen, nennt man „Wetterkalwer“. (Erfde in Stapelholm).

10. **Schimpfreim.** Karsten Dackstîrt, sitt op'e Fûrhîrd; wenn he ni sehn kann, stick he't Lich an. (Kleinsee in Stapelholm).

11. **Geldnamen.** Pingers, pengers vom Dänischen penge; mutsch monni, de het mutsch monni, vom engl. much mony. (Christiansholm b. Hohn). Wohl nur bei Schiffern gebräuchlich. En Dûtjern = 3 hamb. Schillinge; flåts = die dänischen Reichsbanksdrillinge, die Ende der 50er Jahre geprägt worden; Knöip

nannte man in Dithmarschen die dänischen Vierbankschillingstücke; Jüten nannte man dieselben auch.

12. **Die fünf Finger.** Das ist der Daum, der schüttelt die Pflaum'n, der sammelt sie auf, der trägt sie nach Haus, und der kleine Schelm hat sie alle aufgegessen. (Blickstedt im Dänischen Wohld).

13. **Maus.** Lütje Peter-Pipermûs, kumm vernab'nd (heut Abend) na mîn Hûs, ick will di dat Bett opmåk'n, den schass du d'r gans schöin in slåp'n. (Dithmarschen).

14. **Tiersprache.** Der Hahn spricht: rike Lûd! (Hir wånt rike Lûd). Die Ente sagt: Prach'lwark! (Da's all Prach'lwark = Bettelkram). Die Wachtel ruft: wit bin ick! (wit = gut, fromm), oder: flick de Büks! Die Mücke singt: Fründ, Fründ! Die Maus spricht: Wullt du ni frêt'n wat ick bît, so schas du frêt'n wat ick schît! (Dithmarschen).

15. **Buchstabiren.** P i îpen Pîpen, d e eckel deckel, Pîpendeckel; G r apen Grapen, d e eckel deckel Grapendeckel. (Kleinsee in Stapelh.)

16. **Rätselfrage.** Wat is fårn Ünnerschêd twisch'n en Bôkdrück'r un en Hund? Antw.: De Bôkdrück'r set ers un drückt den, de Hund drückt ers, un set den. (Erfde in Stapelholm.)

Kleine Mitteilungen.

Blutzauber bei Semiten. Der Gegenstand ist in neuerer Zeit sehr gründlich erörtert worden 1. durch Wellhausen in seinem Buche „Reste altarabischen Heidentums" (Berlin 1887) und 2. durch W. Robertson Smith in seinen vor zwei Jahren erschienenen „Lectures on the Religion of the Semites" I. B.: „Fundamental Institutions".

Budapest. Ignaz Goldziher.

Feuersegen. Zu Urquell II. Bd. Heft VIII. S. 145 und Heft X. S. 178. Der mitgeteilte Feuersegen ist in Gustav Lindner's Werk: „Das Feuer" (Brünn 1881) S. 133 und in Hormayr's Taschenbuch N. F. 5. Jahrg. 274 vollständig abgedruckt. Diese Tellerverordnung gab der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar am 24. Dez. 1743 zu Weimar heraus. Der von K. Ed. Haase mitgeteilte Feuersegen ist abgekürzt. H. v. Wlislocki.

Weihnachtbrauch. In einzelnen Ortschaften Schleswigs, namentlich in der Umgegend von Tondern, wird das Geschirr, welches bei der Festmahlzeit am Weihnacht- oder Neujahrabend gebraucht worden, als Teller, Messer und Gabel, nicht, wie sonst, nach der Mahlzeit in der Küche gereinigt, sondern muss, von der Benutzung noch unrein, bis etwa zehn Minuten vor Mitternacht stehen bleiben. Alsdann nehmen es die jungen Leute des Hauses, gehen damit an eine Wasserkuhle und spülen es dort rein. Nach dem Volkglauben erscheinen ihnen bei dieser Gelegenheit die Gesichter der Liebhaber und Bräute. Dabei sollen sich Personen, die sich früher nicht gesehen noch kannten, von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn sie dann wieder zurückkommen und von aussen durch die Fenster in die Wohnstube hineinsehen, dann erscheinen die Personen des Hauses, welche in dem darauf folgenden Jahre sterben, ohne Kopf. H. Theen, Söby.

Kinderspiel aus Siebenbürgen. Vgl. Am Urquell II. Bd. Hft. VI. S. 114. Die Knaben der Siebenbürger Sachsen legen ein Brett über einen Holzblock; auf jedem Ende des Brettes setzt sich ein Knabe, während sie sich schaukeln (hutschen), singen sie:

Medschen, Medschen	Mädchen, Mädchen
Stenkich Krazewezen;	Stinkige Gurken;
Gangen, Gangen	Jungen, Jungen (Buben)
Scheuen wej de Sanen!	Scheinen wie die Sonnen!

Die ungarischen Knaben Siebenbürgens singen bei diesem Spiele:

Lányok, lányok	Mädchen, Mädchen
Boszorkányok;	Hexen;
Fiuk, fiuk	Knaben, Knaben
Tulipánok!	Tulpen!

H. v. Wlislocki.

Der Wunderdoctor von Fünfhaus (Wien). Die Drechslersgattin Johanna Wleck und die Taglöhnerin Magdalena Zimmermann hatten sich am 18. Dez. 1891 vor einem Erkenntnisgerichte, dem Landesgerichtrat v. Födransperg präsidirte, gegen die vom Staatanwalt-Substituten v. Cischini vertretene Anklage wegen Betruges zu verantworten.

Die Taglöhnerin Zimmermann kannte nämlich eine gewisse Marie Lexa, die an Magenbeschwerden litt, ferner kannte die Zimmermann eine Frau Wleek, die sich damit befasste, Wunderkuren zu vermitteln. Die Zimmermann recommandirte nun der Lexa die Wleek und diese setzte sich mit dem „Wunderdoktor“ Eduard Thymann, Gärtnergehilfen aus Fünfhaus, in Verbindung, welcher der Lexa allerlei Kräuter, Messen und Wallfahrten verordnete. Die Lexa wurde dadurch zwar nicht ihrer Schmerzen, dagegen aber 87 fl. 89 kr. los. Von diesem Gelde soll die Zimmermann 16 fl. 50 kr. erhalten haben.

Die Einvernahme der beiden Angeklagten sowie der Zeugen erregte nicht nur im Auditorium, sondern auch bei den Richtern und beim Staatanwalte des Öfteren grosse Heiterkeit.

Die Zimmermann giebt an, sie habe die Bekanntschaft der beiden Frauen wohl vermittelt, aber dafür nichts erhalten. Die Geldbeträge, die sie bekommen, seien ein Entgelt dafür gewesen, dass sie die Lexa drei- bis viermal täglich „geschmiert“ und massirt habe, auch habe sie von dem Gelde Thee gekauft.

Die Wleek erzählt, sie habe wohl eine grössere Summe von der Lexa erhalten, dafür aber 25 fl. für Messen, 27 fl. dem Gärtner, resp. Wunderdoktor Thymann, und für Thee und Salben 13 bis 14 fl. bezahlt. Sie selbst habe von dem Gelde nichts für sich behalten, doch habe ihr der Wunderdoktor für die „Zubringung“ dieser Kundschaft als Honorar versprochen, dafür sorgen zu wollen, dass sie hundert Jahre alt werde. — Staatanwalt: Macht es Ihnen denn eine Freude, so alt zu werden? — Angekl.: Für meine Kinder möchte ich leben, bis sie ihr Brot selber verdienen können. — Staatanwalt: Sie sind ja erst vierzig Jahre alt, da ist ja noch Zeit zu leben, auch ohne den Wunderdoktor. (Heiterkeit.)

Über das Wesen der Zaubermittel befragt, erzählt die Angeklagte, dass Thymann Thee und Gebete, sowie Wallfahrten verordne, er gebe aber auch Wurzeln, die vor Sonnenuntergang gebrannt werden müssen, wobei man sieben Vaterunser zu sprechen habe. Dies sei für's Glück notwendig. (Heiterkeit.) Der Wunderdoktor habe aber auch ein Pulver, damit sich die Leute, denen man es streut, die Füsse brechen; er könne aber auch Krankheiten und Ungeziefer in's Haus schicken.

Die Lexa, so erzählt die Angeklagte weiter, habe einmal jemandem, auf den sie böse war, Ungeziefer in's Haus schicken wollen. Der „Wunderdoktor“ gab nun der Angeklagten zu diesem Zwecke für die Lexa das einschlägige Geheimmittel. Die Angeklagte öffnete das Paket aber aus Neugierde und fand es voll gefüllt mit — Ungeziefer. (Grosse Heiterkeit.) Die Angeklagte giebt ferner an, dass ihr der Wunderdoktor aus Erkenntlichkeit auch ein Pulver geben wollte, damit ihr alter, kranker Mann sterbe, doch habe sie diese interessante Arznei mit Entrüstung abgelehnt.

Der Präsident hält ihr vor, dass sie auch einer gewissen Stronsky 7 fl. herausgelockt habe, um ihre Ehescheidung durchzuführen. (Heiterkeit.) Darüber erzählt nun die Angeklagte, dass sie der Stronsky 3 fl. zurückgegeben habe, 3 fl. aber für sie dem Wunderdoktor gezahlt habe, der ihr ein Pulver gegeben hatte, damit deren Gatte wieder zu ihr zurückkehre.

Der Wunderdoktor Eduard Thymann selbst, dessen Verfolgung wegen Betruges sich der Staatanwalt vorbehält, ist ein kleines sonderbares Männchen. Er will anfänglich von der ganzen Sache nichts wissen, giebt aber dann das Kartenlegen, sodann die „Thee-Ordination“ und schliesslich auch die „Glückwurzeln“ zu, will aber nie mehr als 10 bis 20 kr. dafür erhalten haben.

Die „Glückwurzeln", deren eine der Wunderdoktor vorweist, bezeichnet der Vorsitzende als eine getrocknete Saubohne.

Die übrigen Zeugenaussagen gehen zumeist dahin, dass Thymann auch andere Geheimmittel verkauft habe.

Der Gerichthof sprach die Zimmermann frei und verurteilte die Wleck zu drei Monaten Kerker. Wiener Allg. Ztg. vom 19. Dez. 1891.

Vom Büchertische.

Kiss Aron, Dr.: Magyar gyermekjáték-gyüjtemény (= Sammlung ungarischer Kinderspiele), Budapest 1891, Hornyánszky. VIII. 518. Wir haben hier ein ungarisches Werk, das welchem Volke immer zur Ehre gereichen würde. Niemand wird es entbehren können, der sich mit ungar. Ethnologie oder mit Volkkunde überhaupt befasst. Nahe an 1000 ungarischer Kinderlieder, Abzählreime, Sprüche und Reime hat Kiss in diesem Buche veröffentlicht. Im J. 1883 übertrug ihm die ungarische Lehrerversammlung das ehrenvolle Amt, diese Sammlung zustande zu bringen, was ihm eben mit der thätigen Hilfe unzähliger Volkschullehrer aus allen Teilen des Landes in so schönem Masse gelang, dass wir uns nur freuen können, wenn er im Auslande Nachahmer findet. Die Landlehrer sind eben nicht zu verachtende Sammler. Am Schluss der Sammlung, in die nur magyarische Kinderspiele, Reime, Lieder usw. aufgenommen sind, befinden sich einige auch für die vergl. Volkkunde beachtenswerte Bemerkungen, auf die wir gelegentlich noch zurückkehren. Dr. H. v. Wlislocki.

Nagy, Josef: A Tótok otthonáról Arvamegyében (= Aus der Heimat der Slovaken im Arvaer Comitat). Selbstverlag, Turdossin (Arvaer Comit.) 1891. 5, 226 S. — Es ist das Werk eines armen Schulmeisters, der in angenehmer Form, ohne jedweden gelehrten Ballast, einfach und klar uns das Leben des Slovaken von der Wiege bis zum Grabe erzählt. N. hatte sein Werk seiner Zeit der ungarischen ethnographischen Gesellschaft zur Begutachtung, resp. zur Drucklegung eingereicht. Das Werk wurde belobt, aber aus Geldmangel nicht gedruckt, so dass es nun N. auf seine Kosten hat erscheinen lassen. Es wäre für uns Volkforscher eine rechte Freude, wenn auch andere Volkschullehrer in der Weise wie N. das Volkleben ihrer engeren Umgebung beschreiben sollten. Auszüge aus diesem Werke werden wir unseren Lesern mit der Zeit vielleicht mitteilen können.

H. v. Wlislocki.

Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale. Gesammelt v. Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Aufl., mit biograph. Skitze, Anm. u. Ortregister hrsg. v. Dr. Hermann Ullrich. H. Kahle, Eisenach 1891. XV, 531 S. 8°. Wer sich mit den Stoffen der im deutschen Volke vorkommenden Sagen vertraut machen und die Art schmucklos einfacher, natürlicher Erzählungweise des deutschen Bauern kennen lernen will, wird gut daran tun, diese mustergiltige Sammlung von 833 Überlieferungen eifrig und mit Bedacht zu lesen. Die Typen deutscher Ortsagen, der Geister- und Gespensterglaube, der Zauber und der Humor sind hier ausreichend und bestens vertreten. Zur Kenntnis des besonderen Gebietes, woher die Sagen sind, ist dies Buch von unschätzbarem Werte für den Forscher. Merkwürdig ist es, dass Wucke als blinder Mann die Sammlung angelegt. Dr. Ullrichs Verdienst bei der neuen Auflage ist so gross, dass man das Werk füglich als sein Buch bezeichnen darf. Das Volkmärchen ist hier sehr spärlich vertreten. Bemerkt sei, dass Nr. 248 schwerlich auf eine uralte mündliche Überlieferung zurückgehen, vielmehr durch populäre Geschichtenbücher zur Kenntnis des Erzählers gelangt sein dürfte. Ein Sachregister wäre sehr willkommen gewesen. Die Ausstattung ist recht gefällig. K.

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina usw. Sammelwerk für Volküberlieferungen, Wissenschaft u. Litt. hrsg. v. Unterrichtministerium. B. VI. Sofija 1891. 760 S. gr. 4° mit 8 Farbendruckb. (Trachten u. Typen aus dem Berker, Vračer, Eski-Zagoraer und Rhodoper Bezirk) u. metereolog. Tafel. Im 1. H. des

II. B· unseres U.-Q. u. später im „Ausland“ versprach ich eine eingehende Besprechung über dieses grossartige Sammelwerk zu liefern. Zu meinem Leidwesen bin ich seit mehr als einem Jahre derart von Berufgeschäften in Anspruch genommen, dass ich nicht Musse fand, mein Wort so bald einzulösen, wie ich es wünschte. Inzwischen entwickeln unsere Fachgenossen in Bulgarien Dank der Förderung seitens ihrer Regierung eine so fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit, dass es unmöglich ist, auf einigen Seiten eine solchen Bemühungen entsprechende Würdigung zu geben. Wer immer sich mit slavischer Volkforschung beschäftigt, kann diese Sammlungen nicht missen; denn an Reichhaltigkeit der Mitteilungen und an kritischer Zuverlässigkeit sind sie über jedes Lob erhaben. Die Monographien von Šišmanov und Dragomanov im ersten Teile des Bandes sind vorzüglich. Gegenwärtig muss ich mich mit der Erinnerung an den Wert dieses Unternehmens begnügen, hoffe aber früher oder später Zeit zu gewinnen, um der deutschen Gelehrtenwelt eine nähere Kenntnis von allen diesen Arbeiten und Stoffen zu vermitteln. In einem solchen Falle ist es rühmlich, Dolmetsch zu sein. K.

Živaja starina (etwa mit „Volküberlieferung“ für „Lebendiges Altertum“ zu verdeutschen) hrsg. v. V. J. Lamanskij. St. Ptb. 1891. IV. H. 230 S. Lex.-Form. 42 Seiten umfasst hier der weitere Abdruck der Briefe des deutschkroatischen Publizisten Preiss, Sreznezvskij, P. O. Šafařik, Kur'at u. A. (1836—1846), deren Inhalt für Volkforscher belanglos ist. Priklonskij veröffentlicht mit Verbesserungen seine Studie über das Schamanentum der Jakuten, die Krauss vor drei Jahren verdeutscht hat; Patkanov behandelt das Volktum der Ostjaken und deren Sagenhelden; Žukovskij bespricht Rustem Dostanovičs Islam. Minaev teilt einige Sagen aus dem Pali-Kanon mit, Petrov Volkmedizin und Beschwörungen der Ruthenen in Ungarn aus dem Anfang des 18. Jahrh. Hierauf folgen Hochzeitgebräuche der Ruthenen i. U., Jakutische Märchen v. Priklonskij, Fuchs u. Wolf in der armen. Sagenlitt. v. Marr u. Kirgisische Überlieferungen v. Potanin. Kritiken und kleine Mitt. reichhaltig. Zum Schluss ein Nachruf für weiland Is. Kopernicki.

In der Mélusine B. VI. Hft. 1. spricht sich Gaidoz nicht ohne Bitterkeit, aber mit vollem Recht über den kritischen Unfug aus, der sich in Folklorezeitschriften breit zu machen anfängt. Es ist die aufmerksame Durchlesung dieses Appells an die Gewissenhaftigkeit und — Ehrlichkeit mancher Rezensenten nur anzuempfehlen. Wir müssten es tief beklagen, sollte Gaidoz aufhören, angewidert durch häufige Anfeindungen, Kritiken in gewohnter Weise zu schreiben. Wir hätten leider für ihn keinen Ersatz. Bei der Gelegenheit sei noch besonders der im selben Hefte veröffentlichten Rezension über O. Kellers Latein. Volketymologie gedacht.

Briefkasten. Auf Anfragen von mehreren Seiten. Zur Einführung in das jüdische Volktum älterer Zeiten wäre zu empfehlen das Werk: Die Lebensalter in der jüdischen Literatur. Von physiologischem, rechts-, sitten- und religionsgeschichtlichem Standpunkte betrachtet. Von Leopold Löw. Szegedin 1875. S. Burger. 457 S. 8°. Es enthält 8 Abschnitte: Geschichte der Lebensteilung, Embryologisches und Gynäkologisches, Der erste Lebensmonat, Die aufsteigenden Lebensalter, Bestimmungen der talmudischen Rechtslehre, Der Katan auf rituellem und kultuellem Gebiete, Das abnehmende Alter und Spiele und Zerstreuungen der verschiedenen Alterstufen. Die literar. Nachweise umfassen allein 70 Seiten. Das Buch enthält sehr viel gutes Material für Volkkunde im besonderen und allgemeinen. Nicht zu missen ist Dr. M. Güdemanns 3bändiges Werk: Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden während des Mittelalters und der neueren Zeit. Wien, Hölder.

Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Verwaltung in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. V. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Todvorbedeutungen im magyarischen Volkglauben.

Von Anna Dörfler.

Im nordwestlichen Teile Siebenbürgens, im sogenannten Kalotaszeger Kreis[1]), gilt bei der magyarischen Landbevölkerung folgendes für Todvorbedeutung:

Wenn Wespen an ein Haus oder in dessen Nähe ihr Nest anlegen, so zeigt dies Feuerbrunst oder den Tod eines Familienmitgliedes an. Solche Wespennester lasse man durch eine fremde Person zerstören; tut dies ein Mitglied des betreffenden Hauses, so wird seine Hand mit der Zeit gelähmt, „sie verwelkt" (elfonnyad). Wälzt sich ein fremdes, weisses Pferd vor dem Tore im Staube, so stirbt bald der Hausherr, wenn er es nicht schnell dreimal anspeit und dabei die Worte sagt: „Warum du gekommen bist, von dem gebe ich dir ein Teilchen!" (A miért te jöttél, abbòl adok egy részecskét!) Läuft dies Ross in den Hof hinein, so heisst es: das zuletzt verstorbene Familienmitglied sendet das weisse Ross um ein noch lebendes Familienmitglied! Man legt dann einen Kehrbesen, den man so viel Mal anspeit, als Mitglieder die Familie zählt, über die Torschwelle und treibt das Ross darüber hinaus. Wer plötzlich stirbt, von dem sagt man: Das weisse Ross hat ihn (mit dem Huf) getroffen. (A fehèr ló megrugta.) Legt eine schwarze Henne ein weichschaliges Ei, so soll man es mit einem Besenstiel zerschlagen und in die Erde einscharren, denn es bedeutet, dass die Erde unter einem Familienmitgliede „weich geworden sei" (meglagyúlt a föld alatta), d. h. dass er bald unter die Erde sinken, bald sterben werde. Auf schwarze Hühner-

[1]) S. „Am Ur-Quell" II. Bd. S. 55.

federn, die auf einem Kreuzwege liegen, soll man nicht treten, sonst stirbt man noch im selben Jahre. Wer darauf getreten, sammle sie auf, werfe sie in fliessendes Wasser und spreche dabei die Worte: „Kommet dann vor meine Augen, wenn euch der Tau weiss gewaschen hat!“ (Akkor kerülj szemem elé, ha fehérré mosott a harmat!) In den Dörfern Valkó und Zentelke scharrt man nach dem Abschlachten eines schwarzen Huhnes das entströmte Blut in die Erde ein, damit kein Tier hineintrete; denn dadurch würde es totkrank. Schwarze Hühnerfedern werden nicht ins Bettzeug gefüllt. Schreit eine Eule in der Nähe eines Kranken, so heisst es: sie schreie „Kividd!“ (trag' ihn hinaus! d. h. auf den Friedhof). Wer einen heulenden Hund absichtlich vertreibt, stirbt bald. Miauen die Katzen in mondscheinheller Nacht, so heisst es: sie disputiren darüber, wer demnächst im Dorfe sterben werde. In der Weihnacht- und Neujahrnacht soll man miauende Katzen vertreiben; denn sie zeigen den Tod einer nahestehenden Person an. Sieht man im Lenz den ersten weissen Schmetterling, so soll man dreimal ausspeien, denn dieser Schmetterling „will des Menschen Seele aus dem Leibe locken“ (az ember lelkét kiakarja csalni a testből).

Wenn in der Wohnstube aus dem (gewöhnlich ungedielten) Fussboden ein Pflänzchen hervorspriesst, oder wenn vom Hausdache eine Schindel oder Dachziegel gerade vor die Haustüre herabfällt, so stirbt bald Jemand aus dem Hause, wenn man diese Dinge nicht auf den Gottesacker wirft. Wenn im Sommer infolge grosser Hitze der Erdboden vor der Haustüre oder dem Tore Risse bekommt, so soll man sie mit Erde zuschütten, nachdem man vorher so viele glühende Kohlenstückchen hineingeworfen hat, als die Familie im Hause lebende Mitglieder zählt. Bemerkt man an einem Finger der linken Hand einen gelblichen Streifen (gyertyafüst — Kerzenrauch genannt), als ob den Finger „Rauch getroffen hätte“, so stirbt ein Verwandter demnächst; der Streifen an Fingern der rechten Hand zeigt den Tod eines männlichen, der auf der linken eines weiblichen Mitgliedes der Verwandtschaft an. Sieht man auf fliessendem Wasser einen Strick herumschwimmen, so speie man ins Wasser und spreche: „Wo du hängen bleibst, dort häng' den Teufel auf“ (A hol megakadsi, ott ar ördögőt felakasid); unterlässt man dies, so stirbt des Menschen bester Freund „eines unglücklichen (unnatürlichen) Todes“. Fällt ein Eiszapfen von der Dachtraufe zu Boden herab, so werfe man ihn auf die Strasse; denn schmilzt er im Hofe, so „schmilzt“ (stirbt) Jemand aus dem Hause. Mit verdörrten Bäumen aus dem eigenen Garten soll man im Hause dann erst Feuer anmachen, wenn man ein Aestchen von diesen Bäumen auf den Friedhof geworfen hat; unterlässt man dies, so holt sich derjenige, der ehemals den Baum gepflanzt hat, ein Familienmitglied ab.

Unmenschliche Dinge (embertelen dolgot) treibt derjenige, der vor das Lager eines Schlafenden eine brennende Kerze hinstellt und dann den Schläfer jäh aufweckt, um aus dem Erwachen auf dessen

frühen oder späten Tod zu schliessen. Wenn nämlich der Betreffende in seinem Bette aufsitzt, so stirbt er bald, „denn er ist schon gehfertig“ (már menöfélben van); dreht er sich aber auf die Seite, besonders auf die linke, so lebt er noch gar lange. Wer von einem Ehepaar in der Brautnacht zuerst einschläft, der stirbt auch zuerst. Legt man den ausgefallenen oder ausgerissenen Zahn eines Menschen ohne sein Wissen in Essig, und ist der Essig nach neun Tagen „klar“, so lebt der Mensch noch lange; ist er aber trüb und bildet sich ein Schleim um den Zahn herum, dann „zieht er“ (költözik) gar bald von dannen.

Wollen wir erfahren, ob eine bestimmte Person uns den Tod wünscht, so nehmen wir das sogenannte „Spinnetz-Werfen“ (pókhelóvetés) vor; d. h. 2—3 unbemerkt gestohlene Haupthaare der Person werden bei zunehmendem Mond geschickt in das Netz einer Spinne gelegt. Entfernt die Spinne bis zum dritten Morgen diese Haare aus ihrem Netze, dann wünscht uns die betreffende Person den Tod. Will man erfahren, ob ein neugeborenes Kind ein langes Leben haben wird, so legt man vor Sonnenaufgang ein Stückchen von der Nachgeburt in einen Ameisenhaufen; schleppen die Ameisen die Stückchen bis Sonnenuntergang fort, so steht dem Kinde ein langes Leben bevor. Schläft ein gefährlich Erkrankter, so lässt man über seinem Haupte eine kleine Feder in die Luft steigen; fällt diese auf den Kranken, so wird er genesen; fällt sie aber neben sein Lager, so sind „seine Stunden gezählt“, er wird bald sterben.

Totenfetische bei den Polen.

Von B. W. Schiffer.

Im **Blut** erblickt das Bauernvolk den geheimnisvollen Sitz der Seele und deren Kräfte. Aber nicht bloss das Blut Verstorbener wird als Zaubermittel benützt, auch das Lebender taugt dazu. In der Gegend von Kielce glaubt man, die Schafe müssten verrecken, wenn man unter der Schwelle des Schafstalles das Menstruationblut einer Frau vergräbt[1]). Eine Unfruchtbare, die Kinder bekommen will, verschafft sich ein Fässchen Blut einer Gebärerin, wenn die mit dem ersten Kinde niederkommt; dies Blut muss sie mit Branntwein trinken und sie bekommt Kinder[2]). Eine Frau, die aufhören will, fruchtbar zu sein, muss etwas Blut, das von ihr nach der Geburt eines Kindes abfliesst, sammeln und es in ein fliessendes Wasser schütten[3]). Es ist ein gutes Zeichen, wenn man träumt, man trinke Blut oder sammle solches[4]).

Wenn schon das Blut gewöhnlicher Sterblicher so zauberkräftig ist, um wie viel mehr muss es das Blut des Heilandes sein. Das Blut Christi wird auch thatsächlich als bedeutendes Zaubermittel

---

[1]) Siarkowski: Lud okolic Kielc; in Mat. do etn. III S. 31. [2]) das. S. 45. [3]) das. [4]) Siarkowski: Lud okolic Pinczowa, in Mat. do etn. IX S. 45.

gebraucht. Wer ein guter Schütze werden will, trachtet auf einem Scheidewege etwas Pech zu finden; damit beschmiert er den Pfropfen seiner Büchse und schiesst zum Kreuze; wenn sich darauf in der Pfanne Blut zeigt, so hat er sein Ziel erreicht[1]). In der Ukraina erzählt man von einem gottlosen Jäger, der, auf den Rath des Teufels, bei der Communion die Hostie bewahrte, sie dann an ein Kreuz befestigte, zu dem er darauf mit der Büchse schoss. Blut träufelte vom Körper des Herrn, aber die Büchse verfehlte nie mehr das Ziel[2]). Pulver zum Beschütten (womit ein Mädchen ihre Nebenbuhlerin mit einem Aussatz behaften kann) wird so bereitet: die bei der Communion dargereichte Oblate verschluckt man nicht, sondern hängt sie über einem Stück Brod auf, dann träufelt das Blut Christi darauf, und getrocknet und zerrieben liefert es das gewünschte Pulver[3]).

Im Diebglauben spielt die Leiche des Menschen oder deren Theile eine gewichtige Rolle. Die erstbeste Ader aus einer Leiche, getrocknet und angezündet, macht den Dieb unsichtbar[4]). Eine Kerze aus Leichenfett bewirkt, dass die Schlafenden nicht erwachen und der Dieb ruhig stehlen kann[5]). Der Schlafende, auf den der Schein einer solchen Kerze fällt, verharrt in einem harten, unüberwindlichen Schlaf[6]). Die Hand der Leiche eines fünfjährigen Kindes öffnet alle Schlösser[7]). Eine mit dem Fette Ermordeter genährte Lampe macht unsichtbar. Dieser Glaube kam noch 1864 bei einem in der Niederung verübten Mord zur Sprache[8]). Will man einen Dieb aus der Welt schaffen, dann legt man eine der gestohlenen ähnliche Sache unter einen Toten, und der Dieb muss sterben[9]).

Die Leiche überträgt einen Teil der ihr innewohnenden geheimnisvollen Kraft auf alle Gegenstände, die mit ihr in Berührung treten. Vornehmlich sind es der Sarg, das Leichentuch, das Stroh, worauf die Leiche vor der Beerdigung geruht, die mit ihr die Zauberkraft teilen. Auch der Friedhof und alles, was mit ihm in Zusammenhang steht, besitzt viel von dieser Zauberkraft.

Heilkraft. Ein mit Fieber Behafteter gehe im Sommer zum Friedhof, vor Sonnenaufgang, und wasche sein Gesicht mit dem daselbst gesammelten Tau[10]). Ein an Auszehrung krankes Kind badet man in einem Bade, in das man Erde schüttet, die man von 9 Gräbern gesammelt[11]). Oder man trägt das Wasser auf den Friedhof, tut darein 3 Klümpchen Erde und badet das Kind; rötet sich darauf der Leib, so wird es leben bleiben, wo nicht, muss es sterben; denn die

---

[1]) Petrow: Lud ziemi dobrzynskiej, in Mat. do etn. II S. 132. [2]) Podbereski: Materyały do demonologii ludu ukrainskiego, in Mat. do etn. IV S. 61. [3]) Toeppen: a. a. O. S. 38. [4]) Skrzyńska: Wies Krynice w Tomaszowskiem, in Wisła IV 1890 S. 99. [5]) Podbereski: a. a. O. S. 69. [6]) Rulikowski: Zapiski etno. z Ukrainy, in Mat. do etn. III. S. 104. [7]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, S. 161. [8]) Toeppen: a. a. O. S. 107. [9]) Kozłowski Kornel: a. a. O. S. 383. [10]) Siarkowski: Lud z okolic Kielc, in Mat. do antrp. kraj. III S. 5. Abtheil. für Ethnologie. [11]) Ulanowska: Niektóre mat. etng. ze wsi Lukówcu w mazowieckim, in Mat. do antr. VII Abt. für Ethnologie S. 298.

Erde vom Friedhof „zieht“[1]). Friedhoferde, in einem Säckchen am Halse getragen, schützt vor Fieber[2]). Wenn man sich „verhoben“ oder „verbrochen“ hat, geniesse man Sargspäne mit Schnaps[3]). Von der Bank, auf der ein nach Sibirien Verbannter mit der Knute gezüchtigt wurde, schnitt ein altes Weib einige Späne ab als ein Mittel gegen Fieber[4]). Ein wirksames Heilmittel gegen „plica“: Man mische einige Tropfen des heil. Öles, mit dem der Priester einem Kranken bei der letzten Ölung die Glieder eingesalbt, in Wein und gebe ihn dem Kranken zu trinken[5]).

Auch sonst äussert sich die Zauberkraft der mittelbaren Totenfetische vielfach. Sterben in einer Familie die Kinder hin, dann muss man von einem verstorbenen Kinde das Hemdchen nehmen und damit das Kreuz (auf der Strasse) umwinden; hebt jemand einen solchen Lappen auf oder schreitet er darüber hinweg, so beginnen die Kinder in dessen Familie hinzusterben, während sie in jener Familie fortan leben bleiben; (der Tod ist so „übersiedelt“).[6]) Damit die Vögel das Getreide nicht fressen, rät man in der Gegend von Alt-Korczyn aus einem solchen Laken zu säen, worauf ein Toter gelegen[7]). Es ist am vorteilhaftesten, aus einem Laken zu säen, das unter dem Geweihten am Osterfeiertage gebreitet war oder sich in dem Zimmer befand, wo der Priester mit dem Allerheiligsten bei einem Sterbenden war[8]). Damit die Spatzen keinen Feldschaden verursachen, beräuchert man gegen Sonnenaufgang den Acker mit Sargspänen[9]). Man nehme einen Löffel, mit dem ein Verstorbener gegessen, umkreise damit 3 mal das Feld und spreche: „Wie jener Mensch mit diesem Löffel weder essen noch trinken kann, so mögen durch Gottes Hilfe weder Vögel noch Mäuse von diesem Felde essen oder trinken können“, — und das Getreide ist vor diesen Räubern gesichert[10]). Podbereski erzählt von einem Dorfburschen, der die Felder von den das Getreide schädigenden Vögeln zu befreien pflegte: Er besass einen Löffel, mit dem ein Verstorbener zum letzten Mal gegessen hatte und der dann 3 Tage lang beim Toten gelegen; mit diesem Löffel in der Hand lief er splitternackt um Sonnenaufgang in der Richtung gegen die Sonne 3 mal um den bedrohten Acker herum und warf dann den Leichenlöffel in die Mitte des Feldes; kein Vogel besuchte es mehr![11]) — Derselbe hatte ausserdem auch einen andern Fetisch, der gleichen Zwecken diente. Er nahm einen Stock, mit dem man einen Toten gemessen hatte, wegen Verfertigung des Sarges oder Herstellung des Grabes, in die Hand, schritt, so bewaffnet,

---

[1]) Udziela: Mat. etng. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do antr. XI Abt. für Ethnologie S. 33. [2]) Kolberg: Lud XV Poznanskie, S. 157. [3]) Toeppen: Aberglauben aus Masuren, S. 56. [4]) Rulikowski: Zapiski etnograficzne z Ukrainy, in Mat. do ant. III Abtheil. für Ethnl. S. 109. [5]) Siarkowski: Lud z okolic Kielc, in Mat. do. ant. III Abtheil. für Ethnl. S. 46. [6]) das. S. 27. [7]) das. S. 8. [8]) das. S. 8. [9]) Golębiowski: Lud Polski, Warschau 1830, S. 143. [10]) Rulikowski: Zapiski etn. z Ukrainy, in Mat. do ant. III Abth. für Ethnl. S. 114. [11]) Podbereski: Mater. do demonologii lud. uk. in Mat. do ant. IV Abtheil. für Ethnol. S. 67.

im blossen Hemde in der Richtung gegen die Sonne von einem Winkel des Feldes zum anderen, dann zum dritten, aber so, dass er auf dieser Linie nicht zu Ende schritt, sondern schief einschneidend zum vierten überging, bis er zu dem Punkte gelangte, von dem er ausgegangen war; das wiederholte er 3 mal, darauf steckte er den Stock in die Mitte der schiefen Linie; das Dreieck, das sie abschnitt, blieb den Vögeln überlassen, hier durften sie nach Belieben schalten, aber das übrige Feld liessen sie fortan unberührt; denn der auf der Wache stehende Stock schreckte sie so ab, als wenn der Tote selber es wäre[1]).

Eine Wiege darf man nicht aus demselben Brette verfertigen, woraus ein Sarg gezimmert ward[2]). Einen Schmied verzaubert man folgendermassen: Von den Leichensteinen eines jüdischen Friedhofes kratzt man die Inschriften ab, darauf holt man aus einem Grabe, worin ein alter Jude liegt, einige Barthaare, und diese, mitsamt dem Staube der abgekratzten Inschriften, werden auf den Feuerherd in der Schmiede geworfen. Es wird sich dann eine solche Menge Ameisen in der Schmiede zeigen, dass der Schmied bei der kleinsten Arbeit von ihnen gestört werden wird[3]). Ein Kränzchen aus Sinngrün darf man auf den Sarg nicht legen; der es niederlegt, dem könnte Unglück passiren[4]). Wer jemand schaden will, der nehme etwas Erde unterhalb der Leiche, während das Grab ausgehöhlt wird, und verabreiche es seinem Feinde in einem Trunk Wasser. Der beginnt zu kränkeln und stirbt bald darauf[5]). Das Haar fällt aus, wenn man es mit einem fremden Kamme kämmt; — geschweige wenn mans mit einem solchen Kamme berührt, womit ein Toter gekämmt wurde[6]). Will ein Furchtsamer Mut bekommen, so trage er den Zahn eines Verstorbenen bei sich[7]). Neben Leichenknochen und sonstigen Leichenteilen nennt Kolberg als wirksame Zaubermittel auch Kräuter, Gräser, Moose, Staub von Friedhöfen[8]). Die Sargspäne werden weggefegt und niemals zum Feuer verwendet[9]). Sobald man den Toten im Sarge aus dem Hause trägt, müssen alle Späne und aller Kehricht, der vom Sarge zurückbleibt, weit weg entfernt werden; denn das Geringste davon kann einem den Tod bringen[10]). Das Wasser, womit man die Leiche gewaschen, goss man hinter den Sargträgern aus[11]). Nach Toeppen geschieht das deswegen, damit das Wasser vor dem Hause einen See bilde, der den Toten am Wiederkommen hindere[12]). Um jemandes Urin zu verhalten, bedient man sich folgenden Mittels: Man nimmt eine Nadel, mit der man 9 Totenhemden genäht, und

[1]) Podbereski: Materyały do demonologii lud. uk. in Mat. do ant. IV Abtheil. für Ethnol. S. 67. [2]) Petrow: Lud ziemi dobrzynskiej, in Mat. do ant. II Abt. für Ethnl. S. 127. [3]) Siarkowski: Mat. do etng. ludu polskiego z okolic Pinczowa, in Mat. do ant. IX Abt. für Ethn. S. 42. [4]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do ant. X Abt. für Ethnol. S. 92. [5]) das. S. 114. [6]) Kolberg: Lud, VII Krakowskie S. 144. [7]) derselbe, Lud, XIX Kièleckie S. 214. [8]) derselbe, Lud, VII Krakowskie S. 83. [9]) derselbe, Lud, VI Krakowskie S. 6. [10]) Głuziński: Włościanie z okolic Zamościa i Hrubieszowa, und Wójcickis Archiwum domowe Warschau 1856, S. 519. [11]) Maciejowski: Polska pod względem zwyczajów etc. S. 55. [12]) Toeppen: Aberglauben aus Masuren S. 108.

fädelt darin einen Faden, den man gleichfalls aus 9 Totenhemden gezogen; diese Nadel steckt man in die Mitte der Stelle, wo der Feind Urin zu lassen pflegt, während man eine Zauberformel flüstert; darauf schürzt man von rechts nach links 9 Knoten, indem man zählt: „jeden, niejeden; dwa, niedwa“ etc. (eins, nicht-eins, zwei, nicht-zwei).[1]) Man blendet den Feind, indem man in eine Nadel, womit 3 Totenhemden genäht wurden, ein Haar vom Haupte des Feindes einfädelt; dieses Haar zieht man durch die Augen einer Kröte und lässt sie frei[2]). Jucewicz teilt einen Fall mit, wo jemand auf einem Friedhof mehrere Kreuze zerbrach, als sein Feind mit seiner neuangetrauten Frau aus der Kirche heimkehrend am Friedhof vorbeifuhr; dadurch bewirkte er, dass dieser kein Kind grossziehen konnte. Der Verzauberer nannte als Gegenmittel dazu, man müsste irgend ein Kreuz auf dem Kirchhofe ausbessern[3]). Die Schafhirten verüben Zaubereien, die auf nächtlichen Ausflügen auf den Friedhof beruhen[4]). Der zauberkundige Schafhirte schützt seine Heerde vor Verlaufen: Erst geht er ein Jahr und 6 Wochen lang nicht zur Beichte, dann nimmt er endlich das heil. Abendmahl, versteckt aber die Hostie, anstatt sie zu verschlucken, in einen gebohrten Stab, den er in Bereitschaft hält; nachdem er darauf das Loch im Stabe durch einen Pflock verschlagen, befestigt er daran einen Rosenkranz, den er von einer Leiche stiehlt. Mit dem Stabe zieht er einen Kreis, steckt dann den Stab in die Mitte und lässt die Heerde auf der Fläche des Kreises weiden; kein Schaf wird sich fortan verirren[5]). Wer Zauberer werden will, der gehe am Charfreitag, wenns schon recht dunkel geworden ist, zum Juden, zwinge den, einen alten abgeriebenen „Sechser“ herzugeben; den lege er in Gegenwart des Juden unter die Zunge und begebe sich so auf einen Scheideweg, von woher man den Friedhof sehen kann. Mit einem Haselnussstab ziehe er dann einen Kreis, der aber gegen den Friedhof geöffnet bleiben muss. In die Mitte dieses Kreises stelle er sich mit dem Gesichte gegen den Friedhof gewendet und rufe: „O du grösster und stärkster Zauberer, König über allen Königen, nimm mich in deine Botmässigkeit auf und ich werde dir treu dienen!“[6]) Neben Leichenknochen ist auch Holz von einem Sarge zu Zauber geeignet[7]). Rulikowski teilt einen Lubliner Processact aus dem J. 1739 mit, worin von einer Zauberin gehandelt wird, die dreimal 9 Holzstückchen von einem Sarg an einem Kreuzwege vergraben hatte, um damit zu zaubern[8]). (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Federowski: Lud okolic Zarek, Świerza i Pilicy Warschau 1888, S. 233. [2]) das. S. 234. [3]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa S. 160 Anm. [4]) Federowski: a. a. O. S. 229. [5]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 77. [6]) Wisła IV 1890 S. 785. [7]) Wasilewski: Jagodne, Warschau 1889 S. 162. [8]) Rulikowski: Zapiski etng. z Ukrainy, in Mat. do ant. III Abt. für Ethn. S. 106.

Königtum und Göttlichkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Josef v. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

(Fortsetzung.)

Man hat nicht selten dafür gehalten, dass der letzte Grund des Glaubens an die Göttlichkeit der Könige in der Verbindung des Königtumes mit dem Priestertume, in der einen Person des Königs liege. Abgesehen davon, dass er sich auch dann erhielt, als ein eigner Priesterstand sich entwickelt hatte, so halten wir ihn für älter nicht nur als alles und jedes vom Königtum geschiedene Priestertum, sondern überhaupt als den Gedanken an eine besondere oder gar vom Königtum trennbare, unterscheidbare Funktion. Denn einerseits wissen wir, dass in den ältesten Zeiten ein solches eigenes Priestertum nicht vorhanden, vielmehr der König selber, wie oberster Richter, Heerführer und Eigentümer, so auch oberster Priester gewesen — Fetisch, Gott und Priester zugleich. Wir wissen ferner, dass jedes selbständige Priestertum, nicht ohne eine gewisse Logik, stets gegen die originelle, eigene unmittelbare göttliche Autorität der Könige angestrebt und nur sich selber als den eigentlichen, die Könige dagegen nur als die abgeleiteten Träger des Mandats des Himmels sowie als die unfehlbaren Richter darüber betrachtet hat, ob der Himmel oder die Gottheit den Thronkandidaten legitimire oder sich noch in dem wirklichen Thronbesitzer vorfinde.

Im alten Rom war Jupiter jener rex, als dessen Fetisch[1]) der lebende König galt, und die ganze äussere Erscheinung des römischen Königs ist auch die des höchsten Gottes; der Dalai-Lama, der Mikado, der Kaiser von China, wie die Fürsten der afrikanischen Westküste sind deshalb Könige, weil der Fetisch des jedesmaligen Königs von diesem auf sie übertragen oder doch als auf sie übergegangen geglaubt wird. (Lippert a. a. O. S. 12, 122, 126, 132, 447), wobei sie freilich fürs Wetter, für den Sieg, für die Ernte verantwortlich und wegen Unvermögens absetzbar und zu töten sind. (Lippert a. a. O. S. 186 ff.)

Im afrikanischen Reiche Chazemba hält sich der Herrscher für unsterblich. In Tokelan (Mikronesien) vertritt der Fürst den Gott, der sich in ihn herabsenkt; in den hebräischen Psalmen werden die Könige Götter genannt und Homer singt von dem „Διογένης βασιλεύς.“ Die göttliche Verehrung der egyptischen Könige[2]) und der römischen Imperatoren, wobei bezüglich der ersteren die Möglichkeit eines verurteilenden Totengerichtes, bezüglich der letzteren das nicht seltene Vorkommen der damnatio capitis unter Vernichtung der Bildsäulen

---

[1]) Auch der König des Negerreiches Benin (Guinea) wird als Fetisch verehrt.

[2]) Auf den egyptischen Denkmälern opfern die Könige nicht blos ihren göttlichen Vorfahren, sondern auch sich selbst. Duncker a. a. O. I. 139 f. 141. Auf einem im Jahre 1883 entdeckten, 3300 Jahre alten Obelisk führt Ramses unter andern hochtönenden Beinamen auch den des Sohnes, des Erwählten der Sonne und Herrn der Welt.

erwogen werden möge, sowie die gleiche Verehrung aller asiatischen Könige (Happel a. a. O. S. 154 ff., 197[1]), sind bekannt.

In einem Aufsatz „Neues von den Pyramiden" erfahren wir von Lauth, dass, wie aus den Pyramidentexten unschwer zu entnehmen, die verstorbenen egyptischen Könige darin ausschliesslich als vergöttlichte Personen ohne allen Zusammenhang mit der Geschichte erscheinen und nicht einmal ihre gegenseitige Filiation angegeben wird, was doch sonst auf den Grabdenkmälern, selbst der Privatleute, regelmässig vorkomme — eine Erscheinung, die sich daraus erklärt, dass eben nicht die Filiation, sondern die durch eine Art Fetisch bestimmte göttliche Natur für den König als solchen die Hauptsache sei. Der Rechttitel auf den chinesischen Kaiserthron ist nicht sowohl das Geblüt oder die Wahl, als vielmehr der Auftrag des Himmels, wenn auch die Frage, ob er vorhanden, durch eine Wahl mit Rücksicht auf das Geblüt festgestellt wird. Mit dem Verluste des Mandats, worüber nicht der Kaiser entscheidet, ist er nicht mehr Kaiser und darf, falls er nicht abdiziert, getötet werden. (Pauthier a. a. O pg. 228 ff., 254, 256, 269, 272).

In Uganda (Centralafrika) glaubt das Volk an das Fortleben Kintu's, des Stifters und Ausbreiters des Reichs (Stanley, Durch den dunkeln Weltteil, I., S. 376 ff.) und unwillkürlich denkt man dabei an den Glauben unserer Völker an das Fortleben Karl des Grossen, Barbarossas, selbst Napoleons I. nach ihrem Tode. Der König Lukongh in Afrika ist mit übernatürlichen Kräften begabt; er macht Wetter und ist ein grosser Medizinmann und Zauberer (Stanley a. a. O. S. 275.)

Mit der göttlichen Natur des Königs hängt auch das Tabu auf den Inseln der Südsee zusammen.

Auch den christlichen Zeiten ist eine gewisse auf die Persönlichkeit zurückstrahlende besondere Beziehung zwischen Gott und dem Königtum keineswegs fremd. Wir wollen hier zunächst nur auf die priesterlichen Gewänder und Funktionen, auf die religiöse Salbung, Adoration der Könige, auf Bezeichnungen, wie rex Dei gratia, sacrum imperium, auf die Anrufung des hl. Geistes bei den Wahlen, bei grossen Staatsakten, besonderen Völkerverträgen, auf die Sitte, wie den Göttern Opfer, so den Königen freiwillige Geschenke darzureichen, auf die Symbole und ganze äussere Erscheinung, insbesondere die Tracht des Königtumes und Ähnliches hingewiesen haben.

Im Einzelnen heben wir aber aus den in die christliche Zeit fallenden hierher bezüglichen Erscheinungen nur folgende heraus:

[1]) Ueberall fallen in den Sagen die göttlichen Könige mit den Göttern selber oder mit Kultur-Heroen zusammen. Ueber Arina vergl. Pauthier a. a. O. I. p. 25 f. Die indischen Aswins sind vergötterte Fürsten, weil sie den Ackerbau lehrten vergl. II. p. 12 f. Es ist charakteristisch, dass allenthalben selbst beim stärkstausgebildeten Polytheismus und Pantheismus doch auch immer ein monotheistisches Moment hervortritt — als ob auch im Himmel Herrenrecht und Genossenschaftrecht neben einander sein müssten.

Psalm 82 V. 6: „Ich habe wohl gesagt, ihr (Könige) seid Götter" wurde von Luther dahin ausgelegt, „weil die Götter oder Obrigkeiten neben andern Tugenden sollen Gottes Wort und die Prediger fördern etc.", wozu Melanchthons (Corp. Reform III., 470) Äusserung gehört: „ego dixi, Dii estis, scilicet quia et officium habent divinitus constitutum et impertiri debent res divinas, religionem, justitiam, disciplinam, pacem etc."[1])

So hatte schon Thomas v. Aquino (de regim. princ. I., cap. 12) sich dahin geäussert, der König habe das Amt, in seinem Königreiche das zu sein, was die Seele im Leib und was Gott (respective der Papst?) in der Welt sei.

Bekanntlich drehte sich der ganze Kampf zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum darum, ob der Kaiser seinen ohne Zweifel an sich göttlichen Auftrag direkt von Gott selber oder indirekt durch die Vermittlung des allein von Gott direkt mit der Weltherrschaft beliehenen Papstes erhalten habe, wie auch sonst der Kampf zwischen Staat und Kirche von Seiten des ersteren auf Grund seiner selbständigen göttlichen Anordnung, von Seiten der Kirche auf Grund ihrer alleinigen göttlichen Suprematie geführt wurde. Für die Anerkennung dieser Behauptung war sowohl die anglikanische Kirche in England, wie der gallikanische Zweig der katholischen Kirche zur Sanction des königlichen Absolutismus als eines göttlichen, jeden Widerstand ausschliessenden Rechtes stets bereit gewesen[2]).

So redete denn auch z. B. im J. 1631 der Präsident des Pariser Parlaments den armseligen Ludwig XIII. in einem lit de justice folgendermassen an: „Sire, die Könige sind die sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsichtbare König der Menschen ist. Gott inspirirt sie."

Von der mit einer Art von göttlicher Natur zusammenhängenden wunderbaren Heilkraft der französischen Könige sprechen wir weiter unten, ebenso von einer ähnlichen Kraft der englischen Könige, für deren göttliche Natur manche Stimmen in England sich geltend gemacht haben. So predigte Dr. Kole gelegentlich der Hinrichtung Kranmer's ganz ernsthaft, dass die Fürsten und Könige die irdischen Abbilder Gottes seien, welche Ansicht der Staatsrath bestätigte. (Kortüm, Entstehunggesch. der freistädt. Bunde II., S. 26. 50). Die Tudor-Könige nennen sich eine Art von Gottheit; Jacob I. behauptet sogar, die Könige seien in Wahrheit Götter (vergl. a. a. O. S. 54, 66, 87 f. 91, 110 not.).

Papst Clemens XI. giebt wenigstens zu (Breve v. 1701 s. Marteur, W., die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, Stuttg. 1877, S. 72), dass die Königwürde ein besonderes Geschenk Gottes, eine sacra dignitas sei, die freilich nur rechtgläubigen Fürsten gebühre. Napoleon I. soll sich einmal in nachstehender Weise geäussert haben:

---

[1]) Köstlin, Luthers Lehre v. d. Kirche. S. 200 f. — Baumstark, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Heidelberg 1873, S. 25 f.

[2]) Lecky, Gesch. Englands. Thl. I., S. 168. 234, Thl. II., S. 45. 569.

„Sobald jemand König ist, ist er ein Wesen für sich. Den wahren politischen Instinkt habe ich in der Idee Alexanders gefunden, seine Herkunft von Gott abzuleiten[1])“.

Eigentümliche nur durch die Annahme direkter Beziehungen zwischen der Gottheit und den Königen erklärliche Erscheinungen sind aber noch

a. Die besonderen Umstände bei der Geburt und dem Ende der Könige,

b. die den Königen beigelegte eigenartige Schönheit und Kraft,

c. der in einigen christlichen Staaten bis in die neuere Zeit erhaltene Glaube an die Wunderkraft der Könige.

Ad a. Der oben erwähnte Kintu, Stifter des Kaiserreichs Uganda, der sich auch durch ausserordentliche Fruchtbarkeit seines Weibes und seiner Nachfolger, wie durch das Mitbringen von Haustieren auszeichnete (Stanley a. a. O. I., 1, 376), soll, nachdem er alt und seine Söhne gewalttätig geworden, verschwunden sein und nach dem Glauben des Volkes trotzdem fortleben. Von dem Ende einer kaiserlichen Regierung in China wird gesagt, der König habe, nachdem er seinen Nachfolger bestimmt und ihn zunächst als ersten Minister oder eine Art von Mitregent angenommen, einen Berg bestiegen und sei, in Einsamkeit herabgestiegen, gestorben ohne zu sterben — er lebe fort. Pauthier übersetzt den Thronfall bei den Chinesen mit: „laisser l'ouvrage“, „descendre“, wie heute noch die Engländer nicht vom Tode, sondern von der „demise“ des Königs sprechen. Auf der anderen Seite steht der Glaube an die ausserordentlichen Umstände der Geburt, besonders häufig findet sich der Glaube an die Einwirkung der Dämonen und an die Geburt von Jungfrauen. Athene, wiewohl die Mutter von Göttern, blieb, wie das Parthenon beweist, stets die jungfräuliche Gottesmutter. Über die jungfräuliche Conception und Geburt des Fohi, über die geistige Überschattung der Mutter des Schi-Nong und des Hoang-Ti, dessen Mutter über den Anblick einer glänzenden Wolke gesegneten Leibes wurde, berichtet Pauthier a. a. O. S. 32—42. Andere Beispiele liefert in Fülle die griechische und römische Mythologie; vergl. auch Bastian, die Kulturländer II. S. 10, 30, 48, 61 und Lippert a. a. O. S. 331. Bei den Tibetanern herrscht der Glaube, die Seele des Dalai-Lama fahre in irgend einen andern Mann hinein, den man aber suchen muss (auf Grund der buddhist. Seelenwanderunglehre). Als ein Reisender (Zolly) in einem der wenigen noch übrigen buddhist. Klöster Indiens fand, dass der Ober-Lama gerade der jüngste unter den Priestern des Klosters sei, sagte man ihm auf seine Frage, das komme daher, weil die Seele des vorigen Ober-Lamas in diesen jungen Mann gefahren.

---

[1]) Mad. de Rémusat, Mem. Man vergl. auch den i. J. 1806 erschienenen „neuen Katechismus der gallikanischen Kirche“, auch “le Catéchisme de Bossuet“ genannt, pag. 55. — Mad. de Rémusat s. c. III., p. 49 ff.: „honorer et servir son empereur c'est donc honorer et servir Dieu même.“

Ad b. Die ausgezeichnete und zum Teil eigentümliche Schönheit, die den Königen beigelegt wird. Es wurde schon oben erwähnt, dass der Fürst oder König bei den Angelsachsen (Baldor) nicht nur durch Güte und Gerechtigkeit, sondern auch durch Schönheit ausgezeichnet war. Bekannt ist, dass zum königlichen Schmuck bei den Franken das lange wallende Lockenhaar gehörte (reges criniti.) Bei den Persern, Egyptern und, wie uns die codices picturati des Sachsenspiegels zeigen, werden die Könige mit besonders schönen Gesichtzügen und um ein Beträchtliches grösser als die Übrigen abgebildet, während Besiegte und Unfreie durch kleine Gestalt und hässliches Gesicht gekennzeichnet sind (vergl. Heeren, Ideen I. S. 208.) Höchst eigentümlich ist, was uns Spiegel (eranische Altertümer Teil II., S. 42, 50; Teil III., S. 598) berichtet. Darnach glauben die Eranier nach ihrer Mythe, dass von dem rechten d. h. weder usurpatorisch noch schlecht regierenden Könige, die Majestät in einem besonderen wunderbaren Glanz ausströme und dass ein anderer, wenn er auch factisch König, diesen Schein nicht habe, folglich eines der wesentlichen Momente des wahren Königtums entbehre[1]).

Ad c. Besonders auffallend erscheint es endlich, dass selbst in der christlichen Zeit von einer besonderen, den Königen innewohnenden Wunderkraft gesprochen wird. Soll bereits nach der jüngeren Edda der König Olaf durch blosses Auflegen der Hände Kuren vollzogen haben, so wird von Franz I. von Frankreich berichtet[2]), dass er nach der unglücklichen Schlacht von Pavia als Gefangener in Spanien Kröpfe durch Berührung mit den Händen geheilt habe. Taine (l. c. I. pag. 15, Note 1.) teilt mit, dass man noch „sous Louis XV. encore on envoya les procès-verbals des ecronelles guérir (durch den König.) Shakespeare schreibt den alten Königen von England die Gabe zu, durch Berühren mit den Händen Heilerfolge zu erzielen (Macbeth, IV. Aufg. 3. Sc.)

Von Lecky (Geschichte Englands I., S. 10, 71, 75, 96, 237) erfahren wir, dass das Wunder der königlichen Berührung höchst wahrscheinlich ein französisch-normännischer Import, in den auf die Restauration in England folgenden Jahren eine ungeheuere Popularität, wahrscheinlich auf Grund einer blinden und fanatischen Loyalität, erlangt hatte, dass unter der Königin Anna der alte Glaube an die dem Souverän innewohnende Wunderkraft Kröpfe oder scrophulöse Auswüchse durch seine Berührung zu heilen, wieder aufgelebt sei und dass die Schotten, wiewohl covenantische Protestanten, aus Loyalität und Ritterlichkeit das Grab der katholischen Maria noch lange für

---

[1]) Ludwig XIV. soll in seiner Glanzperiode eine fast überirdische Erscheinung gewesen sein. Es ist bekannt, dass viele christliche Fürsten, mitunter durch sehr unchristliche Mittel, ihrer Erscheinung ein möglichst überirdisches Wesen aufzudrücken suchten.

[2]) Zentgrav, de tactu regum Franconiae quo strumis laborantes restituuntur. Wittemb. 1668. — Hilscher, de cura strumarum contactu regio facta. Jen. 1730. (Beides Dissertationen.)

wundertätig hielten. Endlich soll die Krönung des letzten französischen Bourbon Karls X. mit einer Heilung und Speisung der Kropfkranken und mit einem Ritterfeste des Ordens vom hl. Geiste geschlossen haben. Gescheidlen (Beilage zur allg. Zeitung 1880, Nr. 94, welchem Aufsatze wir einige der angeführten Schriften und Tatsachen verdanken), erwähnt auch noch, dass schon Pyrrhus, König von Epirus, mit seiner grossen Zehe Krankheiten geheilt habe, indem er die Kranken kunstmässig damit bestrich. Wenn aber der genannte Schriftsteller die von den Königen vollzogenen Wunderheilungen im allgemeinen zum tierischen oder animalischen Magnetismus rechnet, so darf man jedenfalls nicht übersehen, dass, wiewohl sicherlich manche dieser Versuche erfolglos blieben, der Glaube an jene Wunderkraft sich doch erhalten hatte. (Fortsetzung folgt.)

Tiere im Glauben der Aelpler.

Von Dr. L. Freytag — Berlin.

1. Wie die Pflanzen so haben auch die Tiere im Glauben der Alpen erhebliche Reste hinterlassen. Vieles davon ist altmythischen, pangermanischen Ursprungs, verhältnismässig wenig ist importiert, manches ist durch allmähliche Veraltung und volkmässiges Missverständnis unkenntlich oder gar sinnlos geworden: so sind mancherlei Widersprüche in der Ueberlieferung zu erklären. Dass die Lokalisierung des Details in den alpinen Ländern und Örtern oft prägnanter hervortritt als im Gebiete der Ebene, ist begreiflich. Im wilden Gebirglande sind oft die Gestalten des Volkglaubens gigantischer und wilder, nicht minder oft aber auch ungleich lieblicher als im Flachlande; Island und Skandinavien haben ihre Elfen, und Tirol hat in seinen Saligenfräulein wol die zartesten Gestalten des Volkglaubens.

1. Es ist schon oft und mit recht darauf hingewiesen worden, dass die alten Germanengötter in der Erinnerung des alpinen Volkes durchaus nicht ausgestorben sind; seit dem Siege des Christentums haben sie teils die äussere Gestalt und den Namen christlicher Heiliger angenommen, teils treten sie als Riesen, Dämonen und Verwünschte auf. Gerade die beiden höchsten Götter: Thorr = Donar und Ođinn = Wuotan sind sozusagen unsterblich geblieben: allgemein bekannt sind sie in ihrer entarteten Volkauffassung in der Gestalt des wilden Jägers. Unendlich oft tritt in den Alpen der gespenstische Riesenreiter auf: den Kopf trägt er unterm Arme, oder er ist gewöhnlich einäugig, oder der Schlapphut beschattet sein Gesicht; ein blauer oder grauer Mantel umwallt seine Gestalt, und ein wunderbares Geisterross, dessen Huftritte donnernd widerhallen und aus dessen Nüstern helles Feuer lodert, trägt ihn blitzgeschwind in die Wolken und über die unzugänglichsten Ferner empor. Meist erscheint dies wunderbare Ross als Schimmel, und das ist ein seltsamer Zug; denn alles, was dem Bösen oder Verwünschten angehört, ist schwarz,

und wenn z. B. ein geisterndes Wesen schwarz erscheint, so zeigt ein wenn auch noch so kleiner weisser Fleck, dass es noch erlösungfähig ist. Wenn nun gerade dies Ross häufiger als Schimmel denn als Rappe erscheint, so ist das ein Beweis, dass in den Traditionen die lichte Seite der alten Götter doch immer noch überwiegt. Odinns Ross Sleipnir, das Vorbild dieser Gespensterrosse, ist grau und hat acht Füsse. Woher diese seltsame Gestalt kommt, ist ebenso leicht begreiflich wie die zahllosen Arme und Köpfe bei indischen Götzenbildern; übermenschliche Kraft oder Schnelligkeit erscheint unter dem Bilde übermenschlich vieler Glieder. Wie geht es nun zu, dass in unsern Traditionen gespenstische Tiere meines Wissens nie mit zu vielen, wol aber mit zu wenigen Gliedmassen erscheinen? Geisterrosse, geisternde Hunde oder Hasen erscheinen oft dreibeinig, nie aber mit mehr als vier Beinen. Der Grund ist meines Bedünkens die christliche, antiheidnische Anschauung; hätte ein solches Geschöpf zuviel Glieder, so wäre es überirdisch; dadurch, dass es dreibeinig erscheint, zeigt es, dass es unterirdisch ist. Vielleicht erscheint deshalb auch der gespenstische Reiter nie mehrköpfig, wol aber ohne Kopf. Uebrigens kommen diese dreibeinigen Tiere in den alpinen Traditionen viel seltener als in norddeutschen vor; wenn aber bei Zingerle [II. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, S. 7] sich im Gefolge der „wilden Fahrt“ eine krumme Gans befindet, so bedeutet krumm soviel wie einbeinig; die Gans war dem Wuotan geweiht, wie jetzt dem hl. Martin, der an die Stelle des kriegerischen Gottes getreten ist.

2. Die bestimmten Göttern eigenen Tiere haben in den alpinen Gegenden ihre symbolische Bedeutung mit auffallender Zähigkeit festgehalten. Thors heiliges Tier ist der Bock; mit Böcken ist sein Donnerwagen bespannt, aber es unterliegt wol kaum einem Zweifel, dass es ursprünglich Stiere, nicht Ziegenböcke waren, zumal das Ziegengeschlecht ursprünglich im mittleren und nördlichen Europa erst später heimisch wurde als das Rind. Der feurige, kraftvolle Stier mit seinem donnernden Zorngebrüll ist weit eher geeignet, das Symbol des leidenschaftlichen, aber leicht zu überlistenden Donnergottes zu sein als der meckernde Ziegenbock; das fernere tertium comparationis, die enorme Zeugungkraft, ist freilich dem Stier wie dem Ziegenbock gleichmässig eigen. In historischer Zeit ist der letztere allerdings unbestritten Thors heiliges Tier; er schlachtet ihn sogar und belebt ihn wieder, indem er nach dem Mahle sämtliche Knochen in das Fell wickelt und den Leben und Tod bringenden Krafthammer darüber schwingt. In den alpinen Traditionen kommt nun dieser Zug unendlich oft vor; Riesen, wilde Männer oder Wildweiber schlachten und beleben in derselben Weise Böcke, Gemsen oder Rinder, und der Zug in Thorrmythus, wo der vorwitzige Diener ein Knöchelchen mitverzehrt und der wiederbelebte Bock dann zum Zorne seines göttlichen Herrn lahmt, tritt ebenfalls oft genug hervor. Ebenso merkwürdig ist der gerade in alpinen Traditionen häufig vorkommende Hexengürtel, der

die Kraft hat, Bäume oder sogar metallene Glocken, denen er umgelegt wird, zu zersprengen. Dieser Zug ist offenbar weder durch Zufall entstanden noch durch verspätete mythologische Gelehrsamkeit eingeführt worden, zumal er so häufig auftritt. Wir haben aber noch andere, wenn auch indirekte Beweise für die konservative Art der Tradition. Wie Zingerle I [Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes S. 42] zu berichten weiss, hilft frisches Wasser und Milch von roten Ziegen gegen alle Krankheiten; und wenn sich Ziegen [S. 113] an Mauern reiben, oder wenn eine Ziege auf einem Hügel sitzt, kommt schlechtes Wetter. Abgesehen davon, dass das Rot Thorrs Farbe ist, wären diese Krankheit- und Wetterregeln geradezu absurd, wenn man sie nicht durch die Mythologie erklären könnte. Der volkfreundliche Thorr (der ja eigentlich älter ist als Ođinn) ist Heilgott und Wettergott zugleich; so wird es begreiflich, dass Ziegen diese doppelte Rolle spielen, und so wird überhaupt vieles verständlich, was uns im medizinischen und im Wetterglauben des Volks als unfassbar erscheint.

Welche Bedeutung die Bockfüsse haben, ist weltbekannt. Durch die Einführung des Christentums schwinden die heidnischen Götter für das Volk durchaus nicht in Wesenlosigkeit, aber aus den Göttern werden Teufel und Dämonen, und als solchen schwören ihnen auch die ersten christlichen Täuflinge in feierlichster Form ab; Ođinn und Thorr stehen hier in begreiflicher vorderster Reihe. So erscheinen denn auch von da ab die Teufel mit Bockfüssen, Hahnenfüssen oder Pferdefüssen (war doch das Pferd das heiligste heidnische Opfertier), und wenn in der Tradition ein unheimlicher Fremdling den Bock-, Hahnen- oder Pferdefuss zeigt, so wird er sofort als Teufel, d. h. als heidnischer Gott erkannt; natürlich wird das Attribut des blossen Symbols dem Gotte selber beigelegt. Dieser Zug kehrt immer wieder und spielt in den Hexenprozessprotokollen eine verhängnisvolle Rolle.

3. Dass die Katze in noch viel höherem Grade ein Hexentier ist, ist auch allgemein bekannt. Den Ägyptiern schon war sie heilig als Tier der Nachtgöttin Bubastis; die Göttin wurde selber in Katzengestalt verehrt, und Katzenmumien sind genug gefunden worden. [Vgl. Friedrich, Symbolik und Mythologie der Natur S. 424.] In der indischen Mythologie ist die Katze das Symbol der göttlichen Kinderbeschützerin Schakti; aber bei uns spielt sie ihre Hauptrolle als heiliges Tier der Vanengöttin Freyja, die der Liebe, Hochzeit und Fruchtbarkeit vorsteht (ebensogut wie die ihr verwandte Frigg). Wie auf Böcken, so auch auf Katzen oder noch häufiger in solche verwandelt reiten die Hexen auf den Blocksberg oder überhaupt an den Versammlungort, der gerade in den alpinen Traditionen fast allenthalben seine bestimmte Lokalisirung hat. Selbst das nächtliche Liebekonzert der Katzen hat die unheimliche Doppelrolle des Tieres im Volkglauben unbedingt verstärkt, und alle Überlieferungen wimmeln geradezu von Katzensagen, eine so unheimlich wie die andere. Namentlich die bekannte Sage, in der ein in einer einsamen

Waldmühle nachts beim Mahlen von Katzen überfallener Müllerbursche einer Katze die Pfote abhaut und morgens die Hexe in seiner Meisterin daran erkennt, dass sie mit abgehauener Hand krank im Bette liegt, kommt hundertmal vor. [Zingerle II., S. 300, Anm. 3 hat viele Stellen gesammelt]. Besonders häufig kommt es auch vor, dass ein Verirrter an ein einsames Haus gelangt, das er beleuchtet findet und durch dessen helle Fenster er rauschende Musik hört; drinnen tanzen zahllose Katzen auf den Hinterpfoten, und andere machen dazu Musik; dass der Wanderer in der einen Katze sein bis dahin nicht beargwöhntes Haustier erkennt, ist ein ebenfalls häufig sich wiederholender Zug. Mit diesen mythologischen Eigenschaften des Tieres stimmen die einzelnen alpinen Traditionen recht gut überein. Wenn Mädchen heiraten wollen, sollen sie der Katze schmeicheln und sie gut füttern, und umgekehrt bekommen Männer, die Katzen gern haben, keine Weiber; und dem, der eine Katze liebt, darf man nicht trauen. Man soll nie eine Katze im Schlafzimmer lassen, weil man nie weiss, ob es nicht Hexen sind; die gefährlichen erkennt man an ihrem besonders langen Schwanze und dessen sehr beweglicher Spitze. Man soll deshalb auch nachts sich mit keiner Katze zu schaffen machen und ja keine werfen, sondern ihnen schweigend aus dem Wege gehen. Aber selbst bei Tage soll man sich hüten, denn wenn jemand tags eine Katze neckt oder plagt, so kommen nachts viele Katzen mit Lichtern und zerkratzen ihn, und wenn Jemand ein Katzenhaar verschluckt, so bekommt er die Auszehrung. Wenn sich heute die Katze putzt, so kommt morgen Besuch; wenn eine Katze so vorm Hause liegt, dass der Kopf auf dem Boden zu liegen kommt, so bedeutet es einen unerwünschten Besuch; wenn sich eine Katze mit der rechten Pfote putzt, so bedeutet es einen Besuch, dagegen das Fortgehen Jemandes, wenn sie es mit der linken thut. Die symbolische Bedeutung der Katze erhellt auch aus der folgenden Tradition: wenn in der heiligen Nacht zwei Katzen in einem Hause raufen, so giebts am heiligen Tage viel Zank und Streit darin. Sehr selten dagegen kommt inbezug auf dies Tier eine Wetterbedeutung zutage wie diese: putzt eine Katze lange die Pfoten, so kommt schlechtes Wetter.

(Fortsetzung folgt.)

Serbischer Zauber und Brauch Kinder halber.

Von Friedrich S. Krauss.

I. Die Abschnitte des Ploss-Bartels'schen Werkes „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (III. Aufl., Leipzig, 1891), die von der schwangeren Frau handeln, sind bei aller Ausführlichkeit und Gründlichkeit doch noch eingehender Ergänzungen und Vertiefungen bedürftig; denn die geringe Beachtung, die bisher seitens unserer Fachgenossen gerade der Schwangeren im Zauber und Brauch der

Völker gewidmet wird, steht in einem Missverhältnis zu der allseitigen Wichtigkeit des Gegenstandes. Der angedeutete Zustand ist die bedeutsamste Wende im Leben des Weibes, und eben darum ist es von Wert, das Verhalten des Weibes in ihrem Übergange zur Mutterschaft nach jeder Richtung hin sorgfältigst kennen zu lernen.

Die Südslavin heiratet frühzeitig, gewöhnlich kaum dem Backfischalter entwachsen. Ihre Sehnsucht hängt noch den Mädchenvergnügungen nach. Wird sie schwanger, so muss sie auf den Putz und auf das Kolo (Reigentanz) verzichten, und, was ihr bei ihrer starken Neigung zur Sinnlichkeit das grösste Opfer kostet, auf lange Zeit der Hingabe an den Gatten entsagen. Ihr bangt auch vor den Qualen der Wehen und nicht minder vor der Last und Entbehrung, die ihr aus dem Ernähren des Kindes erwachsen. Dies alles wirkte zusammen, dass die Mode, wenn man so sagen darf, aufkam, es sei unschicklich, wenn eine Frau in den ersten Jahren der Ehe ein Kind zur Welt bringe.

1. Wünscht ein Mädchen im Brautstand in den ersten Jahren ihrer Ehe kinderlos zu bleiben, so stellt sie folgenden Zauber an. An dem Morgen des Tages, an dem die Hochzeiter sie aus dem Elternhause wegführen sollen, und sie nach Brauch ein warmes Bad nehmen muss, stellt sie selber den Kessel mit dem Wasser zum Erwärmen übers Feuer. Beabsichtigt sie, überhaupt nie Kinder zu gebären, so hebt sie hernach mit der ganzen Hand den Kessel vom Feuer herab; wünscht sie jedoch nur 2 oder 3 Jahre kinderlos zu bleiben, so hebt sie ihn mit 2 oder 3 Fingern herab. Nachdem sie sich entkleidet, und wie sie ins Wasser hineintritt, spricht sie den Bann: na kolko ja prsta ovu vodu donila, onliko godina ona mene od djece oprala! (auf soviel Finger, als ich dies Wasser hiehergetragen, soviel Jahre soll es mich von Kindern reinwaschen!

(Jamina, Slavonien, aufg. Th. Dragičević.

2. Ein anderer Zauber bei gleicher Gelegenheit. Das Mädchen nimmt so viele glimmende Feuerkohlen, als sie Jahre kinderlos bleiben möchte, lischt sie im Badewasser aus und spricht: Kad ovi ugljeni oživili onda i ja djete rodila! (wann diese Kohlenstücke wieder zu brennen anfangen, dann soll auch ich ein Kind gebären!) Sie nimmt die Kohlen aus dem Wasser heraus und bewahrt sie auf. Bekommt sie einmal nach Jahren Lust, ein Kind zur Welt zu bringen, so wirft sie jene Kohlen ins Feuer, und, „sobald sie zu brennen anfangen, fühlt sie sich auf der Stelle schwanger“ (ona odma zatrudni). [Ebenda. Ders.]

3. Desgleichen nimmt die Braut, die kinderlos bleiben will, beim Trauungkirchgange ein Band ohne Maass (d. h. ohne erst die Länge auszumessen) und umgürtet sich damit. So lässt sie sich trauen. Wann sie dann mit dem Manne das Brautgemach betreten soll, knüpft sie in das Band so viele Knoten, als sie Jahre ohne Kinder zu bleiben wünscht. [Ebenda. Ders.]

4. Wann die Braut für den Trauunggang sich herausputzt, muss sie sich hüten, ihre Kleider auf das Sauerkrautfass während des

Ankleidens hinzulegen; denn so viel Reife am Fasse sind, so viele Jahre bliebe sie kinderlos.

[Puškovac, Bosn., v. d. Bäuerin Jela Ristina, aufg. v. Th. Dr.]

5. Ebenso muss die Braut darauf achten, dass ihr Brautgewand bei der Trauung nicht einen einzigen Knoten habe, sonst werde sie unfruchtbar bleiben. [Ebenda. Ders.]

6. Wünscht ein Mädchen mehrere Jahre hindurch kinderlos zu bleiben, so nimmt sie vor dem Trauunggange ein Vorhängschloss, sperrt es auf, legt den Schlüssel auf die eine, das Schloss auf die andere des Fussbodens nieder, geht zwischen Schlüssel und Schloss mitten durch, kehrt wieder zurück, sperrt dann mit dem Schlüssel das Schloss zu und spricht: Kad ja ovaj katanac otvorila onda i dete ponila! (Wann ich einmal dies Schloss aufsperre, dann soll ich auch ein Kind empfangen!) [Ebenda. Ders.

7. Um in den ersten Jahren ihrer Ehe kinderlos zu bleiben, setzt sich die Braut auf dem Hochzeitwagen auf ebensoviele Finger ihrer Hand, als sie Jahre lang ohne Kinder bleiben möchte, und spricht dazu: sidnem na pet prsta da tolko godina dice ne rodim! (ich setze mich [z. B.] auf fünf Finger, um soviel Jahre lang keine Kinder zu gebären!) [Pleternica, Slav. F. S. K.]

Vergrabene Schätze.

Von H. Volksmann.

V. Die Schatzgräber bei Drage. Bei dem Dorfe Drage in Stapelholm liegt im Bratzberge, in dem auch Unterirdische wohnen[1]), ein grosser Schatz. Einst wollten ihn Leute aus Drage heben, und schon hatten sie den Kasten, der den Schatz barg, nahezu aus der Tiefe herausgebracht, als einer der Schatzgräber, namens Huss, das unbedachte Wort sprach: „Nu hebbt wie em bald!“ und sofort verschwand der Schatz wieder in der Tiefe. Doch gab es noch eine Möglichkeit, den Schatz dennoch zu heben; wenn einer nämlich hinreiten würde nach dem Pastor in Kropp, um noch ein Schwarzkunstbuch von ihm zu holen. Huss, durch dessen Unachtsamkeit der Schatz verloren gegangen war, wollte hinreiten. Doch ging er zuerst zu einer Kartenlegerin, und die sagte ihm, er möge nur ruhig daheim bleiben, da er das Buch doch nicht erhielte, obgleich der Pastor es gerade auf dem Tisch liegen habe; auch würde er unterwegs dreimal mit dem Pferde stürzen; das erste Mal bei „Mählensink“ (Niederung, die sich zwischen Seth und Drage hinzieht und bei den Süderstapeler Mühlen — jetzt ist dort nur eine Mühle — vorbeigeht). Dennoch bestieg Huss ein tüchtiges Pferd und ritt fort. Bei „Mählensink“ stürzte er, aber ohne Schaden zu nehmen. Noch zweimal stürzte er, kam aber doch glücklich in Kropp an. Richtig, das Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch, und als Huss nun sagte, dass er

---

[1]) S. Am Urdsbrunnen III. S. 30 f.

abgesandt sei von den und den Leuten aus Drage, um das Schwarzkunstbuch zu holen, da machte der Pastor das Buch, worin er gerade gelesen, zu, klopfte dem Huss dreimal auf die Schulter und sprach dreimal: Bete und arbeite! Und so musste Huss denn ohne das Buch wieder nach Hause reiten, und der Schatz ist noch diesen Tag nicht gehoben.

VI. Der Schatz bei Lunden. Irgendwo bei Lunden liegt ein Schatz. An der Stelle nun, wo der Schatz liegt, brennt jeden Johannisabend ein Licht; dann wird der Schatz ausgewettert (ûtwellert). Einst wollten Leute diesen Schatz heben, und schon sind sie auf dem Deckel des Kastens, der den Schatz enthält, da erscheint ein Fuder Heu mit Mäusen bespannt; und durch das unbedachte Wort eines der Schatzgräber: „Wat kann de Dûvel får Künst“ (Was kann der Teufel für Künste), verschwindet der Schatz wieder in der Tiefe.

(Mündlich von meiner sel. Tante, die diese Sage vor etwa 40 Jahren erzählte.)

VII. Der Schatz auf dem Klinkersberg. Auf dem Klinkersberg zwischen Kleve und Feddringen liegt auch ein Schatz. Einst wollten ihn Leute aus Feddringen in der Johannisnacht heben — denn nur in einer solchen kann es geschehen. Da erschien allerlei Spuk — was aber, weiss ich nicht mehr — und durch ein unbedachtes Wort eines der Schatzgräber versank der Schatz wieder.

(Mündlich von Herrn Behrens aus Feddringen.)

VIII. Der Schatz des Teufels. In den Sandbergen südlich von Lunden, da ungefähr, wo jetzt der neue Kirchhof liegt, hat der Teufel seinen Silberschatz verborgen. Von Zeit zu Zeit wettert (wellert) er ihn aus. Einst ging ein Mann aus Lehe durch die Berge, da glänzte und blitzte Alles in den Bergen von lauter Silber. Da sah er Fünfschillingstücke, Zwölfschillingstücke usw. Das war der Silberschatz des Teufels. (Mündlich.)

Spukgeister.

Von P. Ch. Martens und K. E. Haase.

Aus dem Lüneburg'schen. Nicht nur an Stätten, wo schwere Verbrechen begangen wurden, spukt es und nicht nur Verbrecher müssen nach dem Tode umgehen, sondern jeder aussergewöhnliche Geburt- und Todfall ist Ursache von Spukgeschichten, desgleichen jedes schwere Unrecht. Zu diesen gehört besonders, wenn jemand seinem Nachbar vom Felde abpflügt oder sonst die Grenze verschiebt. Solche Frevler müssen nach dem Tode sich vergeblich abmühen, die richtige Grenze wieder herzustellen. Des Weiteren registriere ich hier noch folgende Daten. Nahe bei Handorf bei Welle stand eine alte Wacholder-Wriete, wo früher eine Bettlerfrau eines Kindes genesen sein und man noch nächtlicher Weile Kindesgeschrei hören soll. Zwischen Wehlen und Wesel ist ein Sahl, wobei ein Mord geschehen sein und ein grosser Vogel spuken soll. In einem Schafstall zwischen

Hanstedt bei Salzhausen und dem Walde hat sich jemand erhängt, weshalb dort eine Katze spukt. Wenn jemand einen Umgehenden berührt, so wird die berührte Stelle schwarz.

Hamburg.

Auf dem Weinberge zu Wustrau spukt es. Auf dem Weinberge zu Wustrau, der früher zum v. Rohr'schen Gute gehörte, stand noch in den sechziger Jahren das alte Wohnhaus, in dessen Kellerräumen sich ehemals die Weinpressen befanden. Als der Weinbau eingegangen war, blieben die alten Pressen unbenutzt stehen. Während der Nacht nun erscheint öfter der letzte Herr v. Rohr auf einem Schimmel und reitet auf ihm um die Pressen im Keller herum, wobei der Schimmel aus den Nüstern fusslange, starke Feuergarben sprüht.

In dem alten Gebäude wurden die Bewohner oftmals durch das Auf- und Zuklappen der Türen erschreckt; sie bemerkten dann auch den Schritt einer die Räume durchwandelnden Person, sahen aber nichts. Um nun dem Unfug ein Ende zu machen, verwahrte man die Türen des Abends dadurch, dass man vor die einfachen Klinken Holzstückchen steckte. Gleichwohl dauerte das Türöffnen und -schliessen fort, obwohl die Holzstückchen sich am andern Morgen stets auf ihren Plätzen vorfanden.

An den nach Morgen zu gelegenen Giebelfenstern bemerkte man, obwohl die Zimmer in der letzten Zeit unbewohnt waren, hin und wieder Lichtschein. Kam man näher heran und untersuchte die Sache, so sah man von aussen zwar den Schein, die Zimmer aber waren leer. Seitdem das Gebäude abgebrochen ist und nur noch die Kellerräume stehen, hat man von dem Spuke nichts mehr bemerkt.

(Mitgeteilt durch Herrn Dr. Brauns zu Fehrbellin.)

Bauopfer[1].

Im Februarheft der Monatschrift „Die Heimat" berichtet Dr. Weber (Hohenwestedt): „Vor einigen Tagen kam ich hier dazu, wie man beim Ausschachten der Dreschdiele eines alten Hauses eine Anzahl von grossen Pferdeschädeln fand, von denen ich nur noch 3 unversehrte nebst Resten von 2 oder 3 ferneren sah. Es wurde mir mitgeteilt, dass man solche in hiesiger Gegend öfters unter alten Dreschdielen vergraben fände. Als Grund für den auffallenden Brauch gab man mir an, „dat et bi't Döschen bäder dufft", es geschähe also, um dadurch eine gewisse Resonanz zu erzeugen. Auch sollen zu diesem Zwecke zuweilen andere Gegenstände vergraben worden sein, durch eine Höhlung unter der Tenne hergestellt wurde."

Ein alter Händler in Dithmarschen teilte mir mit, dass man als untrügliches Mittel gegen den Milzbrand (Swiensük) der Schweine eine lebendige Katze unter dem Schweintrog vergraben müsse.

Wilhelm Lehrmann.

---

[1]) Vrgl. U.-Q. II., 25, 189, 190.

Als Bauopfer scheinen hier im frühen Mittelalter, wie vielfach anderwärts in Deutschland, schöne Töpfe verwendet worden zu sein, in die man frisch getötete Hühner oder auch kleinere Säugetiere warf. Das erhellt klar aus Sagen und einem Funde aus jüngster Zeit. Es wurden die Reste einer uralten, im 30jährigen Kriege nachweisbar zerstörten Mühle blossgelegt und in der Grundmauer mehrere wunderhübsche Gefässe mit Knochen vom Haushuhn und Lamm aufgedeckt. (1 Halswirbel des Huhnes war durchschnitten.)

Schlaupitz, Schlesien. Knauthe.

Bauopfer bei Polen. Folgenden Brauch sah ich beim Bauen einer Hütte im Dorfe Domaźer: Sobald die einzelnen Balken, die Träger der Hütte fertig sind, stellt man sie zusammen, und diese bilden dann das Skelett der Hütte. Der Wirt legt in die Fugen Geld oder wertvolle Sachen hinein, die später der Baumeister herausnimmt. Auf dem Gipfel der Hütte bringt man eine Krone an. Der Wirt schafft Bier und Branntwein herbei, man trinkt auf sein und seiner Familie Wohl. Diesen Brauch nennt man Zwodzina.

Lemberg. J. Spinner.

Sprichwörter aus der Grafschaft Hohnstein.

Von K. Ed. Haase.

1. Ein guter Vogel verlässt ein gutes Nest, sagt man zu einem Mädchen, das den Dienst verlassen will, um sie aufzufordern, vor ihrem Abzuge alles noch gründlich zu säubern.

2. Sie ist ein rechter Nickel, d. h. sie ist sehr stolz.

3. Die Vögelchen, die zu früh pfeifen, frisst die Katze, pflegt man warnend zu einem Kinde zu sagen, das schon früh morgens pfeift.

4. Er (Sie) sitzt noch auf der Eselsbank, sagt man von einem jungen Manne (Mädchen), der (das) noch nicht Gevatter gestanden hat (noch nicht Taufzeuge gewesen ist).

5. Wenn's in den Brautkranz regnet, so hat man Unglück in der Ehe.

6. Die alten Jungfern müssen die Löwenburg scheuern und die Hagestolze das Wasser zutragen.

7. Die alten Jungfern müssen die Frösche über den Harz treiben.

8. Es wird keine Hochzeit gehalten, auf der nicht wieder eine neue zustande kommt.

9. Kalter Kaffee macht schön, hört man auf die Aufforderung, doch zu trinken, oft antworten; darauf erfolgt öfter die Erwiderung: Kalter Kaffeedampf aber noch schöner.

10. Wärst du ein Jude, so müsstest du mit dem Essen aufhören, sagt man zu einem Kinde, das bei Tisch Messer, Gabel oder Löffel zur Erde fallen lässt.

11. Du hast es beniest. Durch Niesen bekräftigt man die Wahrheit der Worte eines andern (auch seiner eigenen).

12. Meine Nase juckt; heute erfahre ich noch etwas Neues.

13. Zutrinken beim Schnapse: „Prost Bruder, ich sehe dich.“ „Das freut mich.“ „Hab’ ich’s recht getroffen?“ „Immer hergesoffen!“

14. Der Herzwurm hat mich beseicht, sagt jemand, der Übelkeit empfindet, so dass ihm „das helle Wasser im Munde zusammenläuft“ [1]).

15. Sieht man auf dem Felde eine „Grasmücke“ (Heupferd, Grille) umherhüpfen, so ruft man ihr zu: Grasemückchen, Grasemückchen, gieb mir ein Viergroschenstückchen.

16. Kuckuckspeck nennt man den Speck, der aus den dünnen Bauchstücken des Schweines gewonnen wird. Wenn der Kuckuck zum ersten Male ruft, erbitten sich die Knechte Kuckuckspeck von ihrer Herrschaft.

17. Wem die Kuh gehört, der kriege sie beim Schwanze, sagt man zu einem, den man zum Zufassen bei einer Arbeit, die in seinem Interesse liegt, ermuntern will.

18. Sie trägt den blauen Kohl nach Hause, sagt man von einem jungen Mädchen, das auf dem Balle den ganzen Abend „sitzen“ muss, d. h. keinen Tänzer bekommt.

19. Der Sandmann kommt, sagt man zu einem Kinde, das sich vor Müdigkeit die Augen reibt oder gähnt.

20. Osterregen bringt keinen Segen, Pfingstregen bringt Segen.

21. Die Sonne zieht Wasser.

22. Die Schäfchen ziehen am Himmel (vom Cirrusgewölk).

23. Spottliedchen: „Weisst du nicht, wo Buhla liegt?“ „Buhla liegt im Grunde, Wo’s die faulen Mädchen giebt, Stinken wie die Hunde.“ Buhla ist ein Dorf in der Grafschaft.

24. Besser, im Winter en Peepel (= Weichling) Als im Sommer en Kreepel (= Krüppel).

25. Es ist, als ob der Tag mit Mollen hereingetragen würde, sagt man, wenn der Himmel sich nach tiefer Dunkelheit schnell und plötzlich aufklärt.

26. Es regnet, wie mit Leinen gezogen.

27. Willst du geschimpft werden, musst du heiraten; Willst du gelobt werden, musst du sterben.

28. Schwerlich, hat der Planschuster gesagt, da lebt’ er noch.

29. Er steht so steif wie eine Meerrettigwurzel, bezeichnet eine steife, gezwungene Haltung.

30. Er ist falsch wie Galgenholz.

31. Die hat den Teufel sehen barfuss tanzen, sagt man von einem bösen Frauenzimmer.

32. Er steht wie der Ochse am Berge oder wie die Kuh am neuen Thor, sagt man von einem, der in seiner Dummheit weder ein noch aus weiss.

33. Er versteht so viel von der Sache wie der Bauer vom Gurkensalat; er frisst ihn mit Löffeln.

---

[1]) Bei den Schwaben in Südungarn: „Der Herzwurm rührt sich mir.“ F. S. K.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

(129—136). (Holländisch). 1) Karel = Kidiridil, Roetert = Riditidirt, Jan = Jidin, Fluit = Flidit, ploos = plidis, Hendrik = Hidindidinrik, plaats = plidits. 2) Jan = apan; Hendrik = Heppenneperepik. 3) Hendrik = Heffenefirefik. 4) Hendrik = Hewenewirewik.

Ermelo. Karl Knauthe.

Polnisch. Von Lemberger Schulmädchen lernte ich folgende Sprachweisen:

1) Inder-Sprache: jeder Silbe wird „inder“ vorangesetzt. Z. B.: Inderja inderdzi indersiaj inderpój inderdę inderdo indermia indersta. (Ja dzisiaj pojdę do miasta.) 2) Ku-Sprache: „ku“ wird jeder Silbe vorangesetzt. Z. B.: Kujak kudzi kusioj kuzim kuno. (Jak dzisiaj zimno!) 3) Le-ku-Sprache: Jeder Silbe wird „le“ vor- und „ku“ nachgesetzt. Z. B.: leniku lezroku lebiku lelamku ledziku lewczoku lerajku lezaku lezaku ledaku leniaku. (Nie zrobiłam wczoraj zadania.) Die Geläufigkeit, mit der die Mädchen diese „Sprachen“ handhaben, macht sie Uneingeweihten ganz unverständlich. F. F.

Chinesische Geheimsprache. Überall, wohin die Chinesen kommen, errichten sie nach der Art, wie es in ihrem Vaterlande der Fall ist, Geheimbünde, die im Zwiespalt mit den politischen und gesellschaftlichen Gesetzen des Landes stehen, in dem sie sich niedergelassen haben. Dabei benutzen sie auch Geheimsprachen nach Art unserer Gaumensprachen, mit denen die Mitglieder bei der Aufnahme vertraut gemacht werden. In den Vereinigten Staaten besteht der Geheimbund I Hing, d. h. Patrotische Erhebung, worüber Stewart Culin in der Numismatic and Antiquarian Society zu Philadelphia am 3. Nov. 1887 eine mir vorliegende Mitteilung macht. Darnach erhält der in den Bund neu Aufgenommene ein Wörterbuch der Geheimsprache, das auch die Erkennungzeichen, nach Art der Freimaurer, aufführt. Eine solche Zeichensprache, nur den Mitgliedern einer Gesellschaft verständlich, muss auch unter die Geheimsprachen gerechnet werden. So erkennen sich die Angehörigen des I Hing schon an der Art, wie sie die Mütze beim Gruss lüften, wie sie mit den Füssen die Schwelle des Zimmers übertreten und dergl.

Was nun die Geheimsprache betrifft, so ist das Wörterbuch der Gesellschaft leider nicht in die Hände St. Culins gelangt, aber er hat folgende Bezeichnungen in Erfahrung gebracht, die ich hier, mit Weglassung der chinesischen Ausdrücke, wiedergebe:

Sandpflügen bedeutet Reis essen; weisse Gurke, Kürbis = Schwein; gelber Kürbis = gebratenes Schwein; Bambussplitter = Essstäbchen; Melonensamen = Silbergeld; Mittelloch = Chinesisches Geld; Krepp = Schwert. R. Andree.

Hexenleiter[1].

Darüber teilt mir aus dem Volksglauben der Rutenen in der Bukowina Frl. M. Paslawska folgendes mit.

In Czinkeu erzählen die Leute, dass in der Nacht vor St. Georg (Juria, 5. Mai n. St. = 24. April a. St.) um Mitternacht die Hexe (Widma) umgehe, Kräuter sammle und dann die Kühe bezaubere.

Einst hatte ein Knecht die Pferde zur Nacht auf die Weide getrieben, nahm die Halftern von ihnen herab und trat den Rückweg an. Da plötzlich hörte er jemanden sprechen; er sah sich um und gewahrte, wie die Hexe auf dem Felde Kräuter schnitt und dabei stets sagte: was ich schneide, schneide ich nicht ab. Da ging der Bursch hinter sie, schüttelte mit den Halftern und sprach: was ich schneide, schneide ich durch.

So ging er allüberall hinter der Hexe her, bis sie verschwand. Dann kehrte er heim und hing die Halftern an ihren Nagel. Als er aber des Morgens nach den Halftern sah, rann aus ihnen Milch.

Vergl. Urquell II., 157, und über den Georgtag Kaindl u. Manastyrski, Die Rutenen in d. Bukowina II., 22, 28.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Katzensporn.

VI. Wenn man sich den Fuss vertreten hat, so halte man ihn in den Katzengang, wo die Katzen durchspringen können, und spreche:

Ik hol myn Foet in'n Kattengang',
so still ik wol den Gnirrband[2]). H. Volksmann.

VII. Beim ungarischen Volke heisst es: Auf die Stelle, wo sich ein Ross im Staube oder Grase gewälzt hat, soll man nicht gleich treten oder gar sich hinlegen, denn man bekommt einen Hautausschlag, den man ungarisch „lóheverés“ (Pferdewälzen) nennt. Wer auf die Stelle tritt, wohin kurz vorher eine feile Dirne urinirt hat, der bekommt am Leibe einen hirsegleichen Ausschlag, „kurvapattanás“ (Hurensprung) genannt. A. Dörfler.

VIII. Die Wanderzigeuner Siebenbürgens und Rumäniens glauben, dass derjenige, der auf der Stelle, die von Hunden nach der Entleerung gescharrt wurde, lange stehen bleibt, die Gelbsucht bekomme und solche Entleerung von sich gäbe, die dem alten (getrockneten) d. h. weissen Hundedr . . . gleiche. Dies geschieht so lange, bis der Hundekot an der Stelle zu Staub wird, auf der der Betreffende gestanden ist. H. v. Wlislocki.

IX. Hier, in der Veluwe, Gelderland, glaubt man, dass derjenige, der zufällig mit den Händen auf eine Scharrstelle der Katzen kommt, einen „Feit“, Hautausschlag sich zuzieht. Auch das Treten

[1]) Vgl. U.-Q. II., S. 92 u. 93, 105 u. 106, 141 u. 142, 157.
[2]) Müllenhoff S. 515.

mit blossen Füssen in „Hondenstrond“ ist höchst schädlich, verursacht Geschwüre, Entzündungen.

X. In Niederl. Ost-Indien sagt man, wie mir pensionirte Soldaten mitteilten, dasselbe von dem Auswurf des Königtigers, sowie einiger Affen.

Ermelo, p. Harderwijk. Karl Knauthe.

Hollandsche Scheldwoorden.

Aartsbengel, Amsterdammer stoepenschijter; Babbelkous, Bangzat, Baviaan, vergulde Bedelaar, Bederver, Boer, Boerenpummel, Brommbeer; Christenhond; Dief, Domoor, Doofpot; Ezel, Exter; Galgestrop, Gek, Gortbuik, Guit; Harderwijker bokking, Hardlooper, Heilspietster, Hekkeschijter, Hengst, Herischopper, Hoerejager, Hoerelooper, Hondekind, Hondsfot, Houtenklaas; Indringer; Kaaskop, Kakkerlak, Kinderplager, Kletskop, Kletsmajor, Klikbek, Klootenboer, Kranendreiër, Kanebraaiër, Kreng; Landlooper, Landverrader, Lamlul, Langbek, Lazerbol, Luilak; Meisjesgek, Mof (Kaasmof, Spekmof), Moordenaar, Morspot; Neger, Negerij; Olifant, Ongeluk, Ontuig, Oostganger, Oproemaker, Oproemakerji; gepensioneerter Paardendief, Pestkop, Pestdeken, Ploert, Praatjesmaker; Rotgans, Rotneus; Sampie, Schaapskop, Schaapenhoeder, Schijthuis, Schooijer, Schoenlapper, Schoornsteenveger, Schurk, Slawendrijver, Smeerlap, Smous, Maaslander spreeuw, Snoepster, Soepong, Strooper, Strooplikker, een gegeten stuk stront; Uilskuike, Vielt, Vuilik, Vuilneus, Vuilpeuk, Verneukbroer; Zuiplap, Zwartkop.

B. Ammersfoortsche Stinkstokken, Arnhemsche Meisjes, Dalfser Moppen, Deventer Kock, Delftsche Jaapmaatjes, Delftsche Kalvenschijters, Enkhuizer spieringkoppen, Ermeloosche Knullen of heidestrumpers, Frieslander stijfkop, Goudsche sprits, s' Gravenhaagsche windhappers, Haarlemsche meisjes of muggen, (Haagsche hoppjes), Kamper steurs, Liersche Theebuike, Leidsche Peuëraarse of Janhagel, Maassluische Kwakke, Middelburger slakken, Rotterdammsche Keelenschijters, Scheveningsche Loerdraaiers, Schiedammsche Geneverbuike of Kakkerlakken, Utrechtsche Theerandjes Vlaardinger moppen of vleeten.

Ermelo p. Hardenwijk. Karl Knauthe.

Abderiten von heute.[1]

Lemberger Pipkes. Bełzer Dripkes. Brodyer Narůnim. Złoczower Chasůnim. Kadychower Fressers. Jaryczower Gänsers. Witkower Lapinikes. Chołojwer Kojnaches. Preuujslaner Ganůwim. Kulikower Brot. Jaworower Eier. Kaminker Spodkes. Rawer Peies. Magrywer Lek. Krakauer Chojakis. Bochnier Trojakis. Chrzanower Beigel. Trzebiner Näss. Przemysler Krepp. Stryjer

[1]) Zu Am Ur-Quell III., S. 27 ff.

Ochsen. Tarnopoler Schwitzers. Hüwnewer Schüsters. Sandezer-Drelechis. Reiszer Schinders. Dąbrower Belfers. Chelemer Chachümim. Stanislaüer Branntwein. Kolomear Mojschew. Drohobyczer Nafczerz. Dubiecker Pletz. Jaroslaüer Chasidim. Tysmienicer Battim. Buczaczer Berg. Sniatyner Berjes. Brzezaner Selner. Mosciskaer Kätz. Czortkower Petz.

(Von Salomon Wieser in Neu Sandez erfahren.) J. A. Charap.

Biblische Rätsel.

Von A. Treichel.

Sie bilden eine eigene Species unter den Rätseln und setzen zuweilen eine genauere Kenntnis der Bibel voraus. Meist aber beruhen sie auf einem kniffliehen Scherze, auf Verdrehung, auf fälschlichem Lesen. Zumeist gehören sie der Neuzeit an. Im Volke werden sie weniger gehört, kommen jedoch auch vor. Sie treten dann auf, wenn es in die Konfirmationstunden geht und machen dann den Kindern viele Freude. Weil die Spitzfindigkeit sie reizt, erschafft der am meisten Bibelkundige deren wohl selber. Auch tragen sie unbewusst oder aus Missverständnis zu deren Entstehung bei. So wurde z. B. das kommende David's Reis geboren. Zuweilen werden sie äquivoker Art, alsdann hier aber natürlich fortgelassen. Eine Abteilung unter ihnen bildet die Frage nach den Ersten bei irgend einer Sache.

Warum kommen die Frauen nicht in den Himmel? Weil in der Bibel steht, dort war eine Stille bei einer halben Stunde; dies wäre dann aber nicht möglich.

Weshalb kommen alte Weiber nicht in die Hölle? Weil da Heulen und Zähneklappern ist, alte Weiber aber keine Zähne mehr haben.

Weshalb muss Noah's Taube ein Täuberich gewesen sein? Weil sie sonst den Schnabel nicht gehalten hätte.

Welches war das glücklichste Paar? Adam und Eva, weil sie weder Schwiegermutter noch Hausfreund hatten.

Was war Petrus für'n Landsmann? Ein Däne; denn es steht: er war auch einer von denen.

In welcher Stadt hat Kain seinen Bruder Abel erschlagen? In Grimme in Sachsen; denn es steht: er erschlug ihn im Grimme.

Was für eine Landsmännin war die Potiphar? Eine Schleswig-Holsteinerin; sie wollte mehr umschlungen sein!

Was ist das achte Wunder der Welt? Dass Elias auf feurigem Wagen gen Himmel fuhr und sich nichts verbrannte.

Wer war der erste Mann? Adam. Und die erste Frau? Madame.

Wer war der erste Adelige? Der Herr von Ferne; denn es steht: da stand der Herr von ferne.

Wer war der erste Dichter? Nebel; denn es steht: dichter Nebel schwebte über den Gewässern. Oder: Rauch und Nebel; denn: dichter Rauch und Nebel lagerte auf dem Berge.

Wer war der erste Vorläufer? Schmerz; denn es steht: Schmerz geht vor mir her.

Wer waren die ersten Bergleute? Gram und Leid; denn David sagte: Gram und Leid bringen mich in die Grube.

Wer war der erste Anstreicher? Judith; denn sie sagte: Holofernes. (Hole Fernes = Firniss.)

Wer war der erste Kutscher? Leid; denn es steht: Leid soll mir nicht widerfahren (wieder fahren); wegen der dativischen Construktion aber deren stetem Verwechsler, dem alten Wrangel, in den Mund gelegt oder als Antwort gültig für die Frage.

Von wo stammte David? Aus Berlin; denn er sagte usw.

Wer war der erste Koch? Josua; denn er dämpfte die Amalekiter.

Wer waren die ersten Selterfabrikanten? Die Amalekiter, soda Wasser tranken. (Soda-Wasser).

Wer war der erste Destillateur? Die Epheser; denn Paulus schreibt ihnen: Euer Ruhm (Rum) ist nicht fein.

Wer war der erste Mehl- und Vorkosthändler? Simson; denn Gott nahm seine Stärke von ihm. Sie muss aber nicht gut gewesen sein; denn Gott gab sie ihm wieder.

Welch grosser Redner im alten Testamente hat bei seiner einmaligen Rede nur einen Zuhörer gehabt? Bileam's Esel.

Wann haben Einige im alten Testamente ihre goldenen Ohrringe getrunken? Die Kinder Israels, als sie sich das goldene Kalb gemacht hatten.

Welcher Apostel hatte den grössten Hut? Der den dicksten Kopf hatte.

Was machen die zwölf Apostel im Himmel? Ein Dutzend.

Warum verbrannten die drei Männer im feurigen Ofen nicht?

Warum konnten die drei Männer im feurigen Ofen nicht Whist gespielt haben? Weil ihnen der Strohmann verbrannt wäre?

Welche Stimme sang David? Bass; de profundis clamavit; er rief aus der Tiefe.

Welche lebenden Wesen schuf Gott zuerst? Himmelhunderden.

Wie hätte man die Socialdemokratie im Keime erstickt? Wenn Kain statt Abel den Bebel erschlug. Es ist aber nachgewiesen, dass Abel überhaupt nicht totgeschlagen wurde; denn: Kain er schlug den Abel.

Wieviel wogen die gerechten Leute aus Sodom? Zwei Loth.

Wieviel verlor Loth an Gewicht, als er aus Sodom ging? Etwas über ein halbes Loth, d. h. seine bessere Hälfte.

Wie hiess Tobias sein Hund? Aber; denn es steht: sein Hund aber . . . .

Was für Haare hatte Tobias sein Hündchen? Hundehaare.

Was geht über Gottes Wort? Der Buchdeckel; einer eingebundenen Bibel.

Womit wurde Jesus satt? Mit Reis; denn es steht: er ist (isst) Davids Reis (Abkömmling.)

Wer erschlug ein Viertel der Menschheit? Kain, da seinen Bruder als Vierten damals Lebenden.

Weshalb hatte Eva kein Dienstmädchen? Weil's damals noch keine gab.

Wie viel Klappen hat die Hölle? Zehn; denn es heisst: da ist Heulen und Zähnklappen.

Welcher General ist vom ältesten Adel? v. Schliefen; denn: im Paradiese lagen Adam und Eva und schliefen.

Welcher Volkstamm nahm den Jonas auf, als er vom Walfisch ausgespieen wurde? Das waren Germanen; denn sie sagten, der ist „jo nass!“

Was für Landsleute waren Adam und Eva? Das waren Polen; denn beim Apfelessen sagte Adam: jadam, ich esse und Eva: jewa, wir essen beide. (v. Z.)

Was für ein Landsmann war Nebukadnezar? Ein Russe; denn bei ihm gilt: ne bug edno zar d. h. nicht Gott, sondern der Zar. (von Zielinski.)

Wie hiess Esau, als er klein war? Eferkel.

Wie hiess Isaac, als er klein war? Ibeutelchen.

Was wurden die Israeliten, als sie durchs rote Meer gingen? Nass.

Was thaten sie hernach? Sie trockneten sich ab.

Wie hiess der Freund vom verlornen Sohn? Prassen; denn es steht: er brachte sein Geld mit Prassen durch.

Wie heisst der liebe Gott mit Vornamen? Ernst; denn es steht: mit Ernst sollt ihr mich anrufen.

War der liebe Gott eine Frau oder ein Mann? Eine Frau, weil Moses der Mann Gottes genannt wird.

Was war David für'n Landsmann? Ein Niederländer; denn es steht: ich bin zu Leiden geboren. (Leyden.)

Wie hiessen Maria und Martha mit Vatersnamen? Bitterlich; denn es steht: da weinten Maria und Martha bitterlich.

Von welcher Seite ist Christus auf den Esel gestiegen? Von keiner; sie setzten ihn herauf.

Weshalb schrieb Paulus an die Korinther? Weil er nicht bei ihnen war.

Welches ist das längste Wort in der Bibel? Hallelujah; denn es hat drei Ellen.

Weshalb taugte David nicht zum Geschäftmann? Weil er ein Schleuderer war.

Wer hatte das grösste Bett in der Bibel? Salomo; denn er fuhr in sein Bett.

Welches ist die grösste Ungerechtigkeit in der Bibel? Dass der Hauptmann von Kapernaum niemals Major geworden ist.

Woher weiss man, dass Kain belle etage gewohnt hat? Weil er den ersten Stock hatte.

Wer war der erste Soldat? Joseph; denn sein Vater liess ihm einen bunten Rock machen.

Wo kommt in der Bibel der erste Skat vor? Wo da steht: man sah die Hebräer im Thale wimmeln.

Wo die ersten Orientreisen? Wo da steht: sie fuhren mit Stangen um den Ölberg. (Stangen, der Unternehmer von neuzeitlichen Gesellschaftreisen.)

Wer waren die ersten Gründer? Der liebe Gott; denn er beschuppte die Fische; sodann Petrus; denn er hieb den Malchus übers Ohr.

Wer war der erste Felljude? Jacob, da er seinen Vater mit dem Felle betrog.

Wer hat die erste Verdienstschnalle bekommen? Jacob, und zwar gleich zwei hinter einander, weil er zuerst um Lea, dann um Rahel sieben Jahre diente; da sagte er aber: Rachel ist süss!

Wer war der prunksüchtigste König der Israeliten? David; denn er hatte sogar einen Absalon!

Weshalb hatte Gilka den besten Liqueur? Weil Gott selbst einen (Gilka) zu sich nahm.

Klapperkês.[1]

Klapperkees wird nichts anderes sein als die Malve, die in manchen Gegenden „Käse, Katzenkäse und auch wohl „Käsepäppel“ genannt wird. Unter diesem Namen sind die Blätter und Blüten der Malva silvestris noch im „Arzeneibuch für das deutsche Reich“ aufgeführt.

Hamburg. P. Ch. Martens.

Zu Klapperkês kann ich mitteilen, dass die wildwachsenden Malvenarten in Dithmarschen und Stapelholm Kêsblöm heissen und dass Kinder die käseartigen Früchte essen. Im nördlichen Angeln nennt man sie Kattenkês, Kêspappel, Kattenkrut und Kattenthee.[2])

H. Volksmann.

Die Malve wird bei uns in Angeln „Kattkrelle“ genannt.

Döllerup. O. C. Nerong.

Im nördlichen Brandenburg um Prenzlau nennt man die Malva silvestris und neglecta. Päppel-Käs' auf plattd., auch einfach Päppel.

Hohenwestedt. Dr. Weber.

Die Frucht der Malve und die Pflanze selbst heisst im Nordfriesischen Sèse; Sèse ist Plural von Sès-Käse. Die Form der Frucht ist die Veranlassung zu dem Namen.

Klixbüll. M. Nissen.

An der bez. Stelle meines Aufsatzes (pg. 70) steht nicht „Klapperkees“ sondern „Klapperkes“. „—kes“ ist im ostpreuss. Dialecte die plurale Diminutivendung gleich dem hochdeutschen „—chen“; hochdeutsch würde das Wort also „Klapperchen“ (nom. plus.) lauten. Gemeint ist, wie ich vermute, herba bursae pastoris.

Memel. Sembrzycki.

---

[1]) Vrgl. S. 126.
[2]) Callsen, Pflanzenkunde II., S. 128.

Kleine Mitteilungen.

Das glückbringende Hufeisen. Ein Beispiel zum bekannten Glauben lieferte eine Verhandlung, die am 17. October 1891 vor dem Schwurgericht am Landgericht II. in Berlin N.W., Alt-Moabit 11—12, stattfand. Eine böse Schwiegermutter war wegen Meineides angeklagt. Die verehelichte Lokomotivführer Handwerk aus Charlottenburg hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihren Schwiegersohn der Untreue an seiner Frau, ihrer Tochter, zu überführen. Das ist ihr nun zwar nicht vollkommen gelungen, immerhin aber hatten ihre Bemühungen einen Prozess herbeigeführt, in dessen Verlaufe sie vor dem Amtgericht in Charlottenburg einen Eid leisten musste, der hinterher als ein Falscheid angefochten wurde. Die Details entziehen sich der Mitteilung, weil die Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Interessant ist an der Sache nur folgender Nebenumstand. Als die auf freiem Fusse befindliche Angeklagte die Anklagebank betrat, trug sie im Arme einen in Papier eingewickelten anscheinend nicht allzuleichten Gegenstand. Da die Gerichtdiener verpflichtet sind, dafür zu sorgen, dass die Angeklagten nicht gefährliche Werkzeuge mit auf die Anklagebank nehmen, so fragte der diensttuende Bote: „Was haben Sie denn da?“ — „Ach, es ist nur ein Hufeisen, das ich unterwegs gefunden habe!“ erwiederte die Angeklagte. Der Bote ahnte keine besondere Absicht und liess der Frau das Packet. Sie legte es auf die Bank und setzte sich darauf. So lange ihr die Verhandlungen gestatteten, sitzen zu bleiben, blieb sie konsequent auf dem Hufeisen sitzen. Das Verdikt der Geschworenen lautete auf Nichtschuldig, deshalb erfolgte die Freisprechung und die Angeklagte durfte frei nach Hause gehen. Als sie aus dem Saale trat, meinte sie zu dem Gerichtdiener: „Sehen Sie? Es ist doch gut, dass ich mir das Hufeisen mitgebracht habe. Ein Hufeisen bringt allemal Glück, und deshalb habe ich es mitgebracht! Und hab' ich nicht Glück gehabt? Nur meinem Hufeisen habe ich meine Freisprechung zu verdanken!“ .... (Berliner Neueste Nachrichten vom 18. Octob. 1891.)

Dr. Julius Stinde.

Liebentfremdung in Bosnien. 1) Will man ein Liebepaar für immer einander entfremden, so stelle man Hund und Katze mit dem Rücken gegeneinander, zapfe beiden Blut aus den Ohren ab, bestreiche mit dem Katzenblute den Rücken des Mädchens, mit dem Hundeblute den Rücken des Mannes, und die Liebe des Pärchens geht zu Ende.

2) Will man einem Mädchen ihren Liebsten abspänstig machen, so grabe man vor und hinter dem Wohnhause des Mädchens je ein Ei ein und sage dabei dreimal die Beschwörung her

Ja ne kopam jajeta,	ich grabe nicht die Eier ein
već njezinu sreću,	begrab' vielmehr ihr Glück;
nek se okameni!	[ihr Glück] es soll versteinern!

Findet das Mädchen zufällig die ihr zum Unsal zugedachten Eier auf, so werfe sie sie weit weg aus dem Bereiche des Gehöftes und entferne sich gleich, ohne sich mehr umzusehen. (Über die Bedeutung von „Glück“ vergl. Krauss: Sreća, Glück u. Schicksal im Volkglauben der Südslaven. Wien 1886, S. 54 ff.)

3) Will man es anstellen, dass ein Mann ein Mädchen zu lieben aufhöre, bestreiche man die Thürschwelle des Hauses, in dem das Mädchen wohnt, auf der einen Seite mit dem Herzen, auf der anderen mit der Leber oder Lunge eines Igels und vergrabe selber zuletzt die gebrauchten Fleischstücke unter der Schwelle.

4) Dasselbe Ziel erreicht man auch, wenn man von einem Grabe Erde stiehlt, die Erde in einen Lappen einwickelt, über das Wohnhaus des Mädchens schleudert und an der Stelle, wo sie niederfällt, vergräbt.

(In Derventa in Bosnien von einer dort ansässigen weissen Zigeunerin.)

Friedr. S. Krauss.

Tauben gewöhnen. Zu II. Bd., S. 130/131: Auch der Taubenzüchter am Zobten legt, damit seine Tiere vom Soeller nicht wegfliegen, Nägel oder Brettstücken von einem Sarge oder auch menschliche Gebeine in eine Ecke des Schlages. Neu gekaufte Tauben pflegt man durch nachstehendes Verfahren an ihr Haus zu „binden“: Man nimmt sie dreimal zwischen den Beinen durch, immer von vorn nach hinten und spricht leise: „Taube, bleib bei mir derhême, wie der Strumpf an meinem Beene“, oder man rupft dem Tiere drei mittlere Schwanzfedern aus und

wirft sie in eine Ecke des „Söllers“, verbrennt sie im Ofen nach anderen. (Um das Weglaufen neu erstandener Hunde zu verhindern, breche man heimlich drei Bissen Brot ab, kaue sie und gebe sie dem Tiere nach einander, jedesmal sagend: „Hund, du gehierst nun mir!“) Knauthe.

Die Kornmutter. Man sagt in Ostpreussen: „Kinder, geht nicht ins Korn, da hockt die Kornmutter.“ Wenn sich ein altes bemummeltes Weib da herumtreibt, sagt man: „Da ist die Kornmutter.“ W. v. Hagen.

Nachtrag zu Am Ur-Quell B. II., S. 102 uf. Das Märchen vom „**Fisch und Fischermanne**“ ist nachweislich seit alter Zeit in Mittelschlesien bekannt gewesen. Die Erzählung lehnt sich an die uns von Herrn Volksmann mitgeteilte eng an:

Fischchen, Fischchen in dem See!
Was willst du lieber Hans Dudeldeh?

Schlaupitz. K. Knauthe.

Michaelislied. Zu Michaelis, wenn das Obst eingeerntet ist, gehen die Kinder, (gewöhnlich die ärmeren) zu den wohlhabenderen Bürgern und singen vor deren Türen:

„Michels, Michels, de gode (gute) Mann, da geihn de Piepen un Fläuten an, de Appel un de Beeren, de Nöte (Nüsse) tau vermehren. Latt mi nith so lange stahn, dat Himmelreich is uppedahn: för alle juten Gäste, de Geber is de beste!“

Nach einer Pause hebt der Gesang von neuem an:

„Ik hör' de Kisten klingen, ik glöb', se wird mir wat bringen; ik hör' de Kisten klappen, ik glöb', se bringt mi 'nen Appeln.“

Sind die Kinder für ihren Gesang reich belohnt, so danken sie der Hausfrau; sind sie aber geneckt, wie das oft der Fall ist, indem man ihnen Tüten mit Asche giebt, so schimpfen sie und rufen:

„Aschen in de Tuten! Frau N. hat 'ne swarte Snuten!“

(Aus Petershagen bei Minden in Westfalen.)
K. Ed. Haase. Neu-Ruppin.

Der Deidesheimer Pfingst-Ziegenbock. Einem alten Herkommen gemäss sind die Bewohner von Lambrecht (Rheinhessen) verpflichtet, alljährlich am Pfingstfeste der Gemeinde Deidesheim einen tadellosen Ziegenbock zu liefern, der dann in Deidesheim zur öffentlichen Versteigerung gelangt. Über die Entstehung des seltsamen Brauches wird erzählt: In dem etwa eine Viertelstunde nördlich von Lambrecht gelegenen Curbachthale besitzt die Gemeinde Deidesheim einen Waldkomplex. Den Lambrechter Bürgern steht nun von Alters her das Recht zu, in diesem Walde ihre Kühe und Ziegen zu weiden, wogegen sie nach einer von Napoleon I. getroffenen Anordnung gehalten sind, als Tribut einen fehlerfreien Geisbock alljährlich am Pfingstdienstage nach Deidesheim zu liefern. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren verweigerten die Lambrechter diese Ziegenbocklieferung, und es entstand hierüber ein sieben Jahre andauernder Geisbockprozess, der indessen zu Ungunsten der Lambrechter entschieden wurde. Da während der Prozessjahre kein Ziegenbock geliefert worden war, mussten die Lambrechter nachträglich auf einmal sieben Geisböcke nach Deidesheim liefern.

Berliner Abendpost Nr. 113 vom 13. Mai 1891.

Vom Büchertische.

Gillhoff, Johannes: Das mecklenburgische Volkrätsel. Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben von —, Parchim. H. Wehdemann's Buchhandlung, 1892. XVI + 142 S. 8⁰. Der Verfasser, ein mecklenburgischer Volkschullehrer, behandelt in diesem Büchlein das niederdeutsche Volkrätsel in Mecklenburg, und dürfte so ziemlich diesen Zweig der niederd. Volkpoesie in Mecklenburg erschöpft haben. Das Buch ist streng wissenschaftlich. Die deutschen Lehrer können sich ihres Kollegen berühmen und die Volkforscher werden ihm sein Rätselbuch Dank wissen. H. Volksmann.

Jellinghaus, H.: Arminius und Siegfried. Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel u. Leipzig 1891. 38 S. 8⁰. Pr. 1 M.

Über die Örtlichkeit der Hermannschlacht sind unsere Forscher noch nicht einig. Während Chronisten den östlichen Teil von Lippe-Detmold als das Schlacht-

feld ansehen, verlegt Clostermeier die Schlacht in die Dörenschlucht. Esselen sucht den Ort bei Beckum. Mommsen will das Schlachtfeld bei Engster im Osnabrückischen gefunden haben, während Schierenberg und mit ihm Jellinghaus die Gegend zwischen Detmold und Altenbecken für die richtige Örtlichkeit halten, und als entscheidend für diese Gegend den Umstand ansehen, dass Germanicus im Jahre 15 n. Chr., als er zum Begräbnis der Überreste des Römerheeres zieht, alles Land zwischen der obern Lippe und der obern Ems verwüstet, und dann erst den Ort der Schlacht trifft. Der Kernpunkt des Büchleins liegt aber darin, dass J. nicht ohne Grund annimmt, dass der Siegfried der Heldensage kein anderer sei, als eben Arminius, wie schon vor ihm J. Mone, Ad. Gieseler, Schierenberg und Vigfusson. H. Volksmann.

Frahm, Ludwig: Lebensbilder der Heldengeister und Altmeister, der verdienstvollsten und hervorragendsten Männer Schleswig-Holsteins. Selbstverlag. 1891 u. 1892. 12 Lieferungen mit 60 Biographien und 24 Portraits. 8°. Pr. 3 M.

Ein Musterwerk in Sprache und Auswahl der Biographien. Es sollte in keiner Bibliothek eines Schleswig-Holsteiners fehlen. H. Volksmann.

Winternitz, Dr. M.: Das altindische Hochzeitrituell nach dem Apastambîyagrihyasûtra und einigen anderen verwandten Werken. Mit Vergleichung der Hochzeitgebräuche bei den übrigen indogermanischen Völkern. (Densksch. der kaiserl. Akad. d. Wiss. i. Wien B. XL.) Wien 1892. S. 114, gr. 4. Die mit Texten versehenen Übersetzungen geben uns beiläufig ein Bild alter, südindischer Hochzeitbräuche. W. liefert zu den einzelnen Punkten Parallelen aus dem engeren Kreise der s. g. Indogermanen und meint, hiedurch auch seinerseits mit den Grund zu einer „Volkkunde der Indogermanen“ zu schaffen. Wenn ich die unstreitig sehr wertvolle Abhandlung mit ihren reichen Nachweisen und sparsamen, doch immer zutreffenden Schlussfolgerungen überblicke, so drängt sich mir die Überzeugung auf, dass ich in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslaven“, auf das sich W. häufig beruft, und er selber in seiner Abhandlung gerade die Wichtigkeit der Hochzeitbräuche überschätzen. Wenn man von den hauptsächlich wichtigen Rechtformen der Eheschliessungen absieht, so bleibt wenig mehr übrig als eine Symbolik in verschiedenen Abstufungen und Fassungen. Diese Art Symbolik ist nun unstreitig ganz und gar von der Stellung des Weibes abhängig, die ja wieder ihrerseits durch die soziale Entwicklung innerhalb eines jeden Volkes bedingt ist. Darum erscheinen mir Rückschlüsse auf eine „indogermanische Vorzeit“ als zwecklos und eine „Volkkunde der Indogermanen“ als eine überflüssige Einteilung. Die Volkkunde als Wissenschaft umfasst alle Völker der Erde und weiss daher mit dem der Sprachvergleichung entlehnten Worte „Indogermanen“ nichts erspriessliches anzufangen. Herr Dr. W. freilich auch nicht, aber das schmälert sein Verdienst durchaus nicht, und gerne will ich einräumen, dass seine Arbeit als Spezialuntersuchung den besten Erzeugnissen unserer fachwissenschaftlichen Literatur beizuzählen ist. F. S. K.

Wisła B. V. Heft 4. S. 733—1029. Ronisz: Das Dorfleben in Dreglin; Matlakowski: Dyngus und Śmigus (vrgl. Am U.-Q. B. II. S. 7 ff.); Zawiliński: Aus einem Pfarrarchive; Udziela: Bekränzung beim Erntefest; Zawiliński: Ein pol. Bruchstück der Lenorensage. Krzywicki: Augen und Haarfarbe; Jastrzębowski: Glaube ans jenseitige Leben; Ciszewski: Krowotisch-serb. Volkkunde (Bibliographisch). Umfragen wie sonst. Nachruf für w. J. Kopernicki mit Bild (ausführlich).

Živaja starina B. II. Heft 1. Sobolevski: Skizze der russ. Dialektologie; Syromjašnik: Baltische Goten; Manžura: Kleinruss. Überlieferungen und Volkglauben; — Bulgar. Volksagen. Kritiken und kleine Mitteilungen schätzbar.

Herausgeber Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Verwaltung in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. VI. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Eine uralte griechische Tierfabel.

Vergleichende Studie von Kaarle Krohn.

Wenn man von einer Parabel bei Hesiod absieht, so gehören die Tierfabeln, die sich in den Bruchstücken von Archilochos erhalten haben, vielleicht zu den ältesten der Welt. Zu diesen zählt auch ein ihm zugeschriebenes Sprichwort:

Πολλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα.[1])

Welcher Art das Eine besondere des Igels sei, wird nicht gesagt. In fliegenden Wörtern, die sich auf Fabeln und Märchen beziehen, setzt man diese natürlich als allgemein bekannt voraus. Doch muss ich gestehen, die Tierfabel, auf die unser Sprichwort Bezug hat, in der griechischen Fabelliteratur nicht gefunden zu haben. Der alte Aesop, so viel wir von ihm kennen, scheint trotz seinem guten Gedächtnisse diese Eine vergessen zu haben.

Glücklicherweise gibt es aber ausser der literarischen Überlieferung eine mündliche, die nicht weniger dauerhaft und oft noch getreuer ist. Diese Überlieferung, die sich im Munde des Volkes fortpflanzt, ist wohl mancherlei Veränderungen unterworfen. Aber alle Veränderungen einer Volküberlieferung geschehen unbewusst, nach bestimmten psychischen Gesetzen und haben oft in Tausenden von Jahren weniger Entstellungen der Urform verursacht, als eine einzige absichtliche Umarbeitung bei der künstlerisch-literarischen Auffassung desselben Themas. Die Auffindung der Urform in der mündlichen Überlieferung wird noch dadurch erleichtert, dass sie eine Menge Varianten aus verschiedenen Gegenden darbietet, die in verschiedener Art entstellt worden sind und folglich auch verschiedene Züge unentstellt erhalten haben. Auf diese Treue des Volkgedächtnisses, die

[1]) Viel weiss ein Fuchs, aber ein Igel kennt etwas ganz besonderes.

von Manchen noch unterschätzt wird, gründet sich unter anderem die Möglichkeit einer Wissenschaft der Volkkunde.

Die Tierfabel, nach der wir suchen, findet sich noch heut zu Tage im Munde des griechischen Volkes auf der Insel Euboea[1]). Die Füchsin fordert den Igel auf, mit ihr in den Weinberg zu gehen, um Trauben zu stehlen. Der Igel sagt, er fürchte sich vor den dort aufgestellten Fallen. Die Füchsin aber prahlt, sie wisse drei Säcke voll Listen. Das erste Mal gerät die Füchsin in ein Eisen und ruft den Igel zur Hilfe, sie sei über einen Abgrund gesprungen, und da seien alle ihre Listen hineingefallen. Der Igel sagt, er wisse zwei Listen; die eine, sich tot zu stellen und die andere, dabei tüchtig zu forzen. Die Füchsin befolgt den Rat und wird von dem herbeigekommenen Bauer als ein stinkender Kadaver losgemacht und so nur hingeworfen. Das zweite Mal gerät der Igel in die Falle und ruft die Füchsin zur Hilfe. Sie aber entschuldigt sich, sie sei über einen Abgrund gesprungen und alle ihre Listen seien wieder hineingefallen. Da bittet der Igel sie noch um einen Abschiedkuss, und packt ihr die Zunge mit den Zähnen. Der herbeigekommene Bauer schlägt die Füchsin tot, aber den Igel lässt er laufen.

In diesem griechischen Tiermärchen werden zwei Listen des Igels erwähnt, doch ist die andere nur ein Zusatz zu der ersteren, zu dem sich tot stellen. In einer südslavischen Variante aus Serbien[2]) giebt der Igel dem in das Eisen geratenen Fuchse nur den einen Rat, sich tot zu stellen. Ebenso in einer bosnischen der Kater dem Fuchs[3]). Eine dritte Variante aus Kroatien[4]) ist zwar in dieser Hinsicht durch die Fabel von Bock und Fuchs entstellt worden, indem der Igel den Fuchs bittet, ihm aus der Wolfgrube zu helfen, ihn aber seinerseits im Stiche lässt. Im Anfange hat sich aber ein altgemeinsamer Zug erhalten, indem der Fuchs seinen 77-fachen Verstand dem blos 3-fachen des Igels gegenüberstellt.

Durch die Südslaven scheint das Märchen auch zu den Russen gelangt zu sein. Wohl habe ich es in Russland nur in einem Paar ehstnischer Varianten mit dem Igel als der Hauptperson vorgefunden. In einer aus dem Pernauschen in Livland[5]) sind der Igel und der Fuchs in eine Wolfgrube geraten. Auf den Rat des Igels stellen sie sich beide tot. Der Jäger wirft sie auf den Rand der Grube und sie entfliehen. Der Fuchs seinerseits bietet dem Igel keinerlei Hilfe, als diesen die Hirten mit ihren Hunden verfolgen. Als der Fuchs noch die Jungen des Igels heimlich vertilgt, beschliesst der Igel, sich zu rächen. Er findet eine Falle, sagt aber dem Fuchse,

---

[1]) Hahn, griech. u. alban. Märchen II. S. 103, Nr. 91. [2]) Archiv für slav. Philol. I. S. 273. [3]) Krauss, im Urdsbrunnen 1889. S. 98. [4]) Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven I, S. 44, Nr. 13. [5]) In der Handschriftsammlung von Dr. J. Hurt in St. Petersburg, 20ster Quartoband, J. Petersons vierte Sendung, Nr. 2. Diese mit Hilfe von 600 Schullehrern und Bauern in vier Jahren (1888 bis 92) veranstaltete Sammlung enthält über 70 Tausend Nummern jeder Art zur Volkkunde und ist eine Fundgrube ersten Ranges.

er habe ein schönes Spielwerk gefunden: „sobald man nur eine Saite anschlägt, fangen alle Saiten zu tönen an“. Der Fuchs lässt sich vom Igel in die Falle verleiten.

Aber mit dem Kraniche statt des Igels kommt es nicht nur bei den Russen, sondern durch ihre Vermittelung auch bei den Tataren in Südsibirien[1]) und bei den Finnen an der russischen Grenze vor. In einer Variante aus dem östlichsten Finnland[2]) sind der Kranich und der Fuchs in eine Wolfgrube geraten. Der Kranich meint, der Fuchs habe viele, aber sehr zerstreute Pläne, er dagegen nur einen, und zwar einen festen. Wie in dem ehstnischen Märchen stellen sie sich tot und werden aus der Grube herausgeworfen.

In dieser finnischen Variante sowie auch in einer kleinrussischen[3]) wird in unmittelbarem Zusammenhange eine andere griechische Fabel von der Gastfreundschaft des Kranichs und des Fuchses erzählt. Aus der Verbindung der beiden Fabeln ist die Verwechselung des Igels mit dem Kraniche in der ersteren leicht zu erklären.

Eine andere Verwechselung der Hauptperson kommt in einer südslavischen Variante aus dem Herzögischen[4]) vor, die sonst die ursprüngliche Form gut erhalten hat. Im Weinberge verfängt der Fuchs sich in der Falle des Jägers. Der Kater weiss ihm einen guten Rat zu geben, sich tot zu stellen.

Die Verwechselung ist sichtbar verursacht durch das nachfolgende Märchen, wo die grossen Waldtiere vor dem vom Fuchse herbeigebrachten wunderbaren Kulturtiere entfliehen, dieses aber auch seinerseits erschrocken auf den Baum klettert.

Der Kater und das auf den Baum klettern als sein natürlichstes Rettungmittel, führen unsere Gedanken unwillkürlich auf eine lateinische Prosafabel des s. g. Romulus. Der Fuchs behauptet, er besitze viele Künste und ausserdem noch einen ganzen Sack voll Listen, die Katze meint, sie habe nur einen Ausweg. Als die Jäger mit ihren Hunden erscheinen, klettert die Katze auf den Baum und ruft dem Fuchs zu, als ihn die Hunde ergreifen: „öffne deinen Sack!“

Diese Fabel, die ohne Zweifel aus der älteren griechischen stammt, hat sich in unzähligen lateinischen Bearbeitungen und noch zahlreicheren Übersetzungen in die Volksprachen verbreitet. Daher ist es kein Wunder, dass sie sich im Westen und Norden Europas als Volkmärchen eingebürgert hat[5]).

Der Endpunkt ihrer Verbreitung im Norden liegt wieder in Finnland. Die hier aufgezeichneten volktümlichen Varianten sind

---

[1]) Radloff, Proben der Volkliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens. I. S. 214, Fab. Nr. 1. [2]) Krohn, Suomalaisia kansansatuja II. (Finnische Volkmärchen) I. S. 102; vgl. S. 99, 347, 378. [3]) Rudčenko, Narodn. južnorussk. skazki I. S. 31, Nr. 17. [4]) Krauss, II. S. 55, Nr. 39. [5]) Z. B. bei den Deutschen (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 75), Dänen (Grundtvig, Danske Folkeminder III. S. 220, Nr. 400), Schweden (Bordeson, Svenska folksagor Nr. 32, S. 122, und Hyltein-Cavallius, Wärend och Wirdarne II. S. XXV), sogar bei den Celten in Schottland (Campbell, Pop. tales of the West Highlands I. S. 271).

teilweise aus einer literarischen Übersetzung des 18. Jahrhundertes entnommen, teilweise aber auf rein volktümlichem Wege von den Schweden zu den Finnen in West-Finnland gewandert und von diesen wieder bis zur russischen Grenze verbreitet worden. Doch haben sich die Finnen nicht mit der blossen Übertragung in ihre Sprache begnügt, sie haben diese Fabel umgestaltet nach der Analogie der volktümlichen Märchen vom Bären oder Wolfe als dem Widersacher des Fuchses. Statt der Jäger mit ihren Hunden erscheinen im inneren Finnlands als Verfolger der Bär oder der Wolf, in dem Teile des Landes, wo dieser auch sonst den Bären vertritt. Als ein Exempel der gestaltenden Volkphantasie möge eine Variante aus der Nähe von Tammerfors in Tawastland angeführt werden.

Der Bär als Richter[1]).

Zwischen einigen Tieren, nämlich dem Wolfe, dem Fuchse, der Katze und dem Hasen, entstand einmal ein Streit, und sie konnten nicht selber über die Sache einig werden. Desshalb holten sie den Bären herbei, dass er als Richter ihren Streit schlichten solle. Der Bär kam und fragte die Streitenden: „worüber habt ihr euch entzweit?“ — „Wir ereiferten uns über die Frage, wie viele Auswege wohl ein jeder von uns hat, um in der Stunde der Gefahr das Leben retten zu können,“ antworteten die Andern. „Nun, wie viele Auswege kennst du?“ fragte der Bär zuerst den Wolf. „Hundert,“ antwortete dieser. „Und du?“ fragte der Bär den Fuchs. Dieser antwortete: „tausend.“ „Kennst du viele?“ fragte der Bär jetzt den Hasen. „Ich habe nur meine flinken Läufe,“ erwiderte dieser. Zuletzt fragte der Bär die Katze: „kennst du viele Auswege?“ — „Nur einen einzigen,“ antwortete die Katze. Da gedachte der Bär Alle auf die Probe zu stellen, um zu sehen, durch welche Mittel ein Jedes in der Stunde der Gefahr sich retten würde. Er warf sich plötzlich zuerst auf den Wolf und drückte ihn halbtot. Der Fuchs machte eiligst Kehrt, als er sah, wie es dem Wolfe erging; der Bär erfasste ihn eben noch am Schwanzende, wovon der Fuchs noch heutigen Tages am Schwanz einen weissen Fleck hat. Der Hase, der flinke Läufe hatte, ergriff die Flucht und rannte davon. Die Katze kletterte auf einen Baum und sang von oben herab: „der hundert Auswege kennt, ward eingefangen; der tausend Mittel weiss, ward verstümmelt; der Langbein muss noch immer laufen; der nur einen Ausweg hat, sitzt auf dem Baum und behauptet seinen Platz!“

Wir haben gesehen, wie eine und dieselbe Fuchsfabel, auf ihrer Wanderung aus Griechenland sowohl durch das östliche als das westliche Europa, in drei verschiedenen Formen auftritt. Die ursprüngliche Form mit dem Igel hat sich bei den Griechen und bei den Südslaven erhalten, die östliche Form mit dem Kraniche bei den Russen und den von ihnen beeinflussten Völkern, die westliche mit

---

[1]) Emmy Schreck, Finnische Märchen, Weimar 1887, S. 231.

der Katze dagegen im Bereiche der westeuropäischen Cultur. Der Vereinigungpunkt des westlichen und des östlichen Märchenstromes im Norden liegt im östlichen Finnland, wo beide Formen anzutreffen sind. Ein anderer Vereinigungpunkt der westlichen und der ursprünglichen Formen im Süden ist in Österreich-Ungarn zu finden. Bei den Siebenbürger Sachsen[1]) ist eine eigentümliche Mischform aufgezeichnet worden, wo der Igel aus der griechischen Urform und die ihn bedrängenden zwei Windhunde aus der lateinischen Fabel stammen.

Ehe ich meinen kurzen Aufsatz schliesse, muss ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen. Die Form mit dem Igel haben wir bei so verschiedenen Nationen, wie bei den Griechen, Südslaven und Siebenbürger Sachsen angetroffen, die mit dem Kraniche bei Russen, Tataren und Finnen, die mit der Katze bei Germanen, Celten und wieder bei den Finnen. Die Tatsache liegt klar vor uns, dass die Verbreitung der verschiedenen Formen derselben Fabel, ja die Variation eines Fabelstoffes überhaupt nicht auf ethnologische, sondern auf geographische Verhältnisse zurückzuführen ist, und dass sprachliche Verschiedenheiten keinerlei Hindernisse für die Wanderung bilden. Nicht mit der Sprache, sondern mit der Cultur sind die Mythen und Märchen, Fabeln und Schwänke gewandert. Es ist wahrlich verlorene Mühe, nach indoeuropäischen oder finnisch-ugrischen Erzählungstoffen zu forschen. Die Versuche in dieser Richtung beweisen nur, dass die Wissenschaft der Volkkunde zum Teil noch stark in den Wickelbänden der Sprachwissenschaft liegt.

Mit der Cultur, mit der morgenländischen (jüdischen), klassischen und christlichen Cultur sind die höchsten und die heiligsten Ideen der Menschlichkeit gewandert. Warum nicht auch die niedrigeren und die profaneren Phantasiegebilde? Die Cultur ist wohl ein schönes Wort und doch — wie viel wird es missbraucht zur Unterdrückung von Mitmenschen eines anderen Standes, einer anderen Nationalität oder Religion? Sogar dort, wo die erobernde wirklich die höhere Cultur ist, wie vielerlei schwimmt, leider, in ihrem Kielwasser? Es werden nicht bloss Missionäre und Lehrer mit dem wahren Wissen ausgesandt, ihnen folgen oder sind schon vorangegangen die Commis voyageurs mit ihren obscönen Schwänken. Und wo zwei oder mehrere Nationen innerhalb derselben politischen Grenzen eine längere Zeit leben, geschieht ein unmittelbarer Austausch von Gedankenerzeugnissen jeder Art auch unter den niedrigsten Volkschichten. Dieses Kapitel der menschlichen Culturgeschichte, die Schilderung der verborgenen Strömungen in der Tiefe des Volkgeistes, ist der Wissenschaft vorbehalten, die mit dem englischen Namen Folk-Lore ihren Einzug in das Pantheon der Wissenschaften heut zu Tage hält.

Helsingfors.

---

[1]) Haltrich-Wolff, Zur Volkkunde der Siebenbürger Sachsen S. 60, Nr. I. 24a.

Das Blut in den frühmittelalterlichen Bussbüchern.

Von A. Wiedemann.

Manche historisch interessante volkkundliche Notiz lässt sich aus den, etwa dem 8—9. Jahrhundert entstammenden, lateinisch abgefassten, christlichen Bussbüchern entnehmen, die in den sich ergänzenden Werken von Wasserschleben, Die Bussordnungen der abendländischen Kirche. Halle, 1851, und Schmitz, Die Bussbücher, Mainz, 1883, herausgegeben worden sind, eine Aufgabe, auf die bereits Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern, Halle, 1868, hinwies. In ihnen wird auch des Blutes gedacht. Die Fassung der ersten darauf bezüglichen Vorschrift lautet z. B. im Poenitentiale Valicellanum I. (cap. 96): Wenn durch Zufall Schweine oder Hühner Menschenblut verzehren, so soll man sie nach einem Jahre essen und ihr Same soll nicht fortgeworfen werden. (97). Wenn Jemand unwissentlich das Blut von Tieren oder das Fleisch von verstorbenen oder Götzenbildern geopferten Tieren isst, so soll er vier Tage bei Brod und Wasser büssen; wenn er es aber wusste, soll er zwei Jahre ohne Fleisch und Wein leben. (98) Wenn aber Vögel in Netzen oder andere Tiere sonstwie erstickt sind, oder wenn ein Sperber sie tötete, so darf man sie nicht essen, weil in der Apostelgeschichte vorgeschrieben ist: „Enthaltet Euch des Erstickten und des Blutes und des den Götzenbildern Geopferten. Fische aber darf man essen, weil sie anderer Natur sind.“

Das angeführte Verbot findet sich in der Tat in der Apostelgeschichte (15. 20, 29; 21. 25). Es wird bereits I. Mos. 9. 4 und noch Ezech. 33. 25 erwähnt, und III. Mos. 17. 11, V. Mos. 12. 23 damit begründet, dass die Seele im Blute sei; an verschiedenen Stellen wird (z. B. III. Mos. 7. 27, 17. 10) seine Übertretung mit Ausrottung bedroht. Bekanntlich hat es das „Schächten“ der Juden veranlasst. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. wurde dasselbe in den christlichen Gemeinden allgemein beobachtet; es wird damals sogar angeführt, um zu beweisen, der Vorwurf gegen die Christen, sie schlachteten Kinder und tränkten mit deren Blut das Brod, das sie bei ihren Mahlen verzehrten, könne nicht begründet sein (Tertullian, Apol. 9. 5; vgl. Minucius Felix, Oct. 30; Euseb, hist. eccl. V. 1. 26 u. für das Verbot Clemens Alex. Pädagog. III. 3. 25; Origenes c. Celsum VIII. 30, p. 763). In der griechischen Kirche hielt man lange an der Vorschrift fest, und bestrafte bis in das Mittelalter hinein ihre Übertretung mit Excommunikation. In der lateinischen Kirche hingegen kam sie schon um 400 ausser Gebrauch und wurde z. B. von Augustin, contra Faustum XXXII. 13 für nunmehr bedeutunglos erklärt, da sie ihren Zweck erfüllt habe; die wenigen, die noch an den alten Speiseverboten festhielten, würden von den Übrigen verlacht. Später tritt das Gesetz wieder als zu Recht bestehend auf. Es bildet den 63. der sog. apostolischen Canones (Hefele, Conciliengesch. I., S. 819),

ward 533 durch die Synode von Orleans, 692 durch die trullanische Synode eingeschärft (a. a. O. II. 758, III. 339), und Pabst Gregor III. (731—41) setzte in einem Briefe an Bonifacius auf den Genuss von Ersticktem und das Essen und Trinken von Blut eine Busse von vierzig Tagen (Acta Conciliorum (Hardouin) III. p. 1876). Massgebend war dabei nicht etwa der Gedanke, dass der Genuss des Blutes ein Zeichen von Barbarei sei und daher verhindert werden müsse, sondern wie der Beschluss von Orleans, der bei Gelegenheit des Verbotes von Leuten spricht, die zum Götzendienst zurückkehrten oder Götzenopferspeisen ässen, weil der Blutgenuss als heidnische Sitte untersagt werden sollte.

In Folge hiervon wird das Verbot an den Orten immer wieder eingeschärft, an denen neben neubekehrten Christen Heiden wohnen; noch im 12. Jahrh. verkündigt es Otto von Bamberg den neubekehrten Pommern (Binterim, Denkwürdigkeiten II. 2, S. 623 ff.) In den Bussbüchern findet es sich im Wortlaute der oben angeführten Stelle des Poen. Valicellanum I. oder doch dem Sinne nach häufig, so in den Texten bei Schmitz S. 380, 386, 480, 531, 544 f., 617, 668, 690, 788 und ausserdem bei Wasserschleben S. 121, 147, 160, 175 f., 316 f., 415, 677 (letzterer aus dem 11. Jahrh.). Man beschäftigte sich mit ihm sogar in casuistischer Weise und das Poen. Pseudo-Bedae hat ein Kapitel (36): „Über das Essen des eigenen Blutes. Wer unwissentlich sein Blut allein oder mit dem Speichel schlürft — andere Texte zeigen, dass damit das Blut aus den Zähnen gemeint ist — dem schadet es nichts. Wer unwissentlich sein eigenes Blut isst, wird verunreinigt, es schadet aber nichts. Wer es aber weiss, der soll nach Massgabe seiner Schuld und Verunreinigung Busse tun.“ Ähnlich bei Sch. 531, 562, 668, 691, W. 158, 317, 446.

Ein zweites auf das Blut bezügliches Verbot lautet im Poenitentiale Cummeani (Cap. Iudiciorum 23): „Das Weib, welches das Blut ihres Mannes als Heilmittel trinkt, soll vierzig Tage Busse tun; und jene, die den Samen ihres Mannes in Speise mischt, um dadurch mehr Liebe zu empfangen, soll drei Jahre Busse tun,“ und dieselbe Vorschrift findet sich mehr oder weniger verkürzt bei Sch. 314, 382, 536, 618, 691; W. 137, 153, 180, 300, 446. Etwas abweichend sagt das Poen. Parisiense 18: „Wer sein Blut oder Samen um der Liebe oder einer andern Sache wegen einen Mann oder eine Frau trinken macht, soll drei Jahre büssen“, und 78 „Wer Blut oder Samen trinkt, soll drei Jahre büssen“, (ebenso Sch. 530, 617.) Noch im 10. Jahrhundert wird das Trinken und Essen vom Blute eines Tieres oder Menschen mit drei Jahren Busse belegt. (Sch. 748, vgl. W. 254).

Die letzterwähnte Vorschrift steht im Zusammenhange mit dem Verbote, Körperteile und dergl., jedenfalls zu Zauberzwecken, zu verzehren. „Wer von seines Körpers Haut oder Krätze oder Würmchen, die man Läuse nennt, isst, oder seinen Urin trinkt, oder Kot verzehrt, der soll unter Auflegung der Hand durch einen Bischof ein ganzes Jahr bei Brod und Wasser büssen“ (W. 468, 399, Sch. 339); Trinken von Blut und Urin wird auch bei W. 137, 446 verboten.

Bonn.

Der Eid im Volkleben[1].

Von H. F. Feilberg.

Vor einigen Tagen brachte mir mein alter Hausknecht die nötige Feuerung für den Ofen. „Sagen Sie mir, Martin, warum dürfen schwangere Frauen nicht vor dem Gerichte erscheinen und keinen Eid leisten?“ Martin setzte seinen Korb auf den Boden, sah mich ernst an und sprach: „dass schwangere Frauen nicht Eid leisten dürfen, das ist gewiss und das muss wegen des ungebornen Kindes sein!“ — „Schön, aber was muss das Kind leiden, wenn die Mutter vor dem Gerichte schwört?“ — „Ja, Herr Pfarrer, das kann ich Ihnen nicht sagen, ich habe darnach geforscht, aber Niemand weiss solches mehr. Schwangere müssen sich nach dem alten Glauben vor so vielen Sachen in Acht nehmen; geht eine solche Frau über das Lager eines Hasen, riskiert sie, dass ihr Kind mit Hasenscharte geboren wird!“ — „Jawol, das weiss ich.“ — „Sie aber wissen vielleicht nicht, dass noch heutigen Tages die Hasen immer nur mit abgeschnittener Schnauze auf den Markt in Norwegen und Schweden gebracht werden!“ — „Ach so! da sieht man es, da muss doch immer etwas dahinter sein.“ — „Wissen Sie aber, Herr Pfarrer, wenn unser Jemand etwas weiss und aus alter Zeit erzählt, was die jetzige kluge Jugend tut? Sie lacht uns höhnisch ins Gesicht. So ist es mir ergangen, da ich vor einigen Tagen, als mehrere beisammen waren, davon erzählte, dass ich einmal in eine spukhaftige Leichenschar geraten. Sie lachten mich aus, nannten mich einen alten abergläubischen Tropf!“ — „Erzählen Sie mir die Geschichte, Martin, Sie wissen, dass ich weder lache noch spotte.“ — „Wissen Sie, Herr Pfarrer, ich kann solches nicht sehen, aber ich kann es hören und empfinden; mein Schwager Jörgen dagegen und seine beiden Töchter, die können es auch sehen. Es war wol im Jahre, da Sie zu uns kamen, oder auch wol im Jahre vorher, ich hatte bei dem alten vor kurzem verstorbenen Kirchspielvogt gearbeitet und ging in der Dämmerung nach Hause. Ehe ich etwas davon wusste, wurde es ganz dunkel vor meinen Augen, ich konnte nicht fort, wurde hin und her geschoben, und langte auf einmal im Weggraben an. Ich erhob mich, ging wieder auf den Weg ein, aber nein, ich konnte nicht von der Stelle und langte nach einem Augenblick wieder im Seitengraben an; da blieb ich ruhig sitzen und jetzt sah ich ganz deutlich, wie eine schwarze Wolke längs dem Wege dahinzog, und sobald sie vorbei war, wurde es wieder eine ziemlich lichte Dämmerung. Doch war es gut, dass ich nicht in eine spukhafte Brautschar geraten war, ich würde sonst nicht so leicht davon gekommen sein; denn dort geht alles gewaltsam her, die Pferde schnauben und bäumen sich, bei einer Leichenschar geht alles nur langsamen Trittes.“ — „Nun wol, Martin, solches mag die kluge Jugend nicht mehr hören, beide sind wir alt geworden und bald ganz

[1]) Vergl. Am Ur-Quell B. II., S. 58, 59; 120—122, 142, 143; 174.

aus der Mode gekommen.“ So ungefähr fielen vor ein paar Tagen die Worte zwischen mir und meinem alten Hausknecht, (man erlaube mir die Digression in die „Leichenschar“). Der Alte ist ein lebendiges Stück Vergangenheit, ein alter lieber Mensch, blutarm, ich würde ihm ein Vermögen anvertrauen können, zehn Jahre verreisen, und würde bei der Rückkunft jeden Heller wieder erhalten. — Warum Schwangere nicht schwören dürfen, weiss auch ich nicht, ich denke mir, dass es derselbe Grund ist, den Strackerjan angiebt: eine Schwangere schwört nicht, „weil ihr Kind sonst viel auf dem Gerichte liegen müsse[1]).“ Wie dem sein möge, die Vorstellung muss über grössere Strecken verbreitet sein, in Folklore Record III. 291 wird dasselbe aus Irland berichtet, und ich führe hier als Beleg den Bericht eines norwegischen Polizisten aus Christiania an; es ist eine unzweifelhaft wahre Erzählung, die mich besonders angesprochen hat. Eine arme Arbeiterfrau wurde vorgeladen und gefragt: „wie lautet Ihr Name?“ — „Bertha Andersen.“ — „Sind Sie verheiratet?“ — „Ja, helf mir Gott! Sie werden es wol mir ansehen können.“ — „Wie alt sind Sie?“ — „22 seit Michaeli; ich bin vier Jahre verheiratet, habe drei Kinder und bin stark mit dem vierten auf dem Wege, wie Sie merken werden.“ — „Vorigen Sonntag Morgen sind Sie in dem Laden des Kaufmanns Olsen gewesen und haben Branntwein gekauft.“ — „Wer, ich?“ — „Ja wol!“ — „Das ist gelogen, jetzt wissen Sie es.“ — „Sörine, die bei Ihnen gewohnt, hat ausgesagt, dass Sie am Sonntag Morgen Branntwein für sie geholt haben!“ — „Das glaube ich, dass Sörine Geiss mit ihrer Schlechtigkeit wieder angefangen hat. Ich werde Ihnen ganz genau alles erzählen, ich brauche Sörine nicht zu schonen, wenn sie mir solche Verdriesslichkeiten schafft. Vor drei Wochen kam sie zu mir und bat flehentlich um Unterkunft bei mir, „denn,“ sprach sie, „wissen sollst du, Bertha,“ sprach sie, „dass es mir in der letzten Zeit sehr übel ergangen ist. Mein Mann ist ins Zuchthaus gekommen,“ sprach sie, „mein Kind ist tot,“ sprach sie, „selber bin ich in schlechte Gesellschaft geraten,“ sprach sie. „Haus und Heimat habe ich seit langer Zeit nicht gehabt,“ sprach sie, „jede Nacht habe ich auf dem harten schwarzen Felsen dort oben am Egeberge gelegen, und da ist es nicht besonders trocken diesen Sommer gewesen,“ sprach sie. „Drum musst du mir Obdach verschaffen,“ sprach sie, „denn ich kenne dich seit je als ein gutes Wesen, Bertha,“ sprach sie, wissen Sie! Anfänglich wollte ich nichts mit ihr zu tun haben, dann aber fing die Geiss an zu brüllen und heulen, dass Himmel und Erde wiederhallten. Ich bin nun immer ein gutherziger Tropf gewesen, wissen Sie, und der Mann ist wie ich, und so erlaubte ich ihr während der Nacht auf der Bank bei uns zu liegen. Nimmer habe ich etwas Verdriesslicheres getan; denn seitdem die Geiss in unser Haus gekommen, haben wir dort weder Nacht noch Tag Frieden gehabt. Früh in der Dämmerung fingen sie und ihre Gesellen mit

[1]) Sagen I. 47.

dem Trinken und Lärmen an und haben ihr Gelage bis tief in die finstere Nacht fortgesetzt. Ich habe Branntwein holen müssen, und wenn weder sie noch ihre Gesellen Geld mehr hatten, haben sie Unterröcke und Tücher gepfändet, um eines zu erhalten. Sonnabend war gekommen und ich dachte an meinen Mann und wie er die ganze Woche hindurch strenge gearbeitet, und ich wusste, dass er am Abend mir jeden Heller seines Lohnes bringen würde; denn ich habe einen guten Mann, wissen Sie, und so dachte ich, es wäre noch schön, hätte ich ein bischen Branntwein, um ihn traktiren zu können, und ich kaufte eine Flasche auf „Grönland“ für 15 Schillinge. Möge der Teufel sowol die Flasche als Sörine holen! Sie wird gewiss über kurz oder lang von ihm geholt werden, vielleicht wird sie zu ihm mit einer Flasche Branntwein in der Faust hineintanzen, dann kann er sie alle beide behalten! Denn ein Mensch, das Branntwein liebt, wie die Geiss, werden Sie niemals finden; wissen Sie . . .“ „Was haben Sie mit dem Branntwein getan, den Sie letzten Sonnabend gekauft haben?“ — „Ja, damit verhält es sich nun so. Ich wagte es nicht, die Flasche nach Hause zu bringen, in dem Falle hätte die Geiss und ihre Kumpane sie augenblicklich geleert, darum verwahrte ich sie unter einem Tannenbaume auf dem Felde. Als es nun Sonntag Morgen zu dämmern anfing, erwachte die Sörine zuerst. „Bertha,“ sprach sie, „Bertha, du sollst Branntwein für mich holen!“ — Ich antwortete aber nicht, die Geiss aber sprang von der Bank auf, schüttelte mich und liess mir keine Ruh’, bis ich ihr versprochen, Branntwein zu holen. — „Bertha,“ sprach die Geiss, „geh’ hinab zu Olsen, verpfände meinen Unterrock für 15 Schillinge und lass mich eine Flasche Branntwein für das Geld haben!“ Wie ich aber bei Olsen anlangte, schien es mir Unrecht, auch all dies Geld zu Branntwein zu vergeuden, und ich kaufte Brod, Kaffee und Speck für die Summe. Dies behielt ich mir selber vor, der Geiss aber gab ich die Branntweinflasche, die ich auf dem Felde verborgen hatte. Das ist die ganze Geschichte und jetzt mag die Obrigkeit mit mir tun, was sie will.“ — „Sie haben gar nichts Böses getan, Bertha, Niemand will Ihnen was zu leide tun, ist aber nun alles wahr, was Sie ausgesagt haben?“ — „Jedes Wort ist Gottes Wahrheit!“ — „Wollen Sie es eidlich bezeugen?“ — „Eidlich bezeugen, hm, eidlich bezeugen, hm?“ . . . „Jawohl, schwören, dass jedes Wort Wahrheit ist?“ — „Schwören, nun, das tue ich ungern.“ — „Aber warum nicht, wenn Sie die Wahrheit gesprochen?“ — „Alle, mit denen ich über diese Sache gesprochen, auch die bösesten, sagen, dass es eine gar ernstliche Sache sei, vor dem Gerichte zu schwören, und Jeder, der schwören soll, muss sich zweimal bedenken, ehe er das anfängt, und noch dazu, wenn man guter Hoffnung ist.“ — „Was sagen Sie!“ — „Jawol, haben Sie je früher Eid geleistet?“ — „Ich? Nimmer hat mich Jemand um etwas angesprochen, und ich habe nimmer früher ein Gericht gesehen, geschweige einen Eid geleistet!“ — „Wenn Sie aber die Wahrheit gesprochen, brauchen Sie sich ja nicht zu fürchten,

darauf zu schwören.“ — „Es sind so ernstliche Sachen, an die ich während der letzten Tage gedacht, und so viel Böses habe ich gelitten, dass ich beinahe alle die Dummheiten der Geiss vergessen hatte. Aber hätte ich auch jedes Wort schriftlich, das sie und das ich gesprochen, meinen Sie wirklich, dass ich hier, wie ich stehe, in dem Zustande, in dem ich bin, einen Eid leisten könne?“ — „Sie müssen aber, Bertha, Sie können dazu gezwungen werden!“ — „Hören Sie mich mal, Anwalt, und sagen Sie mir, ob Sie mich wirklich zu einem Eidschwur zwingen wollen. Ich habe meinen Mann und drei kleine Kinder und bin stark mit dem vierten auf dem Wege, wie Sie ja sehen. Mehrere Wochen habe ich in Soff und Schlägerei gelebt, ohne irgend ein christliches Wort zu hören. Als die Geiss vorigen Sonntag ausgejagt wurde — das wurde sie — dachte ich, wir würden Frieden erhalten, aber — das war damals nicht bestimmt. Am Montage wurde das älteste Kind nach Hause getragen, es hatte das Schenkelbein gebrochen; am Tage darnach kam der Mann von der Arbeit zurück und konnte kaum aufrecht stehen, so krank war er. „Bertha,“ sprach er, „ich kann dir's nicht mehr verhehlen,“ sprach er, „ich bin in den letzten Tagen sehr schlecht,“ sprach er, „ich mochte dir es nicht sagen,“ sprach er, „denn du hast ausserdem genug zu tragen, ich hatte gedacht, es würde so hingehen,“ sprach er, „aber jetzt kann ich nicht mehr und muss in Gottes Namen zu Bett gehen,“ sprach er, „und die Reihe ist jetzt an dich gekommen, Bertha,“ sprach er, „auf Arbeit zu gehen,“ sprach er, „und ich werde versuchen, die Kinder zu warten,“ sprach er, „so gut ich vermag,“ sprach er, „ich werde wol durch Gottes Macht wieder gesund,“ sprach er. Nun gehe ich alle Tage auf Arbeit, Anwalt, und fünf hungrige Mäuler müssen durch dieser zwei Hände Arbeit gesättigt werden. Vielleicht meinen Sie, dass sie schwarz und schmutzig sind und dass man nicht mit solchen vors Gericht erscheinen solle, aber ich kann es nicht ertragen, die Meinigen zu Hause hungern zu sehen; betteln kann ich nicht und stehlen, weder will ich es noch kann ich es, drum muss ich arbeiten und das tue ich mit einem freudigen Mute, und jetzt muss ich wieder in meine arme Hütte zurück kriechen.“ . . . Bertha hatte am Schlusse ihrer Rede gegen das Weinen angekämpft, es war ihr unmöglich, die Tränen länger zurückzuhalten, sie liess sich auf einen Stuhl niederfallen und weinte bitterlich. Nach und nach erholte sie sich wieder, stand auf, sagte sanftmütig, aber sehr bestimmt: „meinen Sie nun wirklich, dass es sich für mich geziemt, mit solchen Dummheiten als diese Branntweingeschichte umzugehen, und meinen Sie, dass ich inwendig und auswendig im Zustande sei, dass ich mich in diesen Zeiten einen Eidschwur zu leisten unterfangen könne und das zudem in einer Sache wie die der Geiss? Nein, Sie können mit mir tun, was Sie nur wollen, ich werde ganz geduldig, was mir die Obrigkeit zuspricht, ertragen, einen Eidschwur aber, in dem Zustand, in dem ich bin, leiste ich nun und nimmer! Das sage ich, sollte es auch mein letztes Wort sein, und sollte ich dafür die

grösste Strafe erleiden!“ — Es wurde durch andere Zeugnisse erhärtet, dass die arme Frau die strengste Wahrheit gesprochen, und daher entliess man sie ohne Eidschwur[1]).

In den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts pflegte man hin und wieder in den Gerichthöfen, wenn ein Eidschwur geleistet werden sollte, das Fenster zu öffnen, der Volkglaube fügte hinzu, damit der Teufel um so leichter die falsch Schwörenden holen könnte. Anderswo (vide Wutkes Aberglaube) hat man vielfach Anweisung, wie man die Seele unbeschädigt falsch schwören lassen kann; von alle dem kehrt eine Geschichte in den dänischen Sagen immer wieder, die ich hier kurz anführe. Ein Gutbesitzer wollte wie der alte israelitische König, seines Nachbaren Feld sich zueignen; die Sache wurde am Ende von einem Eidschwur abhängig und ein Diener dazu bestochen; er nahm in seinen Hut Laub aus dem Garten seines Herren und Erde in seine Stiefel von seinem Felde, und so schwur er, dass er auf des Gutbesitzers Boden unter dem Laube seines Rittergutes stehe. So erhielt der Gutbesitzer durch einen Gerichtspruch das Feld, es versteht sich aber von selber, dass sein Diener im Grabe keine Ruhe finden konnte, er geht noch immer in logender Gestalt einher, jammernd: „ach weh, ach weh, mit Unrecht ist das Feld zum Palstrup Rittergute gebracht!“ Aus Norwegen ganz ähnliche Sagen. So stand ein altes Weib und schwur falsch mit Erde in ihren hölzernen Schuhen, aber der Stein, auf dem sie Platz genommen hatte, zerbarst unter ihr, und es ist seit undenklichen Zeiten Sitte gewesen, dass ein jeder Vorübergehende ein Steinchen auf den Sitz werfe. Auf Island ist die Sage gleichfalls bekannt[2]). In Schweden erzählt man, dass der Meineidige seinen Schatten verliert. Eine andere Sage: Zwei Männer waren in Zwist wegen eines Feldes. Der eine bestach sieben falsche Zeugen, die Erde in ihre Stiefeln füllten und darnach schwuren, dass sie auf seinem Erdboden stünden. Nach dem Eidschwur, als sie nach Hause zurückkehrten, wurden sie müde und schläfrig, gingen in eine Höhle, um ein wenig zu ruhen und erhoben sich nach ihrer eigenen Meinung bald wieder. Sie hatten aber 300 Jahre lang geschlafen, alles wurde entdeckt, sie bekannten ihre Sünde und fielen zu Staub zusammen[3]). Bei uns in Dänemark zeigt man eine Reihe von grossen Feldsteinen, und das Volk erzählt sich, es seien meineidige, in Stein verwandelte Zeugen. Auch sagt das Volk, dass Unheil jeder Art dem Meineidigen folgt, er stirbt keines natürlichen Todes, und wo er seinen Fuss hinsetzt, dort welkt das Gras.

---

[1]) Melzer, Smaabilleder of Folkelivet, Christiania (1862), S. 3.

[2]) Kristensen, Folkeminder III. 147, Daae Bygdesagn I. 184. 87. Arnason, Thjodsögur II., 41. Maurer, Isl. S. s. 203.

[3]) Wigström, Folkdiktning II. 101. I. 159.

Tiere im Glauben der Aelpler.

Von Dr. L. Freytag — Berlin.

4. In den alpinen Traditionen tritt verhältnismässig in den Hintergrund das nahezu schwierigste mythologische Tier, das überhaupt existiert und dessen Bedeutung immer noch nicht aufgeklärt ist, der Hase (das ihm verwandte Kaninchen kommt im Gebirge sogut wie gar nicht vor). Im Altertum spielt der Hase (wie bei uns das Kaninchen) eine bedeutende Rolle als Symbol sexueller Fruchtbarkeit [Friedrich a. a. O. S. 434 ff.], und christliche Kirchenväter waren überzeugt, dass das mosaische Verbot des Hasenfleischessens [3. Mose 11,6] deshalb ergangen sei, weil das Hasenfleisch die sexuelle Leidenschaft masslos steigere. Bei den Parsen ist der Hase ein Nachttier, also ein dämonisches Tier, und daraus will man seine Unglückrolle im Volkglauben begreiflich machen. Drittens ist der Hase ein Symbol der Schnelligkeit und viertens metaphorisch das der Unsterblichkeit, insofern der Hase, wie es heisst, „mit offenen Augen schläft" und dadurch das leichte Erwachen nach dem Tode symbolisch dargestellt werden soll. Dies ist der schwierigste Punkt von allen; aber auch Friedrich in seiner Symbolik der Natur stimmt dieser Auffassung bei [S. 436], denn er weist auf die Tatsache hin, dass in den Volksagen ein gehetzter Hase so oft in der Kirche und bei Heiligen Zuflucht und Rettung findet. Aber Schiller hat recht, wenn er sagt „Und mit seinen Götterhänden schützt er das gequälte Tier", und die den halbtot gehetzten Hasen in der Kirche beschützende Bildsäule der heiligen Jungfrau vertritt hier lediglich die heidnische Göttin. Darum heisst es auch in den tiroler Volktraditionen bei Zingerle ganz richtig, dass sich Hexen oft in Hasen verwandeln; das ist ganz natürlich, denn in den Hexen ist die doppelte Rolle der Göttin der Fruchtbarkeit und der schnellen Göttin vertreten. Und wenn der Jäger Glück hat, wenn ihm morgens beim Ausgang zuerst ein Wolf begegnet, Unglück aber, wenn ihm zuerst ein Hase über den Weg läuft, so hat man dahinter keinen mythologischen Tiefsinn zu suchen: der Wolf bringt Glück, denn er bezeichnet das Wild, das dem Jäger nahe kommt, und der Hase bringt Unglück, weil er das Wild bezeichnet, das schnell vor dem Jäger flieht. Die wirkliche doppelte symbolische Rolle des Hasen ist die der Fruchtbarkeit und der Schnelligkeit; er ist das Symbol der segnenden Götter, der Bringer und Träger der Fruchtbarkeit, und deshalb ist auch der Hase zum dämonischen, zum Hexentier geworden. Ueber den Hasen als österlichen Eierleger habe ich mich in der Zeitschrift des Alpenvereins 1880 S. 212 ff. näher ausgesprochen, und der Sinn der längeren Rede ist kurz: Der Hase ist ebensowie der Bock das Symbol des schnellen Thorr, des Beschützers der landwirtschaftlichen Fruchtbarkeit. Die Ostern waren die Zeit der neuerwachenden Frühlingfreude und Frühlingfruchtbarkeit; darum bekamen auch zu den Ostern die Knaben Kuchen in Gestalt von Hasen, Hirschen und Hähnen, die Mädchen solche in Gestalt von Hennen. Schon bei

den nordamerikanischen Indianern ist nun der Hase auch das Symbol der göttlichen Schnelligkeit, und in ihm erscheint geradezu der Himmelgott personifiziert. Das schnellste aber ist der rote Blitz des Donnerers Thorr; das ist seine Lieblingfarbe, und rotgefärbt sind auch die Ostereier. Thôrr ist Beschützer des Landbaus und der Fruchtbarkeit, und insofern hütet auch der Hase, sein Symbol, das österliche Eierlegen der Hennen, und wenn der Hase selber sie legt, so ist das ein volkmässiger, gewiss erst christlicher Missverstand. Diese meine Auffassung wird durch Friedrich [a. a. O. S. 692] bestärkt, der hervorhebt, dass schon die alten Parsen am Frühlingfeste rotgefärbte Eier austauschten und dass diese eben Symbole der sexuellen, neu erwachenden Fruchtbarkeit sind; rot ist die Farbe der Sonne wie des Blitzes. Die Henne ist ein Symbol der Fruchtbarkeit, und der Hase auch; nun ist dieser aber auch ein Symbol des starken, schützenden Gottes, und wenn aus dem das Eierlegen schützenden Hasen ein das Legen selber verrichtender Hase wird, so ist das wohl zu begreifen für die christliche Zeit, die heidnische Symbolik nicht mehr verstand.

5. Sehr häufig tritt in den Alpen, daher auch in den alpinen Traditionen, die M a u s auf (im Gegensatz zu der ihr wesenverwandten Ratte, die fast gar nicht erscheint). Bereits bei den Alten ist die Maus ein dämonisches Tier, wie alle Tiere, die in der Erde leben, also der Unterwelt angehören. Schon in der Ilias wird Phöbos Apollon Σμινθεύς genannt, und schon die Alten leiteten den Namen vom äolischen σμίνθος '(Feldmaus) ab; insofern er neben seiner lichten Seite auch der rächende und tötende Gott ist, ist die unterirdische, nächtliche Maus sein Symbol und kommt als solches sogar auf Münzen vor [Friedrich a. a. O. S. 429]. Wenn die Maus auch als schatzhütendes Tier erscheint, so ist das keineswegs auffallend; das Gold, der verborgene und versunkene Schatz wird von den symbolischen Tieren der Unterwelt gehütet, nicht bloss von den Mäusen, sondern auch von den Schlangen, den Drachen und anderen. Das Symbol des Todes ist die Maus um so leichter, als das ganze Wesen des Tieres für den oberflächlichen Beobachter etwas unheimliches hat und der arge Schade, den sie in den Scheunen wie auf den Feldern anrichtet, schwer genug ins Gewicht fällt. Um diesen schädlichen und gefürchteten Einfluss aufzuheben und den bösen Zauber durch Gegenzauber zu bannen, pflegte man die Maus als sühnendes Opfertier darzubringen, und aus demselben Grunde spielt das Tierchen auch von alters her im sympathetischen Volkglauben eine nicht unwichtige Rolle; so wird das Symbol des Todes zu einem Symbole des Lebens, gerade wie das andere wichtigste chthonische Tier, die Schlange; beide erscheinen als Symbol der Seele, und deshalb kommt in vielen Sagen der Zug vor, dass einem Schlafenden die Seele in Schlangen- oder Mausgestalt (viel seltener als Insekt) zeitweilig aus dem Munde kriecht. In den trostlos öden Akten der Hexenprozesse spielt die Maus die unheimlichste Rolle; das erste, was die Hexen lernen, ist das Wetter- und Mäusemachen, und darum ist die Maus auch das

Tier, in das sich Dämonen, Hexen und Zauberer besonders gerne verwandeln. Von den die Maus behandelnden alpinen Zügen des Volkglaubens seien hier nur einige erwähnt: Wenn einem Kinde ein Zahn ausfällt, muss es ihn in ein Mäuseloch werfen und sagen: „Maus, da hast du einen alten Zahn, bring mir bald einen neuen“. Tut es das, so kommt bald ein neuer Zahn anstelle des alten. In Tiroler Sennhütten pflegte man früher die Eier von Schneehühnern aufzuhängen, damit die Mäuse nicht den Käse und die Butter fressen; es wurde also den Eiern des lichten Tieres eine Schutzwirkung gegen das dämonische Tier zugeschrieben. Wer eine Maus zertritt, führt den Teufel ins Haus; begreiflich, denn das chthonische Tier steht naturgemäss unter seinem Schutze.

6. Ein anderes chthonisches Tier ist die Kröte in ihren verschiedenen Abarten und nahen Verwandten; den Frosch, der auch schon unheimlich ist, übertrifft sie inbezug auf finstere Dämonie noch bei weitem. Schon in der altpersischen Religion erscheinen die vom bösen Prinzip geschaffenen bösen Geister in Krötengestalt, und nicht bloss im Altertum sondern bis tief in die Neuzeit herauf erscheint die Kröte als ein furchtbar giftiges, den unterirdischen Mächten angehöriges Geschöpf; der scharfe Saft, den das ebenso hässliche wie harmlose und nützliche Tier, verfolgt, von sich spritzt, galt für den Ausfluss feindseligster Gesinnung. Es ist das boshafte, neidische Tier κατ᾽ ἐξοχήν, und Vasari malte in der Kuppel des Domes zu Florenz unten den sieben Todsünden den Geiz in Krötengestalt. Kein Wunder, dass das dämonische Tier auch als Hüter verwünschter Schätze auftritt, desgleichen, dass es in den Hexenprozessen als teuflischer Hausgeist eine verhängnisvolle Rolle spielt [vgl. z. B. Seifart, Sagen etc. aus Hildesheim S. 68 Düweletgen], und wenn der Teufel bei den Hexenorgien von seinen Untertanen angebetet wird, so erscheint er am meisten in der Gestalt eines Bockes oder einer ungeheuren Kröte; darum ist er auch ebenso feuchtkalt anzufühlen wie sie. Hiermit steht die Tatsache im besten Einklange, dass solche, die durch Zauberer verwünscht werden, besonders häufig die Gestalt eben der hässlichsten unterweltlichen Tiere annehmen müssen, also die von Kröten oder auch von Schlangen; denn da die Erlösung von Menschen abhängt, so wird sie durch deren natürlichen Widerwillen gegen die Missgestalt der Verzauberten unendlich erschwert und in weite Ferne gerückt. In den katholischen Ländern, namentlich in Tirol, hat dieser Zug eine eigenartige Gestalt angenommen. „In den meisten Gegenden Tirols sieht man in den grösseren Kröten, in Südtirol Hötschen, im Innthale Hoppinen [in Norddeutschland Izen] genannt, arme Seelen, die auf der Erde in dieser Gestalt herumirren und ihre Sündenschuld abbüssen müssen. Daher kommt es, dass das Volk mit geheimem Grauen und Mitleid auf die hässlichen Tiere blickt, dass es ein Vergreifen an ihnen als die grösste Unbarmherzigkeit ansieht und deshalb sich hütet, diesen Tieren ein Leides anzuthun.“ [Zingerle II., S. 137.] Dass die Seele auch sonst in Krötengestalt erscheint, zeigt Zingerle I.,

S. 26: „Bei Mirakelbildern sind unter andern auch sogenannte Muettern aufgehängt. Man glaubt, die Weiber hätten ein solches krötenartiges Wesen in ihrem Leibe. Manche Mütter legten sich nieder und hatten während des Schlafes den Mund geöffnet; da kroch die Muetter heraus und zum nächsten Wasser, wo sie sich badete. Wenn nun das Weib inzwischen den Mund nicht geschlossen hatte, so kroch die zurückkehrende Muetter wieder hinein, und die früher Kranke war wieder gesund. Hatte das Weib aber inzwischen den Mund geschlossen, so starb sie. Unfruchtbare Weiber opfern solche Wachsfiguren bei Bildern der Gottesmutter und der heiligen Kümmernis." So ist es denn auch nicht wunderbar, wenn den grossen Kröten, die das Volk ausdrücklich Teufelsvieh nennt und denen es einen solchen niedrigen Geiz zuschreibt, dass sie sich selber an Erde nicht einmal satt zu fressen wagen, grosse Heilkräfte zutraut, namentlich denen, die in der Zeit der Dreissigen (der Zeit von Mariae Himmelfahrt, 15. August bis 8. September, Mariae Geburt) getötet, gedörrt und pulverisirt werden. Solches Pulver hilft gegen Rotlauf; in die Medizin geschüttet, nützt es gegen alle Krankheiten; und wenn beim Schlägeln die Butter nicht zusammengehen will, weil Hexerei im Spiele ist, so streue man solches Pulver hinein, und der Hexenzauber ist gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Königtum und Göttlichkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Josef v. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

(Fortsetzung.)

Das Königeigentum. Durch die Familie und durch den darin gepflegten Kult der Ahnen, der allmählich, mit dem Wachstum der Familie, zum höchsten nationalen und gemeinschaftlichen Ahnen und Herrn, zu einem Gott der Gesamtheit, der wohl auch nur deren Vergöttlichung ist, hinaufführt, erscheint das Häuptling- oder Königtum nicht nur als Ausgang- und Zentralpunkt der ersten religiösen Regungen und Kulte, sondern auch als der Träger der ersten Anfänge einer Art von Geschichte (Sage).

Damit hängt auch die Eigenschaft solcher Könige als Inhaber der höchsten und mächtigsten Fetische, als höchster Priester zusammen, eine Eigenschaft, von der wir oben in der Göttlichkeit des Königtums und in der bekannten Wunderkraft der englischen und französischen Könige noch eine Spur vorfanden[1]).

[1]) Auch noch manche andere Erscheinungen des absoluten Königtums, die seinerzeit sicher höchst eindruckvoll gewesen, wie z. B. eine grenzen- und oft kritiklose Freigebigkeit, der kolossale Luxus der Erscheinung und Umgebung (zum Hofe Ludwigs XIV sollen 60,000 Personen gehört haben), die Übertreibungen der Etikette, die Freiheit von allen Gesetzen des Rechts und der Sittlichkeit u. s. w. sind wenigstens von der einen oder andern Seite als Folgen der besondern göttlichen Natur der Könige zu setzen.

Darin liegt aber zugleich, dass der König, gleichsam die höchste Intelligenz seines Volkes, mit den Kult- auch die Kultur- und Recht-mysterien (also die unfehlbare Gesetzgebung- und Richterautorität) inne haben muss, die er wohl so lang als möglich nicht für Produkte menschlicher Erkenntnis gelten lässt, sondern in Geheimnis hüllt und für göttliche Weisheit ausgiebt, dabei aber auch immer im Stande ist, von der Sitte oder dem bereits bestehenden Rechte zu dispensiren. Es darf wohl erwähnt werden, dass die indische Sage, ähnlich wie die griechische Heroensage, die Aufeinanderfolge der Königdynastien und Könige mit den von unten anfangenden Kulturtraditionen, mit der Erfindung des Feuers, der Töpferei, Weberei, verbesserter Waffen und Geräte, des Ackerbaues und des festen Hauses, wohl auch mit bedeutenden Akten kultureller Gesetzgebung verbindet.

Das Alles genügt aber noch nicht; der König ist auch der Herr über den Stoff und muss es bleiben, wenn er König bleiben soll; er wird es aber stets in einer Art sein, die nicht nur durch seine Willkür, sondern auch durch ethische und rationelle Momente mit bestimmt wird.

Vermöge der körperlichen Natur ist der Mensch an den Stoff gebunden, der einerseits einen grossen Einfluss auf ihn ausübt, dessen er sich aber andererseits nach Bedarf zu bemächtigen und den er nach seinem Glauben und nach seiner Einsicht zu beherrschen suchen muss.

Hirten-, Jäger- und Kriegervölker ohne Sesshaftigkeit und stetigen Ackerbau werden auf Grund und Boden nur denjenigen Wert legen, den er für Weide und Jagd hat. Das Wild und das von der Natur ohne Arbeit dargebotene und nicht aufgespeicherte Futter werden die Hauptsache sein; dem entsprechend Waffen und Heerden. Lasttiere, schlechte Wagen, bewegliche Häuser dienen zur Aufbewahrung und zum Transport der beweglichen Habe, zu der ausser den als Vermögenobjekte, der Arbeit und des Verkaufes wegen, sehr wichtigen Frauen und Kindern sowie etwaigen Unfreien auch der Raub oder die Kriegbeute gehört. Ein fest abgegrenzter Teil der Erdoberfläche ist noch nicht für das Gesamtdasein aller Einzelnen die stetige Basis, die natürliche Bedingung auch der Gesamtentwicklung geworden. Nur als Jagd- und Weidegründe bildet das Territorium eines Volkes einen Gegenstand seiner Herrschaft. Seiner Gesamtheit gehört es. Die Gesamtheit verteidigt und nützt es; letzteres vielleicht nach einiger Ordnung der Sonderbenutzung, nicht aber nach Sondereigentum. Möglich, dass selbst Waffen und Heerden ebenfalls, wie das Land, noch nicht oder noch nicht ganz als Gegenstände eines eigentlichen Individual-Eigentumes der Einzelnen erscheinen. Land, Heerde und Waffen, d. h. Alles, fällt daher unter einen und denselben Gesamteigentumbegriff. Wo aber ein Häuptling oder ein König ist, da kann Alles von ihm herkommen, wohl auch aller neuer Erwerb als von ihm herkommend gelten; und er erscheint dann, wie als Personifikation der Gesamtheit, so auch als ausschliesslicher Träger aller ihrer Herrenrechte über den Stoff, als alleiniger Eigentümer.

Wir können noch lange und selbst bis in unsere Zeit mannigfache Spuren dieser Auffassung verfolgen. Nicht allein dass grosse Forste durch Jahrhunderte Staat- und Königforste waren und es noch sind, bei denen man ehedem weder nach Forsthoheit und staatwirtschaftlicher Behandlung, noch nach dem fiskalischen oder privatrechtlichen Eigentum am Wald, als vielmehr nur nach einzelnen Nutzungrechten, namentlich nach dem Jagdrecht fragte, so, dass erst die Bedeutung der Waldkultur und der Holzwert in Verbindung mit der Entwicklung des Privateigentums an Wäldern zu einer anderen Anschauung führte; — auch in den Stämmen und Gemeinden ist Wald und Weide lange und oft gemeines, Stamm- oder Gemeinde-Eigentum geblieben, bis die gesteigerte Agrikultur, die Stallfütterung etc. die Teilung dieser Gründe und die Untersuchung über die Eigentumfrage hervorriefen [1]).

Man erinnere sich beispielweise, wie lange diese Verhältnisse in den Clanen des schottischen Hochlandes bestanden haben, wie sie heute noch in Russland (der Mir) und bis vor Kurzem in den Balkanländern, namentlich in der Herzegovina, mit der Schande der Arbeit, mit Mord, Raub, Krieg und Blutrache als ehrenvolle Taten, ja wie sie vereinzelt noch in französischen Gemeinden bestehen.

Es tritt schon jetzt hervor, dass man bei der Frage nach dem Königeigentum [2]), sei es nur an allem Grund und Boden oder auch an den Mobilien, nicht von dem ausgebildeten Begriff des römischen Staatgebiets, dem Aerar und der res publica wie dem ager publicus und des quiritarischen oder bonitarischen Privateigentums ausgehen und danach die historischen Erscheinungen messen dürfe. Nicht minder aber tritt auch hervor, dass, selbst in den rohesten Verhältnissen, bei der Herrschaft über den Stoff, den beweglichen wie den unbeweglichen, nicht bloss die Individual-Willkür, sei es des Königs als solchen, sei es einzelner Untertanen, je nach Art und Grad der Kultur und der Ausbildung der Gesellschaft die Rücksicht auf das ewige Gesamtwesen sich in irgend einer Weise geltend gemacht hat. Träger der letzteren war in den Republiken die Gemeinde, in den fürstlichen Gesamtwesen, beschränkt oder unbeschränkt, der König, der übrigens auch eine private vermögenrechtliche Seite haben musste, freilich so, dass die beiden Seiten seiner rechtlichen Stellung lange nicht scharf geschieden waren und die Neigung freien Spielraum hatte, die Pflichtstellung gegenüber den Anforderungen des Staats in seiner persönlichen Rechtstellung aufgehen zu lassen. Konfusion des Aerars mit dem Fiscus!

[1]) „Der gemeinsame Dorfacker ist das Herzblatt ungebildeter Menschen.“ In der Herzegovina kann man heute noch fast die urarischen Geschlechterdörfer wie den altgermanischen Halbnomadenzustand studiren. Solche Besitzgemeinschaften sind aber nicht bloss genealogisch, sondern auch ethisch bedingt, woher es kommt, dass z. B. bei den Crnogorcen heute noch der Grundsatz gilt, dass ein Andersgläubiger gar kein Recht hat, etwas zu besitzen. Vgl. darüber Krauss in Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, Cap. II.

[2]) Vgl. „Le Senchus môr“ u. d'Arbois de Jubainville (Nouv. Revue hist. de droit franç. und étranger 1884 p. 39).

Der König war es auch, dem bei etwaigen Eroberungen, Land- und Mobiliar-Beute, das Meiste und Beste zufallen musste, und der so in die Lage kam, durch Hingabe seines Überflusses Einzelne vor den Anderen zu begünstigen und hiedurch nicht nur selbst für seine Willkürhandlungen gefügige Organe zu gewinnen, seinem bisherigen Prestigium eine weitere Basis zu erwerben, sondern auch in dem Gesamtwesen grössere wirtschaftliche Ungleichheiten zu begründen. Namentlich die festere Ansiedelung zum Ackerbau, die auch ohne territoriale Erweiterung das Land wirtschaftlich vergrösserte, musste, selbst ohne Aufgeben der ursprünglichsten Gesichtpunkte, die grössten Veränderungen herbeiführen. Denn es begannen die Menschen sich zu differenzieren durch die individuelle Arbeit des Friedens an bestimmten Teilen der Erdoberfläche.

Der König wurde aus einem Heer- oder Hirtenkönig zu einem Landkönig, Landherrn, d. h. er blieb Herr, was er war, aber er war jetzt König über das von seinem Stamm, Volk oder Gefolge erworbene und dauernd besetzte Land[1]). Die Landhoheit trat über den Begriff der Familien-, Volk-, Heerhoheit. Der König hatte in dieser Eigenschaft, beschränkt oder unbeschränkt, alle Rechte, die sich aus der politischen Oberherrlichkeit über das Land ergaben. So hatte er Alles vorzukehren, was zu dessen Behauptung erforderlich war; für diejenigen Anordnungen zu sorgen, die unter den neuen Verhältnissen der Eroberung oder der veränderten Kultur im Interesse des Ganzen die Teil- und Individual-Benutzung erforderte, sie also beschränkte u. s. w. Dagegen waren ihm von etwaigen Neuerwerbungen grosse Länderanteile, sei es als Beute, sei es als Nachfolger früherer Fürsten oder aus sonst einem Titel, z. B. Confiscation etc., zu eigenem königlichen Sondereigentum zugefallen, ohne dass er sie allein hätte ausnützen können. Auch die hervorragenden Genossen hatten nach Verdienst grössere Anteile erhalten und die Gemeinen gleichfalls Landanteile gewonnen, während der zurückgebliebenen Bevölkerung ein Teil ihres bisherigen Besitzes verblieb. Indem nun das Ackerland, wenn nicht gesondertes Eigentum, doch gesonderte Bebauung und Verwaltung erheischte, musste die noch immer sehr wichtige Jagd und Viehzucht sich entschieden an bestehende Unterabteilungen (grössere Herrschaften oder Gemeinden) anschliessen oder zu Vereinigungen zu diesem Zwecke einladen.

Jetzt schon treten also mehrere verschiedene Herrschaftrechte über den Stoff, namentlich über Grund und Boden[2]) hervor, nämlich:

---

[1]) Vgl. Sybel, Das Königtum, 2. Aufl. S. 427 ff.; die einschlägigen Arbeiten R. Schröders, Laveleye's, Waitz' etc. (S. Weiteres unten.)

[2]) Auch die Freiheit der Verfügung des Individuums über den Stoff kann dem Staate gegenüber keine absolute sein. Es kann daher auch der Bebauer des Grund und Bodens, der Mensch, nicht dessen absoluter Herr werden. Es handelt sich also hier nicht minder als in jeder andern Hinsicht um das rechte Mass der individuellen Freiheit und der staatlichen Ordnung, das nach Zeiten und Umständen verschieden und wechselnd sein muss.

1. das Recht an einem bestimmt begrenzten Lande als einer Einheit, durch die sesshaft gewordene Gesamtheit unter Anführung eines Stamm- oder Heerkönigs behauptet oder erworben und geordnet, durch diese Ordnung aber in der Privatbenützung beschränkt.
2. das Recht der Gesamtheit an einzelnen ihr als solcher zu fiskalischen Zwecken zugefallenen unbeweglichen Gütern und ausnahmweise auch Mobilien (Staatschatz, Karl der Grosse).
3. das Recht an Landteilen und zwar:
   a. des Königs und seiner Familie, bald mehr mit politischem Charakter (Krongut, Kammerdomänen), bald mehr mit privatrechtlichem Charakter (Chatullegut),
   b. der freien einzelnen grösseren Besitzer (Grundherrlichkeit, Pairschaft); und diese wieder
      α. nur abhängig vom gemeinen Recht (Allod, Landeigen),
      β. abhängig von einem Verleiher, zunächst vom König (beneficium, Lehen), und dann in unendlichen Abstufungen durch weitere Verleiher (Afterleihe),
   c. der Gemeinde- und Korporation-Besitz, und zwar
      α. entweder so, dass das oberste Recht, nur durch das gemeine Recht beschränkt, der Gesamtheit oder juristischen Person zusteht, die den Grund und Boden in eigner Regie bewirtschaftet, oder
      β. so, dass sie ihn, soweit er sich dazu eignet, teilweise wenigstens, zur Sonderbenutzung in irgend einer Weise abgeben kann.

Oft findet sich beides nebeneinander, je nachdem es sich um Wald und Weidegründe, oder um Ackergründe handelt, in welchem Falle bei den Wald- und Weidegründen mitunter auch eigentümliche Kondominialverhältnisse (gemeinsames Gut) bestehen können, die von dem Gemeinde-Gesamteigentume wohl zu unterscheiden sind.

   d. die kleineren Sonderbesitze, welche übrigens in den europäischen Staaten früher schon grössten Teils in irgend ein mittelbares feudales Abhängigkeitverhältnis gerieten und rechtlich durch dieses bestimmt wurden.

4. das Recht an beweglichem Gut, das zunächst, teilweise wenigstens, als Pertinenz des Immobile erscheint und dann seinen rechtlichen Charakter teilt, in seinen juristisch wichtigern Bestandteilen aber eben deshalb auch eine politische Seite hat (man gedenke des Heergerätes, des Pfluges; in den parlamentarischen Familien Frankreichs gehörte das Corpus juris zu den Erbstücken des Ältesten). Übrigens haben bewegliche Vermögen und Forderungen von Geld und Geldwert, wenn sie auch schon frühe die Aufmerksamkeit der Könige erweckten (Handel- und Marktbeschränkungen, Vertragformen, Waffenverkauf über die Grenze), doch erst durch die Entwicklung des städtischen Lebens eine selbständige Bedeutung, und zwar sogar über dem Immobiliar-Eigentum, gewonnen.

Das Wichtigste und auch für uns hier Interessanteste an allen den bisher aufgeführten Erscheinungen liegt darin, dass in ihnen politische und privatrechtliche Herrschaft- und Unterordnungverhältnisse mit den verschiedensten Nutzungberechtigungen und privaten Lasten ungeschieden bunt nebeneinander laufen, der Besitz mehr die Person als die Person den Besitz bestimmt und folglich eine nach Abklärung drängende Gährung stattfindet. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Volkmedizin.

Von K. Ed. Haase.

Vorbemerkung. Die folgenden, um das Jahr 1598 in der Mark Brandenburg und besonders in Berlin gebräuchlichen Sympathiemittel sind Aufzeichnungen des Dr. Colerus zu Berlin. Sie sind von einem meiner früheren Schüler, Herrn Karl Lücke-Berlin, gesammelt und mir schon vor längerer Zeit freundlichst zur Verfügung gestellt.

I. Wie mans machen sol, das einem ein Zaan one Schmertzen ausfellet. a. Nim etliche grüne Laubfröschlein, die auff den Bäumen sitzen, seude sie in wasser, bis das fleisch zergehet. Nim das fette oder feiste oben ab, das oben schwimmet, vnd behalts in einem reinen gefes, vnnd wenn es noth ist, so salbe die Zeene damit. Du must dich aber vorsehen, das die andere unschültige nicht damit anrürest, sonst müssen sie auch fort, und kein Mensch kan trawen die Zeene nicht entrathen.

b. Desgleichen sol auch eines todten Menschen Zaan thun, wenn man einen wehethuenden Zaan damit anrüret, oder auff seinen Zaan helt, so sol er ausfallen. Man sol sich aber auch vorsehen, das man andere nicht damit berühre.

c. Es sagen etliche, man solle den Zan, den man heraushaben wil, mit einer Raupen anrüren, so falle er aus. Ists ein öber Zan, so solle man hierzu eine Raupe aus einem öbern blat eines Krautstengels nemen: ists aker ein vnter Zaan, so müsse man eine Raupe von einem vntern blat hierzu brauchen.

II. Vor die eilige Zeene vnd das Zaanwehe. a. Nim fetten Kihn, schneid ihn in feine kleine spifslein, gehe des morgens hinaus, vnd reis selber in eigener Person, Schleedornwurtzel widersinnes aus, ehe die Sonne aufgehet, schabe die Rinde davon, und schneids auch fein klein, gens guten scharffen Weinessig drauff, mache das Töpfflein oben fein fest zu, das der brodem nicht heraus gehet, las wol sieden, und nims auff die Zäne, so warm du es erleiden kanst. Dis ist ein gut stücklein, und wol probiret.

b. Ein alt dürr Heseln holtz, so nicht auff der Erden gelegen, sondern etwan aus einem Zaun gezogen, dasselbige creutzweise auffgespalten und angezündet, und auff eine Axt gehalten, daruon kömpt ein öhl, das lege auff den Zaan.

c. Schneide von einem jungen Weidenen stamme die öbere Rinde weg, und schneide darunter ein Spahn heraus, stöchere die Zeene

damit, das sie bluten, und las das blut am Span trucknen werden. Darnach gehe und setze den Span fein wider ein, wie du jn aus der Weiden genommen, lege die Rinde wider drüber, und binde es mit weichen Lehme zu, so vergehet dich die wehetage.

Est vera cura, und keine Zauberey.

III. Wer blut auswirfft an der Schwindsucht, vnd Lung und Leber faulet. Der neme eine Lung und Leber von einem Wolffe, zerschneide es klein und dörre es in einem Backofen, pulverisir es, gibs dem krancken alle mal, so viel du auff einem Silbergroschen halten kanst. Man mus es aber etlich mal thun.

IV. Geschwür darinnen haar oder federn sein. Man sol nur etwas von denselben Haaren, Faden, Graben (?)[1]) oder was es sonsten ist, heraus nehmen, es sey wenig oder viel, gar oder halb: und sols in einen Holunder oder Eichenbaum gegen Orient vergraben und vernageln: So zeuchts das andere hinderstellige, so noch im Schaden ist, vollent gar heraus zu sich, und heilet der Schade one mühe und von selbst.

Es ist ein bezaubert Ding.

V. Vor die Schwindsucht. Einen Ungerischen gülden, den zerreibe klein, feile jhn erstlich klein, darnach reibe jhn auff einen Mörbelstein.

VI. Ein wunder Recept wider das Fiber. Es lisse mein Vater (Jacobus Colerus, S. Theologiae Doctor, Praepositus Ecclesiae Berlinensis & vicinarum inspector, Consistorii Brandenburgici Coloniae ad Suevum assessor) einmal im Früling Beume pfropffen. Als nun der Gärtner auff der Erden knihet und einen stam abschnit, sahe er vber sich, und ward gewar, das eine Schwalbe uber jhm flohe, und das war die Schwalbe, die er im selben Früling zum ersten gesehen hatte: Grube demnach balde unter sich, und fund ein hart köhlichen, und sagt wenn man diese Kohl anhieng, dem vergieng das Fiber. Dieser thorheit und Aberglaube lachte mein Vater, und nam sie gleichwol in verwarung. Als nun seine Freundin eine das Fiber bekam, und hart davon krank lag, hingen sie jhr die Kinder an, das Fiber verging balde, und ward darnach etlichen andern Leuten auch, denen diese kohl angehangen ward, damit geholffen.

VII. Contra Febrim. a. Verschneide dem Patienten alle nagel an den Händen und Füssen, binde sie einem krebs auff den Rücken, und trage jhn wider in das fliessende wasser.

b. Scheus einen Gugkgugk im Meien, brenne jhn zu pulver, nim davon eines gülden schwer ein, wenn dich die krankheit anstöst.

c. Nim die Hirnschale von einem verstorbenen Menschen, die gantz dichte ist, mache sie zu pulver, gibs einem so das Fiber ankommen wil, es sey quotidiana oder Tertiana, nur eines Ungerischen güldens schwer, oder 3 quint in einem Wein, ehe es ihn ankömpt.

---

[1]) Gräben oder Grüben heisst bei den südungar. Deutschen die Kinderkrätze. Anm. d. Red.

d. Man sol einen Apffel voller löcher stechen, ohne gefehr 30 löcher, und gantzen Pfeffer drein stecken, und mit einander braten lassen: und wenns Fiber ankommen wollte, soll mans essen, das thue man, bis es vergangen.

VIII. (Gegen Nierenstein.) Wenn man das Wasser trinkt, das im Früling aus den auffgehawenen oder auffgeschnittenen Bircken fleust, so zubrichts den Nierenstein.

IX. Podagra wodurch es curiret wird. a. Ein Bürger war zu Berlin, der hielte das vor sein best Recept, er setzte allezeit zwey Tage vor dem newen Monden köpffe, das hülffe jhm am allermeisten.

b. Nimm Königskertz, eine gute handvoll, nur das Kraut, und ein stück Kreide als ein Ey grofs, klein gerieben oder gestossen. Item Wasser, darinnen die Schmiede das Eysen ableschen, darein thue das Kraut und die Kreide, las in einem küpffern oder ehrnen Gefefs kochen, wie man einen Hecht kochet, und wie man ein ander Fufsbad machet, behe die Füsse darinnen, wie in einem andern Fufsbad, setze die Füsse hinein, und behe dich drüber. Darnach mach ein loch in die Erde, geus es alles miteinander drein, scharre es zu. Wenn es verfaulet und verweset, so ist das Podagra auch weg.

X. Vor die Gicht ein herrlich öhl. Bilsenkraut am S. Johanstage geholet, und klein gehacket, darnach einen lehren Topff in die Erden gegraben, und noch einen drauff gefüget, darinnen das kraut ist, und unten löcher in den topff gemacht, dafs dz öhl dadurch trieffen kan. Die Töpffe wol verlumt [? verleimt] und an einen ort gegraben, da niemands übergehet. Darnach in der Christnacht umb Mitternacht ausgegraben, und sich damit geschmieret.

XI. Blutstellen, es sey der Nasen oder sonsten. a. Nim von der Hirnschal eines Menschen forne aus der stirn ein stücklein eines Thalers breit, legs auf eine röste, so wirds schwitzen, den schweis treuge ab, und lasse es darnach über dem Fewer dörren, stofs es zu pulver, und brauchs in warmen Bier, so bald du es in den mund nimpst, so höret das Bluten auff. Es mus aber eines Mannes hirnschedel sein, wenns ein Mann brauchen will, und im Gegentheil von einem Weibe, wenns ein Weib gebrauchen will.

b. Thurneisser schrieb einem Bawer diese Buchstaben mit seinem blut auff die Stirn, OIPULU.

Totenfetische bei den Polen.

Von B. W. Schiffer.

Wenn jemand gestorben ist, deckt man ein Tischtuch über die Leiche; dieses Tischtuch decken sie beim Leichenschmause über den Tisch und dann kann niemand etwas geniessen, wie hungrig er auch sei[1]. Um Ersparnisse beim Totenschmause zu machen, nimmt man den Lappen, womit man den Toten gewaschen, und fährt damit über die Speisen[2].

---

[1]) Toeppen: Aberglauben, S. 111. [2]) das. S. 112.

Bei der Wahl der Bretter für den Sarg wird darauf geachtet, dass keine grossen Knoten sich darin befinden[1]). Durch das Loch, das durch Ausfallen des Knotens in einem vom Friedhofe geholten Sargbrette entsteht, kann man um Mitternacht am Kreuzwege beobachten, wie der Teufel mit einer Zauberin tanzt[2]). Alle bösen Geister und alles Treiben der Bösen kann man durch ein solches Loch sehen[3]). Während der Prozession am Frohnleichnamtage kann man dadurch alle Hexen erschauen[4]). Man kann auch durch ein solches Loch den Teufel erblicken, wie er an der Fastnacht (ostatki) hinter einem jeden im Wirthaus tanzenden Pärchen einherhüpft[5]). (Man kann bei dieser Gelegenheit den Hinkenden auch gewahren, wenn man durch's Schlüsselloch schaut.)[6])

Wer an Blumen riecht, die auf dem Friedhofe wachsen, verliert für immer den Geruchsinn[7]).

Der Jüngling erweckt in dem geliebten Mädchen Gegenliebe für sich, wenn er ihr Splitterchen von Sargpflöckchen und Staub von geweihter Kreide, in Branntwein gemischt, zum Trinken reicht[8]).

Man wischt kurz vor der Untersuchung das Gesicht mit einem Leichentuche ab, dann wird man für untauglich zum Kriegdienst befunden[9]).

Hat man jemand aus der Familie des Verstorbenen etwas gestohlen, so legt dieser dem Toten in den Sarg einen gleichen Gegenstand oder ein Stück vom Material, dann beginnt der Dieb nach und nach zu „verdorren“, in dem Masse, als der Gegenstand verfault; er stirbt bald[10]). Zur Auffindung eines Diebes zaubert man mit einer Bibel oder einem Gesangbuche, die von einem Verstorbenen herrühren müssen[11]). Toeppen sagt: Beim Sieblaufen gegen Diebe bedient man sich eines Buches religiösen Inhaltes aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, der im Rufe der Ehrlichkeit stand[12]). Der Dieb stirbt auch, wenn man ein Stück des gestohlenen Gutes auf den Kirchhof legt[13]). Dasselbe ist auch der Fall, wenn man eine Handvoll Hanf in den Sarg legt oder ein Geldstück in die Leichenkammer wirft[14]).

Das Tuch, womit die Leiche abgewischt wurde, macht die Diebe unsichtbar[15]).

Wer gut gemästetes Vieh haben will und dass es alles Futter aus der Krippe verzehre, der reibe die Krippe mit dem Laken, das von einem Erhängten herrührt[16]). Zur Wirksamkeit gewisser Zauberformeln gehören Stücke der Kleidung eines Erhängten[17]). Der Zauberer

---

[1]) Siarkowski: Mat. do etn. ludu pol. z okolic Pinczowa, in Mat. do ant. IX S. 34, Abt. für Ethnl. [2]) Kolberg: Lud VII Krakowskie S. 98. [3]) Ludwik z Pokiewia (Jucewicz): Litwa, S. 146. [4]) Kolberg: Lud XV Poznanskie, S. 121. [5]) Federowski: Lud okolic Zarek etc. S. 274. [6]) Siarkowski: a. a. O. S. 22. [7]) das. S. 34. Wisla IV 1890 S. 390. Toeppen: Aberglauben, S. 110. [8]) Siarkowski: a. a. O. S. 43. [9]) Toeppen: a. a. O. S. 38. [10]) Kolberg: Lud XI Poznanskie S. 165. [11]) Wisla IV 1890 S. 803. [12]) Toeppen: a. a. O. S. 57. [13]) das. S. 58. [14]) Petrow: Lud ziemi dobrzynskiej, in Mat. do ant. II Abt. für Ethnol. S. 132. [15]) Wisla IV 1890 S. 99. [16]) Siarkowski: Lud okolic Kielc, in Mat. do ant. III Abt. für Ethnol. S. 27. [17]) das. S. 50.

geht vor Morgendämmerung nach der Grabstätte der Selbstmörder, dort erscheint ihm Satan, holt sich Blut aus dessen Finger zum Zeichen, dass die Seele nach dem Tode ihm gehöre, und verleiht ihm dafür die Kraft zum Zaubern[1]). Udziela erzählt von einem Bauern, der den Strick eines Erhängten im Garten vergrub, damit der vorbeifliessende Fluss nicht die Ufern abschwemme und weiter ins Feld dringe[2]). Wer ein Stück von der Schnur bei sich trägt, mit der sich jemand erhängt hat, hat immer Glück[3]). Will ein Schankwirt Absatz an Schnaps haben, so lege er ins Branntweinfass einen Faden aus der Kleidung eines Erhängten[4]). Lukaszewicz berichtet, dass im Jahre 1559 in Posen eine gewisse Anna Maciejowa Sieczczyna gepeitscht und aus der Stadt gejagt wurde wegen Zaubertreibens, mitunter weil sie eine Schankwirtin zum Galgen begleitete, um dort den Strick zu bekommen, mit dem jüngst ein Verbrecher gehängt ward[5]). Die Anziehungkraft, die das Branntweinfass auf sie ausübt, erklären sich die Bauern dadurch, dass der Wirt darein den Strick eines Erhängten gelegt habe[6]).

Das Stroh, worauf der Verstorbene zum letzten mal gebettet ward, teilt natürlich dessen unheimliche Kraft; es muss daher nach Fortschaffung der Leiche schleunigst entfernt und nie zu irgend einem wirtschaftlichem Zweck verwendet werden; in den meisten Fällen wird es jedoch verbrannt.

Das Stroh, sagt Toeppen, wird beim Zurückfahren auf die Dorfgrenze geworfen. (Gilgenburg.) Das Stroh wird verbrannt, entweder auf der Grenze oder auf dem Grabe. (Willenburg.)[7]) Das Stroh, das auf dem Wagen unter dem Sarge gelegen, wird verbrannt oder ausserhalb des Dorfes weggeworfen[8]). Einst verbrannte man (in Masovien) das Stroh, worauf der Tote gelegen, aus Furcht, dass das Vieh, wenns davon zum Futter bekäme, die Zähne verlöre — gegenwärtig achtet man nicht mehr darauf[9]). In der Gegend von Pinczow trägt man das Stroh aufs Feld oder auf die Strasse hinaus und lässt es dort liegen[10]). Wenn jemand nicht sterben kann, so bettet man ihn auf Stroh; dies wird dann in einen Graben geworfen und mit Steinen zugedrückt[11]). Im Posenschen wird das Stroh verbrannt, jedoch erlaubt man sich zuweilen, es unter das Vieh zu streuen[12]). In den Gegenden von Krakau wird das Stroh auf die Strasse verstreut, damit die Vorübergehenden, dadurch aufmerksam gemacht, für den Toten beten[13]). Im nordwestlichen Posen wird es aufs Feld geworfen und nach dem Leichenzuge verbrannt[14]), in andern

---

[1]) Rulikowski: Zapiski etn. z Ukrainy, in Mat. do ant. III Abtl. für Ethn. S. 102. [2]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do ant. X Abtl. für Ethn. S. 93. [3]) das. [4]) Kolberg: Lud XIX Kieleckie S. 214. [5]) Lukaszewicz: Obraz hist.-stat. miasta Poznania w dawniejszych czasach. Posen 1838 I S. 123. [6]) Udziela: a. a. O. S. 93. Gluzinski: a. a. O. S. 528. [7]) Toeppen: a. a. O. S. 110. [8]) Petrow: a. a. O. S. 30. [9]) Ulanowska: a. a. O. S. 281. [10]) Siarkowski: a. a. O. S. 32. [11]) Udziela: a. a. O. S. 242. [12]) Kolberg: Lud IX Pozn. S. 169. [13]) ders., VI Krakowskie S. 6. [14]) ders., IX Poznanskie S. 163.

Gegenden tief in den Düngerhaufen vergraben, damit es verfaule, aber unter das Vieh wird es nicht gestreut, denn dies würde „verdorren“ [1]). Im Lublinschen wird das Leichenstroh auf die Strasse geworfen und nach einem Tage oder etwas weniger verbrannt [2]). (Fortsetzung folgt.)

(Nachtrag zu Ur-Quell B. III. S. 52 f.) Kürzlich erzählte mir mein Jugendfreund Herr Benjamin Beneczer, Eisenfabrikant in Stryj, folgendes: Vor mehreren Jahren hatte sein Vater eine Fabrik im Dorfe Dembina bei Skole; einer der dort beschäftigten Arbeiter (Michal Dobrzyniecki, er befindet sich jetzt in der Staatbahn-Werkstätte zu Neusandec), geboren und erzogen im selben Dorfe, riss einmal aus dem Kopfe der Leiche seines Genossen, der sich erhängt hatte, ein Büschel Haare aus und bewahrte es sorgfältig. Auf die Frage meines Gewährmannes, wozu das nütze, erklärte er, er verwende solche Haare zur Angel, die dadurch ganz besonders geeignet sei, die Fische anzuziehen; dies Zaubermittel besitze er von seinem Vater und ihm allein verdankten beide den Ruf als ganz besonders geschickte Fischfänger, dessen sie sich erfreuen. Er beschwor meinen Freund, niemandem etwas davon zu entdecken, denn man könnte ihm Concurrenz bieten. B. W. Schiffer.

Der gehörnte Mittag.

(Podne rogato).

Gleich allen Dingen, die in seinen Gesicht- und Gedankenkreis fallen, personifiziert der Südslave auch die Sonne. Bewohner des Dorfes Račišće [3]) auf der Insel Curzola pflegen, ob man sich auf freiem Felde oder auf hoher See befinde, bei Sonnenaufgang gegen Osten niederzuknien, das Kreuz zu schlagen und dreimal die Sonne mit dem Spruch zu begrüssen: „Sei mir willkommen, trautester Bruder, flammende Sonne; zu Gutem seiest du angelangt und in Besserem mögst du mich verlassen!“ (Dobro mi došo mili brate, žarko sunašce; dobro mi došo a bolje me ostavio!) Die Sonne erscheint jedoch dem Landmanne nicht immer und in jedem Falle als willkommener Segenspender, sondern auch ausnahmweise um die Mittagzeit als ein bösartiges Wesen, das er nicht als den „trautesten Bruder“ betrachtet, vielmehr als den gehörnten Mittag bezeichnet. Der gehörnte Mittag vermag dich zu zerbrechen und zermalmen, und wehe dir, wenn du auf ihn Grimassen geschnitten! Die ärgste Stunde für das „Angerempeltwerden“ (nabrčanje) durch den gehörnten Mittag ist die Zeit zwischen zwölf und eins [4]). Am schlimmsten benimmt er sich in den Hundtagen

---

[1]) Kolberg: Lud X Poznanskie S. 77. [2]) ders., XVI Lubelskie S. 134.

[3]) Die Vorfahren dieser Leute sind grösstenteils im XVII. Jahrh. von den Ufern der Narenta nach Curzola ausgewandert und haben das Dorf R. gegründet. Zu bemerken wäre, dass das Gebiet des Unterlaufs der Narenta den Namen pagania (Heidenland) führte, weil die dortigen Ansiedler am spätesten unter allen Südslaven zum Christentum sich bekehrt hatten.

[4]) Vrgl. die „Vilenpfeile“ bei Krauss in Volkglaube u. relig. Brauch der Südslaven. S. 156.

(o ilinštacima, d. h. im Monat Juli, in dem das St. Eliasfest gefeiert wird). Am Eliastage und einige Wochen vorher und später pflegen z. B. in meinem Geburtorte Brsečine bei Ragusa fürsorgliche Eltern ihre Kinder während der Mittagstunden bei Hause zu halten, damit sie der gehörnte Mittag nicht vernichte. Er saugt seinem Opfer das Gehirn so aus, wie Hexen einem das Herz ausfressen, doch stirbt der Erwachsene oder das Kind viel eher durch einen Anfall des gehörnten Mittags als durch die Heimsuchung der Hexen. Der gehörnte Mittag kann einen an jedem Orte ums Leben bringen, am leichtesten jedoch unter einem Nussbaume oder am Meerstrande. Wohl hat ihn noch niemand ganz genau erschauen können, und doch weiss man, wie ich zu Brsečine sagen hörte, dass er das gräulichste und widrigste Wesen sei. Am Eliasfeste um die Mittagstunde kann man ihn erblicken, wenn man durch ein Seidentüchel in die Sonne schaut. Von einem bösen Weibe gilt die Redewendung: „bösartig ist sie, wie der gehörnte Mittag!" (zla je kao podne rogato) und von einem ungehobelten Manne: gewalttätig wie der g. M. (grub kako p. r.)

Curzola. Vid Vuletić Vukasović.

Bastlösereime.

Eine Umfrage von O. Schell.

Vor dem Schlagen:

Sull das Pfeifla gut gerôta, muss der Teufel Hühnlan brota.

Während des Schlagens:

1. Pfeifla, Pfeifla, du must wân, drum du ich dich so lange han.

Beim Abstreifen des Bastes:

Schnicke, schnicke, schnack, Teufel aus am Sack, runter mit da Rinde. Ich moch dr glei ne Binde. Hohenelbe in Nordböhmen.

2. Pfeifla, Pfeifla gib mer Soft, wenn du mr ken Soft gebst, schmeiss ich dich an Grobn, dort frassn dich Robn, kemmst du obr wieder raus, best du wie ana gebodt (= gebadete) Maus. Witkowitz i. Riesengebirge.

3. Peifla, Pfeifla, gib mr Soft, weil dr Bauer Hover rofft[1]), ich ga dir en Löffels Buttermelch, gib mir a Trepla Soft. Parschnitz i. Nordböhmen.

4. Pfiffla, Pfiffla gimer Soft, wenn de west ken Soft gan, schmeiss ich dich ei a hohla Grå, frassa dich de schworza Rå, kumma de ala Flescherhunde, ziehn der's Lader vom Puckel runder. Runder, runder, musste giehn, musste, musste, musste giehn. Kaile i. Nordböhmen.

5. Pfeifla, Pfeifla, gimmer Soft, wenn mr ken Soft gest, schmeiss ich dich ei a Growa, dat frassa dich de Rowa, Rowa ne alleene, Kotza mit am Bêne. Oberaltstadt i. Böhmen.

Trautenau. J. Böhm.

---

[1]) Den gemähten Hafer auflesen und reihenweise auf die Beete legen, um ihn später schneller zu Garben vereinigen zu können: seltener: Hafer mit den Händen in ein Gefäss fassen (raffen).

Bastlösereime aus dem Bergischen[1]. 1. Hüppken, Hüppken, Oligskrûk, Kätzken liep der Düar herût. Wenn dat Kätzken wiəder kömmt, dann es dat Hüppken fädig, ja fädig, ja, fädig, ja fädig.

2. Hüppken, Hüppken, Mônekrût, dat Kätzken löppt der Düar herut. Es dat Hüppken fädig woer, kôm dat Kätzken wiəder.

3. Hüppken, Hüppken, Sâpe; de Möller sett om Dâke; he s . . . heraf, he dr . . . heraf, fällt met der V . . . in 't Wâter.

4. Pipken, Pipken, Saape, de Möller soot om Daake. Pipken, Pipken, Oligskruut, dat Kätzken liəp der Düarn erut; on äs dat Kätzken wiəderkohm, do woar dat Pipken fädig, so fädig, so fädig.

5. Piepken, Piepken, Saapholt! Der Möller kickt tom Daake ruut, met der witten Mötschen, he woll dat Lisken bietzen met dem ruaden Dooke, he woll dat Piepken maaken. Ein, twei, drei! Dann mott dat Piepken feedig sin[2].

Elberfeld. O. Schell.

Literatur der Bastlösereime.

Am Urdsbrunnen, Jahrgang IV, S. 163 (Dänischer Wohld), S. 198 (Friedrichshall i. Th.), S. 243 (Lauenburg), V, S. 24 (Pommern), S. 96 (Segeberg), VI, S. 127 (Böhmen), VII, 175 (Unterfranken).

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I, S. 85, II, 52 (Westfalen), 89 (Niederland).

Ph. Wegener: Volktüml. Lieder aus Norddeutschland bes. dem Magdeburger Lande und Holstein. (Leipzig 1879.) 1. Heft S. 101—112 Nr. 1—33.

K. Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder des Herzogt. Schleswig-Holstein und Lauenburg. (Kiel 1845.) S. 510, 5 (Holstein).

H. Frischbier: Preuss. Volkreime und Volkspiele. (Berlin 1867.) S. 61.

Anton Peter: Volkstüml. aus Oesterreich-Schlesien. (Troppau 1865.) Band I, S. 149.

W. Mannhardt: Germ. Mythen. (Berlin 1858.) S. 387 Anm. 3.

Wolf: Zeitschrift f. d. Myth. 1, 473 (Giessener Gegend), 3, 178 (Stade).

Firmenich: Germaniens Völkerstimmen II, 102 (Friedbg. i. Wetteran), 561 (Ober-Saar).

Rochholz: Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. (Leizig 1857.) 182, 309.

Simrock: Das deutsche Kinderbuch. (2. Aufl., Frankf. a/M. 1857.) 648.

Fiedler: Volkreime und Volklieder in Anhalt-Dessau. (Dessau 1847.) 172—174.

Grimm: Mythol., 11, 90.

Fr. Winter: (Geschichtbl. für Stadt und Land Magdeburg) 10. Jahrg., 317. 12. Jahrg., 384.

Danneil: Altmärkisch-plattd. Wörterbuch. (Salzwedel 1859.) 87.

Otto Knoop: Volksagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östl. Hinterpommern. (Posen 1885.) S. 176.

---

[1] Siehe „Am Ur-Quell“ Band I., 34, Band II., 107.

[2] Anmerkung. Nr. 1—4 sind bei Elberfeld gebräuchlich, Nr. 5 stammt aus Remscheid und enthält einen dunklen Schlüssel für die übrigen, die ehemals länger gewesen sein mögen. Nr. 1 und 5 finden sich bei Firmenich, wurden aber der grössern Vollständigkeit wegen aufgenommen. Eine Sammlung derartiger Reime dürfte sich sehr empfehlen.

Bienensegen.

Von A. Wiedemann und F. S. Krauss.

16. In der Handschrift 299 der Marcus-Bibliothek zu Venedig findet sich von einer Hand des 15. Jahrhunderts in mehrfach fehlerhaftem Griechisch zwischen metallurgische und sonstige technologische Rezepte eingetragen ein Bienensegen (publ. Berthelot, Alchimistes Gress p. 382). Derselbe — die ersten Worte sind im Originale verstümmelt — lautet übersetzt: „Gebet für einen Bienenstock. Sei gegrüsst, oh Du unser Herr Christus, sei gegrüsst, oh [Jungfrau Maria], du gebenedeite, die benedeite der Vater, der Sohn und der heilige Geist, mehr als alle hast Du den Segen, du versüssest das Herz, Du vergiltst dem Sangmeister der Kirche (sein Lob?), Du heiligtest durch Deinen Sohn! Versammle Deine geflügelten Tiere (die Bienen), versammele sie . . . und durcheile die tausendfach süssen und tausendfrüchtigen Blumen der Berge, die Gott kennt, der Mensch aber nicht kennt. Ich beschwöre Dich, wilde Wespe, giftige Schlange, Rabe, Gewürm, Spinne, (? das betreffende griechische Wort kōstōs[1]) ist unbekannt), Ameise, alles, was die Bienen schädigt, nicht möge es Erlaubnis haben, sich den Bienen des Knechtes Gottes N. N. zu nähern. Beim Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. — Mache ein Kreuz und schreibe dieses Gebot auf das Kreuz oder auf ein Holz und stelle in die Mitte den Bienenstock!"

Unmittelbar darauf folgen in der Handschrift zwei andersartige Vorschriften: „Ein Mittel, damit der Mensch schlafe: Schreibe auf ein Lorbeerblatt: In Bethlehem in Judaea wurde Christus geboren; lasse ausruhen . . . . Heiliger Eugenius, gieb Schlaf dem Knechte Gottes N. N." — „Ein Mittel, damit man nicht schlafe: Koche die Hoden eines Hasen mit gutem Wein, und thue (liess: trinke) dies, und Du wirst gewiss nicht schlafen." W.

17. (Aus Slavonien). Der Bienenzüchter darf am Tag Mariae Verkündigung (25. März) sein Haus und seinen Hof nicht verlassen, um ins Dorf zu gehen, sondern muss den ganzen Tag im Hofe Spähne und Splitterwerk zusammenlesen, in die Küche auf die Feuerstätte tragen und dabei sagen: ja ne kupim trišće ni granje već ja kupim med u slast svojima pčelama iz mora i iz dunava! (Ich sammle weder Spähne noch Zweige [Abfälle], sammle vielmehr Honig ein zur Versüssung meiner Bienen aus dem Meere und der Donau!). Weihnachtstroh hat er vorsorglich aufbewahrt und damit beräuchert er seine Bienen. Zu Weihnacht borgt er niemandem etwas aus dem Haus weg. Wann die Bienen ausschwärmen, setzt er sich auf den blossen Hinteren auf die Erde nieder und wirft ihnen Erde nach.

---

[1]) Wohl vom slav. Kost-Bein, Kosten, beinhart zur Bezeichnung eines Käfers. A. d. Red.

Dann müssen sie sofort zurückkehren. Lässt sich der Schwarm auf einen Obstbaum nieder, so tunkt man Palmkätzchen in Milch und in Backwasser ein und bespritzt damit den Korb, den die Bienen besiedeln sollen.

Im Saveland. Von meiner verewigten Mutter. K.

Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

XI. Mit dem Wasser aus einer Pfütze, worin gewöhnlich Katzen und Hunde ersäuft werden, wäscht man den Barmgrund, auch Bomgrund = Grind, Ausschlag und spricht: In dit Water, worin versapen manch Katt un Hund, darin still ik di Barmgrund. Schütze, Holst. Idiotikon I., S. 69.

XII. Man holt stillschweigend Wasser und wäscht den Kopf damit sogleich lauwarm, sprechend: So standen drei Mädchen wohl vor dem Brunn, de ene de wusch, de ander de wrung'. Darin is verdrunken en Katt un en Hunt, domit verdryw ik dy Barmgrunt (tinea). Müllenhoff, S. 514; Provinzialberichte 1797. S. 238.

Ofterding.

XIII. Zu „Katzensporn“ s. Grimm, D. Wörterb. V., 301 s. v. „Katzenspur: Fussspur einer Katze. In der Wetterau sagt man von einem, der an der Fusssohle einen Schwären hat, er habe in eine Katzenspur getreten.“

Wien. A. L.

XIV. Aus meinem unter der Presse befindlichen Werke: „Aus dem Leben der Zigeuner“ (Berlin, Felber) teile ich hier mit (S. 61): Im Volkglauben der Zigeuner lebt auch eine vieräugige Hündin, deren Gebell man manchmal im Berge vernimmt. Ihr Lieblingaufenthalt ist in Siebenbürgen der Berg zwischen Homorod und Almas, wo man gar oft ihr Bellen weithin hören kann. Diese vieräugige Hündin kann man bisweilen an Flüssen sehen, wo sie ihren Durst löscht. So oft sie trinkt, tritt anhaltendes Regenwetter ein. (Vgl. die indische Hündin Sarama im 62. und 180. Hymnus des I. Buches des Rigveda; s. Gubernatis, Die Tiere in der indog. Myth. 353 und das 56. Märchen in meinen Samml. „Volkd. d. siebenb. u. südung. Zig.“ S. 327) Menschen, die Lieblinge irgend einer Urme (Fee, s. Am Ur-Quell II. Bd. S. 133 uf.) sind, lässt diese Hündin bisweilen ihren Kot vor dem Hause oder dem Zelte zurück. Ihr Kot unterscheidet sich von dem eines gewöhnlichen Hundes durch nichts; deshalb soll man jeden in der Frühe beim ersten Ausgang vor dem Zelte oder der Hütte befindlichen Hundemist mit dem linken Fusse berühren. Rührt er von der vieräugigen Hündin her, so wird der „Fuss desjenigen, dem der Kot gilt, zu grossen Schätzen hingeleitet.“ Von einem Menschen, der in seinen Unternehmungen Glück hat oder unverhofft zu Reichtum gelangt, sagen selbst ansässige Zigeuner

Ungarns: „Die Hündin hat ihm gesch . . . . . .“ (Zinkli leske çindyas); vgl. dazu die deutsche und ungarische Redensart (a kutya szart neki) in entgegengesetzter Bedeutung. H. v. Wlislocki.

XV. Die Rumänen in manchen Gegenden Siebenbürgens glauben, dass man in die Nähe einer Kuh, die zum ersten Mal im Leben gekalbt hat, einige Tage lang nach der Geburt des Kalbes barfuss nicht treten darf. Wer dies tut, der bekommt einen Hautausschlag.

Franz Papp.

Scheldwoorden[1] uit N. Oost-Indië.

Anak-Soendel (Hurenkind), Antjing (Hund), Babie (Schwein), Korang-Artjar (ohne Bildung), Orang-Oetang; Orang Ranté (Gestrafter), Orang Karbol (Mensch wie ein Tier), Toeromenos (Scham ohne Haar), Tjoeg-tjoe-Mai. Kooi poenja Kapella Samma joeka babie (Dein Kopf ist gleich dem des Schweines). Kooi poenja Moeka Sama joeka poenja pantat (Dein Kopf ist grade wie mein Unaussprechlicher.) Kooi poenja Mata sama joeka kakaloes (Deine Augen sind grade wie ein Abort.) Zeijce poenja Nence te laloe korang Artjar (Deine Mutter taugt im geringsten nicht.) Kooi poenja Poeki sama joeka oetoppi oetjan (Deine Scham ist grade wie der Traufstein voll Wasser.) Kooi poenja baddan clamanja toeromenos (Du hast am ganzen Leibe kein Haar.) Kooi poenja koepenk clamanja babie (Du hast Schweinsohren.) Kooi poenja bibil korongo (Deine Lippen stinken). Kooi poenja Moeka sama joeka soesoe (Du hast ein Milchgesicht.)

(Nach gütiger Mitteilung von Wilhelm Terweg, pension. Sergeanten aus Atjek.)
Ermelo p. Harderwijk. K. Knauthe.

Kleine Mitteilungen.

Vergrabene Schätze. In Semendrija hat sich am 16. April 1892 folgender Vorfall zugetragen. Dem in der dortigen Festung stationirten Artillerie-Korporal Ilija Konstantinović träumte es zu wiederholten Malen, dass unterhalb eines Turmes der Festung ein grosser Schatz verborgen ist. Um den Schatz zu heben, sei es notwendig, die Stelle mit dem Blute eines Menschenherzen zu besprengen. Wenn dann das Herz in den menschlichen Körper zurückgelegt wird, finde man beim Graben nicht nur den Schatz in einer mächtigen eisernen Kiste, sondern man stosse auch auf eine gläserne Flasche, in der sich eine Wunderessenz befinde, mit der der Körper, dem das Herz entnommen wurde, nur besprengt zu werden brauche, um das Leben in ihn zurückzurufen. Der Korporal vertraute sein Geheimnis einem ihm untergebenen Artilleristen Namens Vasilije Radulović an und machte ihm den Antrag, sich abschlachten zu lassen, damit mit Hilfe seines Herzblutes der Schatz gehoben werden könne. Aber trotz allem Zureden war der genannte Artillerist nicht zu überzeugen, dass seine Wiederbelebung mittelst des erträumten Wunderwassers unbedingt sicher ist, und so lehnte er den Vorschlag, sein Herzblut im buchstäblichen Sinne herzugeben, mit aller Entschiedenheit ab. Daraufhin erklärte sich der Korporal selber dazu bereit, sich abschlachten zu lassen und der Artillerist erwies sich nun geneigt, auf die Intentionen seines unmittelbaren Vorgesetzten einzugehen. An einem Sonntag, Nachts 11 Uhr, verliessen Beide insgeheim die Festung und begaben sich an die betreffende Stelle. Der Korporal schärfte dem Soldaten

[1]) Vrgl. Am Ur-Quell B. II., 110—111; 139—141; 157—159; 172—173; 195; 208—209; III., 19—21; 109.

nochmals alle Einzelheiten des Verfahrens ein; dann entkleidete er sich und liess sich willig die Kehle mit einem scharfen Messer durchschneiden, das er selber zu diesem Zwecke vorbereitet und geschliffen hatte. Der Soldat vollzog die Tat, genau wie der Korporal es geträumt hatte und ging dann eifrig ans Graben. Er grub die ganze Nacht bis zum frühen Morgen, der Schweiss rann ihm von der Stirne — aber er fand weder die eiserne Kiste mit dem Schatze, noch die Flasche mit dem Elixir. Vor dem Untersuchungrichter erzählte er den Vorgang, wie wir ihn geschildert. Die Aussagen der Kameraden lauten derart, dass sie diese Darstellung zu bestätigen scheinen. Nur das Kriegministerium, das einen Auditoriat-Beamten zur Untersuchung entsendet hat, scheint Zweifel zu hegen und hat den Artilleristen Radulović in Ketten legen lassen, da es die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erachtet, dass Radulović die ganze Geschichte mit dem Schatze nur ersonnen und seinen ihm vorgesetzten Korporal aus Privatrache getötet und verstümmelt hat.

Im Ministerium kennt, wie man daraus ersieht, niemand den serbischen Volkglauben recht, sonst wäre man über diesen nichts weniger als unerhörten Vorfall nicht so erstaunt. F. S. K.

Vom Büchertische.

Dorsey, James Owen: The Çegina language. Wash. 1890. (Contributions to northam. ethnology. vol. VI.) XVIII, 794, gr. 4⁰. Dieses prachtvoll ausgestattete Werk enthält eine sehr bedeutende Anzahl bisher ungedruckter Volküberlieferungen (Sagen, Märchen, Legenden, geschichtlicher Berichte) und Briefe Omaha und Ponka-Indianer. Es sind Texte, Interlinear- und freie Uebersetzungen samt Erklärungen, alles von geschäftmässiger Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit. Nächst A. S. Gatschet gilt wohl mit Recht Dorsey als einer der tüchtigsten Kenner und Erforscher indianischen Volktums. Seine Werke sind Quellenwerke ersten Ranges, für den Ethnologen eine Fundstätte wertvollster Mitteilungen. K.

Wisla (Herausg. v. Karłowicz). Warschau 1892. B. VI. H. I. 261 S. gr. 8⁰. Diese ausgezeichnet redigirte Zeitschrift kann man als eine Art Akademie für den Fortschritt in der Erforschung des polnischen Volktums hinstellen. Die Zeitschrift macht in den weitesten Kreisen Schule, erzieht und bildet Mitarbeiter heran, die einen regen Wetteifer untereinander entfalten. Dank diesen Bemühungen erscheint der Gegensatz zwischen der älteren philologischen Richtung in der Slavistik und slav. Mythologie gegenüber der modernen, auf der Volkkunde beruhenden Forschungweise immer schroffer, gewiss nicht zum Nachteil der Wissenschaft vom Menschen. Dieses Heft enthält folgende Studien: J. Gloger: Im Bebrathale; Ciszewski: Kroatisch-serbische Volkkunde (verdienstiche Literaturnachweise); Grabowski: Die Blutschande in der Volküberlieferung; Matlakowski: Hochzeitbitter bei den Kujawen; Kleczkowski: Ethnologie und Aesthetik; Dębowski: Sagen (als Titelbild der Erzähler Sabala, ein auffällig schöner, typischer Kopf); Wasilewski: Zur Volkkunde der Krakowjaken; Majewski: Die Schlange in der Ueberlieferung (sehr schätzbar); Nadmorski: Kaschuben und Kociewer; M. Toeppens Werk über die Masuren erscheint hier zum erstenmal in poln. Uebersetzung. Die Umfragen und Kritiken wie immer reichhaltig und gediegen. K.

Δ Dr. **L. Fränkels** auf S. 125 angekündigtes Referat über E. Jeep ‚Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers ist im Litteraturblatt f. germ. und rom. Philologie‘ XII (1892) S. 11 f. erschienen; eine frühere, sachkundige Rezension von K. Custos, Dr. W. Seelmann in Berlin im ‚Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Litteraturen‘ 87, 82—85.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.
Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. VII. Hft. | Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr. | 1892.

Über den Zauber mit dem menschlichen Körper und dessen einzelnen Teilen im Bergischen.

Von O. Schell.

Nur spärliche Reste, vereinzelte Findlinge, weist das Volktum des Bergischen nach der in der Überschrift angedeuteten Richtung auf. Aber diese dürftigen Spuren zusammenzustellen, um in dem grossen Rahmen, der durch die mit grösstem Dank zu begrüssende Umfrage des Ur-Quells gezogen worden ist, in bescheidener Weise eine Lücke auszufüllen, dürfte vielleicht doch erreicht werden. Vielfache Berührungen mit andern in diesen Blättern erschienenen Arbeiten sind unvermeidlich; für den Zweck einer Umfrage aber erwünscht.

Wenden wir uns zunächst dem Einfluss zu, der Toten oder einzelnen Körperteilen solcher auf noch lebende Menschen zugeschrieben wird. In den Uferstrichen am Rhein und tief landeinwärts ist es eine unausrottbare Überzeugung, dass der Rhein seine Opfer (Ertrunkene) drei Tage festhalte und sie dann erst freigebe. Scheint in dieser Ansicht die uralte Geschenktheorie für den vom Rheinstrom gespendeten Segen durchzuklingen, so tritt andererseits aber auch der tote Menschenkörper als segenspendend auf. Es sei hier nur erwähnt, dass die sogenannten Gründung- oder Bauopfer (Tylor, Anfänge der Kultur, I. Bd. S. 97 ff.) unserm Landstrich nicht fremd zu sein scheinen, wie auch der vielfach übliche Ersatz dafür. Warzen, die man über einen Toten streicht, oder mit der Hand eines solchen bestreicht, nehmen ab und verschwinden im selben Massstabe, wie der Körper der Verwesung anheimfällt. Dasselbe gilt von Geschwüren,

Ausschlag, Auswüchsen, knorpelartigen Verhärtungen, sog. Überbeinen etc. (Man vergl. Strackerjan, Oldenburg I, S. 70). Aber nicht nur die unmittelbare Berührung mit dem menschlichen Leichnam ist erforderlich. Wird ein Toter mit Glockengeläute beerdigt, so tritt man an ein fliessendes Gewässer, schöpft daraus stromaufwärts mit der Hand und spricht:

„Si lüdden en Duaden en dat Graf;
Hü wäsch eck all mine Watten af.“

(Am Ur-Quell II S. 176). Offenbar mehr als eine genaue Befolgung der biblischen Stelle (Genesis 3, 19) ist es, wenn die durch Unglückfälle abgetrennten Körperteile einem im Sarge Liegenden beigefügt oder heimlich ihm ins Grab nachgeworfen werden.

Wirkt in den vorgeführten Reminiszenzen der Volkseele der tote Menschenkörper segnend, versöhnend und heilend, so tritt auch, allerdings vereinzelt, der Fall ein, dass der Tote Verderben bringt. Der Baum, an dem sich jemand erhängte, verdorrt. Da er mithin dem Untergang geweiht ist, war es jedermann frei gestellt, ihn zu fällen und zu verwerten. Bluttropfen Hingerichteter suchte das Volk begierig zu erlangen, wohl in unbewusster Konsequenz des zu Grunde liegenden Glaubens von der segenbringenden Wirkung solchen Blutes. Aber der Selbstmörder und Hingerichtete selber gilt als verflucht und unselig. Für seinen Leichnam öffnet sich nur ein Seitenpförtchen des Friedhofes, wo er an der Mauer seine vielbesuchte Ruhestätte findet. Im engsten Zusammenhange damit steht die allgemein verbreitete Scheu, Ertrunkenen beizustehen (siehe Tylor, Anf. d. Kultur, I. Bd. S. 97 ff.), die zu landesherrlichen Verordnungen (Scotti, Gesetze und Verordnungen) und volktümlichen Belehrungen in Kalendern und Lesebüchern, bis auf unsere Zeit herab, Anlass bot. Ausser der Heilkraft erweist sich das Blut auch als Rächer am Mörder in der sehr weit verbreiteten Leichenprobe oder dem Bahrrecht, das auch im Bergischen üblich war und beispielweise in der Sage „Trinchens Gericht“ (Montanus, Vorzeit etc., Band I, S. 480 ff.) vorkommt (Man vergl. auch Achelis, Heft 3 dieses Jahrganges, S. 82). Als Rächer tritt das unschuldig vergossene Blut auch insofern auf, als es nicht ausgetilgt werden kann. Hierher sind auch die vielen Sagen über das Umgehen der Geister solcher Verstorbenen, die im Leben Frevel begingen, namentlich Grenzsteine verrückten, Witwen und Waisen um ihr Gut betrogen u. s. w., zu rechnen. Der Zahn, namentlich der Milchzahn eines Kindes, wird ins Mausloch gesteckt mit der Bitte, die Maus möge einen neuen bringen. Erwägt man, dass die Maus im germanischen Volkglauben als Schicksaltier, das namentlich Bezug auf den Tod hat, gilt, so dürfte die Anführung dieses Zuges hier am Platze sein (Hopf, Tierorakel und Orakeltiere S. 64/65). Dass sich auch der Diebglauben an den Zauber des Toten klammerte, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. Nach alter Anschauung sollen die Hände ungeborner Kinder wie Lichter brennen. Wurden solche von Dieben benutzt, so konnten sie ungestraft ihrem Handwerk nachgehen, da

niemand erwachte, so lange ein solches Licht brannte. Aus den Gerichtakten des ehemaligen Herzogtums Berg geht auch klar hervor, dass die Meinung, dass drei (die Anzahl ist sehr schwankend) Herzen von ungebornen Kindern den Besitzer zu einem grossen Zauberer machten, der sich unsichtbar machen und eine Menge Teufelkünste vollbringen könnte, hier zu Lande herrschte. Von Geldgier getrieben verkaufte ein Mann, namens Erkelenz, sein hochschwangeres Weib im Jahre 1645 an zwei Räuber, die es zu töten im Begriff waren, um noch ein drittes Herz eines ungebornen Kindes zu gewinnen, aber an der scheusslichen Tat durch den Bruder der Frau verhindert wurden. Erkelenz sühnte seinen Frevel auf dem Rade zu Düsseldorf (Montanus, „Die deutschen Volkfeste etc.“ S. 130 ff.)

Haben wir uns im Vorstehenden auf einer ziemlich sicheren Basis bewegt, so kann dies von dem folgenden Teile, der die Einwirkung Lebendiger auf Lebendige berührt, nicht so unbedingt gelten, da hier teilweise Einwirkungen auftreten, die vielleicht von der Medizin gerechtfertigt werden können. Die innigste Berührung vermittelt das Blut. Entzieht man einer Hexe das Blut, so verliert sie ihre Macht. Durch Blut werden Verzauberte erlöst. Die geheimnisvolle Mar saugt den roten Lebensaft aus dem Körper. Kräftige Zauberworte vermögen das rinnende Blut zu stillen. Grosse Macht besitzt auch der menschliche Atem. Ausser in vielen Besprechungformeln (deren Veröffentlichung für die hiesige Gegend ich mir vorbehalte) sei hier, wenn es auch streng genommen nicht am Platze ist, der entweihenden Einwirkung des menschlichen Atems auf bebrütete Eier (das Verteien) gedacht. Mannigfaltig ist der Zauber, der am menschlichen Speichel haftet. Kleine Leiden heilt der Volkmund scherzweise mit dem Speichel eines Nüchternen. Bei angeschwollenem Zäpfchen wird Speichel auf den Arm des Betreffenden von einer andern Person gestrichen und dann stark eingerieben unter peinlicher Beachtung der Haltung. Auch das Ausspucken beim Anblick verhasster Personen scheint von dem Gedanken geleitet zu sein, dass solches geeignet ist, dem Nächsten mehr als nur moralischen Schaden zuzufügen, eine Annahme, die in vielen sprichwörtlichen Redenarten eine Begründung zu finden scheint. Körperlichen Berührungen wird ebenfalls zaubrische Wirkung zugeschrieben. Gewisse kluge Frauen kennen drei Haare am Wirbel des Kopfes, an denen sie nur zu ziehen brauchen, um die Schwellung des Zäpfchens zu beseitigen. Bei Brandwunden findet (und fand früher noch viel mehr) ein Bestreichen der beschädigten Körperstelle statt, wobei Zauberformeln gemurmelt wurden. Eine indirekte körperliche Berührung erfolgt, wenn der warme Strumpf einer andern Person von einem an Erkältung Leidenden eine Nacht um den Hals getragen wird. Im Gegensatz zu den letzten Beispielen steht der Gebrauch, ausgebrochene Zähne, abgeschnittene Haare, abgestutzte Nägel nicht in den Kehricht zu werfen. Der bergische Landmann vergrub diese Dinge ehemals unter dem nie fehlenden Hollunder seines Hofes; Leute, die solches nicht konnten, verbrannten diese Abschnitzel,

damit keine Hexen sie finden und Unheil damit stiften möchten (Montanus, Volkfeste etc. S. 150). Hingegen war ein Pflaster aus Menschenkot bei Brandwunden von wohltätigen Folgen. Von geheimnisvoller, zauberkräftiger Einwirkung ist das Auge gewisser Menschen, die das „Ougenverblengen“ verstehen und die von H. Volksmann im 2. Bd. des Ur-Quell (S. 185) mitgeteilte Sage hat in unserer Gegend ein treffliches Seitenstück, das aber auch des blauen Flachsfeldes keineswegs ermangelt (v. Waldbrühl, Sagen und Märchen des Bergischen Landes).

Kommen wir nunmehr zu den Gebräuchen, die der Mensch mit seinem eignen Körper und dessen Teilen treibt. Dass es sich hier im wesentlichen um wohltätige Einflüsse handelt, liegt in der Natur der Sache begründet. Von Zahnschmerzen wird man befreit, wenn man an einem Weidenstamm einen Streifen Rinde löst, einen Splitter aus dem Baume schneidet und damit so lange die betreffende Zahnstelle bearbeitet, bis Blut fliesst. Dann legt man den Splitter wieder an seinen Ort und bindet die Rinde darüber fest (Am Ur-Quell II, S. 27). Das Blut der eigenen Warzen erzeugt überall neue Warzen, wo es die Haut benetzt. Darum hütet man sich, die Warzen zum Bluten zu bringen. Die Nachgeburt der Wöchnerin muss vergraben werden. — Spuckt man ins Feuer, so treten bald darauf Übel (Ausschlag, Geschwüre etc.) am Munde, namentlich an der Zunge, auf. Das Spucken in die Hände vermehrt nach der Meinung der meisten Arbeiter die Kraft und wird darum vor starken, körperlichen Anstrengungen selten verabsäumt. — Hält man den Daumen an dem Tage steif, an dem die Ziehung einer Lotterie erfolgt, so steht ein Gewinn in sicherer Aussicht. — Urin ist ein vorzügliches Heilmittel bei rauher, spröder Haut, aber auch bei anhaltender Heiserkeit als das letzte Mittel zu betrachten. — Der eigene Strumpf bewirkt Ähnliches, wie der vorhin erwähnte Strumpf einer zweiten Person. — Kaut man Butter und Brot, so erhält man die beste Salbe für die schwärende Brust, für den Umlauf am Finger und andere Geschwüre. Doch hilft dieses Mittel auch, wenn eine andere Person die Zubereitung übernimmt.

Der Wettlauf.

Eine Sage der Kítōnāqa. Von Dr. A. J. Chamberlain.
(Clark University, Worcester, Massachusetts.)

Im Sommer 1891 besuchte ich die nördlichen und südlichen Stämme der Kítōnāqa oder Kootenay von Britisch-Columbien. Während einer drei Monate langen Reise sammelte ich etwa fünfzig Mythen und Sagen, die mir von den Indianern selbst erzählt und erklärt wurden. Die Mythologie der Kootenay besteht meistenteils aus Tierfabeln, die nicht nur in andern Gegenden Amerikas, sondern auch in Europa ihre Analogien finden. Unter den zahlreichen Erzählungen, worin der Frosch eine recht grosse Rolle spielt, zeichnet

sich folgende Sage, die von den Kootenay der grossen Jobacco-Ebenen herrührt, aus, da sie zu den bekannten Wettrennen-Sagen der alten Welt sehr enge Beziehungen zeigt.

Der Wettlauf.

Es waren einmal viele Frösche im Lande. Einer sagte: „Dort kommt das Rehkalb. Es geht nach Hause. Lasst uns es im Wettrennen betrügen.“ Bald stand das Tier vor ihnen und einer der Frösche forderte es zu einem Wettrennen heraus. Das Rehkalb, das sich einen ganz bequemen Sieg versprach, willigte gern ein und, als man das Zeichen gab, sprang es geschwind weg und liess den Frosch weit zurück. Als es aber mehrere Meilen gegangen war und eine Weile zu ruhen gedachte, sah es zu seinem grossen Erstaunen den Frosch mitten im Pfade vor sich stehen. Noch einmal sprang das Tier hurtig weg und liess den Frosch zurück. Als es aber zum zweiten Male ruhen wollte, sah es den Frosch noch im Pfade stehen. Zornig warf das Rehkalb seine Kleider [in diesen Sagen kommen die Tiere als Menschen vor] weg und lief emsig fort. Sein Lauf dauerte, bis die Sonne im Westen sank und der Abend herankam. Und jedesmal, so oft das Rehkalb sich ausruhen wollte, sah es den Frosch, der nach dem Ziele vorhüpfte. Endlich scharfen Hunger leidend und ganz ermüdet erreichte es das Ziel, aber um nur zu finden, dass der Frosch vor ihm angekommen war. Nach diesem Siege fand ein grosses Fest, dem alle Frösche beiwohnten, statt.

Der Frosch hatte durch List gewonnen. Alle Frösche sehen einander gleich, und das arme Rehkalb hatte nicht denselben Frosch allemal, sondern verschiedene Frösche einmal gesehen. Längs der Rennbahn liegen viele Frösche verborgen und von Zeit zu Zeit hüpfte einer aus seinem Schlupfwinkel hervor, als er das Rehkalb nahen sah.

Diese Sage der Kootenay-Indianern erinnert an die Mythe der amerikanischen Neger afrikanischen Ursprungs, worin die Schildkröte eine ganz ähnliche List im Wettrennen gebraucht. Weitere Vergleichungen überlasse ich den Folkloristen des „Am Urquell“.

Eine dankenswerte, ausführliche Auskunft über die geographische Verbreitung dieses Stoffes lieferte R. Andree in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie 1886, wozu ich ebenda als Nachtrag eine serb. Fassung aus Bosnien späterhin mitteilte. Die Redaktion der Zeitschrift unterdrückte, wahrscheinlich weil es der Druckerei an den nötigen Buchstaben gebrach, den serb. Text, den ich wörtlich nach dem Diktat des Erzählers (meines Guslaren Milovan) niedergeschrieben. Er lautet: okladio se rak s lisicom pa rekne lisica raku: ‚Šta si ti brkonjica, natražinožo?‘ — ‚A šta si ti teto? ja tebi,‘ veli, ‚mogu uteć; ja sam brži ot tebe!‘ Pa se potekú. Rak se ujiti lisici za rep nogama a lisica trči, bježí. Kad lisica istrče dokle su rekli, lisica se okrene, da vidi, letí li rak za njom a rak se pušća od repa pa pred lisicom. Začudila se lija pa će reći: ‚Ajd da trčimo još jednome!‘ Rak kaže: ‚Ne marim‘. Zatrču se ko i prije. Opet rak pred lisicom.

— ‚Ajd na novo!‘ — ‚Pa neka!‘ Ope rak pret tetom. Utrkivali se tako do dvaješćak puta, dok lisica onemogla pa lipsala. Onda je rak dovuče sa račicom u točak: ‚Najte dico tetinog ćevapa. Bolja mudra glavica neka hitra nožica! (Es wettete der Krebs mit der Füchsin, und die Füchsin sprach zum Krebs: ‚Was bist denn du Schnautzbartle, Rückwärtsschreiterle?‘ — ‚Na, und was bist denn du, Tante? Ich kann noch immer,‘ sagt er, ‚dich im Laufen überflügeln; ich bin schneller als du!‘ Und sie huben an zu rennen. Der Krebs verfieng sich mit seiner Scheere beim Schwanz der Füchsin, die Füchsin aber rennt, flieht. Als die Füchsin ans verabredete Ziel gelangte, wandte sie sich um, um zu sehen, ob der Krebs hinter ihr einherrent; der Krebs lässt sich indessen von Schwanze los und steht schon vor der Füchsin. Verwunderte sich darob Frau Füchsin und sprach: ‚Wohlan, rennen wir noch einmal!‘ Spricht der Krebs: ‚Hab' nichts dawider!‘ Sie rennen darauf los wie vorher. Wieder der Krebs vor der Füchsin. ‚Wohlan von neuem!‘ ‚Meinetwegen!‘ Wieder der Krebs vor der Tante. Sie liefen also um die Wette einige zwanzigmal, bis die Füchsin vor Erschöpfung verendete. Hierauf zerrte sie der Krebs mit der Krebsin in den Bach: Da habt ihr Kinder den Tantenbraten. Gescheidter ein pfiffiges Köpfchen als ein flinkes Füsschen!‘)

F. S. Krauss.

Das Weib in der Sprache.

Eine Umfrage.

Dr. Ploss' umfangreiches, nun in 3. Auflage von Dr. Bartels bearbeitetes Werk „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ Leipzig 1891 erschöpft seinen Gegenstand fast nach allen Seiten hin. Nur ein Kapitel über das Weib in der Sprache habe ich vermisst, und das umsomehr, als sogar der „Geburt“ ein linguistischer Abschnitt gewidmet ist. Wie viel mehr verdiente nicht das Weib einen solchen!

Was ich hier zusammengestellt habe, bewegt sich in den engen Grenzen der germanischen Sprachen und geht über das Indogermanische nie hinaus. Eine zusammenfassende Arbeit über das beregte Thema würde wohl nur durch das Zusammenwirken einer Anzahl Spezial-Sprachforscher entstehen können, von denen jeder ein Gebiet übernehme; aber welches Licht würde dadurch verbreitet über die Auffassung des Weibes bei den verschiedenen Völkern!

Der allgemeinste Ausdruck für Frauen und Mädchen, verheiratet oder ledig, alt oder jung, ist im deutschen Weib, mhd. und althd. wîp, angelsächs. und altsächs. wîf. Auffällig ist das Genus; man erwartet nirgends mehr als gerade hier das weibliche Geschlecht. Wäre die Annahme zu beweisen, dass sanskr. vip begeistert, innerlich erregt, verwandt wäre, so liesse sich Weib mit „Begeistertes“, „Begeisterung“ erklären. Dazu würde der Bericht des Tacitus stimmen, dass die Germanen im Weibe sanctum aliquid et providum verehrt hätten. Das Diminutiv „Weibchen“ gilt meist nur von Tieren.

Eine ältere Bezeichnung als Weib scheint das im Deutschen untergegangene gotische quino, englisch queen, wo es auf die erste der Frauen, die „Königin" eingeschränkt ist. Griechisch γυνή und sanskr. gnâ zeigen die Verbreitung dieser Bezeichnung über geographisch weite Erdräume.

Während Weib für das Höchste und Tiefste verwendet wird, dient Frau als Alltagwort. Frau, ahd. frouwa, got. fraujo ist Femininbildung zu ahd. fro, got. frauja Herr, das schon im Mittelalter verloren ging und jetzt nur noch in Frohndienst, Frohnleichnam, fröhnen erhalten ist. Auch in manchen romanischen Sprachen ging lat. dominus unter, während domina fortlebt als donna (ital.) und dame (frz.).

Die Volketymologie hat Frau von jeher mit froh, freuen zusammengestellt. „Durch Freude Frauen sind genannt" sagt Freidank. Wissenschaftlich lässt sich das nicht halten; es bliebe nur die Frage, ob fro Herr mit frolaetus) zusammenhinge, indem der Herr als der Milde, Holde, Freude Spendende gedacht wird. — Im Englischen ist Frau unvertreten, in der angelsächs. Periode aber frea Herr belegt. Was den sprachlichen Unterschied von Frau und Weib betrifft, so tritt schon im Mittelalter die Neigung hervor, dieses mehr auf das Geschlecht, jenes mehr auf die Würde zu beziehen. — Zusammensetzungen sind: Jungfrau, mhd. junc vrouwe Edelfräulein, kontrahiert zu Jungfer, das sich zu jenem verhält wie Wimper zu Windbraue, und Fräulein. Jungfrau ist die edelste, Jungfer die niedrigste Bezeichnung, während Fräulein ganz abgeblasst ist. Noch im 18. Jahrhundert hiessen nur die Adeligen Fräulein; vgl. Lessings Minna v. Barnhelm. Frauenzimmer hat einen starken Bedeutungwandel durchgemacht. Während es ursprünglich den Aufenthaltort, dann das weibliche Geschlecht im allgemeinen bezeichnete, gilt es seit dem 18. Jahrhundert auch für einzelne. Bursche hat eine ganz ähnliche Entwickelung durchgemacht.

Der dritte Ausdruck für das Weib ist Magd, nur für Ledige gebräuchlich. Wie Frau ist es eine Femininbildung zu einem ausgestorbenen Masculinum got. magus Knabe, Sohn, Knecht (vgl. puella zu puer), das im Irischen als mac auftritt, z. B. in Eigennamen wie Macdonald, Macaulay, Mac Mahon. Ahd. magad, Mhd. maget, das g zu i erweicht in meit, nhd. Maid, engl. maid, maiden; in allen germ. Sprachen ausser dem Nordischen vorkommend. Das Diminutiv im Mittelalter ist magatin, magetin, nhd. Mäydgen, dann Mädchen; echt oberdeutsch Mägdlein, Maidle, Mädel.

Auch bei Maid und Magd geht die Bedeutung weit auseinander, obgleich sie lautlich nur Differenzierungen einer und derselben Form sind.

Flensburg. **Dr. Wasserzieher.**

Tiere im Glauben der Aelpler.

Von Dr. L. Freytag — Berlin.

(Fortsetzung.)

7. Die Schlangen sind in unserm Volkglauben, auch dem alpinen, unendlich oft vertreten, obwohl ein germanischer Schlangenkult sich durch gar nichts erweisen lässt. Die Schlange ist [s. Friedreich a. a. O. S. 601 ff.] zunächst das Symbol der schnellen Zeit und der Ewigkeit, damit aber auch das der Unsterblichkeit; ferner ist sie das Sinnbild der listigen Klugheit und der Prophetengabe; die urweltliche Schlange ist auch voll von urweltlicher Weisheit. Mit dem Gifte der Schlangen ist auch ihre dämonische Rolle gegeben; darum erscheinen in den verschiedenartigsten Mythologien die bösen Geister in Schlangengestalt, und auch in der heiligen Schrift verführt der böse Engel das erste Weib als Schlange. Sofern die Schlange das eigentlichste Tier der Unterwelt ist, so hütet sie auch das unterirdische Gold; der Höllenfürst Pluto ist auch der Gott des Reichtums, Πλοῦτος. Da die Schlange sich alljährlich häutet, so ist sie das Symbol der Verjüngung, der Wiederherstellung und Genesung; daher hat Aeskulap den Schlangenstab, und so ist es zu erklären, dass das gefürchtete Tier auch oft genug die Rolle des segenspendenden Retters und Schützers spielt und dass die Schlangen, die alle Heilkräuter kennen, selbst Tote zu beleben wissen. Und wiederum, da die Schlangen sich oft zahlreich zusammenfinden und sich für den Winterschlaf massenhaft zusammendrängen, so ist es zu begreifen, wenn man an einen förmlichen Schlangenstaat und an ein gekröntes Schlangenkönigpaar glaubte. Solche Schlangensagen spielen selbst in der Geschichte berühmter Adelgeschlechter eine hervorragende Rolle; es vermischt sich hier das christliche mit dem heidnischen Element derart, dass beide sozusagen unauflöslich in einander zusammenfliessen, und darum ist denn auch kaum eine Sagengattung so zahlreich und mit so vielen Variationen vertreten wie die der Schlangensagen. Mit diesen in eine Rubrik gehören nun die Drachensagen; δράκων bedeutet ja auch nichts anderes als Schlange, und der berüchtigte βασίλισκος ist nichts anderes als der sagenberühmte Schlangenkönig. In der germanischen Mythologie tritt nur eine Schlange auf, aber auch die gewaltigste, der Midgardswurm Jörmungandr, der die Welt umgürtet und mit dem der riesige Þorr bei der Götterdämmerung den letzten Kampf zu bestehen hat. Wenn die letzte Nacht hereinbricht, so steigt der Midgardswurm ans Land und es überflutet das Weltmeer das ganze Menschenheim; so haust auch in den alpinen Seeen da und dort ein furchtbarer Drache und schlägt unaufhörlich mit seinem Schweife an den Damm, der den See umgürtet, damit er die Wogen auf das gesegnete Menschenland entfesseln möge. Meist werden diese urweltlichen Schlangen Drachen genannt; aber die letzteren unterscheiden sich von den ersteren nur dadurch, dass der von

fremden Traditionen allmählich beeinflusste Volkglaube ihnen abnorme Grösse, feuerspeienden Schlund, mehrere Köpfe und einen undurchdringlichen Rückenpanzer verliehen hat, ganz nach Art der lernäischen Hydra, mit der Herakles zu ringen hatte. Von dieser urweltlichen Miđgarđsschlange, die in den mythologischen Traditionen aller Erdteile auftritt, ist der schatzhütende, verzauberte, verwünschte oder dämonische Drache unbedingt zu trennen; denn jene Tradition reicht in eine unermessliche Urzeit zurück, während diese sich erst mit dem Eindringen südlicher Überlieferungen in den Norden auch in diesem selber mächtig entwickelt und der Einfluss des Christentums hinzutritt. Im Norden spielt das Schlangengeschlecht keine für die Menschenwelt erheblich wichtige Rolle; so erklärt es sich denn auch, dass im Eddaliede Fafnismal Fafnir, der verwandelte riesische Goldhüter, der Unheilverkünder, eben als orientalischer Drache, nicht etwa als blosse Schlange erscheint. Die dem Fafnir eigenen Züge kehren in unsern Drachen- oder Schlangensagen mehr oder weniger variiert wieder; der Miđgarđswurm zeigt von dem allen nichts als den giftigen Rachen, der beiden eigen ist.

Beide Arten von Drachenschlangen sind in den alpinen Traditionen überaus häufig, und es bei beiden tritt der alte Zug, dass eine Verwünschung geschehen ist infolge eines begangenen schweren Frevels und dass entweder eine Vernichtung des Ungetüms oder eine Aufhebung des Fluches möglich ist, unendlich oft auf. Häufig sind beide Elemente vermischt und es erscheint selbst auf dem Grunde eines durch göttlichen Fluch hervorgerufenen drohenden Sees eine furchtbare Schlange, die Goldschätze hütet; mitunter erscheint sogar als Seebewohner ein unheimlicher Wolf mit glühroten Augen [Zingerle II S. 102], und das ist offenbar eine Verwechslung der Miđgarđsschlange mit dem Fenriswolfe, durch den Ođinn erliegen soll. Dass in diesen verwünschten Seeen statt der Nixen Hexen als Bewohnerinnen genannt werden [Zingerle II S. 105], hat nichts zu bedeuten; es ist nichts als eine blosse Namenvertauschung. Mitunter ist die Lokalisierung der Drachensage so bestimmt, dass sogar Zeit und Ort genau angegeben wird [vgl. Zingerle II S. 130 f.] Ob hier eine wahre Überlieferung vorliegt und ob es früher wirklich Schlangen von einer jetzt nicht mehr vorkommenden Grösse gegeben hat, mögen die Naturforscher entscheiden; bestimmte Traditionen sind allerdings vorhanden. So erzählt z. B. Plinius: „Bekannt ist, dass in den punischen Kriegen am Flusse Bagradas von dem Feldherrn Regulus eine Schlange von 120 Fuss Länge wie eine Stadt mit Ballisten und anderm Wurfgeschütz überwältigt wurde; ihre Haut und ihr Gebiss erhielten sich bis zum numantinischen Kriege zu Rom in einem Tempel“ [Hist. Nat. 8, 14][1]). Allerdings redet der gute

[1]) Nota est in Punicis bellis ad flumen Bagradam Regulos imperatore ballistis tormentisque ut oppidum aliquod expugnata serpens CXX pedum longitudinis; pellis eius maxillaeque usque ad bellum Numantinum duravere Romae in templo.

Plinius auch von fliegenden Schlangen, vom Basilisken, von Schlangen, die vorne und hinten je einen Kopf haben, und dergleichen mehr; hier aber erwähnt er ein ganz bestimmtes Faktum, das möglicherweise Glauben verdient. Die fürchterlichen Schlangentürme dagegen, die in einigen altskandinavischen Sagen vorkommen und von denen das Bürgersche Burgverliess, „wo Molch und Unke nistet," ein schwacher Nachhall ist, sind unbedingt eben wegen ihrer ungeheuren Übertreibung offenbar südländischen Ursprungs.

Zwischen Schlangen und Schlangen macht das Volk wenig Unterschied; in seinen Augen sind alle „Ottern und Nattern" giftig, und das harmloseste aller Geschöpfe, die Blindschleiche, ist sogar nach der Volktradition durch himmlische Fügung geblendet worden, um dadurch das Übermass seines Giftes einigermassen unschädlich zu machen. In den alpinen Überlieferungen ist nun zu unterscheiden zwischen den natürlichen und den verwünschten Schlangen. Jene erscheinen durchweg als „schwarze Beisswürmer", die alle giftig sind und einem König oder (häufiger) einer Königin gehorchen, die die gefährlichste von allen ist: sie durchbohrt ihren Feind gänzlich (ganz wie es Plinius vom Basilisken erzählt), kündet ihr Herannahen durch grelles Pfeifen an und ist allein von weisser Farbe. Das ist der berühmte Haselwurm, durch dessen Genuss Theophrastus Paracelsus die Macht erlangt haben soll, die Kräfte aller Pflanzen, Tiere und Steine zu kennen, das Unsichtbare zu sehen und die Sprache der Tiere zu verstehen, ganz wie es Sigfrid erging, als er etwas von dem geschmolzenen Fette des Drachen Fafnir auf seine Zunge brachte. Diese Schlangenkönigin haust mit besonderer Vorliebe unter den geheimnisvollen und zauberkräftigen Haselbüschen. Die verwünschten Schlangen müssen, bis ihr Erlöser kommt, an dem Fluche ihrer dämonischen Verwandlung tragen, weil sie selber oder ihre Eltern eine furchtbare, aus eigener Kraft nicht zu sühnende Schuld auf sich geladen haben. Und wie sie selber verwünscht sind, so ist es auch ihr Haus oder ihre Burg samt allen Schätzen; darum erscheint auch die bunte oder goldglänzende Schlange dem erkorenen Retter mit einem goldenen Schlüssel im Munde. Glückt die Erlösung, was aber selten genug geschieht, dann heisst es wie bei Uhland: „Der Jüngling ohne Schwert und Schild ist keck hinaufgedrungen; die Arme wirft er um die Schlang' und hält sie fest umrungen. Er küsst sie dreimal in den Schlund, da muss der Zauber weichen: er hält im Arm ein holdes Weib, die schönst' in allen Reichen. Die herrliche gekrönte Braut hat er am Herzen liegen, und aus den alten Trümmern ist ein Königschloss gestiegen." Die Erlösung missglückt mitunter durch gemeinen Verrat, meist aber, weil den bestimmten und berufenen Erlöser im entscheidenden Augenblicke ein Grausen anwandelt und er verzagt den Fuss zur Flucht wendet [vgl. Zingerle II, S. 208—212, 401—407]. Glückt aber die Erlösung, dann geht es wie bei Uhland: „Der König und die Königin, die stehen auf dem Throne; der Thron erglüht wie Morgenrot, wie steigende Sonne die Krone." Das

versunkene Paradies ist wieder ans Taglicht emporgestiegen, und aus der Schlange des Fluches ringt sich die befreite Seele empor. Nirgend so einfach und so ergreifend wie in unsern Volküberlieferungen spricht sich die ganze Not und der ganze Jammer der zur Erlösung und zum Himmel emporstrebenden schuldbeladenen Menschenseele aus. Darum ist es denn auch ein tiefsinniger Zug, dass derjenige, durch dessen Schuld die Erlösung fehlschlug, gewöhnlich bald stirbt; er hat einen Blick getan in die Paradiesseligkeit, die er hätte haben können und verwirkt hat; die Sehnsucht nach dem unwiderbringlich verlorenen Glücke und die Reue brechen ihm das Herz.

Von dem alpinen Schlangenglauben sind einzelne Züge merkwürdig. So heisst es [Zingerle I, S. 103], dass die Schlangen lieber durch Feuer gehen als durch den Schatten einer Esche. Natürlich; denn die Esche ist das Abbild der heiligen Weltesche Yggdrasill, und der erste Mensch ist aus einer Esche umgewandelt worden. Zwischen der Esche und der Schlange ist die Feindschaft uralt, und die Eschenblätter sind uralt heilig gegen Schlangenzauber [Friedriech a. a. O. zu S. 184 ff.] Darum heisst es auch [bei Zingerle I, S. 103]: „Wenn Mariä Verkündigung mit dem Karfreitage zusammenfällt, so soll man an diesem Tage (25. März) Äste von der Esche schneiden, und zwar auf jener Seite, auf der der Baum von der Morgensonne nicht beschienen wird. Das auf diese Weise geschnittene Eschenholz ist unverweslich. Wenn sich jemand mit irgend einer Waffe verwundet hat, so darf man nur die Waffe in dies Eschenholz hineinschlagen, und die Wunde verübelt nicht.“ Und wiederum: „Die Trud drückt nicht bloss die Menschen sondern sitzt, wenn sie sie frei lässt, auch auf den Eschen; daher kommt es auch, dass an der Esche so vielerlei verkrüppelte Bildungen vorkommen.“ Der Hass der Schlange und des in ihr verkörperten dämonischen Prinzips ist offenbar gleich demjenigen des Giftwurms Nidhöggr, der unaufhörlich an der Wurzel der Weltesche nagt und bei der Götterdämmerung sein Werk vollenden wird. Und wie die Schlangen die Esche hassen und meiden, so tun sie es auch mit der Hasel; der Haselwurm alleine ist ausgenommen, aber er ist auch keine gewöhnliche Schlange, und es steht sogar noch nicht einmal fest, ob sich das Volk unter ihm überhaupt eine Schlange denkt [vgl. Leoprechting, Aus dem Lechrain, S. 77]. (Fortsetzung folgt).

Diebzauber.

Urtheil der Wiener löbl. Universität über den Studenten Anton Straub (Rhetorices studiosus immatriculatus) katholischer Religion „den 24. October 1704 gefällt und apertis januis in copiosissimo concursu populi publicirt.“

Der Student wurde wegen verschiedener Diebstäle zum Tode verurteilt, aber auf dem Richtplatze begnadigt.

Nach seinem Geständnisse hatte er das gestohlene Geld „seinem „Cameraden Georg Mäntl zu dem End behändiget, dass derselbe umb „40 Gulden bei einem gewissen Mann eine Klocken von 7 Metallen „darumb giessen lassen sollte, dass, wann sie solche Klocke läuteten, „der böse Feind kommen und Geld genug überbringen würde."

(Wiennerisches Diarium N 128 vom 22/25. October 1704).

Mitgeteilt von Dr. M. Landau.

Bei einer im Jänner des J. 1886 in Kneschow stattgefundenen Hasenjagd fanden die Treiber die Überreste eines Erhängten, nur der Schädel hing noch an der Schnur; sie wurde rasch von einem der Treiber genommen und in die Tasche gesteckt. Da dasselbe Manöver vor einigen Jahren auch schon beobachtet wurde, fragte man ihn nach dem Grunde dieses Verfahrens, und nun erzählte der sonst ganz vernünftige Mann vollen Ernstes, dass dies von grossem Vorteil bei allen Angelegenheiten sei. Er selber habe einst eine Kuh zum Markte geführt, sich aber zuvor von seinem Bruder den Strick von einem Erhängten geborgt, und da seien ihm die Käufer nicht vom Halse gegangen und so habe er sehr vorteilhaft verkauft. Auch bei Holz- und Grasdiebstahl würde man nicht so leicht gepfändet.

E. Haase.

Königtum und Göttlichkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Josef v. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

(Fortsetzung.)

Zur Unterstützung des bisher Gesagten wollen wir beispielweise einige historische Erscheinungen vorführen. Indem wir die uralte und weitverbreitete, ohne Zweifel mit dem Königeigentum in Verbindung stehende Idee des Völkerhirtentums und die ebenso alte und allgemeine Idee des Königtums als Volk- oder Landvatertums hier übergehen, beginnen wir mit den Verhältnissen in Afrika.

Für diesen „dunkeln Weltteil" besitzen wir eine Menge Nachrichten über unseren Gegenstand. Sehr gute verdanken wir unter anderen, ausser Livingstone und Stanley, auch dem Dr. Emil Holub, der uns die Zustände in dem Reiche der vereinigten Marutse und Mambunda (aus den Jahren 1873/74) schildert. Die meisten Stämme des Reiches werden als Sklaven des Königs (Sepopo) angesehen. Grund und Boden hat keinen Wert. Die als wertvollst geachteten beweglichen Sachen sind Krongut, dessen Entfremdung mit dem Tode bestraft wird. Alles „was kriecht und steht" ist Eigentum des Herrschers, des ausschliesslichen und, wie alle afrikanischen Häuptlinge, unbegrenzt habsüchtigen, auch die Beraubung der Fremden nicht scheuenden Besitzers des Handelmonopols. Etwa verteilte Waffen bleiben Eigentum des Königs. Etwaige Bedenken über die Rechtmässigkeit irgend einer Aneignung werden durch die Anklage auf Hochverrat, Zauberei und am Ende unfehlbar durch Hinrichtung des

Bedenklichen gehoben, dessen ganzes Vermögen dann der König sich aneignet. Dieser ist im Verkaufe seiner Untertanen als Sklaven, wie in der Annektierung ihrer Frauen gänzlich unbeschränkt. Ist das Staatoberhaupt ein Weib, was man gerne hat, weil Weiber milder herrschen, so verfährt es mit den Männern gerade so. Man will dort wohl sogar eine Art von Repräsentation und zwar nach dem Zweikammer-System gefunden haben, nämlich einen engeren aus alten Medizinmännern und königlichen Günstlingen inklusive dem Scharfrichter bestehenden, und einen grösseren aus Stammhäuptlingen und Notabeln gebildeten Rat — aber der Scharfrichter behebt gründlich jede Opposition. Der engere Rat ist der vorzüglichste Helfer des Despoten, der selber im Rufe eines grossen Zauberers oder Medizinmannes steht, freilich aber auch bei der leichten Verlierbarkeit dieses Praestigiums 1876 um den Thron kam — in der Tat ein wildes Bild des „durch Königmord gemilderten Despotismus". So gehört auch jeder männliche Zulu von seiner Geburt an mit Leib und Gut dem König, der im strengsten Sinne des Worts als Despot über ihn verfügt. Bei vielen Völkern ist der König selber Fetisch oder Träger des mächtigsten Fetisches und, solange er diesen Glauben zu erhalten vermag, allmächtig. Eine ganz eigentümliche Erscheinung, die man in der Südsee, namentlich auf den Gesellschaft- und Sandwichs-Inseln findet, war und ist teilweise noch das Tabu. Der König nämlich ist und macht durch das Tabu selber und was er auch nur berührt, heilig und unverletzlich, d. h. er macht das Berührte zu einem Teil seiner Person. Beabsichtigte er nicht die Annexion z. B. eines fremden Hauses, so betrat er es auch nicht, weil sonst Niemand es hätte wieder benützen können. Selbst der Becher, aus dem er getrunken, wurde, wahrscheinlich nur wenn er wertlos, sogleich zerstört.

Blicken wir auf die asiatischen Kulturstaaten, so ist bekannt, dass unter den asiatischen Despoten, die freilich selber in beständiger Sorge um ihre Schätze waren, nur derjenige Reichtum sicher war, der vollkommen versteckt werden konnte. Daher das Streben nach möglichst kleinen und kostbaren Mobilien. Noch jüngst hat der Sultan von Beludschistan englischen Juwelieren Kostbarkeiten abgenommen für seine Frauen und das goldene Essbesteck, als er bei dem Vicekönig von Indien dinierte, einfach in seine Tasche verschwinden lassen. Die Herrscher von Persien, Indien[1]), China etc. gelten bekanntlich für die alleinigen Eigentümer allen Gutes, wobei in Beziehung auf China freilich zu bemerken ist, dass nach den Worten des Confucius Reichtum und Luxus als persönliche Zwecke des Sohns des Himmels nicht würdig sind (Panthier, le libre sacré I. pg. 21. 22. 162).

Dasselbe Prinzip galt im alten Peru. Auch der Inca hatte das Allein-Eigentum an Allem (Peschel, Völkerkunde, pg. 251. Bastian, Die Culturländer I, pg. 561. 567 ff.)

---

[1]) Nach Jolly bestehen h. z. T. noch in abgelegeneren Teilen Indiens diese Verhältnisse.

Die platonische Republik beruht, wie unsere Sozial-Demokratie und gewissermassen auch der angeblich bedeutunglose Verein für Verstaatlichung des Grundeigentums in London aus dem Jahre 1881, auf der Idee der Verstaatlichung des Eigentums, namentlich des Grund und Bodens und der Arbeit. Und wenn der Philosoph Anaxarchos von Abdera den Alexander wegen der Tötung des Kleitos damit zu trösten sucht, dass, was ein grosser König tut, von ihm, wie von der ganzen Menschheit als gerecht angesehen werden muss und darum die Dike die Beisitzerin des Zeus sei, so zeugt dies ebenso von dem Gifte des in schwindelhafte Höhe gesteigerten Despotismus, wie die Auslegung, die spätere römische Imperatoren und ihre Schmeichler dem „quid principi placuit, lex esto“ oder „princeps legibus solutus“ gegeben haben und worin ihnen später in der Periode des absoluten Königtums so viele gefolgt sind. In Verbindung hiemit wollen wir erwähnen, dass der contrat social von Rousseau und der ihm praktisch zu folgen suchende Jakobinismus, wie der moderne Sozialkommunismus ebenfalls ein alle Privatselbständigkeit absorbirendes Eigentum des Staats lehren und versuchen (Taine, la France contemporaine II. pg. 26) und dabei viel weiter gehen, als das allgemeine Königeigentum, neben dem doch stets inviduelle, wenn auch schutzlose Vermögenrechte vorkommen.

Auf die Verwechslung des Staat- und Privateigentums bei den Germanen weist Dahn, Könige III. S. 278 hin; was besonders die Ansiedelung der Franken betrifft, so hat Schröder entschieden nachgewiesen, dass alles nicht im Eigentume der römischen Provinzialen befindliche Land Eigentum des Königs wurde und es auch nach Verleihung an die Grossen zu Herrenrecht, wie an die Gemeinden zu Gesammtrecht, verblieb[1]). Diese Anschauung ging nicht nur aus dem Fränkischen Recht in das französische Königrecht und in das Recht des deutschen Reiches über, sondern verpflanzte sich auch ohne Zweifel mit der normännischen Eroberung nach England, wo Wilhelm der Eroberer sich zum obersten Eigentümer allen Landes erklärte und der König heute noch nach der Theorie des common law als Quelle alles Eigentums erscheint, trotz aller dessen verfassungmässigen Beschränkung und der grossen Freiheit des Privateigentums in diesem Lande. In Irland dagegen, wie in Hoch-Schottland finden wir zwar die Häuptlinge bis ins 16. Jahrhundert als tatsächlich fast unabhängige Souveraine, wie ehedem vor Clodewigs Eroberung die gallischen Häuptlinge (und wie jetzt noch die Häuptlinge der Klephten, Mainoten, Araber u. s. w.) Dagegen hatte der Clan ein unveräusserliches Recht an Grund und Boden; der geringste Clanmann war freier, nicht feudaler Miteigentümer mit seinem Häuptling, so dass wir hier eine Art von Gemeindegesammteigentum unter königlicher Führung vor uns haben. Also wieder Herren- und Genossenrecht zugleich.

Während nun aber ein Deutscher, Erasmus, in seiner Lobrede

[1]) Stets übrigens Herren- und Genossenschaft-Recht zugleich.

auf die Narrheit (Caput IV.) vom imperium sagt, dass der König oder Fürst zu bedenken habe, das imperium bestehe darin, „publicum, non privatum negotium gerere, nil nisi de commodis publicis oportere cogitare; a legibus, quarum ipse auctor et exactor est, nec latum digitum discedere“, und Ulricus Zasius schreibt (Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857): Die Pflicht der Juristen sei, dass sie „res publicas moderentur“ — wurde Frankreich, namentlich unter Ludwig XIV. das eigentliche Land der Theorie und Praxis des unbeschränkten Königeigentumes. Zwar rief Massillon dem Sonnenkönig in einer Predigt zu: „Tout vous êtes permis; mais cette licence est l'écueil de l'autorité, loin d'en être le privilège.“ Aber was mochte das fruchten bei den Anlagen, Ansichten und Zielen eines Königs, wie Ludwig XIV.? In der Absicht königlicher Machterweiterungen durch nationale Centralisation gegenüber den Selbständigkeitbestrebungen der Kirche und der Grossen hatten in Anlehnung an die Omnipotenz der römischen Imperatoren die französischen Könige von jeher über allem und jedem Recht und Eigentum eine „seigneurie directe et universelle de la couronne“ behauptet und schon Beaumanoir gegen Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts geschrieben: „Voirs est que il Roys est souverains par dessus tous — wobei in dem „tous“ selbstverständlich auch das „tout“ enthalten war. Ein Entscheidunggrund von einem Urteil des Jahres 1478 lautet: „que la ville est au Roi et que son bon plaisir soit fait“ (Lacuisine, le parl. de bourg. Tome I. pg. LVII. Note 1). Damit stimmt: „car tel est nôtre bon plaisir“ oder „si veut le roi, si veut la loi“. Möchte man zweifeln, dass in solchen Sätzen auch die Beanspruchung eines obersten absoluten Verfügungrechts des Königs über die ganze in Staaten begriffene Sachenwelt enthalten sei, so müssten alle solche Bedenken weichen, wenn man die Ansichten hört, die ältere und neuere Schriftsteller über diesen Gegenstand äussern.

„Omnia sunt regis“ sagten die Legisten und bezeichneten damit freilich zunächst die Negation feudaler, klerikaler und wohl auch kommunaler, namentlich in der Jurisdiktion sich äussernder partikularer Selbständigkeit. Was man später die Lehen*hoheit* nannte, bezeichneten sie als oberste Lehen*herrlichkeit* und folgerten daraus das Eigentum des Königs, freilich „non specialiter, sed in universo“ über das ganze Land (Garbouleau, le domaine public pg. 189 ff.) — Und wenn dabei in offenbar romanistisch-civilistischer Weise die Landherrlichkeit zum Ausdruck kommt, so hat doch die kolossale unnatürliche Entwicklung der Fiskalität in Frankreich, der Verkauf aller öffentlichen, mittelbaren, wie unmittelbaren, Hof-, Staat- und Gemeindestellen, ihre willkürliche Wiedereinziehung und Wiederveräusserung, die endlose Schöpfung neuer derartiger käuflicher Stellungen, die Willkürlichkeit der Expropriationen und das ganze Münzsteuer- und Militärunwesen bewiesen, dass Ludwig XIV. sich als unbedingter Herr über alles Gut und Blut seines Landes fühlte und demgemäss so handelte, dass gerade hier ein Haupt-

erklärungpunkt der grossem französischen Revolution zu suchen ist. Fénelon hielt die Assimilation des Königtumes mit dem Eigentume aufrecht (Laboulaye, esquisse d'une constitut. Paris 1872. pg. 47); und Laferrière (essai sur l'hist. du droit franc. II, pg. 319 ff.) sagt uns, dass Ludwig XIV. die toute-souveraineté als Kroneigentum „domaine royale“ sich vindiziert habe und dass die „souveraineté du Roi“, der zwar nicht „evêque extérieur“ wohl aber „le lieutenant de Dieu sur la terre“ sein wollte, gleich gewesen sei der „propriété“ (vergl. auch l. c. II, pg. 163, 165 und Laurent, hist. de l'humanité XI, pg. 9). Roscher (Geschichte der Nationalökonomie, S. 150 ff. 162 ff.) findet in dem welschen Regalismus eine Wirkung des Fürstenabsolutismus, die alte Lehre des Celsus vom Rechte der Imperatoren. Am plumpsten tritt diese Lehre auf in den Instruktionen an den Dauphin: „Les rois sont seigneurs absolus et ont naturellement la disposition pleine et libre de tous les bien, qui sont possédés;“ — dann in Louvois polit. Testament: „tous vos sujets, quels qu'ils soient, vous doivent leurs personnes, leurs biens, leur sang (man möchte dazu setzen: leurs femmes, leurs filles, leur honneur), sans avoir le droit de rien prétendre. En vous sacrifiant tout, ils ne vous donnent rien, parceque tout est à vous.“ Wer denkt nicht hier unwillkürlich an die brahmanische Vorschrift, dass der Paria kraft seiner Bestimmung verpflichtet sei, sich selber gänzlich ohne eine Klage dem Dienste der Brahmanen zu opfern? Übrigens sei noch erwähnt, dass der Herzog v. Villeroi zu Ludwig XV. schon in dessen Kindheit sagte: „Voyez mon maître, voyez ce grand royaume. Et bien, tout cela est à vous, tout cela, vous appartient, vous êtes le maître (Taine a. a. O. II, p. 193).“

Zwar treten die französischen Parlemente d. h. die obersten sog. souverainen Gerichthöfe, den Allmachtbestrebungen der Krone mitunter und in verschiedener Weise, namentlich durch Verweigerung des enregistrement für als rechtwidrig erachtete königliche Steuerforderungen, entgegen und spielen, besonders seit die états nicht mehr gehört wurden, allein noch eine Art von Volkrepräsentation. Aber auf ihrer Opposition lag derselben Fluch, der gegen den Partikularismus, Spezialismus und das Privilegienwesen dem Königtum manchen grossen Erfolg gewährt hatte. Waren sie doch in allen Fällen, wo es sich nicht mittelbar oder unmittelbar um ihre eigenen Privilegien handelte, auf Seite der Krone, so, dass ihre Opposition nur selten durch die Zustimmung des Volkes gestützt war. Um nur eines Beispieles zu erwähnen, so verurteilte das Parlament von Paris Bellarmin's, eines Jesuiten, Buch „de romano pontifice“ wegen seiner Gefährlichkeit für die Unabhängigkeit und Souverainetät der Könige, nachdem Sixtus V. dasselbe Buch, weil es eine direkte weltliche Gewalt des Papsttums leugnete (obgleich es durch Zugeständnis einer solchen indirekten Gewalt das Papsttum eher stärken als schwächen wollte), auf den Index gesetzt hatte (Laurent a. a. O. VIII. pg. 351 ff.) Die Parlamente stellten keine neuen Ideen auf; sie wussten

Der Einheit des Staates und des Königtums keinen anderen Inhalt als den einer absolutistischen, unfreien, unorganischen, föderativen und persönlichen Centralisation zu geben und kamen, im Widerspruch dazu und trotz allem Romanismus, bei ihrer Opposition stets wieder auf dieselben ihrer egoistischen Selbständigkeit förderlichen feudalistischen Ideen hinaus, zu deren Überwindung sie gerade eingesetzt waren. Dem Könige aber war es ein Greuel, wenn gegen seinen Willen vom Rechte gesprochen wurde; er war die Allein- und Alles-Weisheit. Als eigentlicher Schöpfer des sog. Gallicanismus wurde er zum Gegenstand einer Art von Religion und zwar nicht nur, wie Tertullian meint, secundae, sondern primae majestatis, ja, wie Parlamente und états förmlich zugaben, „Gott per participationem" (Laurent a. a. O. XIII, pg. 382—458). (Fortsetzung folgt.)

Geheime Sprachweisen.

(Nr. 137—140.) Zur selben Zeit, als ich im „Ur-Quell" die äusserst interessante Mitteilung über die „ABubCenDud"-Sprache im Banat las, fand ich unter alten Papieren einen Zettel, der fast dasselbe Alphabet enthält und der mir nun erst klar wurde. Der Zettel entstammt meiner Heimat, dem Bergischen. Ob diese geheime Sprachweise jemals hier praktisch gehandhabt worden ist, konnte ich nicht feststellen; doch darf es wohl als sicher angenommen werden. Von grossem Interesse ist ohne Zweifel diese Thatsache.

Das Alphabet lautet: A = A; B = Bub; C = Cin; D = Dud; E = E; F = Fimpf; G = Guch; H = Hach; J = J; K = Kuck; L = Lol; M = Mom; N = Non; O = O; P = Pop; Q = Ku; R = Ror; S = Sis; T = Tut; U = U; V = Vemp; W = Wuf; X = Iks; Y = Ypsilon; Z = Zausis. Tutzausis.

O. Schell.

Die von Herrn Koloman Keleti mitgeteilte V-Sprache (Am Ur-Quell, II. Band, III. Heft, S. 65), ist auch bei uns gebräuchlich. — Z. B. Evegyszever vovolt evegy evemblever, szavakávállava vovolt kevendever; mevegyuvulavadt ava kevendever, evelévégevett avar evembever. (Egyszer volt egy ember, szakálla volt kender; meggyuladt a kender, elègett az ember = Es war einmal ein Mensch, sein Bart war aus Hanf, der Hanf hat sich entzündet, verbrannt ist der Mensch. — Ung. Kinderreim) Alsó-Lendva, Zalaer Com., Ungarn.

Walentin Bellosics.

Kundensprache. Die Kunden- oder Stromer oder Handwerkburschensprache besteht nur aus einzelnen Ausdrücken, die die Polizei, das Gefängnis, die Kleidung, das Handwerk u. s. w. betreffen; wir haben noch keinen alten Handwerker gefunden, der diese Geheimsprache kennt. Hier eine kleine Blütenlese, wie wir sie uns nach dem Diktat eines ehrsamen Schneidermeisters aufgeschrieben haben:

Deckel, Teckel, Spitzkopp, Klempner's Karl = Gensdarm. Penn = Herberge und Pennbursch = Hausknecht. Pennbrüder sind

auch unter den Berliner Gaunern bekannt. Winde = Gefängnis. Reim: Kennst du die „Winde“, wo die Staude (= Hemd) hat „gestaukt“ = (gemaust)? Nach anderer Mitteilung heisst das Gefängnis Kittchen und die Winde ist die Wohnung. Dalfen = betteln. Trittlinge = Stiefel. Weitlinge = Hosen. Kluft[1]) = Anzug. Dallasch[2]) = ein Zerrissener, ein Zerlumpter. Auch im dithmarscher Platt heisst: in'n Dallass kam = den Krebsgang gehen, zerrissen und zerlumpt in Kleidung sein. Begegnen zwei Handwerkburschen oder Kunden, wie sie sich selber nennen, einander, so heisst der gewöhnliche Gruss: Kenn. Wer kennt mehr? H. Volksmann.

Schimpfwörter.[3])

Aus der Grafschaft Ruppin. Am 16. Dezember 1891 fand vor dem hiesigen Schöffengerichte eine Verhandlung gegen den Arbeiter Karl Br. statt, der beschuldigt wurde, am 8. Septbr. 1891 durch die Äusserung: „Wenn auch der Spitzkopf da ist,“ den Wachtmeister B. beleidigt zu haben. Der Angeschuldigte räumte dies ein, doch habe er sich dabei nichts gedacht; denn in seiner Heimat (Ostpreussen) sei dieser Ausdruck ganz allgemein. Er wurde mit 1 Tage Gefängnis belegt.

Neben obigem „Spitzkopf“ möchte ich die hier gebräuchlichen Schimpfwörter: „Dickkopf, Dreckkopf, Dummkopf, Gnatzkopf, Hohlkopf, Quatschkopf, Schafkopf, Strohkopf und Trotzkopf“ stellen. — Eine grosse Anzahl ergiebt das Tierreich: Affe, Elephantenküken, Esel, Mist- oder Schmierfinke, Gans, dummes Huhn, Hammel, Hamster, Illing (= Iltis), Kamel, Krabbe (auch A . . . . krabbe), A . . . . kröte, Karnickel, Kalb („Kälbere nicht!“ = Betrage dich nicht wie ein Kalb! d. i. kindisch), Ochse, Hornochse, Heuochse, Rindvieh, Rhinoceros, Pute (Schimpfname für die Gymnasiasten; die Seminaristen werden bezeichnet mit dem Ausdrucke „Semmeltürken“, die Bürgerschüler heissen „Knoten“), Sau, Sausud'l, Schwein, Schmierferken, Schmiermatz, Schweinehund, Schweinigel, Stachelschwein, Trampeltier usw., auch „Luder“ und „Aas“ sind hierher zu zählen, ebenso „Drache“; dagegen fällt mir aus dem Pflanzenreiche nur der Ausdruck „freche Bolle“ (= Zwiebel), aus dem Mineralreiche kein einziger ein.

Eine Anzahl anderer Schimpfwörter, die oft noch durch „schmückende Beiwörter“ verziert sind, lasse ich nach dem Alphabet folgen: A . . . . lecker, Dämel, Deibel, Dorfdeibel, Dussel(meier), Flaps, Flegel, Grosskotze, Hasenfuss, Jammerlappen, grüner Junge, Kaffer, Kanaille, Klugscheisser, Knirps, Laffe, Latsch, Lulatsch, Lausejunge oder -bengel, Lump, Lumpentunker, Lümmel, Nasenwasser, Pinsel,

[1]) Wienerisch: Gluft.
[2]) Wahrscheinlich aus den judendeutschen dalles (Armut), (von dal niedrig, arm, elend.) F. S. K.
[3]) Siehe Am U.-Q. Bd. II., 110—111; 139—141; 157—159; 172—173; 195; 208—209; III., 19—21; 109; 207.

auch Einfaltspinsel, Rotzlöffel, Rotzjunge, Rüpel, Ruppsack, Scheisser, Scheusal, Schlafmütze, langer Schlâks, Schlingel, Schlot, Schuft, Schurke, Schweinepriester, Tölpel, Tollpatsch, Tollstrumpf und Trauerkloss. — Ganz besonders aber möchte ich auf eine Reihe von Vornamen aufmerksam machen, die teils einfach, teils zusammengesetzt als Schimpfwörter angewendet werden. Hier sind davon gebräuchlich: Bummel-, Quassel-, Pimpel-, Stänkerfritze, auch Friwwelfritze, der sich viel mit „Pusseleien“ befasst. Sonst kommt auch wohl noch Faselfritze vor (vgl. Deutsche Krieger-Zeitg. XIX. Nr. 45); dafür sagt man hier Faselhans. Die Zusammensetzung mit Hans findet sich ausserdem in Hansarsch, Hanstoffel, auch nur Toffel, Hansnarr, Hanswurst, Hans Thunichtgut, Dummhans, auch dummer Hans, Prahlhans, alberner Hans; auch Quasselpeter, Suppenkaspar und der deutsche Michel (= Schlafmütze), vielleicht auch Lausewenzel, Liederjan und Dummerjan gehören hierher. Von weiblichen Eigennamen sind mir nur „dumme Trine, dumme Liese und alte Suse“ aufgefallen. — Ich schliesse mit dem hier im Schwange gehenden Verschen:

Holder Engel, Rosenmund,
Du geliebte Seele;
Fuchs, Kanaille, Schweinehund,
Du verdammte Seele.

Neu-Ruppin. K. Ed. Haase.

Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

XVI. Bisweilen geschieht es, dass Leute, die schwere Arbeit verrichten und schlechtes Fusszeug benutzen, spitze, warzenförmige Hautverdickungen an den Fusssohlen erhalten. Das gemeine Volk erklärt das Vorkommen dieser Auswüchse aus übernatürlichen Ursachen, man glaubt, der betreffende Mann habe auf eine Stelle getreten, wo mit einem Bohrer gebohrt worden ist. Der Zimmermann mag vielleicht das Holzstück auf den Boden gelegt und zu tief gebohrt haben. Andere meinen, dass es dieselbe gefährliche Wirkung hat, wenn man den Fuss auf ein ins Holz gebohrtes Loch setzt, wenn der Tischler nicht so vorsichtig gewesen, den Bohrer einige Male „verkehrt“ im Loche herumzudrehen, ehe er ihn herausgenommen. Eine solche Verdickung der Haut an der Fusssohle wird in Westjütland ein „Spigerborhul“ (Loch eines Nagelbohrers), in Seeland „Naverbor“ (Nabenbohrer) genannt. Wenn ein solcher Auswuchs geheilt werden soll, nimmt man stillschweigend einen Bohrer und setzt ihn mit der Spitze gegen die Schwiele an. Darnach wird der Bohrer drei Mal „verkehrt“ umgedreht, die Spitze des Bohrers gegen den Boden angelehnt und der Stiel des Bohrers gegen den Fuss. In dieser Lage wird der Bohrer drei Mal „recht“ umgedreht, jedesmal wird ausgespuckt. Das muss man am Morgen dreier Donnerstage wiederholen. In Seeland sagt man, es sei unrecht, mittelst eines Steckens ein Loch in die Erde zu bohren, wenn man nicht nachher ein Kreuz über das Loch schlägt und drei Male ausspuckt; geschieht solches

nicht, wird ein Mensch, der darauf tritt, die Nagelbohrerschwiele erhalten. Auch darf man nicht, wenn man auf einem Stuhle sitzt, sich auf einem Stuhlbeine herumdrehen; in den Häusern war ja vormals gestampfter Lehmboden. Es ist auch unziemlich, einen kleinen Mergelkarren auf dem Felde auf die Weise herumzudrehen, dass das eine Rad ein Loch im Boden hervorbringe; auch hiedurch können diese schmerzhafte und beschwerliche Auswüchse hervorgezaubert werden.

Askov, Dänemark. H. F. Feilberg.

XVII. „Tritt der Mensch in die Stelle, wohin man das Badwasser eines Toten gegossen hat, so bekommt er die Gelbsucht.“

Varga, Babonák könyve S. 142.

Volkmedizin.

Warzen. Wer da behaupten wollte, dass Sympathiemittel gegen bestimmte Schäden und Krankheiten nicht wirken könnten, der kennt eben das Volkleben nicht genau. Wer hingegen mitten im Volke lebt und scharf beobachtet, der wird auch bald erfahren, dass solche Mittel in den allermeisten Fällen die gehoffte Wirkung haben; sonst hätten sie sich auch wol schwerlich Jahrhunderte hindurch im Volke erhalten. Ich gebe hier etliche Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung an. War noch ein Knabe, da hatte mein Alter das Fieber. Eine Brotfrau teilte ihm die Am Urquell II. S. 96 angeführte Formel gegen das Fieber nebst Gebrauchanweisung mit. Ich stand dabei und merkte mir die Formel ganz gut. Der Alte tat, wie ihm geheissen und — das Fieber blieb weg. Doch nach etwa 15 Jahren kam es wieder. Abermals ward es einer Weide überbracht, und weg blieb es und ist seitdem nicht wieder gekommen. „Der Glaube tut's!“ Wie ist es denn aber mit dem Tier? Ich sah beim Verschneiden der Stierkälber, die schon in Gefahr standen zu verbluten, dass das Blut, das stark floss, sobald es besprochen und das Kalb mit der Hand bestrichen ward, sofort aufhörte zu fliessen. Wie mag das zugehen? Doch ich will ja über Mittel gegen Warzen (Wutteln, Wårten) schreiben; denn nichts ist leichter, als gerade diese Hautverbildungen durch Sympathie los zu werden. Meine Frau hatte eine grosse Warze an einer Hand. Sie bestrich sie dreimal kreuzweise mit einem Schüsseltuch (Fådouk), warf es in das Feuer eines Backofens und — die Warze verschwand. Mein ältester Sohn hat's gerade ebenso gemacht, und seine Warzen sind alle verschwunden. Eine meiner Töchter hat mehrere kleine Warzen an den Händen, und ich werde mich durchaus nicht genieren, die garstigen Dinger durch Sympathie zu vertreiben.[1]) Schon Joh.

---

[1]) Die Warzen mit einem Zwirnfaden umzubinden und den Faden am nächsten Morgen ins Feuer zu werfen, riet als sicheres Mittel der alte Kober in Požega (Slavonien) an, dessen ich in meiner Abh. über Bauopfer gedacht. — Es wäre mir recht unlieb, sollte Herr Volksmann, den wir ja alle wegen seiner schönen Beiträge schätzen, berauscht von seinen Erfolgen als Warzenvertreiber, mehr als notwendig diesem Gebiete seine Tätigkeit zuwenden. F. S. K.

Aug. Ephraim Goeze führt in seinem 1788 erschienenen Buche „Nützliches Allerlei“, III. Teil, S. 87 uf. ein an sich selber erfahrenes Mittel, Warzen zu vertreiben, an. Er schneidet einen Apfel so durch, dass das Kernhaus nicht getroffen wird. Dann ritzt er die Warze mit einer Nadel und bestreicht beide Hälften des Apfels mit Blut, passt sie genau aufeinander und bindet sie mit einem Faden fest zusammen. Hierauf vergräbt er den Apfel an einem Ort, wo er geschwind verfault, und — die Warzen verschwanden nach 14 Tagen. Man stelle sich mit dem Rücken gegen das Brunnengeländer, bestreiche jede Warze über Kreuz mit einer Erbse oder grossen Bohne, und werfe sie dann über die Schulter in den Brunnen hinein. Dithm. Stapelholm. Man soll das 3 Abende nacheinander tun, heisst es in Sehestedt i. Schleswigschen. Vrgl. auch Müllenhoff, S. 515. Man nehme den Kopf eines Aals, bestreiche mit der Schnittfläche die Warzen und vergrabe dann den Aalkopf; sowie er in der Erde verwest, verschwinden auch die Warzen. Dithm. Bei zunehmendem Mond stelle man sich mit dem Gesicht gegen den Mond, bestreiche mit einem Finger kreuzweise die Warzen und spreche: Wat ick ankîk gewinnt, wat ick åwerstrîk verswindt; oder auch, man nehme so viele Erbsen, als man Warzen hat. Dithm. (Wird auch gegen eine Quese auf dem Auge angewandt). In einem Zwirnfaden werden so viele Knoten gebunden, als Warzen vorhanden sind, indem man über jeder Warze eine Schlinge zuzieht; den Faden vergrabe man dann an einem vielbegangenen Ort. Wie er dann verwest, verschwinden auch die Warzen. Wer den Faden aufhebt, bekommt die Warzen. Dithm.[1]) Einem vorüberlaufenden Schimmel ruft man zu: „Schimmel, nimm't mit, kannst beter drêgen as ick“ indem man dabei dreimal über die Warze streicht. Dithmarschen.[2]) Dass man in Dithmarschen und in Dänemark auch dem Doppelreiter die Warzen mitgiebt, ist bereits Urdsbrunnen VII., S. 48 mitgeteilt. In Stapelholm sagt man, wenn ein Doppelreiter vorbeikommt, rîd't twê op ên Pärd — de achders is all mîn Wårten wêrt. Mit dem Saft des gemeinen Schöllkrauts (Cheledonium majus L., in Dithm. Wårtenkrût, Gegend von Schestedt: Schellkrut) ätzt man Warzen weg.

Schliesslich wollen wir noch anmerken, dass man Warzen erhält, wenn einer dem andern die Warzen abzählt und wenn man Blut von einer Warze auf irgend eine Stelle der Haut kriegt.

H. Volksmann.

Ostpreussischer Alltagglaube und Brauch.

Von weiland H. Frischbier.

1. Wenn in die Kirche geläutet wird, so nehmen die Männer die Mützen ab und setzen sie gleich wieder auf. (Angerburg.

---

[1]) Vrgl. auch Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein, Bd. II., H. 1, S. 13.

[2]) Kr. Steinburg, s. Handelmann, Antiquarische Miscellen S. 383.

Goldap. Pr. Prov.-Bl. VIII, 186 f.) — In Natangen geschieht dasselbe, nur bezeigen hier noch die Frauen ihre Ehrfurcht durch Knixe.

2. Ausser den gewöhnlichen kirchlichen Festen feiern die gemeinen Leute noch besonders für sich gewählte Festtage oft weit strenger als den Sonntag. Grund: Weil sie's „ererbt von ihren Vätern haben." Zu diesen Festen gehören: der Tag der heil. drei Könige, Pauli Bekehrung (25. Jan.), Lichtmesse (2. Febr.), Fastnacht, an welchem Tage sie tüchtig saufen, tanzen und sich lustig machen, Marientag (25. März), Philippi Jakobi (1. Mai), Petri Pauli (29. Juni). Ausserdem wird der Charfreitag sehr feierlich begangen. Auf dem Lande fasten die meisten Menschen an diesem Tage und zwar gegen Kopfschmerzen, Augenkrankheit, Taubheit, Epilepsie etc.: dabei beschenken sie auch die Kirche, wenn sie dahin gehen, wo nicht, so schlafen sie zu Hause den ganzen Tag hindurch. Wer schläft, der sündigt nicht. Andere gehen zur Communion und fasten dabei. (Angerburg. Goldap. Pr. Prov.-Bl. VIII, 186 f.)

3. Der Teufel als fliegender Drache, Alf, litt. aitwaras; trägt den Seinen Getreide und Geld durch den Schornstein im Übermasse zu. Er sitzt dann bei ihnen in einer Federtonne und wird gut gefüttert. Man will ihn oft gesehen haben, und zwar in verschiedener Gestalt, bepackt zum Schornstein hinein fahren. (Kreis Goldap.) Vergl. Frischbier Pr. Wtb. I, 19 Alf.[1])

4. Wer in den Besitz eines Wechselthalers, d. h. eines solchen, der, wenn man ihn ausgegeben, wieder zurückkehrt, kommen will, muss in der Sylvesternacht kurz vor 12 Uhr mit einem schwarzen Kater im Sack dreimal um die Kirche gehen. Nach Beendigung des letzten Umganges erscheint der Teufel und fragt nach dem Inhalt des Sackes: „Eine Menschenseele!" hat man zu antworten. Nachdem der Preis auf einen Thaler festgestellt und ausgezahlt ist, wird der Käufer aufgefordert, das Seinige aus dem Sacke herauszunehmen. Der Verkäufer eilt aber schnell unter Dach, er würde sonst Thaler und Leben verlieren.

5. Wer für eine Nadel dankt, verliert sie.

6. Hat man einen dichten Kamm gekauft, so kämme man damit zuerst Hund und Katze. Wenn dieses nicht geschieht, so hegen die Kinder viele Läuse, auch ist der Kamm gleich aufgenutzt. (Fischhausen.)

7. Wenn Einen plötzlich das Gesicht „feuert" wird man „beschändet". (Dönhoffstädt.)

8. Glüht (feuert) die linke Backe, so wird getadelt; wenn die rechte, gelobt. (Kgsbg.)

9. Wenn man plötzlich Hitze in einem Ohr fühlt, so wird man gelobt; verspürt man dagegen plötzliche Hitze in einer Wange, so wird man beklatscht: ist's die linke, von Männern — die rechte, von Frauen. (Kgsbg.)

---

[1]) Alf heisst auch allgemein der Papierdrachen der Knaben.

10. Jede beim Mahlen des Pfeffers verloren gehende Bohne repräsentirt einen verloren gegangenen Bluttropfen. (Kgsbg.)

11. Wenn man sich erschrickt, mus man dreimal ausspeien, dann schadet der Schreck nicht.[1])

12. Wenn der Mund juckt bekommt man einen Kuss oder sonst etwas Süsses. (Kgsbg.)

13. Wenn die linke Hand juckt, so wird man Geld empfangen; juckt die rechte, so muss man Geld ausgeben. (Kgsbg.)

14. Wenn einem die Nase juckt, so erfährt man etwas Neues.

15. Wenn man viel „schlucken“ muss, denkt Jemand an uns. (Kgsbg.)

16. Wenn sich das Kleid unten aufschlägt, wird man sich betrinken. Ebenso, wenn man die Weste verkehrt anzieht. (Kgsbg.)

17. Wenn man im Hause pfeift, so pfeift man das Brot und mithin das Glück hinaus (Ermland) — lockt die Mäuse in's Haus (Kgsbg.)

18. Wenn die Mädchen pfeifen, so sind die Burschen traurig; pfeifen dagegen diese, so sind die Mädchen freudig, der Teufel aber ist traurig. (Ermland.)

19. Wenn man die Stube ausfegt, nachdem ein Besuch weggegangen, so soll man den Kehricht nicht eher hinaus schütten, als bis der Besuch voraussichtlich die Grenze des Ortes passirt hat. (Ermland.)

(Schluss folgt.)

Abderiten von heute.[2])

Wie die Büsumer eine Kirche bauen. Als die Büsumer einst eine Kirche bauten, konnten sie die Balken nicht hineinbringen, weil sie sie quer durch die Tür tragen wollten. Nachdem sie sich nun eine Zeitlang vergebens damit abgemüht hatten, flog eine Schwalbe daher und trug einen Strohhalm der Länge nach im Schnabel. Als sie das nun eben so machten, konnten sie mit Leichtigkeit den Balken hinein bringen.[3]) Als aber die Kirche gedeckt war, wurden sie gewahr, dass sie vergessen, Fenster anzubringen. Sie nahmen nun Säcke, liessen die Sonne in die geöffneten Säcke hineinscheinen, schlossen sie dann schleunigst wieder und trugen sie in die Kirche, wo sie sie öffneten, um das Licht heraus zu lassen. Nachdem sie nun mehrere hundert Säcke voll Licht in die Kirche getragen hatten, aber trotzdem noch kein Licht darin war, brachen sie das Dach wieder auf.[4]) Wie nun endlich die Kirche ganz fertig war, sahen sie zu ihrem Schrecken, dass sie ganz schief stand. Sie stämmten sich nun aber gegen die Mauer, um die Kirche gerade zu

---

[1]) Die alten Germanen „spuckten das Schädliche ab oder wiesen ihm die Zunge.“ G. Freytag, Bilder etc. I, 55.

[2]) Vgl. Am Ur-Quell B. II., 117—119; 154—155; 169—170; 191—192; III., 124—126.

[3]) Erzählt man auch von den Schildbürgern.

[4]) Ähnlich von den Föhringern, Bisdorfern und Schildbürgern.

schieben. Kommt da gerade ein Jude gegangen und giebt ihnen den Rat, an die Stelle, wohin die Kirche geschoben werden soll, eine von ihren Jacken hinzulegen. Gesagt, gethan! Ein Büsumer zieht seine mit silbernen Knöpfen benähte Jacke aus und legt sie an die bezeichnete Stelle. Darauf gehen alle Büsumer wieder nach der entgesetzten Seite und schieben, während der Jude bei der Jacke aufpassen soll. Er aber läuft mit der Jacke davon. Als die Büsumer nun endlich mit ihrem Schieben innehalten und nachsahen, ob die Kirche schon weit genug ist oder nicht, gewahren sie mit Entsetzen, dass sie schon auf der Jacke steht. Nun beginnen sie die Kirche zurückzuschieben, und sie schieben und schieben, aber die Jacke kam nicht wieder zum Vorschein.[1]) Norbert Krause.

Kleine Mitteilungen.

Sitte und Brauch. In Hamburg herrschen manche Gebräuche, die oft wohl einen tieferen Grund haben mögen. Man trifft sie in allen Kreisen; besonders dreht es sich ums Geld. Das Hufeisen findet man an vielen Türen. Es soll Glück bringen. Viele Händler, besonders die Karrenhändler in der Elbstrasse, die Fischfrauen und dgl. bespucken das Morgens zuerst eingenommene Geld[2]) und treten das unversehens weggefallene. Der Erste, der morgens zum Kauf in den Laden oder an die Karre tritt, darf nicht, ohne etwas gekauft zu haben, fortgelassen werden, möglichst darf er auch nicht zu wenig kaufen.[3]) Am Montag darf kein neues Geschäft begonnen, nicht in einen neuen Dienst getreten werden. Am Johannistage wird die Johanniswurzel massenhaft an den Strassenecken gekauft. Man darf nie etwas loben, ohne „unberufen“ dabei zu sagen.

P. Ch. Martens in Hamburg.

Diebe ausfindig machen. Man reisse vor dem Schlafengehen aus dem Alten Testamente die ersten vier Bücher Mosis, Genesis bis Numeri, heraus, nehme davon drei einzelne Blätter, lege sie übers Kreuz, nähe sie in der Mitte fest und berge sie schliesslich unter den Überzug des Kopfkissens in dessen linke Ecke, die übrigen Blätter lege man unter das Haupt. Man wird alsdann bestimmt im Traume die Person des Diebes vor sich sehen. Karl Knauthe-Ermelo.

(Nach einem alten „Drenth'schen Almanak“).

Zu „Am Ur-Quell“ Heft 4, S. 128. Die Erzählung vom weissagenden **Totenkopfe** wird citirt von Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 290 aus Chwolsohn, Die Ssabier und der Ssabismus, St. Petersburg 1856. In diesem Werke Bd. II., S. 142—55 sind die hebräischen Quellen dieser Erzählung im Excurse: „Über Menschenopfer in der späteren Zeit des Heidentums und über die orakelerteilenden Menschenköpfe“ angeführt.

Wien. A. L.

---

[1]) Erzählt man auch von den Romöern. — Im „Slavonac“, Požega 1864 erzählt der Franziskanermönch P. Kajo Agjić dieselbe Mähr von den Bauern und dem Kirchlein in Mihaljerci bei Požega. Statt des Juden ein reisender Handwerkbursch. F. S. K.

[2]) Auch bei den Südslaven allgemein, doch nicht bei Mohamedanern und Juden.

[3]) Bei den südslavischen Kaufleuten, besonders den Marktfahrern ist der Glaube allgemein, dass die erste Kundschaft morgens („početnik“ [der Anfänger] oder verderbt „počenik“ genannt) Glück oder Unglück bringe. Jüdische Marktfahrer haben die Wendung „nicht einmal einen počenik machen“ für: „der Markt war gänzlich schlecht.“ Vorsichtige Kaufleute bestellen sich einen guten Bekannten zum početnik. Im übrigen wissen so manche Leute, diesen Glauben für sich auszunützen und „drücken dem Szojcher (Kaufmann) die Seel' heraus“, feilschen ihm nämlich den Gewinn ab, den er an der Ware haben würde. F. S. K.

Bauopfer. Vor Kurzem wurde das alte Forsthaus Goldbruch abgebrochen; bei dieser Gelegenheit fand man im Erdgeschoss, sowie in einer Oberwand des Wohnhauses Pferdefüsse eingemauert. Angenommen, der Bau der qu. Försterei wäre in dem Zeitraum vorgenommen worden, wo die letzten Spuren dieses heidnischen Glaubens schwanden, so dürfte das genannte Forsthaus eines der ältesten Häuser gewesen sein. Als höchst merkwürdig muss der Umstand bezeichnet werden, dass die Pferdefüsse aus dieser grauen Vorzeit (?) noch sehr gut erhalten waren.

Alt-Karbe, am 7. April 1885. E. H.

Sprechübungen. 1. De kat, die krabt de krullen van de trap. 2. Wie kan zeggen (dikwijls zonder stotteren herhalten)?: „Nooten kraken zonder de lippen aan te raken?“ 3. „Keizer's kat is zyne nicht grote lantaarn en wenig licht!“ 4. Ka doe de la toe! 5. Soldaten hebben sabels, sabels. 6. Varkens, Geiten, Schapen. 7. Myn jeukerige nens jeukt jeukt jou jeukerige nens ook? 8. De abtdis van kivlut laat vragen aan den abt van lutkiv, hoe ver kivlut van lutkif aflegt.

Ermelo. Karl Knauthe.

Menschenknochen. In Henzendorf erkrankte ein Holzhauer an den Folgen einer starken Erkältung. Um das Fieber des Mannes zu stillen, rieten die Leute seiner Frau, sie möchte sich Menschenknochen vom Kirchhof holen, pulvern und in die Suppe des Kranken schütten. Die Frau tat es. Der Mann starb trotzdem.

Renzelle, 23. Juli 1885. E. Haase.

Isidore Loeb

ist am Donnerstag, den 2. Juni 1892 zu Paris verschieden. Wir betrauern ihn als einen unseren besten Vertreter auf dem Gebiete altjüdischen Volktums, als einen Mitarbeiter und Förderer unseres Ur-Quells und unseren echten, persönlichen Freund. Nachrufe an seinem Grabe hielten die Herren Zadoc Kahn, Grand-Rabbin von Frankreich, N. Leven, Vicepräsident der Alliance Israélite Universelle, Theodor Reinach, Vicepräsident der Société des ét. juives und J. Lehmann, Grand-Rabbin von Paris und Direktor des Séminaire israélite. Die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, sowohl Juden als Christen, gaben dem Verewigten das letzte Geleite; denn es war ein Menschenfreund, ein Wohltäter der Menschheit und dazu ein bedeutender Gelehrter, ein wackerer Schriftsteller, den sie am Sonntag, den 5. Juni, nach dem Pariser Judenfriedhof hinaus geleiteten. Er wurde im Jahre 1839 zu Sulzmatt im Elsass als Sohn des dortigen Rabbiners geboren und erwuchs in recht ärmlichen Verhältnissen unter Leitung seines Vaters dem Studium der Thora obliegend. Mit 17 Jahren bezog er das Rabbinerseminar zu Metz, mit 23 kam er als Lehrer nach Bayonne, ward 1866 als Rabbiner nach St. Etienne (Loire) berufen, verzichtete aber bald auf das Amt, um sich in Paris ausschliesslich der Wissenschaft zu widmen. Nach Nordmanns Ableben übernahm er auf Zureden Crémieux's unter dem anspruchlosen Titel eines Sekretärs die Geschäftführung der damals sowohl an Mitgliedern als auch an Geldkapitalien sehr armen Alliance Isr. Universelle. Seit 1876 war er Professor für Geschichte an dem Rabbiner- und Lehrerseminar zu Paris, gründete im Jahre 1876 im Verein mit Zadoc Kahn, Darmstetter, Reinach, Oppert u. A. die Société des ét. juives und 1880 die Révue d. é. j. Seit etwa Jahrfrist war er Professor an der Sorbonne und seit Jahren Mitglied der königl. Akademie für Geschichte in Madrid. Unter dem angenommenen Namen Thomas Grimm schrieb er eine Unzahl Leitartikel für das Petit Journal und lieferte sonst für Zeitschriften und Encyklopaedien ungezählte Beiträge. In Buchform veröffentlichte er 12 oder 13 Arbeiten, wovon ins Gebiet der Volkkunde zu rechnen wären: ‚jüdische und christliche Polemik im Mittelalter‘, ‚das Leben der Metapher in der Bibel‘, ‚die Traditionkette‘, ‚die Lage der Juden in der Türkei, in Serbien und Rumänien‘, ‚die Juden in Russland‘ (1891). Seit 20 Jahren arbeitete er an einer umfassenden, kritischen Geschichte des Judentums. Dies Werk ist ein handschriftlicher Torso geblieben.

Im Juni 1891 reiste ich zu ihm nach Paris, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen und um wegen eines einzuleitenden Hilfwerkes zu Gunsten russischer Juden mit ihm eine Beratung zu pflegen. Philanthropie ist ein hehrer

Beruf, ein Zweig der Kultur-Wissenschaft und Soziologie, ein Gebiet, auf dem Dilettantismus zu öfteren den besten Absichten zum Trotz mehr Unheil als Heil gestiftet. Als ein angehender Berufgenosse wollte ich von ihm, dem bewährten Meister, etwas lernen. Ich traf einen blauäugigen, schlichthaarigen, schmächtigen, dem Anschein nach verschüchterten Mann von mittlerer Statur an, der zu gleicher Zeit, während er mit mir ein rasches Gespräch führte, den Bericht eines Beamten anhörte, die eingelaufene Korrespondenz las und seine Antworten für den Schreiber dazu notirte. Die Geschäfte waren recht bald erledigt; er brach nämlich unvermittelt das Gespräch hierüber ab und nahm eine Textausgabe der Propheten her, um meine Ansicht über seine Konjektur zu einer angeblich verderbten Stelle zu vernehmen. Ich wollte ihm meine geringe Kenntnis in derlei Dingen eingestehen, doch liess er mich nicht zu Wort kommen. Es handelte sich um eine Stelle, wo es heisst, dass Gott auf seiner Hüfte Israel trage. Was ich meine, dass für ‚Hüften' zu lesen sei? Nun hatte ich als Volkforscher Oberwasser gewonnen. ‚Nichts anderes als der überlieferte Text!' sagte ich rasch, weil dem Propheten offenbar das Bild einer Mutter vorschwebte, die ihr Kind auf den Hüften trägt. Hierauf erklärte ich ihm, wie bei verschiedenen Völkern Mütter ihre Kinder zu tragen pflegen. Für die Gewissenhaftigkeit Loebs zeugt der Umstand, dass er ein halb Jahr später von mir die Parallelen zu dem angedeuteten Brauch verlangte, die ich ihm natürlich mit Hinweis auf Ploss (das Kind) und Ploss-Bartels (das Weib) leicht geben konnte. In unserem U.-Q. regte er (B. II. Heft 11) die so fruchtbare Umfrage über Blutzauber und Totenfetische an. Er selber hatte es sich vorbehalten, uns einen grossen, zusammenfassenden Beitrag zu liefern.

Loeb war das Urbild eines echten jüdischen Gelehrten und Weltbürgers. Er war durch und durch von Liebe für die Menschheit im Allgemeinen und das Judentum insbesondere beseelt. Für Hass war in seiner Brust kein Raum. Er erschien mir weder als liebenswürdig noch als gemütlich nach der Schablone, jedoch als die verkörperte Wahrheitliebe, Klugheit und Güte. Er gewann zusehends über mich eine Macht, wie selten jemand, und gerne fügte ich mich seiner Weisheit und Einsicht. Wenn je in Jahrhunderten einer, so verstand er es, nur durch den Zauber seiner Persönlichkeit (und seine Gelehrtheit) die wunderbare That zu vollbringen, dass sich das Judentum in allen fünf Erdteilen zu Gunsten eines jüdischen Kulturwerkes willig Jahr aus Jahr ein besteuern lässt. Er besteuerte ebenso die Glaubensgenossen in Bagdad wie in Christiania, jene in Sidney wie die vereinzelten Gemeinden am oberen La Plata. 31000 Mitglieder zählt die Alliance, einer der bestorganisirten Kulturvereine der Welt. Fast 13000 Knaben und Mädchen in drei Weltteilen besuchen derzeit die Schulen der Alliance. Gut ein Viertel Million Menschen sind durch Loebs rastlose Bemühung aus der Unkultur der Kultur und der Arbeit gewonnen worden und über 100000 anderer Menschen haben durch ihn in Palaestina und Amerika neue Heimstätten gefunden. Seit etwa 20 Jahren sind nur wenige jüdische oder von Juden zur Förderung der Kultur unter Juden verfasste Werke erschienen, zu deren Drucklegung er durch die A. I. U. nicht beigetragen. Während seiner Thätigkeit als Sekretär der Alliance hat er wohl über 30000000 Francs Kulturzwecken zugeführt, freilich vorwiegend französischen, denn er war bei allem Weltbürgertum ein eingefleischter Franzose, der überall im Oriente der französischen Sprache freie Bahn zu schaffen wuste. Er erwarb mittelbar der französischen Industrie und dem Handel neue, sichere Absatzgebiete. Dies bringt Frankreich schwere Millionen ein. So lohnte der Elsässer Jude aus Sulzmatt seinem Heimatlande Frankreich das bischen Freiheit und Recht, unter Menschen als Mensch sich zu fühlen.

Als Philantrop wirkte weiland Loeb stets ungenannt. Er war ledig geblieben. Er hinterliess eine reichhaltige Bibliothek jüdischer Werke, sonst keinerlei nennenswertes Vermögen, oder doch, ein geheiligtes Andenken! F. S. Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. VIII. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Alamannische Segen.

Von K. v. Amira.

In meiner Ausgabe des „Endinger Judenspiels" (Halle 1883) S. 4 habe ich Auskunft gegeben über ein Manuskript von 1810 aus dem Städtchen Endingen am Kaiserstuhl. Ich teilte am angef. Ort auch schon mit, dass in jener Handschrift hinter dem Text des Volkschauspiels einige Segen und Zauberformeln stehen. Eine Auswahl der am wenigsten fehlerhaft überlieferten dürfte für Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein. Stark verwittert sind freilich auch die hier gedruckten, wie so viele andere ihresgleichen. Aber gerade das gehört zum Wesen des Zaubers, dass die Formel, auch halb vergessen und verstümmelt, ihre Kraft behält. Mehr noch in den feierlichen Worten als in ihrem Sinn liegt, wenigstens nach der Meinung einer jüngern Zeit, die Kraft.

I. So einer im frühling das erstemal das vieh aus treibt.

Das liebe vieh geht disen tag und so manchen tag und das gantz jahr über manchen graben. Ich hoff und trau, da begegneten ihm 3 knaben. Der erste ist gott der vatter, der andtere ist gott der sohn, der dritte ist gott der h. geist. Die behüten mir mein vieh, sein blud und fleisch, [und macht ein ring ring um sein vieh] und den ring hat gemacht Mariam ihr liebes kind, und der ring ist beschlossen mit 77 schlösser. Das behüt mir gott mein vieh sein blut, milch und fleisch, das mir kein böser mensch anschaue, keine böse hand nicht angreif, kein böser wind anweh, kein thier beis wie auch kein wildes thier zerreis, kein baum fällt, keine wurzel stecke und kein dieb nimt und wegführt. Im anfang das erstemal sey geschlossen und das gantze jahr † † † also vest beschlossen.

II. Vor die geschwulst.

Es giengen 3 reine jungfrauen, sie wolten eine geschwulst und krankheit beschauen. Die eine sprach: es is heisch. Die andere sprach: es ist nicht. Die dritte sprach: ist es dan nicht, so kom unser lieber herr Jesu Christ [im namen der h. Dreyfaltigkeit gesprochen].

III. Vor haus und hof bewahrung vor krankheit und dieberey.

Ito, alo Massa dandi. Bauto, III Amen.

I. R. N. R. I.

IV. Vor das fieber.

Bete erstlich früeh. Alsdan kehre das hemd um den linken ermel zuerst und sprich: kehr dich hemde und du fieber wende dich [und nenne den namen dessen, der das fieber hat]; das sag ich dir zu bues jm namen gottes vatters, des sohnes und des h. geistes. So sprich dise worte 3 tag nach einander, so vergeth es.

V. So der mensch wirmer im leib hat.

Petrus und Jesus fuhr aus gen acker, ackeret 3 furchten, ackert auf 3 wirmer, der eine ist weiss, der andere ist schwartz, der dritte ist roth, da sie [sin?] alle wirmer todt, im namen † † †. Sprich dise wordt 3 mal.

„Dê Suchten brêken" in Meklenburg.

In den Pfingstferien hatte ich Gelegenheit, ein Stück echt meklenburgischen Volklebens zu beobachten.[1]) Im östlichen Meklenburg, fern von den grossen Städten, hart an der pommerschen Grenze, wo die Trebel und Recknitzwälder mit ihren hohen alten Buchen und die alten Wendentürme — wie das Volk sagt — von der grauen Vorzeit erzählen, liegt ein einsames Dorf am Waldrand. Ein altes Mütterchen, in dessen Gunst ich mich rasch geschlichen hatte, weihte mich in ihre Geheimnisse ein, da sie in mir einen gelehrigen und

[1]) In der Zeitschrift für d. deutschen Unterr. VI, 2 S. 124—127 habe ich unter dem Titel „Das Besprechen von Krankheiten" einzelne Stillformeln gegen Brand, Zahnweh, das Verfangen des Viehes, Gicht, kranke Augen, Stör, Inschott, Blutlauf und Schwamm veröffentlicht, die sich in dieser Form nicht bei Bartsch fanden (Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. 2 Bde. Wien 1879/1880). Ich fand sie 1889 im Dorfe Arendsee an der Ostsee in einem Bauernkasten. Ein kleines schlecht und in falscher Orthographie geschriebenes Oktavheft enthielt Sprüche zum Stillen, die ich mir heimlich abschrieb; denn die zaubergläubische Eigentümerin würde es sicher nicht erlaubt haben. Besonders das Bannen der Gicht an einen Baum habe ich dort auseinandergesetzt. Neuerdings hat W. Poeck (Germania Bd. XXV. N. R. Heft 1) solche Beschwörungformeln aus der Lüneburger Heide veröffentlicht, die unseren meklenburgischen sehr ähnlich sind. Das grösste Material aus Meklenburg strömt aus allen Teilen des Landes R. Wossidlo in Waren zu, der wohl noch mehrere Jahre zum Ordnen und Sichten braucht. Auch meine Sammlungen, die ich mir seit Jahren auf Streifzügen quer durch mein Heimatland angelegt habe, stehen ihm zu Gebote. Einiges daraus will ich gelegentlich veröffentlichen.. Vgl. Bartsch a. a. O. Bd. II, S. 116, 117, 118, 319, 366.

gläubigen Schüler zu finden hoffte. Im Dorfe war ein Mann an unheilbarer Wassersucht krank. Er hatte aber „dê Suchten“ un dê müssten em brâken warr'n (mussten ihm gebrochen werden). Die kluge Alsche traf also ihre Vorbereitungen und ich wurde ins Geheimnis gezogen. Nach einigen kann der Mensch dreissig Suchten haben, das ist aber falsch, die verstehen nichts; es giebt nur neun Suchten. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang muss man sich junge Triebe von neun verschiedenen Bäumen oder Sträuchern verschaffen, die kein Steinobst tragen. Wir nahmen morgens gegen 2 Uhr — stillschweigend natürlich — Zweige vom Apfel- und Birnbaum, Flieder, Hollunder, Stachelbeer- und Johannisbeerstrauch, von der Hainbuche, Pappel und wilden Rose. Aus diesen Zweigen werden Stäbchen von ungefähr gleicher Länge geschnitten. Die Alte nahm nun eine tiefe Schüssel, goss aus dem nahen Bache fliessendes Wasser hinein und warf darein die 9 Stäbchen mit den Worten: Ik brêk Jehann Krischan Weidt de Suchten im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dabei wird das Kreuz über der Schüssel geschlagen. Man muss zwei Vornamen und den Familiennamen nennen. Einzelne Stäbchen schwimmen oben, einzelne gehen allmählich ganz zu Grunde, einzelne stehen schräge. Die schwimmenden sind keine, die schrägen sind halbe und die am Boden liegenden sind ganze Suchten. Ein Mensch hat mindestens 2 Suchten, er kann höchstens 8 haben, unser Mann hatte 6 ganze und 2 halbe, war also schwer krank. Das stimmte auch nach meinem Besuch am vorigen Tage. Ich füge gleich hinzu, was die Alte mir nach Sonnenaufgang noch weiter erzählte, als ja das Sprechen erlaubt war. Wer nur eine oder keine Sucht hat, der ist ein Zauberer oder eine Hexe. Sie erscheint wimmernd in der Nähe des Suchtentopfes und bittet um Befreiung. Wer tot ist — und der Tod kann doch eintreten, ohne dass die brechende Person davon benachrichtigt ist — hat keine Suchten, dann steht aber ein Stäbchen in der Mitte der Schale genau senkrecht (pîl in'n enn). Einmal ist dieser Fall der alten Frau vorgekommen; da hat das Wasser gebraust und gezischt, dass ihr unheimlich zu Mute geworden ist. Der Hollunderstab, der sonst meistens schwimmt, stand aber senkrecht und wollte aus der Schale hüpfen.

Die 9 Stäbe nimmt man nach einigen Minuten aus der Schale, bindet sie zusammen und hängt sie in den Schornstein, wûr nich sünn un mân henkümmt. So wie die Zweige verdorren, vergehen die Krankheiten, zu denen z. B. die Gelbsucht gehören kann, aber nicht notwendig ist. Unser Fall war zum Tode führende Wassersucht. Bei dem Mann trat wider Erwarten keine Besserung ein, d. h. wider Erwarten der Alten. Das war ihr selten vorgekommen. Eine momentane Besserung war sonst meistens zu bemerken gewesen, wenn auch dann häufig plötzliche Verschlimmerung und Tod eintreten mochte. Die Suchten mussten also noch einmal gebrochen werden. Man kann das drei Mal tun, dann muss man aber auf 2 herunterkommen. Bei den beiden nächsten Malen bin ich nicht dabei gewesen — die Alte

hatte auch inzwischen erfahren, dass ich bei ihrer Konkurrentin gewesen, um mir eine Stillformel gegen Gicht zu holen. Sie erzählte mir aber, dass sie bis auf 2 herabgekommen sei. Der Erfolg: der Mann ist nach wenigen Tagen gestorben. Vom Zischen und Brausen des Wassers haben mir im selben Dorfe noch alte Leute erzählt, die in ihrer Jugend auch beim Suchtenbrêken zugegen gewesen.

Wismar i. M. O. Glöde.

Totenfetische bei den Polen.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

(Fortsetzung.)

Auch die Knochen gewisser Tiere eignen sich zu Zauberfetischen. Es gilt dies meist von solchen Tieren, die entweder dem Menschen als Haustiere nahe stehen, wie Hund, Katze, Pferd, oder durch gewisse besondere Eigentümlichkeiten, entweder ihres Körperbaues oder ihrer Lebenweise, etwas Geheimnisvolles an sich haben wie Schlange, Maulwurf, Fledermaus, Eidechse usw. Einst genoss die Schlange Verehrung. Heute noch halten die Bauern das Haus für glücklich, wo sich eine Schlange aufhält. Legt man eine Schlangenhaut an eine Beule, so schafft sie schon nach Verlauf einer Nacht Linderung. Eine getötete Schlange wird getrocknet, und damit ein Kranker beräuchert. Umwindet man das Haar mit der Haut einer Schlange, so wird es dick, dicht und lang. Reicht man einem den Staub einer getrockneten Schlange in einer Speise, so können in seinem Innern Schlangen entstehen. Trocknet man eine Blindschleiche im Rauchfang, so kann man daraus einen Zauberstab bereiten. Der Körper einer toten Blindschleiche bewegt sich noch einen vollen Monat lang in der Erde und verwandelt sich in eine Otter. Die Schnapsbrenner bewahren in den Brennereien eine Schlangenhaut, die ihnen Glück bringt. Die Haut vom Kopfe einer getöteten Schlange lege man in den Stock, den man auf Jahrmärkte mitnimmt und man wird Glück haben. Wer zuerst im Frühling eine Schlange tötet, wird Glück haben. Vor Mariae Verkündigung fange man eine junge Schlange ein, töte und verbrenne sie zu Staub; wenn man dann eine verhexte Kuh mit diesem Staube beräuchert, leidet die Hexe so sehr, dass sie verspricht, nie mehr Böses zu thun. Man töte eine Schlange, schneide ihr die Zunge aus, und hänge diese an die Krippe in den Stall; dann hat keine Hexe mehr Zutritt, und das Vieh gedeiht. Will man schöne und milchreiche Kühe haben, so fange man am Vorabende des heil. Adalbertfestes eine Schlange ein und bewahre sie hinter dem Ofen. Wer bei sich eine Schlange hält, der kann sogar aus einem Stocke Milch melken, und braucht auf die Herde nur zu pfeifen, um sie zu versammeln. Man töte am Vorabende des Adalbertfestes eine Schlange, schneide ihr den Kopf ab, lege darin 3 Körnchen Hanf und vergrabe das Ganze in den Boden; wenn der Hanf ge-

wachsen ist, drehe man daraus eine Schnur; hat man diese um den Leib gewunden, dann wird man auch vom Stärksten nicht überwunden. Knoblauch, den man auf dieselbe Weise bekommen hat und immer bei sich trägt, schützt vor Dieben. Vor dem heil. Adalberttage fange man eine Schlange, darauf lege man sie am Feste in ein Gefäss voll Milch, und dann brate man sie lebendig in einem neuen Topfe; wer die gebratene Schlange verzehrt und die Milch austrinkt, der erblickt alle Schätze der Welt und wird deren Herr. Man schlage nie eine Kuh mit einem Stocke, womit man eine Schlange getötet; denn das Vieh wird dürr wie eine Schlange oder die Haut zerspringt oder es bleibt darauf die Spur einer Schlange. Fällt auf jemand eine auf dem Baume hängende Schlange, so stirbt er. Wenn ein Dieb eine Schlange mit der Krone auf dem Kopfe tötet, den Kopf abkocht und die Suppe davon ausschlürft, so sprengt er mühelos alle Schlösser.

Um Gegenliebe zu erwecken, reicht man der betreffenden Person im Bier oder Schnaps eine Flüssigkeit, worin eine Schlange gut durchgeweicht ward.[87]) Schlägt man mit einem Stock, womit am Vorabende des Adalberttages eine Schlange getötet wurde, auf ein Liebepar, so stark auch ihre Liebe sei, so müssen sie doch auseinandergehen.[88])

Ein Maulwurf an der Krippe befestigt, bewirkt, dass das Vieh gut aussieht und gedeiht.[89]) Um fette, schöne Pferde zu haben, fange man zwei lebendige Maulwürfe ein, lege sie in einen neuen Topf und stelle sie den Pferden täglich vor Augen.[90]) Man fange am Vorabende des heil. Adalbertfestes einen Maulwurf, schmiere damit die Peitsche ein und treibe damit das Vieh auf die Weide, dann wird es gedeihen.[91]) Man vergrabe einen Maulwurf in einem russigen Topfe unter die Schwelle des Stalles und das Vieh wird vorzüglich gedeihen.[92]) Hat der Landmann ein mageres oder krankes Pferd, so lässt er sein oder des Nachbarn ältestes Kind einen Maulwurf töten, den er dann an einer Schnur vor der Türe des Pferdestalles aufhängt und das Pferd bekommt wieder seine Kräfte.[93]) Vergräbt man einen Maulwurf in einem neuen Topfe im Kuhstall, dann werden die Kühe fett wie die Maulwürfe.[94]) In Schlesien bei Teschen verfährt man folgendermassen: Man tötet den ersten Maulwurf, den man Frühlings erblickt, reisst ihm das Herz heraus und legt es in eine in der Krippe gebohrte Öffnung, worauf man sie wieder verstopft. Das soll die Pferde ein ganzes Jahr gesund erhalten.[95]) Gegen die „grosse" Krankheit fange man einen Maulwurf, zerreisse ihn lebendig, schmiere mit dem Blut Gesicht, Pulse und Brust ein, das Herz aber verzehre man roh.[96]) Gegen Krämpfe, auch gegen Fallsucht zerreisse man einen Maulwurf, verbrenne das Herz zu Staub und trinke es.[97]) Nach Maciejowski

[87]) Siarkowski: lud z okolic Kielc, in Mat. do ant. III. Abt. für Ethnologie S. 49. [88]) Gustawicz: a. a. O. S. 171. [89]) Siarkowski: a. a. O. S. 27. [90]) Gustawicz: a. a. O. S. 136. [91]) das. S. 140. [92]) das [93]) Udziela: Mat. etn. z Ropczyc i okolicy, in Mat. do ant. X. Abt. für Ethn. S. 100. [94]) das. S. 101. [95]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 106, Anmerkung. [96]) Gustawicz: a. a. O. S. 140. [97]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 158.

bediente man sich des Herzens eines Maulwurfes, um sich vor bösen Unfällen zu schützen.[98])

Wer den Teufel erblicken will, der fange eine Fledermaus, koche sie in einem neuen Topf ab, der mit einer neuen Decke bedeckt sei, und schütte das Wasser in einen mit Kreide gezogenen Kreis, darauf trage er die Fledermaus um Mitternacht zu einem Kreuzwege und rufe den Teufel so lange an, bis er erscheint.[99]) Das Haus schützt man vor Feuer, wenn man über der Türe eine lebendige Fledermaus festnagelt; auch stirbt in einem solchen Hause niemand.[100]) Zerreisst man eine lebendige Fledermaus und beschmiert damit die Disteln im Felde, so wachsen sie zum zweiten Jahr nicht mehr.[101]) Heiratlustige Mädchen stechen die Jünglinge, deren Liebe sie gewinnen wollen, mit den Klauen, die sie einer Fledermaus abgerissen.[102]) Andere vergraben eine Fledermaus in einem Säckchen auf einem Ameisenhaufen, und wenn die Ameisen das Fleisch ganz verzehrt haben, tragen sie das ganze Skelet im Säckchen bei sich, was sie bald unter die Haube bringen soll.[103]) Man fahndet besonders auf zwei zaubermächtige Knöchelchen aus dem Skelet der Fledermaus; das eine hat die Gestalt eines Hakens, und streicht man damit sanft die geliebte Person, so gewinnt man deren Liebe; das andere dagegen hat die Form einer Heugabel, und man braucht nur damit die Person, deren Liebe man überdrüssig ist, leise zu stossen, um sich ihrer ganz zu entledigen.[104]) In Borzęcin steckt der liebentbrannte Jüngling das hakenförmige Knöchelchen hinter den Nagel des mittleren Fingers; die erste Nacht darauf erscheint ihm der Teufel in Gestalt einer schönen Jungfrau; wenn er unvorsichtig genug ist, sich mit dieser in Liebeleien einzulassen, so läuft er Gefahr, seinen Kopf in ihren Armen zu lassen; er muss also die schöne Teufelin so lange erbarmunglos schlagen, bis sie verspricht, nie wieder zu kommen; wenn er dann das geliebte Mädchen mit dem Zauberfinger sanft am Hemde zupft, so muss sie ihn des Nachts besuchen.[105]) Im Posenschen verbrennt man ausserdem die übrigen Knochen in einem neuen irdenen Topfe, zerreibt sie zu Staub und mischt sie in den Trank der Jungfrau, die man liebt; das bewirkt, dass das Mädchen zum Jünglinge in heftigster Liebe entbrennt, so lange er jenes Zauberknöchelchen bei sich hat.[106]) Eifersüchtige Frauen pflegten eine lebendige Fledermaus im geschlossenen Topfe am Feuer zu braten, wodurch der untreue Mann gleiche Schmerzen empfand wie das gequälte Tier.[107])

(Schluss folgt.)

---

[98]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 158. [99]) Gustawicz: a. a. O. S. 151. [100]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 103. [101]) Udziela: a. a. O. S. 102. [102]) Gustawicz: a. a. O. S. 151. [103]) das. [104]) das. S. 150. [105]) das. S. 151. [106]) Głuzinski: a. a. O. S. 503. [107]) Maciejowski: Polska pod względem obyczajów etc. IV. S. 158.

Königtum und Göttlichkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Josef v. Held. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

(Schluss.)

So hatte denn der ganz und ausschliesslich einzelnpersönlich gewordene Staat („L'etat c'est moi“) in der Form des glänzendsten Königtums („aucune vie humaine n'a tenu tant de place au soleil, que le roi de France“ Taine a. a. O. I. 114 ff.) alles zu verschlingen gesucht. Es hatte sich bewahrheitet, dass der Despotismus immer materialistisch und sozialistisch, und dass menschliche Allmacht und Unvernunft nahe Verwandte seien (Laurent, a. a. O. XI. pg. 175 u. 365). Die Sicherung des Staatsguts lediglich für öffentliche Zwecke, eine gewisse Selbständigkeit des Besitzes der Gemeinden und Privaten, diese realen Grundlagen jeder persönlichen Freiheit, waren, weil ohne rechtlichen Schutz, verleugnet und so gut wie aufgehoben. War früher der Land-, Staat-, König-Eigentum-Begriff doch immer entweder einigermassen beschränkt und vielleicht der Hauptsache nach nur ein ungeschickter zivilistisch-romanistischer Ausdruck für die Territorialhoheit — wie ja überhaupt viele Analogien des römischen Zivilrechts z. B. das Mandat für das öffentliche Amt, die Universal- oder Singularsuccession für die Thronfolge u. s. w. angewendet worden — so wurde dieser Begriff des Königeigentums, der in England durch die Revolution vom Jahre 1688 definitiven Schiffbruch litt, auf dem Kontinent nach dem französischen Muster, auf der unnatürlichen Höhe des modernen Fürstenabsolutismus, voller bitterer Ernst.

Jene einseitige hypertrophische Richtung der Zentralisation und absoluten Macht des Staates resp. des Fürsten- und Königtums, die von Denkenden nie als berechtigt anerkannt, in der Not der Zeiten aber oft hingenommen und bei deren Anwendung seitens der Fürsten regelmässig dagegen protestirt wurde, als ob es sich um deren Privatinteresse und nicht um das gemeine Beste handelte, — sie ist eigentlich und allgemein erst durch die längst, namentlich durch den Humanismus, die Renaissance, die Reformation und Philosophie vorbereitete ausgleichende Einwirkung des neuen Zeitgeistes und des darauf beruhenden Konstitutionalismus überwunden worden.

Bei den Vermögenrechten des Königs wird wiederum das Krongut, d. i. das Vermögen der Dynastie, die nunmehr als politischer Organismus für die der Kontinuität des Staats entsprechende ununterbrochene Thronbesetzung erscheint, und das Chatullegut des regierenden Herrn auseinander gehalten. Der Staat kann natürlich nicht auf das Recht an Gut und Blut seiner Unterthanen verzichten; im Gegenteil. Aber er schützt sie vor jeder, auch der administrativen oder polizeilichen Willkür durch die fortschreitende Ausbildung des Prinzips, dass sie nur auf Grund eines förmlichen Gesetzes beansprucht, resp. beschränkt werden können (Militär-, Steuer-, Expropriation-,

Gewerb-Gesetze u. s. w.[1]) Eine Grundherrlichkeit mit einer Quasi- oder mittelbaren öffentlich-rechtlichen Bedeutung giebt es nicht mehr und wenn auch Stiftung- und Gemeinde-Eigentum, wie die Verwaltung des Kirchenvermögens, unter Aufsicht des Staates steht, so sind doch alle diese Vermögen den juristischen Personen, denen sie gehören, verfassungmässig sicher gestellt, und hat die Aufsicht darüber nicht das persönliche Interesse des Königs, sondern das gesetzlich festgestellte Interesse des Staats, bzw. der juristischen Personen selbst zur Grundlage.

Wenn nun auch selbst heutzutage das Wort Eigentum im gewöhnlichen Leben keineswegs mit derjenigen Schärfe angewendet wird, die die Rechtwissenschaft dafür verlangen muss, so herrscht doch selbst in den wissenschaftlichen Kreisen noch keineswegs volle Klarheit über den Eigentumbegriff. Namentlich Eines pflegt meist übersehen zu werden:

Wie es nämlich überhaupt keine absolute Freiheit des Menschen, der Gesellschaft wegen, geben kann, so ist auch bei der höchsten Ausbildung der persönlichen Freiheit keine absolute Herrschaft über den Stoff möglich. Das Eigentum als der Ausdruck für die vollkommenste Herrschaft des Individuums über die Sache, ist eben auch ein relativer Begriff, sofern die privatrechtliche Herrschaft über die Sache, wie die freie Privatpersönlichkeit überhaupt, durch das öffentliche Recht d. h. das Bedürfnis des Staats bedingt und beschränkt sein muss. Umgekehrt kann auch die ausgedehnteste Gewalt des Staats über den Stoff nie soweit gehen, dass sie jede individuell freie Verfügung darüber verböte oder ohne rechtlichen Schutz liesse und damit zugleich die Individual-Freiheit aufhöbe. Wo dies doch versucht würde, da und soweit wäre keine staatliche Gesellschaft, sondern die Sklaverei, und es ist bekannt, dass trotz aller Macht des Rechtes einem derartigen unnatürlichen Zustande die Macht der Thatsachen mit Erfolg entgegengetreten ist, ein Erfolg, der entweder in der Befreiung der geknechteten Massen oder in dem Untergange des Staates sich betätigt hat.

Das volle Recht an der Sache ist demnach ebenso immer nur aus einer Verbindung des privaten und öffentlichen Rechts erkennbar, wie das volle Recht der Persönlichkeit selbst. Eine Menge praktisch sehr schwerer Missstände und theoretischer Verirrungen knüpft sich an die Nichterkenntnis dieser Wahrheit auch heute noch, was um so bedenklicher ist als die volle Entbindung der politischen und bürgerlichen Freiheit und ihre ausserordentliche Verbreitung zur Geltendmachung irrtümlicher Ansichten wesentlich beiträgt. Übrigens können wir nicht unterlassen zu bemerken, dass auch die rohesten und wildesten Erscheinungen der Vergangenheit keineswegs ohne rechtliche und tatsächliche Beschränkungen waren. Die Macht der Sitte, der Religion, der realistischen Not und der vernünftigen Einsicht haben

---

[1]) Geordnete Lasten sind immer minder verletzend als willkürliche.

sich je nach Umständen auch damals bewährt, sonst würden jene Zustände weder ihre grosse Verbreitung noch ihren langen Bestand gehabt haben. Jene Völker entbehrten vielleicht des Sinnes für scharfe Bestimmung, für Integrität und Kontinuität des Rechtes oder für dessen Mass und gesetzlichen Schutz, und konnten und wollten sich dabei begnügen, dass nicht das Gesetz, sondern die Tatsachen die ihnen nötig scheinenden Ausgleichungen bringen. Freilich! wollten wir auf einen ähnlichen Standpunkt kommen, so müsste die Zivilisation enden und die Verwilderung beginnen.

Es ist nicht lange her, dass Biener noch das Privateigentumrecht des Fürsten an Land und Leuten verfochten, das allgemeine preussische Landrecht aber es zum ersten Male prinzipiell verworfen hat. Wenn nun wohl auch jetzt noch gefragt wird, wer Eigentümer des Staatguts sei, ob es dem König in der Monarchie zustehe, so ist diese Frage einfach dahin zu beantworten, dass der König als solcher in dieser seiner verfassungmässigen Eigenschaft, wie bei allen auf den Stoff gerichteten Willenakten des Staats, so auch bei Ausübung des Eigentumrechts des Staats am Staatgute, den Staat persönlich darstelle, den formell giltigen Staatwillen ausspreche, — natürlich unter der Bedingung, dass er sich hierbei an die Bestimmungen der Verfassung hält. Jeder andere Akt wäre ein Privatakt oder eine Verfassungverletzung. Und da hört das Recht auf und das Spiel der politischen Kräfte beginnt.

Tiere im Glauben der Aelpler.

Von Dr. L. Freytag — Berlin.

(Fortsetzung.)

8. Auf altmythologischem Gebiete beruhen die Sagen vom Almtier, vom Almgeist, vom Alber und ähnlichen Gestalten; sie haben miteinander unmittelbar nichts zu schaffen, und sie sind doch ihrer Idee nach eng verwandt. Es sind durchweg Nachtgestalten, und zwar gehören die einen der Nacht des Tages an, die andern der Nacht des Jahres oder der winterlichen Jahrhälfte. „Die Nacht ist keines Menschen Freund“ ist ein alter Spruch und bezieht sich auf etwas ganz anderes als auf die Tatsache, dass das menschliche Verbrechen sich naturgemäss die Nacht am liebsten auswählt. In der Nacht haben die bösen Geister und die Hexen Gewalt; Landarbeitern, die auf Geheiss ihres Herrn noch bei Mondschein Korn einzubringen fortfuhren, rief eine furchtbare Stimme zu: „Der Tag ist dein, die Nacht ist mein. Schere dich nach Hause bald, sonst verfällst du einer üblen Gewalt.“ Im Sarnthal geht einmal ein geiziger Bauer schon vor dem Morgenläuten alleine auf die Wiese, um den Mähern vorauszuarbeiten; kaum aber beginnt er zu mähen, so hört er die Sense eines Andern hinter sich; er hält inne, und da hört er nichts mehr. Kaum aber schwingt er die Sense wieder, so hört er auch wieder

die unsichtbare Sense. Endlich kräht der Hahn, und eine unheimliche Stimme ruft: „Hätte der Hahn noch nicht gekräht, hätt' ich dir die Füsse abgemäht“ [Zingerle II, S. 171]. Selbst für das Gebet ist der Tag da; ein frommer Kapuziner in Meran, der noch nachts einsam im Chor betet, hört, wie es draussen wie mit Steinchen ans Kirchenfenster wirft, und hört eine Geisterstimme: „Der Tag ist dein, die Nacht ist mein. Willst du das Recht verdrehen, kommts dir teur zu stehen“ [Zingerle II, S. 132]. So ist's auch mit der Jahrnacht, dem Winter, wo der sommerliche Gott in die Unterwelt hinabsteigt und in dem unterjochten Asgarđr der winterliche falsche Ođinn herrscht. Wenn um Martini die Hirten von der Alm abtreiben, dann nehmen die „Kasermannln“ die verlassenen Sennhütten in Besitz und treiben dort Winters hindurch den Beruf der sommerlichen Besitzer; Wanderer, die zufällig an einer solchen öden Sennhütte vorbeiziehen, hören drinnen Vieh brüllen, hören drinnen buttern, Milchgepsen klappern; treten sie näher, so ist nichts zu hören, aber sie wenden dem jetzt unheimlichen Platze den Rücken und hüten sich das drinnen hausende Kasermannl zu reizen, denn die Neckerei würde ihnen böse heimgezahlt werden. Manche neueren Volküberlieferungen lassen die Almgeister auch um Martini abtreiben und machen aus ihrem Zuge eine genaue Kopie der Berchtenfahrt [Zingerle II, S. 65]; das ist nichts als Missverständnis. Zur Sommerzeit haben die Kasermannln droben nichts zu suchen, wohl aber die Nachtgeister und die Ungeheuer der Nacht. So hauste früher auf der Alm von Villanders das Almtier, das nach dem abendlichen Avemarialäuten jeden, der droben zu übernachten versuchte, in Stücke riss. Endlich wagte es ein kühner Bursche noch einmal; er nahm geweihte Sachen mit sich, liess sich in einen Heuschober einpacken und diesen ringsum mit Sensen belegen. Um Mitternacht kam das Almtier, sprang vergebens gegen den Schober und rief: „Au weh, au weh, daher geh' i nie mehr. Ich denk die Villanderalp neunmal Wies und neunmal Wald, und den Schlern wie 'n Nusskern, und den Jochgrimm wie a Messerkling. Villander Alm hat guts Wasser, Seiser Alm guts Gras. Au weh, au weh, daher geh' i nie mehr.“ Seit der Zeit ist das Almtier verschwunden [Zingerle II, S. 167]. Das Almtier wird nicht näher beschrieben; nach einer andern Überlieferung [Zingerle a. a. O. S. 171] hat man es sich in der Gestalt eines riesigen Stieres mit feurigen Augen zu denken. Mit dem Almgeist oder Alperer steht es ganz ähnlich; auch er haust in verlassenen Sennhütten und sucht nachts verwegene Frevler verderblich heim, namentlich solche, die sich unterstehen, ihn herauszufordern.

Ein merkwürdiges Geschöpf, das unter diesem Namen Tirol besonders eigen zu sein scheint, ist der Alber, der in dem neuen schweizerischen Idiotikon von Staub und Tobler gar nicht erwähnt wird. Über ihn sagt v. Alpenburg in seinen „Mythen und Sagen Tirols“ S. 283 f: „Vor allen fallen [im Floitenthal] auf der Floitenturm und das Teufelseck. Man nennt den Berg Teufelseck, weil von

diesem Gebirge zu gewissen Zeiten der Teufel in Gestalt eines grossen Feuerdrachen herabfährt mit Geräusch und Sausen und Brausen. Er fährt durchs Bleiarzkar, eine enge Felsenspalte, welche den Übergang in die Stillup gestattet, dann in die Stillup und von da hinaus gegen Zillerthal. Dann wissen die Leute schon, was zu denken ist und was da kommt, nämlich Pest, Krieg und Hungersnot; man nennt diesen teuflischen Höllendrachen den Alber.“ In einer andern Meraner Überlieferung leuchtet der Alber sogar Bösewichtern, die mit ihm vertraut sind, bei ihrem nächtlichen Tun und Treiben; und Zingerle (II, S. 290) berichtet wieder aus dem Zillerthal: „Um die Zeit von Martini, wenn alle Hirten mit ihren Herden die Alpen bereits verlassen haben, sieht man während der Abendstunde und manchmal noch spät in der Nacht auf den Alpen eine schauerliche grosse Gestalt mit einem sehr langen feurigen Schweif. . . . . . . Dieser Alber ist der böse Feind, welcher seine Diener holt, die er anfangs des Frühlings in die einzelnen Sennhütten verteilt hat, damit sie alles von den Sennern leichtsinnig Verworfene und zugrunde Gerichtete aufsammeln, zu Beweisen gegen sie beim letzten Gerichte.“ Aus diesen ziemlich dürftigen Berichten geht nur soviel hervor, dass der Alber etwa die Rolle des deutschen „Drâk“ spielt, der nachts in feuriger Gestalt seinen Vertrauten durch den Rauchfang alle mögliche Habe zuträgt; dass die Gestalt des Alber schwankt, ist nach seiner teuflischen Natur nicht auffallend, und er ist möglicherweise mit dem Alperer, dem Almgeist identisch, der vorher erwähnt war. Nur hat die Identifizierung sprachliche Schwierigkeiten. Das Wort „Alperer“ ist doch wohl von „Alp“ abzuleiten, dagegen „Alber“ von „Alb, Alf, Elbe“ und wie die Nebenformen weiter heissen. Vom Worte „Alp“ wissen wir, dass es keltischen Ursprungs und die Ableitung von albus (weiss) nur interpretatio romana ist; die Ableitung von „Alf, Elf etc.“ ist dunkel, wenn auch der Sinn klar ist: es bedeutet ein meist zwerghaft gedachtes übernatürliches Wesen, das bald verfeinert, bald vergröbert aufgefasst wird; der König des Elfenvolkes ist der in den mittelhochdeutschen Sagen so berühmte Alberich. Der Alber dürfte nichts anders sein, als eine arg vergröberte Entstellung seines Wesens, und die doppelte Form und Aufgabe stimmt zu dem zwiespaltigen, halb glänzenden, halb dämonischen Wesen des Elbenvolkes sehr genau. Was Zingerle sonst noch über den Alber beibringt, widerspricht dem keineswegs, obwohl es einigermassen abzuweichen scheint. I, 76 f. heisst es: „Der Alber ist ein feuriger Vogel, in dem der Teufel ist. Er fliegt alle Jahre übers Joch in ein anderes Loch, und wenn er sich sehen lässt, so kommt ein grosses Unglück. . . . . Hört man nach dem Avemarialäuten ein Geklirre und Geschelle, als ob das Alpenvieh kommen würde, so muss man zuhause bleiben und alles wohl verschliessen. Erfrecht man sich ein Fenster zu öffnen, so wird man an die Stelle gebannt und kann den Kopf nicht eher zurückziehen, als bis es morgens Avemaria läutet. Einst sah ein Nachtwächter, wie der Alber in der Nähe eines Bienen-

standes aus der Erde stieg und einen weiten glühenden Kreis in der Luft beschrieb, bis er im nahen Talbache wieder verschwand." Die Biene (in deren Gestalt auch die Seele erscheint), ist ein Symbol der Ordnung, der Reinheit und der Liebe (Friedreich a. a. O., S. 631 ff); der Alber steigt aus der Erde und verschwindet im Wasser, er ist also ein Symbol der an sich guten, segnenden und mächtigen Götter. Und weiter: „Wenn auf den Mulden ein Streif des fettesten Grases ist, so sagt man, der Alber sei darüber gegangen. Denn der Alber [der hier ausdrücklich mit dem Almgeist identifiziert wird] hat schmalzige Füsse und düngt durch sein Auftreten allein den Weg." Das ist der segnende Gott des Feldbaus, wie er leibt und lebt. Wiederum heisst es: „Wenn an einem Rain ein ausgebrannter Fleck sich findet, so war der Alber dort aufgesessen." „Wenn der Alber nahe über ein Haus fliegt, so brennt es bald nieder." „Der Alber lässt glühende Kohlen zurück." [Ebenso Zingerle II, S. 461.] Der ausgebrannte Fleck („Hexenkreise, Elfenringe" etc.") bedeutet, dass sich die den Feldbau beschützenden Gottheiten dort niedergelassen haben; aber wo die segnende Sonne sich niederlässt, da sengt sie, und die Glut der Gottheit, so segensreich sie ist, kann doch auch der Hütte des Menschen Feuergefahr bringen, sei es der Sonnenstrahl oder der Blitz. Glühende Kohlen verwandeln sich in Goldstücke; das ist ein unendlich oft wiederkehrender Zug. So ist der Alber, gleichviel ob in der Gestalt eines glühenden Drachen, eines Vogels oder eines unbestimmten Geschöpfes, an sich ein segnendes Wesen, wie es auch der berüchtigte im Schlafe drückende Alp ist. Bezeichnend aber ist es, dass sich schon im Mittelhochdeutschen neben der Form „Alp" auch die Form Alber findet (vgl. Lexers Mhd. Lexikon I, 34); der Alf, der die irdische Jungfrau im Schlafe berückt und schwängert, ist nichts anders als der zur Semele herabsteigende Zeus; in den altdeutschen Sagen tritt dieser Zug oft genug auf, und der rationalistische Vergleich zwischen der Sonnenwärme und der auf Befruchtung harrenden Erde dürfte nachgerade abgestanden sein.

(Schluss folgt.)

Ostpreussischer Alltagglaube und Brauch.

Von weiland H. Frischbier.

20. Der Kehricht darf nie über die Thürschwelle hinübergefegt werden, sondern muss vor ihr aufgenommen werden: es würde sonst das Brot, das Glück, aus dem Hause gefegt werden. Gleiches würde geschehen, wenn man nach Sonnenuntergang die Stube kehren möchte.

21. Ein geschenktes Messer (Scheere) zerschneidet die Freundschaft; eine geschenkte Nadel durchlöchert sie. Letzteres kann man verhüten, wenn man nicht Dank beim Empfange sagt.

22. Zwei Personen fassen mit dem kleinen Finger in die ent-

gegengesetzten Ringe eines Kringels (Bretzels) und jede „denkt sich was". Wer nun beim allmählichen Zerreissen des Gebäckes das grösste Stück bekommt, kann sicher sein, dass das von ihm Gedachte in Erfüllung geht. Dieses „Kringelreissen" ist eine beliebte Unterhaltung in jeder Kaffeegesellschaft.

23. Ein Gast, der nicht gesessen hat, nimmt die Ruhe mit. Daher heisst es: Setz' dich eine Stund' vierundzwanzig! oder: Du wirst mir doch nicht die Ruhe mitnehmen!

24. Von einem Freunde darf man nicht Geld borgen. (Dönhoffstädt.)

25. Wer auf einem Weg oder Steg seine Notdurft verrichtet, bekommt Geschwüre auf den Hintern.

26. Wer an Bettnässen leidet, muss, wenn eine Leiche aus dem Sterbehause getragen wird, in's Grab sein Wasser abschlagen. (Labian.)

27. Totenmäler, Leberflecken und Überbeine schwinden, sobald sie mit einer Totenhand bedrückt worden sind. (Natangen.)

28. Kutscher schlagen vor der Abfahrt mit der Peitsche ein Kreuz auf die Erde und rufen die Pferde mit: Gottsnam! (in Gottes Namen) an: das bewahrt vor jedem Unfall.

29. Die als lange Locke abgetrennte Schale eines Apfels wird rücklings über den Kopf geworfen. Bildet die Schale eine Buchstabenform, so deutet diese den Namen des ersehnten Geliebten an.

30. Um zu erkennen, ob ein Kind verrufen sei, schneidet man von einem Scheitelzaun (Schedelzaun = Scheidezaun) heimlich ein Stückchen Holz und verbrennt es zu Kohlen. Sieben glühende Kohlen davon wirft man in Wasser. Zischen („kreischen") die Kohlen nicht, so ist das Kind nicht verrufen; schwimmen sie, so ist noch Hülfe vorhanden; gehen sie zu Grunde, so ist das Kind verloren. (Fischhausen. Vgl. Frischbier, Hexenspruch und Zauber. S. 8.)

31. Wird beim Brotbacken kein Flammfladen (dünner runder Fladen, den man den Kindern vom Backen mitbringt) mitgebacken, so sind „die lieben Engelchen" betrübt. (Dönhoffstädt.)

32. In der Neujahrnacht muss man sich ein Gesangbuch unter das Kissen legen und wenn man aufwacht, drei Lieder auf's Geratewohl aufschlagen und sich sie merken: — der Inhalt der Lieder bezieht sich auf das folgende Jahr.

33. Wenn man in der Neujahrnacht einem heulenden Hunde die Ohren über Kreuz legt, kann man Geister sehen.

34. Wenn zufällig drei Lichte im Zimmer brennen, giebt's eine heimliche Braut im Hause.

35. Wenn ein Mädchen einen Trauring an den Finger steckt, dann bekommt es keinen eigenen.

36. Neben dem Trauring darf kein Ring mit einem Stein getragen werden.

37. Wenn man einem Hausgenossen begegnet, ohne ihn zu erkennen, dann wird er reich.

38. Wenn man am Sonntag nüchtern zweimal niest, bekommt man eine frohe Nachricht.

39. Das zweimalige nüchterne Niesen bedeutet:
Am Sonntag kommt man in Gesellschaft,
Am Montag wird man beschenkt,
Am Dienstag gekränkt,
Am Mittwoch geliebt,
Am Donnerstag betrübt,
Am Freitag geehrt,
Sonnabend geht Alles verkehrt. (Vergl. Frischbier, Sprichw. I. 2652, U.-Q. I, 123.)

Volkmedizin.

Warzen.[1]) Um Warzen zu vertreiben, giebt es eine fast unendliche Zahl von Volkmitteln, deren meisten einen rein sympathetischen Charakter tragen. Sie alle hier aufzuzählen, würde zu weit führen, überhaupt auch unmöglich sein, da in der einen Gegend diese, in der andern wieder jene Mittel gebräuchlich sind. Von Wichtigkeit ist aber der Umstand, dass die grösste Mehrzahl der Sympathiemittel gegen Warzen bei abnehmendem Monde gemacht werden müssen, zu anderer Zeit sind sie ohne Wirkung. Wir erwähnen nur folgende Mittel:

1. Man nehme eine frische Speckschwarte und reibe damit die Warzen ein, worauf man die Schwarte an einem Ort vergraben muss, wo sie bald in Fäulnis übergeht.

2. Man kerbe eine Zwiebel kreuzweis, reibe damit die Warze und werfe sie dann ins Feuer.

3. Man bestreicht die Warzen, jede kreuzweise drei Mal mit frischem Rind- oder Kalbfleisch, das man darauf an einen warmen Ort vergräbt, damit es bald in Verwesung übergeht. Sobald es zu faulen anfängt, verschwinden auch die Warzen. Auch verschwinden die Warzen, wenn man das Fleisch in die Erde unter der Traufe verscharrt.

4. Man schmiert die Warzen mit frischem Speck eines soeben geschlachteten Schweines und vergräbt ihn nachher in die Erde. Wenn der Speck verfault, fallen die Warzen ab.

5. Man nehme eine frische Weiderute, drücke mit der flachen Seite eines Messers auf die Warze und schneide eine Kerbe in die Rute und zwar so viele, als Warzen vorhanden sind. Darauf wird die Rute an einen Ort gebracht, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Es darf bei dieser Operation aber kein Wort gesprochen werden. Sobald der Stock vertrocknet, verschwinden auch die Warzen. Mir ist ein Mann bekannt, der auf diese Weise schon Manchem die Warzen vertrieben hat.

[1]) Vrgl. Am Urquell B. I, S. 34, 155, 205; II, 55, 130, 176—177; III, 228—229.

6. Man bindet um jede Warze einen rotseidenen Faden, öffnet dann die Schlinge, entfernt sie von der Warze und bindet den Knoten zu. Man vergräbt die seidenen Fäden darauf in die Erde, noch besser, man verbrennt sie.

7. Man schneide einen Apfel von einander, reibt dann mit dem Innern die Warze recht derb, bindet den Apfel mit einem Faden zusammen und begräbt ihn unter eine Dachtraufe, oder wirft ihn ins Wasser.

8. Im Lauenburgischen kann man die Warzen auch damit vertreiben, dass man in den Vollmond sieht und spricht:

Wat ik seh, dat steit,
wat ik strik, dat geit.

Dabei streicht man mit der flachen Hand über die Warze.

9. Dagegen sieht man im Holsteinischen nach dem zunehmenden Mond, streicht über die Warzen, indem man spricht:

Wat ik seh, dat winnt,
wat ik strik, dat swinnt.

Von anderen Volkmitteln gegen Warzen erwähnen wir noch folgende:

10. Man lege einen zuvor ausgeglühten Messingdraht um die Warze und ziehe diesen nur so fest an, dass davon keine Schmerzen entstehen. Dasselbe lässt sich auch mit einem seidenen Faden erreichen.

11. Auch verschwinden die Warzen, wenn man eine kleine Kupfermünze fest auf sie bindet.

12. Ein anderes Mittel besteht darin, dass man 8 Tage lang die Hände täglich mehrere Male in warmes Wasser hält und hierauf die Warzen mit einem rauhen Stück Seife reibt.

13. Im Anfange des Neumondes reibt man jede Warze mit einer besonderen Erbse an, bindet nachher die Erbsen in ein Läppchen zusammen und wirft sie hinter sich weg.

14. Man nehme den Saft des Schöllkrautes und bestreicht damit mehrere Male die Warzen.

15. Oder auch, man betröpfelt die Warzen mit Salmiakgeist, so werden sie bald verschwinden.

Söby in Schleswig. H. Theen.

Spruch für Zahnschmerz bei neuem Licht. Ik see de lewe nie Licht, Ik rate mi for de Teene Jicht: Du sollst nich rite, Du sollst nich schpliete, Du sollst nich källe, Du sollst nich schwälle. Im Namen u. s. w. dreimal zu sagen.

Aus Ostpreussen. Hagen.

Bienenzauber aus dem Hansjochenwinkel.

18. Sind einem Imker Bienenkörbe gestohlen, so muss er Wachs von seinem Stande nehmen, etwas davon an ein Mühlrad, etwas an eine Altarkerze und etwas an den Perpendikel der Wanduhr befestigen. Der Dieb hat nun nirgend mehr Ruhe, er muss das gestohlene Gut zurückbringen, oder wenn es nicht mehr vorhanden, sich als den

Spitzbuben bekennen. Den Wachs hat man übrigens so zu befestigen, dass er nicht etwa verloren gehen, sondern wieder entfernt werden kann, sobald sich der Täter gestellt hat; andernfalls bleibt der Dieb in dieser und jener Welt ruhelos.

Duisburg a. Rh. Meyer-Markau.

Schimpfwörter.[1]

Aas, Ap, Arslok, Bengel, Best, Büffel, Brüllos, Dåskop, Damerlok, Düwel, Dwasfidel, Dwasbüdel, Dwerflöt, Driewer, Esel, Fos, Flaps, Farken, Gos, Grätzkop, Gräunsnabel, Hansars, Hansnarr, Hansquast, Hanswurst, Hansmichel, Hallunke, Hummel, Hur, Hex, Kameel, Kaneilje, Kleikater, Katt, Kater, Kalw, Kujohn, Kråt, Kleikatt, Klagpöpper, Laband, Lodderjahn, Lump, Lümmel, Luder, Lusangel, Nachtmütz, Nachtul, Negenmörder, Os, Pracher, Pottenkieker, Röwer, Schiedkerl, Schinder, Schindluder, Snudensnaker, Satan, Slaps, Soddars, Spijon, Spitzbow, Swin, Swinkerl, Swinjack, Swinhund, Swenegel, Snösel, Sündrang (Bindschleiche), Schap, Schapskop, Slef, Thranlamp, Tünlieser, Trampeltier, Tachs, Ulenspegel, Wallach, Wiew, Wiewstück, Ziegenbock.

Schleswig. H. Theen.

Ein Volklied in Studentenmund.

Von Dr. Ludwig Fränkel (Leipzig).

1. Ich ging 'mal bei der Nacht, Ich ging 'mal bei der kille kille kille, Ich ging 'mal bei der Nacht; Und die Nacht, die war so duster, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Dass man kein Sternlein kille kille kille, Dass man kein Sternlein sah.

2. Ich kam vor Liebchens Thür, Ich kam vor Liebchens kille kille kille, Ich kam vor Liebchens Thür. Und die Thür, die war verschlossen, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Ein Riegel war da kille kille kille, Ein Riegel war dafür.

3. Der Schwestern waren drei, Der Schwestern waren kille kille kille, Der Schwestern waren drei. Und die jüngste von den Schwestern, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Die liess mich bei sich kille kille kille, Die liess mich bei sich ein.

4. Ich ging die Trepp' hinauf, Ich ging die Treppe kille kille kille, Ich ging die Trepp' hinauf. Und ich dacht', sie führt' mich schlafen, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Zum Fenster musst' ich kille kille kille, Zum Fenster musst' ich 'naus.

5. Ich fiel auf einen Stein, Ich fiel auf einen kille kille kille, Ich fiel auf einen Stein. Zerbrach drei Rippen im Leibe, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Dazu das kleine kille kille kille, Dazu das kleine Bein.

6. Ich schrie: o weh, mein Bein! Ich schrie: o weh, mein kille kille kille! Ich schrie: o weh, mein Bein. Und wenn es wieder geheilt ist, Und die Felder und die Wälder und die Muskelkraft, Dann geh ich wieder kille kille kille, Dann geh ich wieder hin.

Ich habe diese Fassung des alten Volkliedes genau so, wie es seit mehreren Geschlechtern von der akademischen Jugend Leipzigs

[1] Siehe Am Urquell B. II, 110—111; 139—141; 157—159; 172—173; 195; 208—209; III, 19—21; 109; 207; 226—227.

gern gesungen wird, aufgezeichnet. Das hohe Alter bezeugt beispielweise der Charakter der mehrfach nur Assonanzähnlichen Reime, auch die Gewissheit, dass Strophe 1 ursprünglich sicher auf ‚sach‘ endigte. Die lustige Zuthat der studentischen Umdichtung besteht teils in dem Einsatze einiger gemütlicher Derbheiten (so Nr. 5: ‚das kleine Bein‘ für ‚das linke Bein‘), namentlich in den harmlosen Zweideutigkeiten des Kille—kille—kille-Refrains, teils in der Einfügung der fidel-blödsinnigen stehenden fünften Zeile. Aber gerade letztere belebt den schon an sich beweglichen Rhythmus ungemein, im Verein mit dem doppelten Refrain. Eigentlich plante ich, da ich das Lied arg verballhornt in einigen der landüblichen Kommersbücher antraf, einen kritischen Abdruck mit Varianten.[1]) Nachdem aber jetzt Hruschka und Toischer in ihrer ausgezeichneten Sammlung „deutscher Volklieder aus Böhmen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag“ (Prag 1888—91) S. 189 zwei abweichende Versionen veröffentlicht und S. 511 unter 159a und b alle früheren Druckorte verzeichnet haben, ward es überflüssig.

Volklieder der siebenbürgischen Sachsen.

(Inedita.)

1.

Wat entzt menj órmet, janget Hárz
An hiser Leiv verlongt,
Den hisen Brektkrunz hun ech ná
Af det Hift erlongt.

Was einst mein armes, junges Herz
In heisser Liebe verlangt hat,
Den schönen Brautkranz habe ich nun
Auf das Haupt erlangt.

Doch batren Schmárz, den fált menj Hárz,
Dén nedj der gof en mer,
Von dem ech entzt an hiser Leiv
Drímt endjen, allewel.

Doch bitteren Schmerz, den fühlt mein Herz,
Denn nicht **der** gab ihn (den Kranz) mir,
Von dem ich einst in heisser Liebe
Träumte immer, alleweile.

Menj Drínen fálen af den Krónz
Den ech ná erlongt,
No dem menj órmet, janget Hárz
Entzt an Leiv verlongt!

Meine Thränen fallen auf den Kranz,
Welchen ich jetzt erlangt (habe),
Nach welchem mein armes, junges Herz
Einst in Liebe verlangt (hat).

2.

Vor der Kerch vom Lendbóm
Det Lob nederfélt;
Da wostest: ech leiw dech,
Host en ónder der gewélt.

Vor der Kirche vom Lindenbaum
Das Laub niederfällt;
Du wusstest: ich liebe dich,
Hast (doch) eine Andere dir gewählt (zur Frau).

End félt von dem Lendbóm
Det Lob af de Érd, —
De ónder as dener
Nóch vel za wért!

Und fällt von dem Lindenbaum
Das Laub auf die Erde, —
Die Andere ist deiner
Noch viel zu wert (= du bist ihrer nicht wert.)

---

[1]) Vgl. meine ausführliche Anzeige: Zeitg. f. Literatur, Kunst u. Wissenschaft des Hamburg. Correspondenten, vom 24. Januar 1892.

3.

Schmarzen hun ech ferchterlich
Länghar an den Feissen;
Kon menj Leiv nedj za der kun,
Am dech hisch ze greissen!

Vor de Schmarzen wósen schun
Kredjer vil am Górten;
Doch det Leivken, det maus schun
Af ar Zedj gor wórten!

Schmerzen habe ich fürchterlich
Langher in den Füssen;
Kann mein Liebchen nicht zu dir kommen,
Um dich hübsch zu grüssen!

Für die Schmerzen wachsen schon
Kräuter viele in dem Garten;
Doch die Liebste, die muss schon
Auf ihre Zeit gar (wohl) warten!

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

20. Wenn man den Hund sein grosses Bedürfnis befriedigen sieht, muss man die Lippen belecken: sie platzen dann nicht. (Marggrabowa i. Ostpreussen. H. Frischbier: Zur volktüml. Naturkunde S. A. S. 254). Norb. Krause.

21. Wer seinem Hunde ein Stück Brot vorhält und giebt es ihm dann nicht, der bekommt den Hundering, Rüenring d. i. eine ringförmige Hautentzündung. Deilinghausen in Westfalen. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart S. 219. Ofterding.

22. Da het ne Pedde (Kröte) geseckt (geseicht), hier ist eine unglückliche Stelle. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart S. 235 unter sêken. Volksmann.

23. In Betreff Katzensporn ersehe ich aus Pritzel und Jessen: Deutsche Volknamen der Pflanzen, dass die Papilionacee Ononis L., sonst Hauhechel genannt, in Meklenburg den Namen Kattenspär hat. Es ist mir aber zweifelhaft, ob sich das Spär mit Sporn decken darf und ob es nicht besser = Speer sei, wozu weniger die langen Wurzeln dieser Pflanze, als besonders ihre bei einigen Arten langen Dornen besser stimmen mögen. Hier in Westpreussen hörte ich sonst nichts bis jetzt vom Katzensporn, wohl aber von einer um ihrer Haare willen schädlichen Raupe. A. Treichel.

24. Eine Legspur[1]) ist dort, wo eine Frau etwas von ihrem Monatlichen fallen liess. Wer mit einer Wunde behaftet darüber kommt, dem verschlimmert sie sich. Dagegen hilft dann Salz und Russ und „üit Früinslü äiä Hämm' dät Monatlich herüit riem'," sobald man dies Alles in ein Stück Leinewand gewickelt stets bei sich trägt. Aus dem Hansjochenwinkel.

W. Meyer-Markau—Duisburg.

Spukgeister.

Von K. E. Haase.

Das spukende Brautpaar. In Rönnebeck lebte der Sage nach einst ein Liebepaar, das von den Eltern die Einwilligung zur

[1]) Leg = Blähung. Vrgl. Urdsbrunnen Jahrg. III. 36.

Verheiratung nicht erlangen konnte. Da fasste es den Entschluss, gleichzeitig zu sterben, um wenigstens im Tode vereint zu sein. Beide ertränkten sich, aber sie fanden keine Ruhe in dem nassen Grabe. Um Mitternacht wanderten sie auf dem Wege zwischen Rönnebeck und Lindow, wo sie der Pfarrknecht oft gesehen hatte, wenn er mit seinem Herrn aus dem Städtchen heimkehrte. Das Pärchen trat jedesmal an den Wagen heran und gab mit flehenden Geberden zu verstehen, dass es den priesterlichen Segen empfangen möchte. Endlich konnte der Knecht sich nicht länger enthalten, seinem Herrn mitzuteilen, was er sahe und was die Ruhelosen begehrten; denn dem Pfarrer war die Erscheinung verborgen geblieben. Da stieg der Geistliche vom Wagen, hob seine Hände auf und segnete das ihm unsichtbare Paar. Von dieser Zeit an ist es niemals wieder erschienen.[1])

Aus Rönnebeck mitgeteilt durch Herrn Lehrer em. Fehse zu Neu-Ruppin.

Der Riesenstein bei Zechow. Auf der Zechower Feldmark, am Wege, der von Zechow nach Schwanow führt, lag ehedem ein grosser Riesenstein, auf dem deutlich der Abdruck einer Riesenhand sichtbar war. Hier war es sogar an hellen Tagen nicht richtig. Denn wenn dort der Schäfer seine Herde weidete, umkreiste sein Hund jedesmal den Stein, fing an fürchterlich zu bellen und that, als wolle er auf ihn zuspringen und beissen. Weder Scheltworte noch Drohungen noch Schläge vermochten den Hund zu beruhigen. Wollte der Hirt Ruhe haben, so musste er seine Herde von dannen treiben. Kehrte der Hirt dann am Abende heim, pflegte er den Leuten zuzurufen: „Heute hat mein Hund den Schwarzen unter dem Steine wieder gut vorgehabt; ich musste, um Unglück zu verhüten, meine Schafe wieder forttreiben.

Mitgeteilt durch Herrn Lehrer em. Rahn zu Klosterheide.

Die weisse Katze in Fürstensee. Der Schäfer Karl A. hatte seiner Frau, die bei der Geburt ihres zwölften Kindes starb, auf dem Totenbette versprochen, sich nicht wieder zu verheiraten. Sie versprach ihm dagegen, ihr jüngstes Kind nachzuholen. Da aber das Kind trotz dem Versprechen der Mutter doch am Leben blieb, hielt sich der Schäfer auch nicht an sein Wort gebunden und verlobte sich wieder. Eines Tages hütete er, wie gewöhnlich seine Schafe, da sahe er auf einmal etwas Weisses, wie eine weisse Katze, vor sich „herflattern“, und eine Stimme rief: „Karl, du hast dein Wort nicht gehalten.“ Er versetzte darauf: „Und du auch nicht.“ — Von der Zeit an liess es dem Schäfer keine Ruhe mehr. Er sah überall die weisse Katze und hörte ihren Vorwurf. Erst als der Pfarrer für ihn gebetet, und er selber um Mitternacht auf dem Grabe seiner Frau diese um Verzeihung gebeten hatte, verschwand der Spuk.

Aus Gross-Woltersdorf mitgeteilt durch Herrn V. Suethlage zu Kraatz.

Der Spuk zu Braunsberg. In dem früher Traxelschen Hause zu Braunsberg ging häufig ein Spuk um. Eines Tages verschliesst

[1]) Vgl. meine Sagen (Neu-Ruppin. A. Petrenz 1887) S. 90 Nr. 93: Der Segen des Pfarrers.

Traxel seine Wohnung, um seinen Feldarbeiten nachzugehen. Als er Abends in der Dunkelstunde zurückkehrt und sein Haus aufschliesst, sitzt am Kamin eine alte Frau auf dem Hauklotz, die ihren Kopf mit einem dicken Tuch verbunden hat. „Frau Gevatterin," ruft ihr Traxel entgegen, „wie kommst du in meine Wohnung? Ich habe sie doch selber verschlossen." — Da verschwindet die Gestalt unter furchtbarem Geräusch, gleich als wenn sämtliches Küchengerät durch Donnerschlag zermalmt würde.

Man erzählt sich, in dem Hause sei 1813 ein Franzose erschlagen, und wirklich grub man nach einem Brande unter dem Schutte auch ein Skelett aus, dessen linke Hirnschale eingeschlagen war. Die Knochen wurden in einer hölzernen Mulde gesammelt und auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben. — Seit dem Wiederaufbau des Hauses ist von dem Spuke nichts mehr zu merken.

Mitgeteilt durch den Schleifer und Siebmacher Wilh. Utpot zu Rheinsberg.

Das nackte Kind in der Menzer Forst. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte der Bäckermeister L. aus Fürstenberg Geschäfte in Rheinsberg zu besorgen. Es wurde spät, ehe er von dort abfahren konnte. Daher schlug er mit seinem Gefährt den nächsten Weg nach Fürstenberg über Neu-Globsow ein. Kaum war er hinter Dietrichs Theerofen nahe der Strasener Landstrasse — es war eine helle herbstliche Mondnacht — da hält der Kutscher plötzlich an und sagt: „Herr, hier steht ein kleines nacktes Kind am Wege." „Fasse die Peitsche an der Schwinke, Friedrich," erwiedert der Meister, „halte sie aber ja fest und wirf den Peitschenstock dem Kinde zu." Der Kutscher that, wie ihm gesagt war. Mit einem Sprunge war das Kind, das den Peitschenstock gefasst hatte, über den Weg und verschwand in dem jungen Buchenwalde. Plötzlich teilte sich das Gebüsch auf der Seite, wo das Kind gestanden, ein mächtiger Reiter auf einem schwarzen Pferde sprengte über den Weg und rief: „Wo habt ihr mein Wildpret? — Wo habt ihr mein Wildpret?" — Kurz nach dem Verschwinden des Reiters vernahm man in dem entgegengesetzten Gebüsch zwei Pistolenschüsse. Im schnellsten Laufe kommt der schwarze Reiter zurückgesprengt; das Kind hängt „schlänkernd" an seinem Sattel. „Friedrich, bete ein Vaterunser," ruft der Bäckermeister seinem Kutscher zu, „dann wird die Seele dieses Kindes erlöst."

Mitgeteilt durch den Schleifer und Siebmacher Wilh. Utpot zu Rheinsberg.

Bastlösereime.[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

(11—20). Feugerpfeifla gimmer Soft, weil der Bauer Hower rofft, sunster schmeiss ich dich enn Grobn, frassa dich de jongn Robn. Hohenelbe i. Böhmen.

Pfeifla, Pfeifla, gimmr Soft, gest mr ken, so schmeis ich dich ei a Growa, frassa dich die Rowa, Rowa ne allenẽ, die Kotze mit em Bêne. Niederaltstadt i. B.

Pfeifla, Pfeifla, gima Soft, doss da Bauer Howa rofft, wenn da kenn Soft ne gesst, schmeiss ich dich off a Mest. Lauterwasser bei Hohenelbe i. B.

---

[1]) Vrgl. S. 203, 204.

Pfeifla, Pfeifla, du musst wån und sull ich dir a Bolg ron haun. Johnsdorf i. B.

Pfeifel, Pfeifel, gieh mer lûs sonst schmeiss ich dich an Gråben, do frassen dich de Råben, sonst kumm'n de grussen Flescherhunde, die ziehn dr's Fäl vun Buckel runder. Friedland i. B.

Ich und du, so schlag doch zu, Pfeifen soll ertönen hell, so schlag doch zu und mache schnell. Ich und du, mein Brüderlein, pfeifen dann ein Liedelein, pfeifen's mit vergnügtem Sinn, tanzen dabei her und hin, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, dann geht's lustig, meine Lieben. Trautenau i. B.

Fingerpfeifla gimme Soft, doss de Baue Hower rofft, gest me kenn, so schmeiss ich dich ei a Growa, dass dich fressen de Rowa. Pommerndorf b. Hohenelbe i. B.

Pfeifla, Pfeifla gut gerota best a ne rom Hoselknota schmeiss dich ei a Growa dat (= dort) frassa dich de Rowa. Worlitschka i. B.

Trautenau. J. Böhm.

Timkelpfeifla, gieb mer Soft, wenn der Bauer a Håber rofft, a rofft a ne allêne, de Kotze hôt vier Bêne, der Hund dar hôt an langa Schwanz, Timkelpfeifla, bleib mer ganz. Kreis Landeshut, Kreis Waldenburg i. Schlesien.

Breslau. E. Küster.

Im zeitigen Frühlinge schneiden sich die Kinder dünne Weidenruten ab, machen nicht weit vom Anfang oder Ende ringsherum einen Schnitt durch die Rinde. Dann wird mit der Messerschale tüchtig auf dem Teile herumgehämmert und folgendes Sprüchlein hergesagt:

„Pfiefla, Pfeifla gieb mir Saft, Wenn der Bauer den Hafer rafft, Er rafft ihn nicht alleine, Der Hund, der hat vier Beine, Die Katze hat einen langen Schwanz, Pfiefla, Pfeifla bleib mir ganz.“

Schlaupitz. Knauthe.

Kleine Mitteilungen.

Glück und Unglück. 1) Steht man in der Früh auf der rechten Seite des Lagers auf, so ist dieser Tag glücklich (batli). Diesem Glauben gemäss sagt man z. B. zu jemand, der etwas von Wert gefunden: ‚heut bist du auf die rechte Seite aufgestanden (ti si jutros na desnu stranu usto). 2) Am Weihnachtabend legt sich das gesamte Hausgesinde auf eine Seite zum Schlafen nieder[1]), auf dass sich auch die Frucht im Felde auf eine Seite hinneige, damit sie leichter zu schneiden sei. — 3) Beim Ankleiden bekleidet man erst den rechten, dann den linken Fuss, beim Auskleiden jedoch zuerst den linken; warum so, das weiss ich nicht. — 4) Die glücklichsten Tage der Woche sind Donnerstag und Montag. Da gibt man dem Vieh Salz und führt es zur Paarung zusammen. — 5) Die unglücklichsten Tage der Woche sind Freitag und Dienstag. Die schlimmste Tagstunde ist um 12 Uhr Mittags. — 6) Manche behaupten, 6 Uhr früh sei die Unglückstunde des Tages, weshalb man um die Frist keine Reise antreten mag aus Furcht, auf eine böse Spur (Katzensporn) zu treten (nagraisati).

Bei den altgl. Serben im bosn. Savelande. Th. Dragičević.

(Zur Nachfrage über Blut- und Knochenzauber.) Neugeborene Kinder sollen gar oft zur Nachtzeit die Zauberer von der Seite der Mutter entwenden und dafür die sogen. „Wechselbälge“, missgestaltete Zwerge mit unförmigen Köpfen hinlegen. Was mit den geraubten Säuglingen geschieht, vermochte ich leider nicht in Erfahrung zu bringen.

Ein **Popanz** für die Kleinen ist der von Weinhold bereits trefflich skizzierte Popelmann, von dem man am Zobten singt:

„Der Popelmann, der Popelmann, — Der hat nen weissen Kittel an — Und steckt in seinen grossen Sack, — Alles verlaustes Huckepack.“

---

[1]) Der südslav. Bauer liegt beim Schlafen gewöhnlich auf dem Rücken und hat die Hände unterm Kopf. Anm. d. Red.

Am Popelberge bei Schwengfeld, Kr. Schweidnitz, soll er früher in einer Höhle gehaust haben; auch im Riesengebirge weiss man noch Wohnungen von ihm zu nennen.

Endlich muss ich hierbei noch der „Wasserlissen“ gedenken, welche die an den Ufern der Gewässer spielenden Kinder, ebenso wie der Froschkönig hinabziehen in ihre wundervollen Paläste. (Man benamt hier übrigens die Libellen mit: „Wasserlisse“ oder „Drachenhure“).

Schlaupitz in Schlesien. Knauthe.

Plattdeutsche Sprichwörter. (Aus Schleswig-Holstein.)

1. Da's ja markli, dat de Jung' keen Ball (Klösse) mag; Pannkouken fritt't Aas; is ok ja doch man Mehlspies.

2. Dar sett sick en möide Minsch dal, sä de Jung', do keem he vun't Löipern to Hus.

3. De is so dries as jene Jung', de slait sien Härn Knipsen vȫr, awer mit de Händ'n in'e Tasch.

4. Alles Gude kummt von bab'n, sä de Jung', awer wat vun Mod'r kummt is doch bäter; do harr de Krai em op't Botterbrot kackt.

5. Gud, dat wi Schousters sünd, sä de Jung', dou weer hee'n half Jahr in'e Lehr ween, nu but'n reg'n dat.

6. 't is gut, dat ick d'r nicks mit tou doun heff, sä de Jung', dou beet'n sick twee Krain.

7. Mien Weert wull mie nie behoul'n un ick wull nie bie em blieb'n, sä de Jung'; mie schall mael verlang', wie't afleppt.

8. Alkeen dait wat, sä de Jung', Vad'r slait Mod'r, Mod'r slait mi, nu ick sla Fick.

9. Dat weer de Düwel, sä de Jung', do seeg he'n Schosteenfeger. (Fortsetzung folgt.) H. Volksmann.

Besprechen von Krankheiten namentlich bei Tieren ist in manchen Gegenden besonders unter der Landbevölkerung ein noch häufig geübter Brauch. Und das Volk weiss sich von vielen Erfolgen dieser Heilmethode zu erzählen. Von einer verbürgten derartigen Heilung macht neuerdings Professor H. Landois in dem 19. Jahresbericht des westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst folgende Mitteilung. Eine Muttersau hatte zehn Junge geworfen, diese aber bald nach der Geburt sämmtlich aufgefressen. Im folgenden Jahre hatte sie wieder eine zahlreiche Nachkommenschaft und machte sich wiederum daran, mit den Jungen in der früheren Weise aufzuräumen. Zwei waren schon wieder verzehrt, da beteuerte die Viehmagd, dass sie einen Mann kenne, der durch einfaches Besprechen die Sau von der schlimmen Gewohnheit abzubringen verstände. Der Besitzer lachte über die Albernheit, gab jedoch endlich auf inständiges Drängen der Magd zu, dass der Besprecher gerufen werde. Der Wunderkünstler setzt zunächst der Sau einen Maulkorb auf und spricht dann hundert Mal hintereinander: Schwienken, Schwienken, schloop es! (Schweinchen, Schweinchen, schlafe), indem er mit den Händen jedesmal die Stirn des Tieres von den Ohren bis zu der Schnauze streicht. Und sonderbar! Die böse Sau ist wie umgewandelt; sie legt sich ruhig auf ihr Strohlager nieder, die übrig gebliebenen 8 Jungen saugen an den Zitzen, ohne von der Alten im Geringsten behelligt zu werden, und auch später hat sie nie wieder ein Junges aufgefressen. Den Erklärunggrund für diese Wirkung sieht Prof. Landois darin, dass durch das eintönige Sprechen und das vielfach wiederholte sanfte Streicheln die Sau in einem hypnotischen Zustand versetzt ist und dann, nachdem sie einmal das Saugen der Jungen gelitten und die Vorteile der Milchentziehung selbst empfunden hatte, die Jungen gern habe weiter saugen lassen.

Blutzauber. Als der Herzog von Montmorenci i. J. 1632 in Toulouse hingerichtet wurde, tranken Soldaten sein Blut, um sich seine Tapferkeit anzueignen. (Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe III, 120. Brüssel 1849.)

Wien. Mitget. v. M. Landau.

Tauben gewöhnen (U.-Q. II., 130/131; III., 171). Nimm ein Brettlein von einer Totenbahr, darin ein Kind begraben worden, das vor der Taufe gestorben, lege es unter das Loch, da die Tauben darüber gehen, so kommen sie wieder,

wenn man sie nicht einsperrt oder umbringt, und sollten sie zehn oder mehr Meilen Wegs getragen werden. Willst du aber, dass deine Tauben fremde Tauben mitbringen, so gieb ihnen Leimen von einem alten Backofen zu fressen, mache den Leimen an mit wenig Anis, das fressen sie gern, und andere Tauben riechen es von denen und fliegen mit ihnen heim in den Schlag. Alb. Magnus I., 53.

Der von Herrn R. Köhler in Bd. II, 130—131 erwähnte Brauch, ein Stück Planke von einem Sarge oder einen Menschenknochen etc. in den Taubenschlag zu legen, um dessen Bewohner am Wegfliegen zu verhindern, ist auch hier bekannt.

Ermelo, p. Harderwijk (Holland). Karl Knauthe.

Sitte und Brauch. Vgl. Am Urquell II. Bd. Hft. VI. S. 115. In einigen ungarischen Dörfern des Gömörer Komitates sammelt der Brautführer nach dem Hochzeitschmause die übrig gebliebenen Knochen, zieht sie auf einen Faden und damit herumtanzend, verkauft er die einzelnen Knochen den Gästen. Jeder giebt nach Belieben ein Geldstück für einen Knochen. Sind alle Knochen verkauft, so wirft jeder der Gäste seinen Knochen ins Herdfeuer, damit „das junge Ehepaar Fleisch und Fett stets in Überfluss habe"; den Erlös für die Knochen gibt der Brautführer der jungen Frau, „damit sie dafür zur Stärkung des Gatten ihm Knochensuppe koche." H. v. Wlislocki.

Totenfetisch: Leichenhemde. Hirschberg, 6. November. Vor dem hiesigen Schöffengericht wurde heute gegen eine „kluge Frau", die hiesige unverehelichte Schuhmacher K., eine Frau von 62 Jahren, verhandelt und sie wegen Betrugs zu 1 Monat Gefängnis verurteilt. Der Sachverhalt ist folgender: „Die Bauergutbesitzer Koch'schen Eheleute in Hartmannsdorf, Kreis Landeshut, waren tief bekümmert darüber, als ihr 19jähr. Sohn an einem Bein erkrankte. Eine „kluge Frau", die Frau S. in Gottesberg, wurde um ihren weisen Rat angegangen, besah sich das kranke Bein, schüttelte bedenklich den Kopf und meinte schliesslich: „Das ist ein gethanes Bein, das ist über eine böse Spur gegangen". Solche „gethane Beine" zu heilen, sei sie nicht im Stande, das verstände die Frau Schuhmacher K. in Hirschberg ausgezeichnet, die wisse durch den „Eignss" sofort festzustellen, was es mit der Krankheit auf sich habe. Schnell entschlossen begab sich Frau Koch nach Hirschberg zu der „noch klügeren" Frau. Die Diagnose vermittelst des „Eignsses" wurde gestellt Frau Schuhmacher K. schlug ein Ei in ein mit Wasser gefülltes Glas, worauf Frau Koch dreimal hineinblasen musste. Die weise Frau K. besah sich nun das Ei und bemerkte darin — o Graus! — blutige Streifen! „Das ist ja herzzerreissend," meinte sie mit bedenklicher Miene, „Ihr Sohn ist geknüpft mit drei Grashalmen: wären Sie einen Tag eher gekommen, dann war Ihr Sohn bald erlöst. Jetzt dauert es bis zum nächsten Mittwoch, und so lange wird er es wohl kaum noch aushalten." Die geängstigte Mutter bat nun flehentlich um einen Rat, wie dem Sohne noch geholfen werden könne. „Das einzige Mittel," entgegnete Frau K., „ist noch (irgend ein) Thee, geschmolzen in Ziegenbutter; das tüchtig eingeschmiert. Dann ein Leichenhemd verbrannt, gepulvert und auf einem Sacke auf das kranke Bein gelegt, das zieht das Gift aus. Weiter auf die Brust ein Säckchen mit Kamillen, Quendel und Lavendel, das Alles ist einzig und allein noch im Stande, dem „mit 3 Grashalmen Geknüpften" zu helfen." Frau Koch eilt nach Hause, verfährt ganz nach Vorschrift, aber es wird mit dem Bein nicht besser. Montag erscheint die kluge Frau selbst in Hartmannsdorf und nimmt die von ihr geratenen Manipulationen in höchsteigener Person vor, Beschwörungformeln vor sich hin murmelnd. Zum Überfluss bricht sie auch den über dem Vieh der Koch'schen Eheleute liegenden Bann; denn sie hatte aus dem Ei auch erkannt, dass die Kuh krank sei, und verordnete die Reinigung des Stalles, die der Mann in ihrem Beisein gleich vornehmen musste. Für alle ihre Bemühungen forderte sie nicht etwa Bezahlung, beileibe, darin war sie wirklich „klug"; sie wusste doch, dass die Leute aus freien Stücken spendeten, besah sich aber die 15 Mark, die sie von Frau Koch in die Hand gedrückt erhielt, mit etwas sauertöpfischer Miene und verschwand. Der Mittwoch, der dem kranken Sohne Besserung bringen sollte, fand ihn bereits als Leiche, und nun gingen den Eltern die Augen auf. Die „kluge Frau" wurde zur Anzeige gebracht, und obwohl sie heute himmelhoch beteuerte, sie habe die Leute nicht betrügen wollen und wolle ihnen ihr Geld zurückgeben, wurde sie zu der oben angegebenen Strafe verurteilt.

Vom Büchertische.

In der Revue des études juives, publication trimestrielle de la société des études juives, tome XXIV. Nr. 47. Paris 1892 findet sich an erster Stelle die nachgelassene Studie Isidor Loebs: Le folk-lore juif dans la chronique du Schebet Jehuda d'Ibn Verga (S. 1—29) abgedruckt. Vergas Sohn verfasste sein Werk um das J. 1495. Loeb sagt davon: ‚notre ouvrage est, en grande partie, un recueil du folk-lore des Juifs d'Espagne'. Mit mehr Recht dürfte man die Sammlung als Beiträge zur Kunde von den Juden im Volkglauben spanischer Christen benennen. Die Aufschriften der Abschnitte: Les Rois et leur Cour, les Papes; Les Miracles; Questions religieuses, Controverses; Les Juifs, leur caractère, ce que pensent d'eux les Chrétiens; La calomnie du meurtre rituel. Das ganze, unsäglich alberne Gewäsche der Spanier aus dem 15. und 16. Jh. über die Juden ist noch heutigen Tages mutatis mutandis das kostbarste Glaubensgut unserer deutschen Antisemistlinge. Loebs Studie ist gewiss lesenswert. F. S. K.

Δ Tiefe Furchen haben sie während langer Jahre ihrer gelehrten Tätigkeit im Felde der Wissenschaft gezogen, ihr Name gilt etwas in der Welt der Denker und Forscher, und auf der Höhe ihrer Berühmtheit, auf ihre alten Tage, gründen sie einen Deutschen Verein für Volkkunde in Berlin und eine Zeitschrift dazu. Sie geben das Beste, was sie zu geben haben, sie setzen alle Hebel in Bewegung, ihre Stellung, ihren Ruhm, ihr Können, um die Gesellschaft emporzubringen. Nach zwei Jahren haben sie richtig schon 185 Mitglieder beisammen. Vor einigen Wochen handelte es sich in Berlin darum für einen geriebenen Antisemiten, einen Zuchthäusler, eine Kaution von 50 000 Mk. aufzubringen. Im Handumdrehen war das Geld von allen Seiten zusammengeschossen. Für solche Zwecke hat man im sparsamen Deutschland Geld im Überfluss. Die Meinung, dass dem deutschen Volke die Wissenschaft hoch und heilig sei, erweist sich nun durch die Vorgänge als ein Irrwahn. Unser Volk, das ruchlosen Umstürzlern zujauchzt, das aber seine geistigen Leuchten unbeachtet lässt, scheint keine Ideale mehr kennen zu wollen. Es ist krank und schwer heilbar. Wer Ideale will, wird sie in Amerika suchen müssen. Dort entsteht eine wissenschaftliche Gesellschaft nach der anderen, und jede gedeiht. Da hat sich jüngsthin wieder eine für Volkkunde zu Chicago gebildet. Sie zählt schon jetzt 102 Mitglieder. Das 1. Heft ihrer Zeitschrift ‚The folk-lorist'. Juli 1892. 82 S. 8° liegt mir vor. Der Anfang ist sehr ansprechend. Unsere Fachgenossen am grossen See bekunden mehr als blosse Begeisterung, sie haben ein Können, ein Wissen und — Geld zur Verfügung. Im Präsidium sind S. H. Peabody, R. B. Anderson, E. L. Huggins, G. W. Cable und der Rabbiner E. G. Hirsch, letzterer als Spezialist für „Semitic Folk-Lore". L. H. Aymé schreibt Gleanings in Mexican F. L., G. Swords: The story of the ghost-dance, La. Framboise: Canktewin, the Ill-fated Woman; E. R. Young: Incident of Ind. life; H. W. Hayes: An Ind. death chant; Barron: Memories of Negro Lore; Cable: Negro f. song; H. M. Wheeler: Illinois F. L. und Hirsch: The Evil Eye. Zum Schluss hübsche kleine Mitteilungen. Wir beglückwünschen unsere Fachgenossen in Chicago zu dem guten Anfang. F. S. K.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

III. B. IX. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Die Milchverwandtschaft im alten Ägypten.

Von A. Wiedemann.

In den altägyptischen Texten spielen die Ammen eine verhältnismässig grosse Rolle. Es war im Nilthale von alters her Sitte, die Kinder, geradeso wie dies noch im heutigen Ägypten üblich ist, drei Jahre lang zu nähren. Die schnelle Vermehrung, die besonders während der Zeit des sogen. mittlern Reiches (etwa 3000—1750 v. Chr.) in den Familien statt zu haben pflegte, machte gewöhnlich schon nach kurzer Zeit der Mutter selbst die Ausübung dieses Berufes unmöglich und drängte zur Annahme einer Hilfkraft. Diese wurde zu der Familie gerechnet; auf den Totenstelen und in den Reliefs des mittlern Reiches erscheint ihr Name und Bild häufig hinter denen der Kinder und Eltern der Verstorbenen,[1] gelegentlich mit dem ihres Sohnes und anderer ihrer Anverwandten.[2]

Wichtiger als solche Ammen von Privatpersonen waren die der Könige und ihrer Anverwandten, welche den vornehmsten Geschlechtern anzugehören pflegten. Ihre Stellung war von Anfang an hochangesehen; eine dem heutigen Minich gegenüber liegende Stadt trug beispielweise den Namen Menât-Chufu „die Amme des Cheops.“ Aus den ersten Jahrzehnten des neuen Reiches (etwa 1750—1500 v. Chr.) sind zahlreiche dieser Damen ihrem Namen und ihren Titeln nach bekannt geworden, so z. B.: die Vorsteherin des Harems der Prinzessin Amensat, die grosse Amme, die Entwöhnerin des Gottes, d. h. des Königs, Nebt-ka-beni;[3]) — die Amme und Entwöhnerin der Herrin

---

[1]) Z. B. Lieblein, Dict. des noms Nr. 128, 177, 183, 220, 240, 249, 275, 312, 349, 415, 772, Leps. Denkm. II. 128. [2]) Lieblein Nr. 636. [3]) Mariette Abydos II. 49.

beider Länder Rāmāka Sat-rā;[1]) — die grosse Amme, die Entwöhnerin des Gottes, die Hausherrin Baki „schön war ihr Säugen, es vereinigte den Horus, d. h. den jungen König, ihrem Körper," die Frau des bekannten Heerführers Amen-em-heb;[2]) — die ähnlich betitelte Neith, die Frau eines hohen Offiziers;[3]) — die grosse Amme, Entwöhnerin des Gottes, Schmückerin des Königs Ti, die Gemahlin eines der höchsten Würdenträger unter dem häretischen Könige Chu-en-aten;[4]) — die grosse Amme Apu, die Mutter der grossen königlichen Gemahlin Ahsat;[5]) — die Amme des Königs Tent-ant.[6]) In einem Grabe sehn wir die Amme abgebildet, wie sie zusammen mit einer Königin und einer Prinzessin, deren einer sie Milchmutter gewesen war, göttlich verehrt wird.[7]) An einer andern Stelle wird der erwachsene König Amenophis II. dargestellt, wie er auf dem Schosse seiner Amme sitzend einen Grosswürdenträger empfängt.[8]) Aus späterer Zeit kennt man die Amme Tes-ra-pertu-au, welche eine Tochter des Königs Taharka nährte; ihre prächtigen Holzsärge befinden sich im Museum zu Florenz.[9]) Hinzuzufügen ist hier nur, dass sich die Prinzen häufig nicht mit einer Amme begnügten, sondern mehrere solche besassen, so dass es unter der 13. Dynastie (etwa 2500 v. Chr.) sogar einen Vorsteher der Ammen des Königsohnes gab,[10]) und dass die Amme bisweilen nur ein Ehrenamt bekleidet zu haben scheint. Auf einem Relief nämlich, welches die Geburt des menschengestaltigen Sonnengottes darstellt,[11]) knien hinter einander die Hebamme, die Amme und die Nährmutter, von denen nur die letzte dem Kinde die Brust reicht. Aus dem Märchen von den beiden Brüdern (S. 18 Z. 8; um 1300 v. Chr.) ist bekannt, dass die Prinzen gelegentlich neben einer Amme mehrere solche Nährmütter erhielten.

Diesen weiblichen Ammen treten männliche zur Seite, hinter deren Titel „Amme" genau ebenso wie bei den weiblichen Persönlichkeiten die weibliche Brust gezeichnet wird. Ihre Bilder führen jedoch die übliche männliche Gestalt vor, so dass hier gewiss nicht an die gelegentlich, wenn auch sehr selten vorkommende Milchsecretion der männlichen Brust[12]) gedacht werden darf. Die betreffenden Männer sind stets höhere Beamte. Im mittlern Reiche rühmt sich ein Wächter des Diadems, er habe den König gesäugt.[13]) Am Anfange des neuen Reiches war der Nomarch von El Kab Paheri ebenso wie einer seiner Verwandten Atef-lera Amme des Prinzen Uat'mes.[14]) Einer der höchsten Beamten unter Rāmāka Sen-mut war grosse Amme der

---

[1]) Wiedemann, Proc. Soc. Bibl. Arch. IX. 183; v. Bergmann, Rec. de trav. rel. à l'Egypt. IX. 49. [2]) Virey, Mém. du Caire V. 222, 236, u. s. f; Ebers, Zeitschr. d. Deutsch. Morgl. Ges. XXX. 402. [3]) Virey, l. c. 295, 304 u. s. f. [4]) Leps. Denkm. III. 105 f. [5]) Mar. Ab. II. 53b. [6]) Mar. Cat. Abydos Nr. 1080. [7]) Leps. Denkm. III. 8a. [8]) Leps. Denkm III. 62. [9]) Nr. 2159, 2161. [10]) Mar. Cat. Abydos Nr. 397. [11]) Leps. Denkm. IV. 60. Zeit der Königin Cleopatra. [12]) Vgl. für diese Ploss, Das Weib (dritte Aufl.) II. 396 f. [13]) Vgl. Erman, Ägypten S. 118. [14]) Leps. Denkm. III. 10b; Grébaut, Musée égypt. pl. 2—6.

Prinzessin und königlichen Gemahlin Rā-nefer-u.[1]) Der hohe Würdenträger Hek-er-neheh unter Amenophis II. galt als Amme und Entwöhnerin des Kronprinzen Thutmosis IV.[2]) Noch zur Zeit der 26. Dynastie, um 500 v. Chr., erscheint ein Erbfürst, Siegelbewahrer, einziger Freund, Entwöhner des Königs von Ober-Ägypten, Amme des Königs von Unter-Ägypten, des Herrn Ägyptens Psammetich, namens Hor-ar-āa.[3]) Die zunächst liegende Erklärung dieses auffallenden Titels, die Männer waren die Gatten wirklicher Ammen gewesen und hatten den Amttitel ihrer Frauen angenommen, wird, um dies gleich hier zu bemerken, dadurch ausgeschlossen, dass keine der uns bekannten Gattinnen dieser Leute als Amme auftritt, die weiblichen Ammen vielmehr andern Familien angehörten.

An diese menschlichen weiblichen und männlichen Ammen reiht sich für die Herrscher eine dritte Ammenklasse, nämlich Göttinnen. Die Verbildlichung dieser Ammenschaft pflegt in der Weise zu erfolgen, dass sich die Gattin über den etwas kleinern König beugt und mit der einen Hand ihre Brust stützt, an die der König seinen Mund gelegt hat. Als Göttinnen zeigen die Denkmäler in dieser Rolle die mütterliche Göttin Isis, die Göttin von Nubien Anukt, die Unterweltgöttinnen Hathor und Mer-seker, während als genährte Könige beispielweise erscheinen Thutmosis III., Horemheb, Seti I., Ramses II., Ramses III., Scheschonk I., Osorkon I., Ptolemäus II. Philadelphus.[4]) Die Beischriften pflegen den Göttinnen wenig besagende Redensarten in den Mund zu legen, wie „ich bin Deine Mutter, die erschuf Deine Schönheiten, die Dich säugte mit Milch,“ oder „ich gebe Dir Festlichkeiten mit meiner Milch, sie durchdringen Dir mit Leben, Kraft, Jugend Deine Glieder,“ oder „ich lasse Dich werden zum grossen Herrscher Ägyptens, zum Herrn des Raumes, den die Sonne umkreist“ u. s. f. Eine an und für sich unbedeutende Abweichung von der üblichen Darstellung zeigt ein Relief, in welchem die sitzende weibliche Form des thebanischen Gottes Amon Ament den jugendlich dargestellten König Philipp Arrhidäus auf den Schoss genommen hat und so nährt.[5]) Ausser hier und bei Horemheb erscheint der König stets als erwachsener Mann, doch lässt sich nicht bestimmen, ob der betreffende Vorgang nur mythologisch gedacht ist, oder ob er in dieser Welt sein Vorbild hatte und das Saugen Erwachsener an der weiblichen Brust, welches sich in andern Ländern gelegentlich findet,[6]) auch im alten Ägypten üblich war. Bisher hat sich jedenfalls keine Darstellung gefunden, welche einen erwachsenen Lebenden an der Brust eines menschlichen Weibes saugend vorführte.

Geradezu Nachahmungen irdischer Vorgänge bilden dagegen die Bilder, welche die Göttin Hathor durch ihr heiliges Tier, die Kuh, ersetzen, und den Herrscher, wie die Königin Ramāka, Amenophis III.

---

[1]) Leps. Denkm. III. 25. [2]) Leps. Denkm. III. 69. [3]) Mariette, Mon. div. pl. 29. [4]) Leps. Denkm. III. 35b, 122b, 177 f. g., 218c, 253c, 257c, IV. 6a; Champollion, Mon. III. 251 Nr. 1. [5]) Leps. Denkm. IV. 2c. [6]) Vgl. Ploss, Das Weib II. 408 ff.

oder Seti I., unter deren Leibe knieend zeigen, wie sie an ihrem Euter saugen,[1]) während die göttliche Gestalt ihnen Königtum und ewige Jahre verspricht. Hier zeigt ein Bild aus der 12. Dynastie, dass sich bisweilen Knaben unter einer Kuh hinknieten und mit deren Kalbe um die Wette an ihrem Euter saugten.[2])

In etwas weniger naturalistischer Weise schildert Plutarch[3]) die Ammenschaft der Isis, indem es sie ihrem Pflegekinde, dem Sohne des Königs von Byblos, den Finger in den Mund stecken und ihn so nähren lässt. Gleichzeitig verbrennt sie die sterblichen Teile seines Körpers, um ihn unsterblich zu machen. Die Erwähnung des Fingers in diesem Zusammenhange erinnert auffallend an eine von Parkyns[4]) geschilderte abessinische Sitte. Wenn dort nämlich ein Mann von einer Person höheren Ranges adoptirt zu werden wünscht, so ergreift er deren Hand, saugt an einem ihrer Finger und erklärt sich für ihren Adoptivsohn. Der Adoptivvater hat fortan die Verpflichtung, ihn nach Massgabe seiner Kräfte zu unterstützen.

Ob im alten Ägypten die Ammenschaft rechtliche Folgen hatte oder nicht, lässt sich einstweilen nicht mit Sicherheit sagen. Jedenfalls bildete sie, wie die an erster Stelle besprochenen Darstellungen zeigen, nicht nur ein dienendes Verhältnis, die Amme erhielt vielmehr eine Stellung in der Familie, die mindestens der der griechischen τρόφος wie sie Homer[5]) schildert, entsprochen haben muss. In Hellas ging ihre Stellung ursprünglich noch weiter; nach Philochorus frg. 91 hätte man dort vor alters den Ausdruck ὁμογάλακτες „die mit derselben Milch Gesäugten“ für das spätere γεννῆται „Geschlechtverwandte“ verwendet, demnach die Milchverwandtschaft in gewissem Sinne der Blutverwandtschaft gleichgestellt.

Weit ausgebildeter als in Griechenland ist die Lehre von der Milchverwandtschaft bei den Muhammedanern, welchen der Koran das Annehmen einer Amme nur dann erlaubt, wenn dieser der volle ihr zukommende Lohn bezahlt wird, ein Gedankengang, der in Persien[6]) bewirkt hat, dass eine ihr Kind säugende Mutter von dem Ehemanne den Ammenlohn beanspruchen kann. Koran[7]) und Sunneh verbieten die Ehe mit der eigenen Amme oder irgend einer Frau, die durch die Milch in irgend einem der Grade verwandt ist, die einer Ehe mit ihr, wenn sie in ähnlicher Weise blutverwandt wäre, entgegenstehen würden. Nach den Gesetzen der Hanafî darf kein Mann eine Frau heiraten, aus deren Brust er einen einzigen Tropfen Milch erhalten hat, während Esch-Scha'fe'i diese Ehe nur dann verbietet, wenn der Mann während der beiden ersten Jahre fünfmal von ihrer Brust getrunken hat.[8]) Bis in das Einzelste hinein ausgeklügelt findet sich diese Lehre in den islamitischen Rechtbüchern[9]). Nach

[1]) Dümichen, Hist. Inschr. II. 31. 33; Champ. Mon. IV. 341; Leps. Denkm. III. 173a. [2]) Champ. Mon. III. 390 = Rosellini, Mon. civ. pl. 27, Nr. 3. [3]) de Iside et Osiride cap. 16. [4]) Three years' Residence in Abyssinia p. 198. [5]) z. B. Od. II. 346 ff. [6]) Ploss, Das Weib II. 390. [7]) Sure IV., 26-7. [8]) Lane, Sitten der heutigen Ägypter I., S. 96. [9]) z. B. Minhâdj at-Tâlibîn ed. van den Berg III., p. 66 ff.

diesen tritt durch die Ammenschaft eine Verwandtschaft nicht nur mit den Milchbrüdern und Schwestern, sondern auch in aufsteigender Linie ein, so mit dem Gatten der Amme, da dieser der Milchvater, der Veranlasser der Milch gewesen war, mit den Brüdern und Schwestern der Amme, dem Vater und den Brüdern des Milchvaters u. s. f. Die Amme des eigenen Bruders oder der eigenen Enkel dagegen gilt beispielweise nicht als derart verwandt, dass eine Ehe mit ihr unmöglich wäre. Eine Milchverwandtschaft kann übrigens auch nachträglich erzeugt werden; wenn von zwei Frauen eines Mannes die eine der zweiten noch minderjährigen die Brust reicht, so ist die Ehe mit beiden gelöst, da sie dann als Blutverwandte gelten.

Nicht ganz so weit wie die Muhammedaner gehen die Südslaven, doch kann auch bei ihnen Milchverwandtschaft Ehehindernis sein. Wenn von zwei Kindern, die an derselben Mutterbrust gesängt worden, das eine, das rechtmässige Kind der Mutter, ein Knabe, das andere ein Mädchen ist, so können diese niemals eine Ehe zusammen eingehen. Sind Beide Mädchen, so lieben und achten sie einander, wie leibliche Schwestern; sind Beide Knaben, wie leibliche Brüder[1]). Unmöglich bez. zur Blutschande, macht die Milchbruderschaft die Ehe auch bei den Armeniern, bei den Truchmenen und in Dardestan[2]).

An und für sich würde es bei den zahlreichen Parallelen, welche das islamitische Recht zu dem ägyptischen darbietet, nahe liegen, ähnliche Verhältnisse auch für das Nilthal vorauszusetzen. Dies ist jedoch nicht angängig, da dem alten Ägypter der Begriff der Blutschande überhaupt fehlt, und die Ehe mit den nächsten Angehörigen nicht nur als erlaubt, sondern sogar als besonders wünschenswert gilt. So heiraten hier in allen Ständen die Männer vielfach ihre Schwestern und in königlichen Familien kommt es vor, dass der Herrscher seine Schwester, dann die mit dieser erzeugte Tochter, dann die mit letzterer erzeugte Tochter zur Ehegattin erhebt. Da somit Blutverwandtschaft nicht Ehehindernis war, wird es naturgemäss auch Milchverwandtschaft nicht gewesen sein.

Eine anderartige Wirkung der Milchverwandtschaft tritt in Mingrelien auf[3]). Sobald hier ein Kind einer Amme anvertraut worden ist, wird diese, ihr Gatte, ihre Kinder und Enkel dem Milchkinde lieber als seine Blutverwandten. Die Amme lässt ihr Leben für ihr Milchkind, und dieses bezeugt ihr herangewachsen gleiche Treue. Eine solche Milchverwandtschaft kann auch von Erwachsenen eingegangen werden. So bemühen sich Bäuerinnen darum, erwachsene Fürstinnen zu Milchkindern zu gewinnen; gehen letztere darauf ein, so beissen sie leicht in den Busen der Bäuerin und fortan besteht zwischen beiden eine enge Verbindung. Sogar junge Mädchen verschaffen sich auf diesem Wege Beschützer, indem sie sich von Jünglingen symbolisch in die Brust beissen lassen, welche sie — dies ist

[1]) Vrčević bei Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven S. 14. [2]) Ploss, Das Weib I. 381. [3]) Mourier, Rev. de l'hist. des rel. XVI., p. 90 f.

natürlich spätere Verfeinerung der Sitte — vorher mit einem Schleier bedeckt haben. Diese mingrelische Sitte und die bereits erwähnte ähnliche abessinische haben Maspero bewogen, in einer interessanten Studie[1]) in der Annahme der Ammenschaft in Ägypten beim Könige durch eine Göttin oder einen Menschen eine Adoption des Königs durch die Betreffenden zu sehen. Ich glaube, dieser Gedanke ist dann richtig, wenn man ihn auf die menschlichen Ammen beschränkt, und die Adoption nicht im juristischen Sinne des Wortes — da der König über sich selbst Macht hat, also sui juris ist, könnte streng genommen ohnehin nur von einer Arrogation, keiner Adoption die Rede sein — fasst, sondern nur in dem des Eingehens eines Bundes, der enger ist als blosse Freundschaft. Zur Erklärung giebt die beste Parallele eine ostafrikanische Sitte, welche Jühlke geschildert hat[2]). Als dieser und ein ostafrikanischer Sultan einen engen Bund schliessen wollten, tranken beide von der gleichen Milch und zwar Jühlke aus dem Munde des Sultans und dann der Sultan aus dem Munde Jühlke's. Der Ostafrikaner erklärte, dies geschehe deshalb, weil Kinder, wenn sie klein seien, Milch tränken, und zwei Brüder von einer Mutter ein und dieselbe. Wenn sie das nun thäten, so bedeute es, dass sie, Jühlke und der Sultan, ebenso Brüder seien, als wenn sie eine Mutter gehabt hätten.

Die Milchverwandtschaft tritt hier völlig an die Stelle der sonst üblichen Blutbrüderschaft. Wie in dieser das Blut, das der eine aus der Wunde des andern trinkt, beide zu Schutz und Trutz untrennbar vereint, so thut es dort die Milch, und dies ist wohl auch der Sinn der vornehmen ägyptischen Ammen. Der Pharao hatte seinen Thron nicht so unbestritten inne, wie man meist annimmt. Er hatte sich stets der Umtriebe seiner Grossen, besonders der Nomarchen zu versehen, welche ihn, ähnlich wie später die Feudalherren des Mittelalters ihren König, nur sehr bedingt als ihren Herrn, lieber nur als Ersten unter Gleichen ansahen. Um ihnen entgegen treten zu können, musste er suchen, sich eine zuverlässige Partei zu bilden. Einzelne Herrscher haben dies durch energische Betonung ihrer Privatmacht erreicht, andere durch Anwerbung von Söldnern, wieder andere durch enge Verbindung mit einzelnen, besonders hervorragenden und mächtigen Geschlechtern. Um eine solche Beziehung zu gewinnen, war das im Mittelalter von den Königen beliebte Mittel der Verschwägerung unanwendbar. Eine solche konnte im Nilthale nur dann von Nutzen sein, wenn der König selbst eine Tochter des Geschlechtes ehelichte und zur Herscherin erhob, doch konnte dies nur bei einer Familie in Betracht kommen, da mit verschwindenden Ausnahmen stets nur eine der Gattinnen des Königs als Königin Ägyptens galt, während die übrigen Nebenfrauen blieben. Die weiblichen Mitglieder seiner Familie konnte der Herrscher andererseits nicht wohl mit Mitgliedern

[1]) Proc. Soc. Bibl. Arch. XIV. 308 ff. [2]) bei Hellwald, Die menschliche Familie, S. 158.

fremder Geschlechter vermählen, da bei dem im Nilthale geltenden weiblichen Erbfolgerechte deren Kinder gegebenen Falls als Thronprätendenten auftreten konnten. Die Herrscher haben es daher vorgezogen, diese weiblichen Verwandten selbst zu ehelichen und an die Stelle der Verschwägerung mit ihren Grossen die Milchbruderschaft zu setzen. Diese versicherte sie dann der Unterstützung des Milchgenossen und seines Geschlechts, ohne Thronprätendenten zu erzeugen, sie konnte mit Männern so gut wie mit Frauen eingegangen werden, die dann als Ammen galten, und es ist bezeichnend, dass diese vornehmen Ammen gerade in den Zeiten besonders zahlreich auftreten, in denen das Königtum durch übermächtige Grosse bedroht ward, wie am Anfange der 18. und in der 26. Dynastie. In welcher Weise der Bundschluss erfolgte, ob durch einen Biss in die Brust, wie in Mingrelien, ein Saugen am Finger, wie in Abessinien, ein Trinken von Milch, wie in Ostafrika, ist unbekannt, aber auch von minderer Bedeutung. Jedenfalls handelte es sich bei der Sitte um eine Verbindung zu Schutz und Trutz, wie dies nach den gedruckten Berichten auch in den übrigen erwähnten Ländern der Fall ist. Auch in diesen ist der Ausdruck Adoption nicht im juristischen, sondern nur in übertragenem Sinne berechtigt, um so mehr, als nirgends von einer vermögenrechtlichen Folge der Verbündung die Rede ist.

Eine ganz andere Bedeutung wie diese menschlichen Ammenschaften hatten die von Göttinnen, wenn auch beide auf den gleichen, so gut wie überall auftretenden Gedanken zurückgehen, dass mit der Milch ein integrirender Bestandteil der Säugenden in den Saugenden übergeht. Ein Gedanke, den man beispielweise bei den Römern von Gellius[1]) gegen das Annehmen von Ammen vorgeführt findet, den Erasmus von Rotterdam[2]) unter Hinweis auf das Sprichwort „er hat die Bosheit mit der Ammenmilch eingesogen“ verficht und an dem noch heutzutage das Landvolk bei uns festhält. Bei den Göttinnen ist man in Ägypten in der glücklichen Lage, dass man sich nicht nach Parallelen bei andern Völkern zur Erforschung der Bedeutung ihrer Ammenschaft umzusehen braucht, dass dieselbe sich vielmehr aus den Inschriften ohne Weiteres ergiebt.

Die ältesten und wichtigsten hierhergehörigen Angaben machen die Texte der Königpyramiden der 6. Dynastie (um 3000 v. Chr.) Hier findet sich bei Pepi I. Z. 285 ff. die Stelle: „Hervor geht Pepi zu seiner Mutter, der Uräusschlange, welche an der Stirn des Sonnengottes Rā lebt. Sie bedauert ihn (den Pepi), sie giebt ihm ihre Brust, damit er an ihr sauge. Da hast Du (oh Pepi) diese Brust, Du saugst derart an ihr, dass sich Dir nicht mehr naht das Ende Deiner Tage. Der Himmel spricht, die Erde erbebt, die Götter von Heliopolis zittern“ u. s. f. Pepi ist damit Gott geworden, dem die göttlichen Geier, d. h. Mütter, fortan stets ihre Brüste reichen. Eine Anspielung auf dieselbe Lehre findet sich Teta Z. 360, wonach die

[1]) Noct. Att. XII. 1. [2]) in der „Puerpera“ in Colloquia. Nürnberg. 1784. S. 455.

göttliche Mutter den König im Jenseits nährte, Z. 368, wonach die Milch für ihn sich in den Brüsten seiner Mutter Isis befand, und Pepi I Z. 173, wo es mit Fortlassung unwesentlicher Zusätze heisst: „Oh Mutter dieses Pepi, gieb Deine Brust diesem Pepi und säuge diesen Pepi mit ihr. Dein Sohn Pepi ist ein Vater (d. h. ein Gott), da Du dargereicht hast Deine Brust, da Du ihn gesäugt hast. Oh Vater (also Pepi), Du lebst, oh Vater, Du bist jung, oh Vater, Du gehst hervor zum Himmel in Gestalt eines Sperbers“ u. s. f.

Nach diesen Texten gewährte demnach die göttliche Milch Göttlichkeit und Unsterblichkeit, und dieser Gedanke findet sich auch sonst ausgesprochen, wie beispielweise auf einem Libationaltar der saitischen Zeit (um 500 v. Chr.) in Kairo[1]) mit den Worten: „Diese Libation (d. h. die Libation, die Du, der Verstorbene, erhältst) ist das, was sich befindet in den Brüsten Deiner Mutter (der Himmelsgöttin) Nut, Du lebst dadurch, Du bist gesund dadurch, Du bist mächtig dadurch, gesund ist das, was sich an Deinen Beinen befindet (d. h. Du kannst wieder gehn). Du schreitest zu Deinem Vater (dem Erdgotte) Seb, er streckt hin zu Dir seine Arme, indem er Deine Glieder, Dein Herz, Deinen Sitz in dem Grabe salbt.“ Die Totenstelen spielen öfters auf die Milch der Isis an, die der Tote im Jenseits zu erhalten hoffte, so z. B. die Stele Nr. 11 zu Turin: „Dir wird verliehen die weisse Flüssigkeit der Kuh Hesat“; die Stele 213 im Louvre:[2]) „Dir giebt Isis Milch“; die Stele Nr. 2567 zu Florenz:[3]) „Die Kuh Hesat giebt Dir Milch“; die Stele 14 im Louvre:[4]) Du mögest erhalten „die weisse Flüssigkeit der Kuh Hesat.“[5])

Ein dem ägyptischen analoger Gedanke findet sich auf hellenischem Boden wieder in einer Version der Herakles-Sage. Nach dieser war es dem von seiner Mutter ausgesetzten Herakles vergönnt, an der Brust der Hera zu saugen, sei es, dass diese selbst von Athene bewogen, das Kind an diese legte, sei es, dass ihr Hermes dasselbe, während sie schlief, anlegte. Das Kind sog dabei so heftig, dass es ihr Schmerzen verursachte und sie es wieder abriss,[6]) allein durch die Milch hatte Herakles Unsterblichkeit gewonnen.[7]) Freilich ist dabei der letzte, für uns vor allem in Betracht kommende Zusatz verhältnismässig jung, und es ist nicht unmöglich, dass er erst unter ägyptischem Einflusse Eingang in den griechischen Mythus fand.

Fassen wir zum Schlusse das Ergebnis unserer Ausführungen kurz zusammen, so ergiebt sich, dass die Milchverwandtschaft im

[1]) Wiedemann, Rec. de trav. rel. à l'Égypt. VIII. 64. [2]) Publ. Pierret, Inscr. du Louvre II. 10; vgl. Ledrain in Le Contemporain 1. Okt. 1876. — Zeit Seti I. [3]) Publ. Berend, Mon. de Florence p. 71 f.; vgl. Wiedemann, Mém. du Congr. de St. Étienne II. 145 ff. — 18. Dynastie. [4]) Publ. Lepsius, Auswahl pl. 9; vgl. Maspero, Transact. Soc. Bibl. Arch. V. p. 555 ff. [5]) Der Wechsel des Namens der Kuh Hesa-t mit dem der Göttin Isis in dieser Formel beweist, nebenbei bemerkt, die von mir in den Mém. du Congr. de St. Étienne II. 149 behauptete, von Dümichen, Ägypt. Zeitschr. 1879, S. 128, geleugnete Identität dieser Kuh mit der Göttin Isis. [6]) Hygin, Eratosthenes. [7]) Schol. zu Lycophron v. 1327.

alten Ägypten eine doppelte Bedeutung besass. Mit einer Göttin eingegangen, verlieh sie dem Menschen die wichtigsten Eigenschaften höherer Wesen, Unsterblichkeit und Göttlichkeit. Mit Irdischen abgeschlossen, bewirkte sie eine enge Verbindung zwischen dem oder der Nährenden und dem Milchkinde, und schloss zwischen ihnen eine enge, der natürlichen ähnliche Brüderschaft.

Das Blut im magyarischen Volkglauben.

Von A. F. Dörfler.

Über den Zauber mit Blut bei den Magyaren liegen weniger gedruckte Angaben vor, als über die anderen Zweige des Volkglaubens. Der Grund ist nur darin zu suchen, dass man sich in Ungarn mit Volkkunde erst in neuester Zeit ernstlich zu befassen beginnt. Über die Entdeckung sog. „Hexen- oder Teufelküchen“ bringt Joh. Varga (A babonák könyve = Buch des Abergl., Arad 1877, S. 140 und 155) zwei Berichte: „Vor einigen Jahren entdeckte in Debreczin die Polizei eine Hexenküche. Richtiger gesagt: eine Höllenküche; denn wahrlich das, was dort gebraut wurde, das kochte bei teuflischem Feuer. Dort fand man Menschenschädel, auf denen noch die Haare waren; das alte Weib (die Besitzerin der Küche) kaufte vom Totengräber die Leichen und verbrannte deren Gebeine — zu Medizinen. Da waren gedörrte Schlangen, Frösche und anderes ekelhafte Getier; Totennägel, Stricke von Erhängten und deren Haare, und Gott weiss noch was Alles, woraus Speisen, Getränke und Salben bereitet wurden.“ — Der andere Bericht lautet: „Vor nicht langer Zeit geschah es, dass in Mármaros eine arme Frau aus der Theiss Wasser schöpfte und in der Nähe unter den Steinen die Leiche ihres vor einigen Tagen verstorbenen Kindes erblickte. Dem Leichnam fehlte die Zunge, das Herz und der kleine Finger, ebenso das Totenhemdchen. Zu Tod erschreckt klaubte sie die Überreste ihres kleinen Toten zusammen und lief zum Richter. Der Fall versetzte die ganze Stadt in die grösste Aufregung, und ihr ist es zuzuschreiben, dass man schon am Nachmittage desselben Tages die beiden Schuldigen dingfest machte, die den begrabenen kleinen Leichnam auf eine so schreckliche Art verstümmelt hatten. Eine alte Heilkünstlerin und der Totengräber arbeiteten sich in die Hand und gruben die beerdigten Kinder heraus und teilten sich in den Preis der aus Kinderzungen, Fingern, Herzen und Hemden verfertigten Zaubermittel.“

In einigen Gegenden herrscht der Brauch, dass wenn der Namentag einer Person auf einen Freitag fällt, sie etwas von ihrem Blute und Speichel auf einen Lappen eines ihrer abgetragenen Kleidungstücke wischt und diesen Lappen dann verbrennt. Es heisst, dass die betreffende Person dadurch auch das ihr bis zu dem Tage,

wo ihr Namentag wieder auf einen Freitag fällt — bevorstehende Unglück verbrennt. Im Südosten Siebenbürgens hängt man bei dieser Gelegenheit solche Lappen bis zum nächsten Sonnenaufgang an einen Baum. Verschwindet der Lappen bis zum nächsten Sonnenaufgang vom Baume, so verschwindet auch das bevorstehende Unglück (über Lappenbäume s. R. Andree, Ethnogr. Parallelen, vergl. S. 58, und K. Nyrop, Dania 1, 2 ff.[1])

Es heisst, als man Christus kreuzigen wollte, so fand man keinen Baum, der ihn tragen konnte. Jedes Kreuz brach unter ihm zusammen, denn er hatte alle Bäume in den Bann getan (megigézte); nur die Espe hatte er vergessen. Als man ihn schliesslich an ein Kreuz aus Espenholz schlug, so brach es unter ihm nicht zusammen. Seit der Zeit „weint" (sír) die Espe . . . In Mittelungarn macht man zu Weihnachten aus Espenholz den sog. czolonk (Keil), den man bei gefährlichen Unternehmungen am blossen Leibe trägt, um gegen Hexen und Teufel, Kugel und Schwert usw. gefeit zu sein, um Glück zu haben, um das vorherbestimmte Schicksal abzuändern. Es ist eine Art „virgula divina", die Cicero bei den Römern erwähnt. Die letzten Worte des Szigetvarer Helden Nikolaus Zrinyi sollen nach Graf Nik. Bethlen's Aufzeichnungen gewesen sein: „Schändlich ist mit mir verfahren, das Schwein (der Türke), aber sieh da! ein Holz! — das er auch während einer Schlacht stets in der Tasche bei sich trug — stillet damit der Wunde Blut, dies ist dazu sehr gut." (S. die Ztschr. der ung. ethnogr. Gesell. in Budapest „Ethnographia" II. S. 354 Anm.) Solche czolonk sah Lieutenant v. Bora während des bosnischen Feldzuges bei gar vielen magyarischen Soldaten. Den alten czolonk, d. h. den man vor einem Jahre gemacht hat, ist es üblich, zu verbrennen und die mit Milch gemengte Asche in den Viehstall zu streuen. Oft bespritzt man diesen czolonk mit seinem Blute und verbrennt ihn, ehe man sich einen neuen schnitzelt, zu Asche, die man derjenigen Person auf die Kleider streut, deren Liebe und Anhänglichkeit man sich erwerben will.

Weit verbreitet ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympathische Mittel Menschen, denen man feind ist, vom Tode abholen lassen kann, ohne dass Jemand davon etwas erführe. Man sperre einen Hund ein und gebe ihm bei abnehmendem Monde auf Brot etwas vom Sperma des Mannes oder den Menses der Frau oder der Nachgeburt, beziehungsweise der Nabelschnur zu fressen; dann sammele man den Kot des Hundes, pulverisiere ihn und mische ihn in die Speise des Menschen, von dem man die erwähnten Dinge heimlich erlangt hat und dessen Tod man herbeiführen will. Wer mit dem Blute eines Toten den Nabel eines Schlafenden einreibt, der bewirkt dessen baldigen Tod. Wünscht man einer Person den

---

[1]) Mehrere Literaturnachweise verdanke ich Herrn v. Wlislocki, was ich ausdrücklich bemerkt haben will.

Tod, so eignet man sich etwas von ihrem Blute an und schmiert damit die linke Fusssohle eines Toten vor dessen Beerdigung ein. Die Person verfällt dann in Bleichsucht, magert ab in dem Masse, wie der Tote in der Erde abnimmt und stirbt bald.

Will man ein Mädchen oder eine Frau unfruchtbar machen, so reibe man die Genitalien eines toten Mannes mit den Menses des betreffenden Weibes ein. Eine Redensart im Kalotaszeger Bezirk lautet auf unfruchtbare Weiber angewendet: „Sie hat auf einen Toten urinirt.“ (Holtra peselt). Die Bleichsucht vertreibt man, wenn man einige Tropfen vom eigenen Blute mit was immer für Excrementen eines Toten mischt und dann in das noch offene Grab kurz vor der Beerdigung wirft. Blut von Erhängten ist ein gutes Mittel gegen Epilepsie. Das Eiweiss und vom Dotter nur den weissen Flecken des Hühnereies soll man mit dem Blute des Mannes mischen, dies in einen Totenknochen füllen und ihn an den Ort vergraben, wo der Mann das Wasser abzuschlagen pflegt und man erhöht dadurch die Conception der Frau. Eine Kalotaszeger Redensart auf einen kinderreichen Mann angewendet lautet: „Man hat Eier mit seinem Blute ihm gemischt“ (vérével tojást kevertekneki). Menschenblut und Menschenfett mische man miteinander und reibe damit die Herzgegend solcher Leute ein, die an (hysterischem) Herzklopfen und Atemlosigkeit leiden. Um Irrsinnige zu besänftigen, gebe man ihnen einen Aufguss von Ulmenrinde mit dem Blute eines Kindes gemischt, in einem Totenschädel zu trinken. Mit dem Blut und Speichel des Irren soll man das Hinterhaupt eines Toten befeuchten, damit der Kranke „soviel Verstand bekomme, als der Tote einst gehabt.“

Man benützt das Blut auch su Liebezauber. Zu Neumond stiehlt das Mädchen Mehl und Honig, bäckt daraus einen Kuchen, dem sie etwas von ihren Menses beimengt, und giebt ihn dem Burschen zu essen, dessen Liebe sie erlangen will. Die Menses dem Manne ins Getränk gemischt, erwecken bei ihm rasende Liebe. Ein weit verbreiteter Liebezauber ist: Das erste Ei einer schwarzen Henne wird an beiden Enden behutsam geöffnet und sein Inhalt herausgeblasen; die Eischale legt man auf den Herd, damit die innere Feuchtigkeit verdampfe; dann steckt man in die Eischale Haare, Nägelschnitzeln und auch einige Tropfen Blut von derjenigen Person, deren Gegenliebe man begehrt; hierauf vergräbt man die Eischale in den Grabhügel eines ungetauften Kindes; findet sich nun nach drei Tagen in der Eischale Feuchtigkeit vor, so wird man seinen Zweck erreichen. Gelingt es einem Mädchen, von dem ihren linken kleinen Finger entströmenden Blute, so lange es noch warm ist, etwas an die Haupthaare des Burschen zu schmieren, so muss er stets an sie denken. Kocht der Mann den Urin eines Weibes mit seinem Sperma, dem er etwas von seinem Blute beigemengt hat, und mischt dies in die Speisen und Getränke des Weibes, so muss es ihm willig werden.

Auch bei den Magyaren ist, wie wohl überall, die Vorstellung verbreitet, der Pakt mit dem Teufel müsse mit dem eigenen Blute

unterzeichnet werden (s. Ipolyi, Magyar. Mythologia — magyarische Myth., Pest 1854; S. 418 ff.). Hat man das Fieber, so soll man auf einen Zettel mit dem eigenen Blute seinen Namen schreiben und den Zettel verschlingen, indem man spricht: „Nimm, hier hast du, was du brauchst“ (Nesze, itt van, a mi neked kell). Will der Mann sich die Treue der Gattin sichern, so schreibe er mit seinem Blute auf einen Zettel seinen Namen und lasse diesen Zettel von der Gattin unbewusst verzehren. Desgleichen thuen die Weiber mit ihrem Menstruationblute.

So wie man durch Blut Liebe und Neigung erwecken kann, so ist man auch imstande, Abscheu und Hass hervorzurufen. Schmiert man die Schuhsohlen der Braut vor der Trauung mit dem Blute oder auch nur mit dem Speichel des Bräutigams ein, so wird sie ihrem Gatten bald abhold werden. Oder man schreibt mit dem Blute des Mannes dessen Namen auf ein Taubenei und lässt dies durch das Weib unversehens zertreten; die Liebe des Mannes wird dadurch „zertreten“. Malt man mit dem Blute eines Menschen einen Kopf an eine Wand und sticht eine Nadel in die Figur, so wird der Betreffende an heftigen Kopfschmerzen so lange leiden, bis man die Nadel entfernt. Malt man einen Fuss und durchsticht ihn mit einer Nadel, so bekommt er ein Fussleiden u. s. w.

Noch einige lose Anmerkungen über das Blut. Das Bluttrinken bei Gelegenheit von Bündnissen, Verträgen und Schwüren war auch bei den alten Magyaren üblich. Der anonyme Notarius des Königs Béla (c. 5. 6.) schreibt u. a.: „More paganismo fusis propriis sanguinibus in unum vas ratum fecerunt iuramentum“ . . . ferner: „sanguis nocentis funderetur, sicut sanguis eorum fuit fusus in iuramento, quod fecerunt Almo duci.“ Die sogenannte Szekler Chronik (S. 227), deren ursprüngliche Gesetze auf sechs Steintafeln mit Blut geschrieben waren (Ipolyi S. 532 Anm.) erwähnt: „Profusisque caeteri lacrimis quasi sanguineis, potum prae gaudio celebrantes sumpsere,“ d. h. sie vergossen ihr Blut gleich wie Thränen. Dies Bluttrinken kommt auch beim Totenmal der Verbulesu vor, worüber der Chronist Kéza schreibt: „Pro eo Werbulchu est vocatus, quia Cun avus eius in prelio Crimildino per Teutonicos fuisset interfectus, et id ei pro certo constitisset, volens recipere vindictam super eos, plures Germanicos assari fecit super veru et tanta crudelitate in eos dicitur exarsisse, quod quorundam quoque sanguinem bibit sicut vinum.“

Unschuldig vergossenes Blut lässt sich nicht bergen und offenbart sich stets auf irgend eine Weise. Das Blut des vom Blocksberge bei Ofen herabgestürzten hl. Gerard kann die Donau von den Felsen bis auf den heutigen Tag nicht abwaschen. Im „Leben“ des Heiligen (vita s. Gerardi 20 und chron. bud. 97) heisst es: „Danubius saepe redundans super molem lapidis, in quo contritum est caput s. Gerardi, non potuit sanguinem diluere per septem annos, donec recollectus est a sacerdotibus, nunc in eodem loco, ubi contritum est caput eius, in honorem b. Gerardim. ecclesia sub monte apparet

fabricata.“ Neben Slatina befindet sich ein Hügel mit „roten“ Sträuchern besetzt; ein Brautpaar wandelte einst auf diesem Hügel und wurde von Räubern ermordet, die ihre entseelten Körper den Hügel hinauf- und herabschleiften. (Ipolyi S. 364). Das Blut des unschuldigen hingerichteten D. Banffi sprudelte Jahre lang aus seinem Grabe hervor (Cserei hist. 85). Selbst wenn ein Körperteil, von der Leiche getrennt, anderswo beerdigt wird, so sprudelt Blut hervor. So blutete noch lange das abgesondert beerdigte Herz des Palatins Paul Palffy (Ipolyi S. 364). Zahlreiche Märchen und Sagen erzählen, dass die Wunden des Ermordeten zu bluten begannen, so bald der Mörder sich der Leiche näherte. Dass die Juden Blut christlicher Jungfrauen und Kinder zu rituellen Zwecken verwenden, ist ein in Ungarn leider allgemein beim Pöbel in Umlauf gesetzter Glauben.

Totenfetische bei den Polen.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

(Schluss.)

Die Zauberkraft, die den Pferden zugeschrieben wurde, spiegelt sich wieder in den Praktiken mit deren Skeleten und Schädeln.[108]) Damit im Garten alles gedeihe, hängt der Bauer einen Pferdeschädel am Zaun auf.[109]) Siarkowski teilt aus der Gegend von Kiełce folgenden Spruch mit, der bei diesem Geschäft gesprochen wird: Die bösen und aufgebrachten Leute — damit sie uns den Kohl nicht bezaubern — müssen wir uns vorsehen — und haben eines krepirten Pferdes Kopf hier aufgestellt —.[110]) Einem an Auszehrung kranken Hunde legt man zwischen die Füsschen einen Pferdeschädel; man darf sich nicht umschauen, während man diesen Pferdeschädel holen geht, auch nicht während man ihn trägt.[111]) Ein Pferdeschädel auf dem Querbalken über der Eingangthüre schirmt vor der Pest.[112])

Ein an einer hitzigen Krankheit leidendes Kind wickle man in das noch warme Fell, das man von einem schwarzen Hund gezogen.[113]) Streuet man etwas Erde, die man von unter einem verdeckten Hunde geholt, zwischen ein Liebepar, so müssen die Liebenden auseinander gehen.[114]) Ein verzaubertes Haus bestreicht man mit dem Blute eines schwarzen Hundes.[115]) Damit eine Kuh fett werde, hänge man ihr um den Hals ein Stück Schnur, das man beim Hundeschläger kauft.[116])

Man ziehe um Mitternacht mit geweihter Kreide am Kreuzwege einen 7 Klafter weiten Kreis, drinnen weitere zwei Kreise, stelle sich in der Mitte, lege ein Feuer an, stelle an dieses einen Kessel voll

---

[108]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 106. [109]) Gołębiowski: Lud Polski, Warschau 1830, S. 141. [110]) Siarkowski: Lud okolic Kielc, in Mat. do ant. III Abt. für Ethn. S. 5. [111]) Kolberg: Lud III Kujawy, S. 95. [112]) Gluzinski: a. a. O. S. 257. [113]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 87. [114]) Gustawicz: a. a. O. S. 154. [115]) Maciejowski: a. a. O. S. 167. [116]) Gustawicz: a. a. O. S. 116.

Wasser, und wenn es siedet, werfe man darin eine schwarze Katze, so dass sie sich mit einem Mal abkoche. Ist das geschehen, so klaube man die einzelnen Knochen auf, nehme jeden zwischen die Zähne und schaue in einen Spiegel; alle Knochen werden im Spiegel sichtbar sein, bis auf einen, diesen einen, dessen Bild der Spiegel nicht zeigt, trage man bei sich, und man wird unsichtbar sein, wird unbehindert stehlen können etc.[117]) Der Rotlauf (róża) bei Frauen verschwindet, sobald man ihn mit dem Blut vom abgehauenen Schwanz einer Katze bestreicht; bei Männern muss es ein Kater sein.[118]) Um eine Katze ans Haus zu fesseln, vergrabe man unter dessen Schwelle ein Stück von ihrem Schwanze.[119])

Bienen, welche im Rachen eines getöteten Wolfs nisten, sind ungemein stark, brechen in andere Bienenstöcke ein und rauben den Honig. Bienenzüchter schätzen daher den Rachen eines Wolfs sehr hoch.[120]) Melkt eine Kuh Blut anstatt Milch (was nur die Folge von Zauber sein kann), so beräuchere man sie mit Fleisch von einem Wolf.[121])

Man fängt eine Eidechse, tötet sie, trocknet und zerreibt sie zu Staub; dieser Staub, in Wasser gekocht, ist ein mächtiges Zaubermittel, wodurch das Mädchen die Liebe eines Jünglings unfehlbar gewinnt. Steht aber dieses Gericht einen Tag, so wandelt es sich in ein gefährliches Gift; wer es geniesst, wird verrückt, schwillt und stirbt bald.[122]) Man zerhackt eine Eidechse in kleine Stückchen und reicht sie dem Feinde im Geheimen; aus den Stücken entstehen dann in seinem Innern Eidechsen, welche ihn zu Tode quälen.[123]) Man tötet eine Eidechse, legt in ihren Rachen eine Erbse und vergräbt sie in die Erde; ist die Erbse wieder gewachsen, so bricht man die Schote und nimmt ein Körnchen zwischen die Zähne; man wird dadurch unsichtbar und kann unbehindert stehlen.[124]) Es besteht zwischen dem Hausvieh und der Eidechse ein geheimnisvoller Zusammenhang. Jedes Vieh hat eine bestimmte Eidechse gleichsam als Schutzengel. Es ist daher nicht geraten, eine Eidechse zu töten, denn es könnte das Vieh sterben oder die Kühe Blut anstatt Milch melken.[125])

Kröten säugen zuweilen die Kühe; will man dem vorbeugen, so verbrenne man eine lebendige Kröte in einem verschlossenen Topfe. Man darf ein solches Tier nur von der Ferne töten, denn in der Nähe kann es verzaubern.[126]) Man treibe das Vieh nie mit einem Stocke, womit ein Frosch getötet wurde, sonst „verdorrt“ es.[127]) Podbereski erzählt von einem Fieberkranken, welcher einen getöteten Frosch in einem Beutel so lange am Halse trug, bis dieser eintrocknete. Als er den Beutel abgelegt hatte, bildeten sich darin viele lebendige Frösche, aber mit dem Fieber wars aus.[128]).

---

[117]) Udziela: a. a. O. S. 100; Gustawicz: a. a. O. S. 138. [118]) Kolberg: Lud VII Krakowskie, S. 163. Federowski: Lud okolic Lorek etc. S. 267. [119]) Gustawicz: a. a. O. S. 138. [120]) das. S. 158, Gluzinski: a. a. S. 530. [121]) Gluzinski: das. [122]) Gustawicz: a. a. O. S. 133. [123]) das. S. 133. [124]) das. [125]) das. S. 120 ff. [126]) Udziela: a. a. O. S. 103. [127]) Gustawicz: a. a. O. S. 116. [128]) Podbereski: Mat. do demon. lud uk in Mat. do ant. IV Abt. für Ethnol. S. 62.

Schmier von einem Storche, in Branntwein genossen, entfernt jeglichen Zauber.[129]) Die Tötung oder Beschädigung eines Storches bringt Unglück.[130])

Wer ein Rabenherz oder Rabenfleisch gegessen hat, wird ein Dieb.[131])

Tiere im Glauben der Aelpler.

Von Dr. L. Freytag — Berlin.

(Schluss.)

9. Ganz nahe dem Alber an infernalischem Wesen steht die Habergeis [Zingerle I, 80 ff], die, wie das Volk meint, deshalb so heisst, weil ihre Stimme dem Meckern einer Geiss ähnlich sei. Ob die Ohreule oder Schleiereule, welche damit gemeint ist, der Ziege ähnlich schreit, steht dahin (sie schreit „Uwuwuwu"); ich möchte es für volketymologische Verderbnis halten, und inbezug auf die Deutung des „Haber" lässt mich alles im Stich. Dass es mit dem Haber oder Hafer nichts zu thun hat, versteht sich von selbst; irgend welche mythologische Bedeutung hat der Hafer auch garnicht. Ich dachte schon statt „Habergeise Abergeis zu lesen. (also = nachgeahmte, falsche, zweite Geiss), aber das ist doch gar zu gesucht; die Verderbnis des ersten, vielleicht beider Wörter ist unheilbar. Jedenfalls aber ist die Eule im allgemeinen und die Ohreule im besondern so ziemlich der unheimlichste Vogel, und zwar schon bei den Alten. Jedes lateinische Lexikon bringt unter strix eine Reihe von Stellen bei, welche beweisen, dass das nächtliche Tier für ein blutaussaugendes, harpyienmässiges Ungeheuer galt, und so stand denn auch der Römer dem unschädlichen Tiere ebenso feindselig gegenüber wie der Germane. Der Tiroler Volkglaube ist denn auch inbezug auf die Habergeis besonders redselig. Sie ist halb Vogel und halb Geist, oder sie erscheint auch als Vogel, der wie ein Mann aussieht. Schreit sie vor dem Avegeläute, so bedeutet es Glück, wenn später, Unglück; schreit sie im Spätherbste, so kommt ein langer Winter und grosse Heunot (dies ist wohl nur aus dem Namen herausgeraten); ebenso verkündet ihr Ruf einen baldigen Todfall. Durchweg erscheint sie als ein Teufelvogel, den sich das Volk denn auch mitunter geradezu unter dem landläufigen Bilde des glühenden Drachen vorstellt; hört man ihren Pfiff, so sagt man wohl, „der Teufel juchzt." Als Nachtvogel ist sie mit ihrer verhängnisvollen Macht nur nachts gefährlich; es ist da keinem zu raten ihren Schrei nachzuahmen, denn sie kommt augenblicks und fällt über den Spötter her. Wohl ihm, wenn er sich hinter die Hausthür oder hinter einen weissen Widder retten kann; sonst wird er in Stücke zerrissen,

---

[129]) Gustawicz: a. a. O. S. 109. [130]) das. S. 107. [131]) das. S. 141.

denn der Höllenvogel hat solche Gewalt, dass er selbst einen kupfernen Kessel durchbeisst, der doch sonst böse Kräfte undurchdringlich abwehrt. Es kommt auch vor, dass die Habergeis ihren Verspotter auf eine unzugängliche Bergspitze entführt, wo er elend verhungern muss; selten begnügt sie sich mit geringerer Strafe. Mit dem „Vogel Greif“, dem „Vogel Roch“ oder wie derselbe, der natürlich aus antiken oder orientalischen Traditionen entlehnt ist, sonst heissen mag, hat die Habergeis nichts zu schaffen, auch nicht mit dem Raben, der sonst als „Nachtrabe“ eine ganz ähnliche Rolle spielt und von dem z. B. Seifart a. a. O. II, S. 63 erzählt: „In der Gegend von Alfeld und Freden fliegt nachts ein grosser Rabe mit eisernen Flügeln, der schon manchem das Leben genommen hat. Einst hörte ein Schäfer, der neben seinen Schafen schlief, den Raben heranrauschen und warf schnell sieben Hürden über sich, um sich gegen die Flügel des Raben zu schützen. Dieser aber zerschlug eine Hürde nach der andern und kam bis auf die siebente; an dieser versuchte er indes seine Kraft vergebens, denn sie war von Kreuzdornholz gemacht, und dadurch ward der Schäfer gerettet.“

Der beliebteste aller Vögel ist in den alpinen Traditionen nicht der kinderfreundliche Storch, der sogut wie gar nicht vorkommt, sondern die zierliche Schwalbe. Friedreich [a. a. O., S. 515 ff] weist mit recht darauf hin, dass schon in der antiken Tiersymbolik dies liebenswürdige Vögelchen neben seiner lichten auch eine unfreundliche Seite zeigt. Die letztere beruht aber auf einer echt philosophischen Abstraktion; denn das Geplauder des Tierchens machten nach Plutarch die Pythagoräer zur gedankenlosen Schwätzerei, seine Abneigung, sich von Menschen berühren und zähmen zu lassen, zu menschenfeindlichem Misstrauen und seinen Wandertrieb zum Mangel an Anhänglichkeit; dazu kam noch, dass die Schwalbe den beliebten musikalischen Zikaden eifrig nachstellte und sich nicht, wie der Storch, von Schlangen, Mäusen und Kröten nährte. Deshalb wollten ihr auch die Pythagoräer kein Hausrecht zugestehen; nun, wenn sie auch sonst in der Tiersymbolik ebenso weise gewesen sind, so haben sie sich vielleicht wohl gut auf philosophische Wortspalterei, aber nicht auf das Leben der Natur und ihrer Geschöpfe verstanden. Alte Dichter und berühmte Weise, die keine Philosophen waren, haben in der Stimme der Schwalbe den Ausdruck tiefer Klage und wehmütigen Jammers gefunden; so erscheint sie in einer Stelle des Propheten Jesaias (38, 14) und auch bei griechischen und lateinischen Dichtern. Merkwürdig ist es, dass das überaus reinliche Tierchen zum Symbol der schlampigen Nachlässigkeit werden kann; in einer rumänischen Sage wird ein Mädchen, das unordentlich war und Andere verlästerte, in eine Rauchschwalbe verwandelt, und ich besinne mich auch, dass meine Mutter, wenn ich einmal gerauft hatte und unsauber aussah, mir zurief: Du sühst jo ût wie ne Rôksw lke. In germanischen Traditionen überwiegt aber die freundliche Seite die schlechte bei weitem; in christlichen Legenden erscheint das Tierchen

als treu und gutartig; als Frühlingsymbol wie als Hausfreund des Menschen ist sie im Volke sakrosankt wie der Storch. Diejenigen, die dem Volke den harmlosen Glauben an den Storch, die Amsel oder die Schwalbe nehmen wollen, versündigen sich an der Volksseele und wissen nicht, was sie thun. Glücklicherweise sind wir noch nicht so weit, und nach wie vor gilt in unserm Volke das Wort, dass die Zerstörung eines Storchen- oder Schwalbennestes ein verderbenbringendes Unglück ist. Diese echt germanische Schwalbenliebe spricht Shakespeare treffend aus, wenn er [Macbeth I, 6] den redlichen Banquo sagen lässt:

„Und dieser Sommergast,
Die Mauerschwalbe, die in Tempeln wohnt,
Zeigt durch ihr gern gelittnes Baun, dass hier
Des Himmels Atem zum Verweilen ladet:
Kein Dach, kein Sims, kein Pfeiler, keiner Zahnung
Gelegenheit, wo dieses Vöglein nicht
Sein schwebend Bett gebaut und seine Wiege!
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo er am liebsten wohnt.“

Wie das alpine Volk die Schwalben liebt, erhellt am besten aus Zingerles Berichten [I, 88 ff]: Die Schwalben haben Gottvater beim Himmelbau geholfen, und sie sind Muttergottesvögel; sie bedeuten Glück, und das Haus, in dem sie nisten, ist von Gott gesegnet; deshalb kommt es oft vor, dass Leute Tag und Nacht die Fenster offenlassen, um ihnen den Eingang nicht zu verwehren. Wenn man eine Schwalbe tötet oder verjagt, so geben die Kühe rote Milch und hat man Unglück mit dem Vieh; wo sie nisten, gibts keinen Unfrieden, und wie ihre Anwesenheit dem Dorfe Glück bringt, macht es ihre Flucht arm. Wenn man eine Schwalbe schiesst, bedeutet es Unheil; der Himmel teilt sich, oder es sterben Vater oder Mutter. Wer im Frühjahre die erste Schwalbe sieht, soll sogleich stillstehen und mit einem Messer unter dem linken Fusse in die Erde graben; er wird dann eine Kohle finden, die das kalte Fieber vertreibt. Man sagt auch, dass die Schwalben, wenn sie sieben Jahre in einem Neste gebrütet haben, darin ein Steinchen zurücklassen, das grosse Heilkraft besitzt; namentlich soll es Augenübel heilen. Das ist also der gerade Gegensatz zum Rabenstein; der Rabe ist ein Träger des dämonischen, die Schwalbe eine Trägerin des guten Elementes. Darum ist auch ein Haus, in welchem diese Vögelchen nisten, vor dem Blitze sicher, und damit erhält auch die bekannte Wetterregel, nach welcher die hochfliegenden Schwalben gutes, die tieffliegenden schlechtes Wetter verkünden, eine neue Beleuchtung. In Tirol ist die Schwalbe ein Lieblingtier der Himmelkönigin: am Feste von Mariä Verkündigung (25. März) kommen sie, am Feste von Mariä Geburt (8. September) fliegen sie fort; am letzteren Tage werden vielfach Kräuter geweiht. Es ist also auch hier die christliche heilige Jungfrau, wie so oft, mild und versöhnend an die Stelle der heidnischen Göttin getreten.

Serbischer Zauber und Brauch Kinder halber.

Von Friedrich S. Krauss.

II. 8. Will die schwangere Bäuerin ihr Kind im Leibe vergiften, um es zu abortiren (da dete u sebi otruje, da pobaci), so nimmt sie ¼ Oka (einen Liter) Färberrötel (rubia tinctorum Linn.), verpulvert den Stoff, kocht ihn früh morgens ab und trinkt auf nüchternen Magen einige Tage hintereinander so heiss als möglich mehrere Tassen dieser Brühe. Dann bringt sie ein totes Kind ehestens zur Welt. Soll gewöhnlich dem Weibe sehr schlecht anschlagen. (Slavon. und Bosnien.)

9. Oder, die Schwangere nimmt Bilsenkrautwurzel (koren od bune. hyoscyamus Linn.), eine traubenähnliche Bilsenkrautdolde und Stechapfelsamen (sjemena ot tabule, datura stramonium Linn.), verpulvert diese Dinge und nimmt sie in einem Getränke zu sich. Die Weiber sagen, es wäre ein entsetzlicher Trank, auf den man sich sogar die Leber ausbrechen könne. (Slavon. und Bosnien.)

10. Wenn eine Frau im zwölften Jahre ihrer Ehe noch kein Kind bekommen hat, so empfiehlt man in Bosnien folgenden Zauber. Ein schwangeres Frauenzimmer muss einen Stein auf einem Birnbaum (kruška jagodnjača) suchen, der zufällig auf dem Baume liegen geblieben, als jemand mit Steinwürfen reifende Früchte abschlug. Die Schwangere hat nun den Baum zu schütteln und den herabfallenden Stein mit den Händen aufzufangen, damit er den Erdboden nicht berühre. Diesen Stein trägt sie nun im linken Schosszipfel ihres ihr als Rock dienenden Hemdes zum Bache, füllt über den Stein hinüber einen Wasserkrug mit Wasser an und trägt alles heim. Sodann nimmt sie thaufrisches Gras (rosopadne trave) und spricht in den Krug und ins Wasser die Beschwörung hinein: „Die und die soll in gesegnete Umstände kommen!“ Hernach überbringt sie der Unfruchtbaren den Krug mit dem Wasser zum Trinken, übernimmt deren Trauunggewand und trägt es drei Monate oder noch länger um den Leib gewunden, bis die Frau, welcher der Zauber zugedacht ist, zu fühlen beginnt, dass sie ein Kind im Leibe nähre (da je zbremna). Die Wasserüberbringer darf im betreffenden Hause nicht einmal einen Bissen Brot geniessen (von einer Bezahlung für die Dienstleistung darf vollends keine Rede sein), sonst bleibt das Mittel wirkungslos. (Boguтovo selo. Vom Bauer Pero Božić. Aufgezeichnet v. Th. Dragičević.)

11. Um Kinder zu bekommen sucht die kinderlose Frau ein Kraut, welches man **apijun** nennt (das Wort kommt in keinem Lexikon vor), schneidet die Wurzeln klein, fängt Mühlradgischt (voda omaja) auf, lässt die Wurzeln in dem Wasser säuern und trinkt davon. Dann windet sie ihren Brautgürtel um einen frisch gepropften Obstbaum, und falls das gepropfte Reis gedeiht, wird auch sie schwanger werden. (Ebenda. Ders.)

12. Beim Ankleiden zur Trauung hängt die Braut ihr Gewand an einen Nagel, um als Frau männliche Kinder zu gebären, will sie aber weibliche, vollwangige, pralle Kinder haben, so kleidet sie sich vom Polster an, d. h. sie legt die Kleider zuerst auf die vollgestopften, harten Bettkissen. (Ebenda. F. S. K.)

13. Will ein Mädchen als Frau einmal lauter männliche Kinder gebären, so flicht sie am Werbetage einen Kranz aus blühenden Aehren und blickt am Hochzeittage durch den Kranz ihren Bräutigam und das Hochzeitgebäude an. Dazu sagt sie: silni svatova, mnogi sinova! (Gewaltiger Hochzeitzug, zahlreiche Söhne!) Jamina, Slavonien. Von der Bäuerin Smiljana Bukovičanin. Aufg. Th. Dragičević.

14. Wünscht eine Mutter, die lauter weibliche Kinder zur Welt gebracht, auch ein männliches zu gebären, so wickelt sie das „Hemdchen", d. h. die Glückhaube (pometina) bzw. d. Nachgeburt, ihres jüngstgeborenen Mädchens in ein Hemde ein, welches ihr Mann auf dem Leibe getragen, und vergräbt es in die Erde. Hierauf wird, so glaubt man, das nächste Kind gewiss ein Knabe sein. (Lika. Ders.)

15. Wenn in einer Hausgemeinschaft eine Frau nacheinander weibliche Kinder zur Welt bringt, was als ein Unglück empfunden wird, weil man in der Wirtschaft auch Knaben bedarf, so legen die Weiber die Wöchnerin nach der Niederkunft, nachdem man sie gebadet und mit reiner Wäsche bekleidet, auf das frisch aufgerichtete Kindbett auf die rechte Seite hin und sprechen dabei: Bože pomozi i sveta nedilja! ova žena ne triba više ženske dice! (Hilf Gott und du hl. Sonntag! Dies Weib braucht keine weiblichen Kinder mehr!) (Pleternica, Slav. Aufg. F. S. K.)

16. Sterben einer Frau die Kinder hin (kat se deca ne dadu), so nehmen alte Weiber ohne Vorwissen der betroffenen Mutter, zu deren Gunsten der Zauber angestellt wird (kojoj gataju) von einem verendeten Rosse ein Hufeisen und übergeben es einem Schmiede. Der hat nun um Mitternachtzeit (u gluho doba noći), ganz unbekleidet, „wie ihn die Mutter geboren", aus jenem Hufeisen einen Armring (belenzuke) zu schmieden. Diesen Ring muss nun das Weib am rechten Arm immerdar tragen, damit ihr die Kinder am Leben bleiben. (Slav., Bosn. u. Serbien.)

17. Hat eine Frau das Unglück, dass ihr die Kinder frühzeitig sterben, weil Hexen den Kindern das Herz ausfressen, so suche sie im Walde einen selbstgewachsenen Weissdorn (gloščić samonik), schäle ihm die Rinde ab, thue dazu Basilicum und Muttergotteskraut und trage diese Dinge um den Leib gewunden, wann sie schwanger geht.

18. Wünscht die Bäuerin nach der (schweren) Niederkunft längere Zeit keine Kinder mehr zu gebären, so spinnt sie linkhändig auf eine neue Spindel einen Zwirnfaden (aus Hanf) und knotet soviel Knoten in den Faden hinein, als sie Jahre hindurch nicht schwanger werden mag. Bei jeder Verknotung muss sie sprechen: Mili Bože i nedilja mlada! Kad ja ovaj uzal odvezala onda ja dite rodila!

(Lieber Gott und heilige Sonntag! wann ich einmal diesen Knoten auflöse, dann soll ich auch ein Kind gebären!) Wann sie darauf nach dem Wochenbett das erste Mal wieder einen Teig geknetet, muss sie das Händewaschwasser mit den Teigstückchen über den Reif (aus Eisen) eines Fasses schütten und dazu sprechen: 'Kat se taj obruč izlisto, onda ja dite rodila!' (Wann sich einmal dieser Reif zerblättert, soll auch ich ein Kind zur Welt bringen!) Beim ersten darauffolgenden Kirchgang hat sie mit dem Fass an die Kirchenwand zu stossen und zu sagen: 'Kat se ova crkva pomakla, ja dite rodila!' (Wann sich diese Kirche von der Stelle rühren wird, mag ich ein Kind gebären!) (Slavonien, Pleternica. F. S. K.)

19. So zaubert (vrača) eine Wöchnerin, um keine Kinder mehr zu gebären: sie zieht aus den Leinwandhosen ihres Mannes das Gurtband heraus, macht soviel Knoten als nur möglich hinein und steckt es in den Busen mit den Worten: Kad ove uzlove odvežem ja dite ponila! (Wann ich einmal diese Knoten auflöse, soll ich auch wieder mit einem Kinde schwanger gehen!) Ferner tritt sie beim ersten Kirchgang mit dem linken Fuss fest auf die Kirchenschwelle und sagt dazu: Kat se ovaj kamen odavle makne onda ja dite opet rodila! (Wann sich dieser Stein von dieser Stelle rühren wird, soll auch ich wieder ein Kind gebären!) (Pleternica, Slav. F. S. K.)

20. Folgender Zauber wörtlich von einer des Schreibens kundigen Bäuerin in Pleternica in Slavonien am 30. Oct. 1888 auf Wunsch meiner verew. Mutter niedergeschrieben: čarka, koja žena u gusto rodi djecu. Kat (se) dite rodi, pupak mu se veže. Onaj konac, čim se pupak veže, triba njega odugačka ostavit. Kad onaj pupak od diteta otpadne, ona ista žena koja je to dite rodila, ako joj rada da više dice ne rodi čarka: da uzme onaj konac i onaj pupak u ruku, klekne na gola kolina pa se okrene suncu i islasku: 'Pomozi Bože i gojspo!' pa na onom istom koncu, što je pupak svezan, na taj konac zaveži devet uzlića, reci devet puta: 'Pomozi Bože i gojspo! ja ne zavezujem oviju uzlića, već ja zavezujem, da djece ne rodim!' I devet puta gojspu pozdravit i uvik na kolini klečat; drugi dan osam puta gojspu pozdravit, treći dan sedam puta gojspu pozdravit a četvrti dan šest puta gojspu pozdravit, peti dan pet put gojspu pozdravit, šesti dan četir put gojspu pozdravit, sedmi dan tri puta gojspu pozdravit, osmi dan dva puta gojspu pozdravit, deveti dan jedan puta gojspu pozdravit. Onda izgovorit tri očenaša i tri zdrave Marije i kazat: 'Pomozi Bože i gojspo i sveto ime Isusovo, da mi se smiluje gospodin Isukrst i sveta gojspa, da mi moje čarke, koje sam ja čarala, da mi se prime, da ja više djece ne rodim. Jesam dosta u porodu tešku muku podnila!' Onda u jutru rano u stup zavrtat i onaj isti konac na kom su uzlići zavezani; onda u onu vrtljinu turit, onda drinovim klinom zabit, onda kazat: 'kat se ja ovoga konca dodila, onda ja dite ponila!' (Zauber für ein Weib, das in dichter Folge Kinder gebärt. Wann ein Kind zur Welt kommt, bindet man ihm die Nabelschnur. Den Faden, mit dem man den Nabel unter-

bindet, muss man etwas länger lassen. Wann das Nabelstück vom Kinde abfällt, muss die Mutter des Kindes, falls sie keine Kinder mehr zur Welt bringen will, diesen Zauber anstellen: sie nehme jenen Faden und jenes Nabelstrangstück in die Hand, lasse sich auf die nackten Knie nieder und spreche gegen Sonnenaufgang gewandt: ‚Hilf Gott und [Gnaden-]Frau!' Knüpfe in den besagten Faden neun Knötchen und sprich neunmal: ‚Hilf Gott und [Gnaden-]Frau! ich knüpfe nicht diese Knötchen, vielmehr verknüpfe ich [mich], damit ich keine Kinder gebäre!' Und neunmal hat sie das Ave Maria zu sagen und unablässig dabei zu knien. (Am zweiten Tage betet sie bloss achtmal das Gebet, am dritten siebenmal vor, am neunten letztlich nur einmal). Darauf betet sie drei Vaterunser und dreimal Ave Maria und spricht: ‚Hilf Gott und du [Gnaden-]Frau und heiliger Name Jesu, möge sich meiner erbarmen Jesus der Herr und die heilige [Gnaden-]Frau, auf dass meine Zauber, die ich angestellt, zu Gutem ausschlagen und ich keine Kinder mehr gebäre. Habe schon genug bei Niederkünften schwere Not ertragen!' Hierauf muss sie am Morgen früh in den Stützbalken ein Loch bohren, den bewusten Faden mit den Knötchen in die Bohrlücke hineinstecken, die Öffnung mit einem Keil aus Kornellholz zupropfen und sagen: ‚Wann ich [je wieder] diesen Faden berühre, dann soll ich in andere Umstände kommen!')

Spukgeister (Schlesien).

Um den Anfang dieses Jahrhunderts herum bewohnte das herrschaftliche Schloss zu Pangel bei Nimptsch eine bitterböse Frau aus dem edlen Geschlechte derer von Prittwitz-Gaffron. Diese Dame war mit keiner Leistung ihrer Untergebenen zufrieden, schimpfte den ganzen Tag über „wie ein Rohrspatz“ auf ihnen herum, gönnte ihren Leuten das tägliche Brot nicht; ja, sie ging sogar so weit, dem „freiledigen“ Gesinde bei Nacht den Sauerteig aus dem Backtroge herauszuraffen und den Schweinen vorzuwerfen. Dafür wurde sie nach dem Tode von Gott gar arg gestraft, allnächtlich musste sie „wiederkommen“, im Gehöft ruhelos umherschweifen, den Mägden weiter den Sauerteig ausraffen u. s. w. So jagte sie z. B. den greisen Hofwächter, wenn er sich bei Nacht etwa irgendwo niederlegen wollte, um ein wenig zu schlafen, gar unsanft auf, zupfte ihn bei den Haaren, gab ihm einige urkräftige Maulschellen oder versetzte ihm Rippenstösse, bloss dicht vor den Thoren des Schafstalles hatte der Alte Ruhe, dort konnte ihm der Spuk nichts anhaben. — Im Schlosse selbst stiftete das „Imgiehla“ natürlich ebenfalls allerhand Unfug, polterte mit den Tischen und Stühlen, warf Thüren krachend zu, klirrte mit Ketten, lärmte, schrie, heulte und stöhnte, dass den Bewohnern des Herrenhauses oftmals die Haare zu Berge standen.

Einst übernachtete nun ein der Familie eng befreundeter geistlicher Herr im Schlosse; selbst diesem liess das Gespenst keine Ruhe. Beständig rumorte ein unsichtbares Etwas im Zimmer herum, bald

vernahm der Prediger leises Geflüster, bald Ächzen und Stöhnen; so oft er ein Licht anzündete, wurde dieses durch einen scharfen Hauch ausgelöscht u. s. f. Dem Diener Gottes wurde gar bald unheimlich zu Mute, er kleidete sich daher an, setzte sich auf die Thürschwelle und begann zu beten. Das Geräusch dauerte fort, aber das wieder entzündete Licht brannte fort, wurde nicht wieder verlöscht. Auf den Rat dieses Pfarrers liess der Schlossherr bald einen „berühmten“ Schwarzkünstler kommen; der fing den Geist der „Gnädigen“ in einem Sacke aus Wichsleinwand auf und verbannte ihn in einen Tümpel des bei Pangel vorbeifliessenden Baches.

Eine der eben skizzirten Sage nicht unähnliche kursiert in meinem Geburtorte Schlaupitz b. Reichenbach a. d Eule. Auch in unserem Dörflein trieb in einer unfern der Pfarrkirche gelegenen Hütte um den Anbruch des laufenden Säculum der Geist von einem bitterbösen, gottlosen Weibe sein Unwesen: die Schlehen, richtiger Schröter webern. Sie hatte bei Lebzeiten nie die Kirche besucht und sogar an hohen Feiertagen während des Gottesdienstes ständig am Webstuhle gesessen. Dieses Gespenst wurde ebenfalls vom Schwarzkünstler, deren es früher nicht wenige gegeben haben soll, eingefangen und in eine Schlehdornhecke am Rande eines kleinen Gebüsches unweit von Lauterbach verbannt. Hier sollen noch heutigen Tags manchmal Leute von ihr „verführt“, d. h. irregeleitet werden.

Vor ca. 20 Jahren ging ein Mann aus Schlaupitz, dem man den vielsagenden Namen „Spitzbubawinkler“ allgemein beigelegt, beim Einbruch der Nacht die Ufer des sogen. „Schwarzen Grabens“ entlang, um ein Paar Krebse zu stehlen, da sah er auch einen alten, morschen Weidenstumpf stehen. Natürlich brach er ihn ab, hockte ihn auf den Rücken und machte sich heimwärts. Gar bald wurde ihm entsetzlich heiss, sein „Buckel“ däuchte ihm zu brennen, dennoch rastete er nicht, bis er vor die Thür seiner Wohnung kam; dort erst legte er den Stamm ab und betrachtete ihn näher, er konnte nichts Aussergewöhnliches an ihm finden, als er aber weggehen wollte, da fing der vermeintliche Weidenstumpf an hell zu brennen und rannte davon. Es war ein Feuermann gewesen, den er getragen. Diese Feuermänner, es „sind büssende Geister solcher Leute, welche sich nachbarlichen Grund und Boden unrechtmässig zugeeignet haben“ (Lompa), greifen nun nach Weinhold, „in die traurige Welt der in Sünden brennenden Seelen hinein“ (Schles. Provinzbl. neue Folge, Bd. I., p. 193 ff. und Joh. Lompa cov. loca p. 393 ff.), die oben registrierte Sage enthält mithin eine feine Ironie. Die Feuermänner (oberschles. „swiecki“) pflegen sonst nur Wanderer ein Stück weit zu begleiten, Verirrte in dunklen Nächten auf den richtigen Weg zu bringen; dafür muss man sich bei ihnen folgendermassen bedanken: „Gott bezahl Dir's“, „Bezahl Dir's Gott“. „Bezahl Dir's unser Herrgott“, sonst setzen sich die unheimlichen Gesellen auf den Firsten des Wohnhauses und zünden es an. (von Weinhold und Lompa nicht erwähnt.)

Karl Knauthe, Schlaupitz.

Kleine Mitteilungen.

Abzählreime. Fin Olesk bis kan Bisk über Trisk. chapt a Vojgel a Bichs in Pisk. (Bei jüdischen Kindern in Galizien.)

Krakau. J. A. Charap.

Ekete—pekete—zukete—me—abel—fabel—domi—ne—elz—pelz—perla—pupf—naus—traus—marsch hinaus.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Kettenreim. Zu dem im „Urdsbrunnen“ VII, S. 191, ferner im „Urquell“ I, S. 125, 172 u. 188 f. in vier Fassungen mitgeteilten Kettenreime ist zu bemerken, dass eine fünfte Variation bereits im „Wunderhorn“ S. 812 f. (Reclam) abgedruckt war.

Kinderreime aus der Bukowina. 1. Peter und Paul — die Mädchen (Buben) sind faul — die Buben (Mädchen) sind fleissig — um ein Gulden dreissig. 2. Regen-Regentropfen — die Buben (Mädchen) muss man klopfen — die Mädchen (Buben) in das Federbett — die Buben (Mädchen) in den Gänsedreck. 3. Fängt das Kind einen Schneekäfer, so spricht es zu wiederholten Malen, bis er seinen Saft gelassen hat, zu ihm die Worte: „Doktor, Doktor, lass mir Blut.“ Im Westen soll der Käfer mit den Worten „Bader, lass Ader“ angeredet werden.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Ball der Tiere. Von dem fünfjährigen Sohn eines Seminardirektors, der früher kurze Zeit in Ostpreussen angestellt gewesen, hörte ich folgenden Reim: Wir geben einen Ball, sprach die Nachtigall. So—o? sprach der Floh. Was werden wir denn essen? sprachen die Wespen. Nudeln, sprachen die Pudeln. Was wollen wir denn trinken? sprachen die Finken. Wein, grunzte das Schwein. Nein, Bier, brüllte der Stier. Wo werden wir denn tanzen? sprachen die Wanzen. Im Haus, sprach die Maus.[1] H. Volksmann.

Tiersprache. Die Amsel singt: Marl host d' Kuh verlurn, d' Küh verluren, dort giht se dort giht see. Der Goldammer singt: Tschiedl Tiedl Tidl Tidl Tisild wie gehehehehehets?! Die Gans ruft: Agath, Berta, Agath, Berta.

Aus dem Isergebirge in Böhmen. M. Rösler.

Blutzauber. Ein Züricher, namens J. H. Landolt, der 1782—786 eine Reise durch Europa unternahm, berichtet in seinem Tagebuche aus Hamburg vom 13. Juli 1784: „Gegen Mittag sahen wir zwei Weibspersonen, eine alte Mutter mit ihrer Tochter ausführen, um lebendig gerädert zu werden. Sie hatten mit Beihülfe eines Freundes, der nachher sich selber ums Leben brachte, einen Juden ermordet, um sein Blut und andere Teile von ihm zur Bannung des Teufels und andere Hexereien zu brauchen.“ (Zeitschrift f. d. Gesch. d. Juden in Deutschl., herausg. von Prof. Dr. Ludw. Geiger. B. V., S. 398, Braunschweig 1892.) K.

Hochzeithindernis. Bautzen, 15. Juni. Berliner Tageblatt Nr. 301, Freitag, 17. Juni 1892, 1. Beiblatt. Dieser Tage sollte in einem benachbarten Dorfe die Hochzeit eines sehr wohlhabenden Paares stattfinden. Alles war fertig, das Hochzeitmahl hergerichtet, und das Brautpaar schickte sich an, den Gang auf das Standesamt in Begleitung der Hochzeitgäste zu thun. Beim Austritt aus dem Wohnzimmer blieb zufällig die Braut am Thürhaken hängen, und riss ein gewaltiges Dreieck in ihr Hochzeitkleid. Alles war bestürzt über das schlimme Vorzeichen. Notdürftig wurde der Riss zugenäht, Als aber beim Eintritt in das Zimmer des Standesbeamten der gleiche Unfall vorkam, und die Braut wieder an einem Nagel hängen blieb, war kein Halten mehr. Die Braut weigerte sich entschieden. Die Hochzeit unterblieb.

Zu Heilzwecken verwandte Körperteile. Auch in meiner Jugendheimat, im Lüneburgschen, werden menschliche Körperteile und Verwandtes zu Heilzwecken u. a. in zaubergläubischer Weise gebraucht. Ich will nun das Folgende berichten: Die Haut unter dem Knie wird mit dem daranhaftenden Schmutze abgeschabt und gegen verschiedene Krankheiten eingenommen. Menschlicher Kot wird zur Heilung

[1]) Vrgl. Frischbier, Preussische Volkreime und Volkspiele S. 71.

auf Wunden gelegt, desgleichen werden solche mit Urin gewaschen. Mit letzterem werden Pfannkuchen gebacken und dem Kinde, das das Bett nässt, zu essen gegeben. Blut, das bei der Hinrichtung entströmt, soll sehr heilsam sein, besonders auch Schwindsüchtigen. Eiter und Warzen muss man an Lappen, Taschentücher u. s. w. wischen; dann verlassen die Gebrechen den Leidenden und der Finder bekommt sie. Ausfallende Milchzähne muss man rücklings über den Kopf werfen, sonst kommt kein neuer Zahn. Der Nabel des Kindes wird oft im Koffer aufbewahrt oder auf den Ofen geworfen, zum Wohle des Kindes. Herz und Fett Ungeborner soll zu manchem Zauber, besonders den Dieben nützlich sein. Vor etwa 20 Jahren entstand noch ein Gerede, das ganz bestimmte Männer beschuldigte, von einem anderen sein erwartetes Kind gekauft zu haben.

Hamburg. P. Ch. Martens.

Reinhold Köhler,

einer von den besten und tüchtigsten Volkforschern, einer der rühmlichsten Mitbegründer unserer Wissenschaft ist am 16. August d. J. in seiner Geburtstadt Weimar verschieden. Sein plötzliches Ableben hat uns aufs tiefste erschüttert. Freundschaftlich liebenswürdiges Begegnen, Hilfbereitschaft und Uneigennützigkeit sind die Eigenschaften der echten Volkforscher einer jeden Nation, soweit wir die Genossen im Laufe der Jahre kennen gelernt. Unser Reinhold Köhler überragte aber auch darin alle, sowie er durch die ausserordentliche Fülle seines Wissens, durch die Klarheit seines Urteils und die kaum übersehbare Menge wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen, die er in Zeitschriften veröffentlichte, die Bewunderung und Anerkennung aller Forscher sich erworben. Er war uns allen ein Vorbild und ein Führer. Als man mir vor drei Jahren die Leitung des Ur-Quells übertragen hatte, schrieb er mir, ohne dass wir früher je in Verkehr gewesen, es freue ihn herzlich, dass ich das Blatt übernommen, weil endlich auch Deutschland eine gute Zeitschrift für Volkkunde erhalten werde, und er selber sei bereit, mich hierin zu unterstützen. Er war mir von da ab in vielen Dingen ein treuer und vortrefflicher Berater. Auf die wissenschaftliche Gestaltung des Ur-Quells hat er einen bestimmenden Einfluss ausgeübt. Anfangs October 1890 zog er sich durch einen Sturz von einer Leiter in der Grossherzogl. Sächs. Bibliothek, deren Oberhaupt er war, einen Schenkelbruch zu, der zwar geheilt werden konnte, doch in den Folgen auf den ganzen Organismus zerrüttend einwirkte. Eine regelmässige literarische Tätigkeit war dadurch ausgeschlossen. Der Gedanke, dereinst wieder zu seinen überaus geliebten Arbeiten zurückkehren zu können, erfüllte ihn bis zuletzt, und er ist mit ihm aus dem Leben geschieden.

Geboren ward der Verewigte am 24. Juni 1830 als der Sohn des Konsistorialrates und Hofpredigers zu Weimar. Die Universitätstudien machte er in Jena, Bonn und Berlin durch Ende der fünfziger Jahre trat er in den Dienst der Grossherzogl. Bibliothek. Von da ab begann seine fast ununterbrochene Tätigkeit auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte und der Volkkunde. Seine Belesenheit war wahrhaft erstaunlichster Art. Er wusste schier alles und war jederzeit willig, jedem Forscher mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Manches fremde Werk gelangte nur dadurch zur Bedeutung, weil er es mit Anmerkungen einbegleitet hatte. Eine Sammlung aller seiner Studien wäre für unsere Wissenschaft von sehr bedeutendem Werte. Er war und ist einer der meist citirten Volkforscher der Gegenwart Nicht allein in der Wissenschaft wird Reinhold Köhler, dieser echte Vertreter deutscher Gelehrtheit und Gründlichkeit, sondern auch im Herzen aller, die ihm nahe gestanden, ein bleibendes Andenken behalten. Das war ein Mann! Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

III. B. X. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Menschenopfer bei den Römern.

Nach den Darstellungen der ältesten christlichen Apologeten und Kirchenväter — Tertullianus, Minucius Felix, Augustinus, Lactantius u. s. w. — war die Religion der heidnischen Römer ein wüstes Gemisch von Unzucht, Grausamkeit und Menschenmord.

Eine ganz entgegengesetzte, viel mildere und freundlichere Schilderung der römischen Religion, besonders in Bezug auf die Menschenopfer, gibt uns Mommsen im zwölften Kapitel des ersten Buches seiner Römischen Geschichte.

Nach ihm beschränkten sich die Menschenopfer selbst in den ältesten Zeiten Roms auf „den Schuldigen, der vor dem bürgerlichen Gericht überwiesen ist, und den Unschuldigen, der freiwillig den Tod wählt“ . . . . den braven Bürger, der sein Leben den über die Gemeinde erzürnten Göttern als Sühnopfer darbringt. „Menschenopfer anderer Art, welche dem Grundgedanken der Opferhandlung zuwiderlaufen,“ sagt Mommsen ferner, „und wenigstens bei den indogermanischen Stämmen überall, wo sie vorkommen, auf späterer Ausartung und Verwilderung beruhen, haben bei den Römern nie Eingang gefunden; kaum dass einmal in Zeiten höchster Not auch hier Aberglaube und Verzweiflung ausserordentlicher Weise im Gräuel Rettung suchten.“

Das hat der berühmte Historiker Roms vor dreissig Jahren geschrieben. Heutzutage, da die indogermanische Verwandtschaft immer deutlicher als Sprach-, nicht als Blutverwandtschaft erkannt wird, dürfte die Theorie von der Unschuld und Gutmüthigkeit der Urarier, die sich erst später in Zeiten der Ausartung und Verwilderung, wahrscheinlich von den bösen Semiten und Turaniern, zu Menschenopfern verleiten liessen, sich kaum aufrecht erhalten lassen.

Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei den lateinischen Stämmen[1]), namentlich den Sabinern, die Menschenopfer, beim Cultus ihres Hauptgottes Mamors (Mavors, Mars) und in Zeiten grosser Not wurde ihm der ganze Ertrag eines Frühlings an Pflanzen, Tieren und Menschen (ver sacrum) gelobt. Nach erhörtem Gebet wurden alle Geburten des Frühlings an Menschen, Tieren und Feldfrüchten dem Gotte geopfert.

Aber schon in alter Zeit wurde diese Sitte gemildert, und nach der Sage soll Herkules die Menschenopfer der Sabiner abgeschafft haben. Er lehrte sie das Orakel richtig verstehen und statt der Menschen (Φῶτες) Lichter (Φῶτα) darzubringen. Später wusste man sich mit dem Gebot des Menschenopfers auf listige Weise abzufinden, die Götter zu betrügen, indem man Zwiebel- und Mohnköpfe statt der Menschenköpfe opferte oder dem seine dreissig Menschenkörper verlangenden Vater Tiberis dreissig aus Binsen geflochtene Puppen in die Wellen warf[2]).

Auch beim Ver sacrum wurden dann nur die Tiere und Feldfrüchte wirklich geopfert, die Kinder liess man heranwachsen und schickte sie dann in die Fremde, sie gleichsam dem Willen des Gottes überlassend. In der Formel des Ver sacrum-Gelübdes, welche Livius beim Jahre 217 v. Chr. mitteilt (lib. XXII 10), ist schon nur von quod ver attulerit ex suillo, ovillo, caprino, bovillo grege und nicht mehr von Menschenkindern die Rede.

Man glaube aber nicht, dass damit alle Menschenopfer abgeschafft wurden. Sie blieben ein integrirender Teil des römischen Staatscultus, freilich nicht von alltäglichem Gebrauche, aber als ausserordentliches Hilfmittel in grosser Not und Krieggefahr, gewissermassen als „letztes Aufgebot“. So finden wir die Menschenopfer noch fünf Jahrhunderte nach dem erwähnten gemilderten Ver sacrum und drei Jahrhunderte nach Christi Geburt in dem noch heidnischen römischen Staatswesen.

Wir wollen in Folgendem eine chronologische Darstellung derselben, grösstenteils nach heidnischen Autoren geben.

Den erwähnten gemilderten Ver sacrum hatten die Römer nach der Niederlage am trasimenischen See gelobt. Er scheint aber wirkunglos geblieben zu sein, denn im nächsten Jahre wurden sie von Hannibal bei Cannae erst recht aufs Haupt geschlagen. Nun mussten stärkere Mittel angewendet werden, besonders da auch zwei vestalische Jungfrauen ihre Keuschheitgelübde gebrochen hatten. Auf Anraten der sibyllinischen Bücher wurden daher auf dem Forum boarium ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin lebendig begraben, an der schon früher zu Menschenopfern benutzten Stelle[3]).

---

[1]) Ueber Menschenopfer bei Griechen und andern Völkern wird bei anderer Gelegenheit gehandelt werden. [2]) „Hierin konnte nur unüberlegte Auffassung Ueberreste alter Menschenopfer finden“ meint Mommsen. Warum? [3]) „Jam ante hostiis humanis imbutum“ sagt Livius (XXII 57), setzt aber mit patriotischer Scham hinzu: „minime Romano sacro“. S. auch Plutarch in der Biographie des Marcus Claudius Marcellus.

Anderthalb Jahrhunderte später sollen Catilina und seine Genossen bei ihrer Verschwörung gegen die Republik Menschenblut getrunken haben[1]). Es mag dies vielleicht nur Privataberglauben gewesen sein, aber dass es kein Ausnahmfall war, dass Menschenopfer vom dritten bis zum ersten Jahrhundert v. Chr. in Rom nicht sehr selten waren, beweist das dagegen unter dem Consulat von Cn. Cornelius Lentulus und P. Licinius Crassus a. U. 657 (97 v. Chr.) ergangene Verbot, von dem Plinius (Hist. nat. XXX 3) berichtet. Doch soll noch sechzig Jahre später Sextus Pompejus dem Neptun Menschen als Dankopfer dargebracht haben[2]).

Komisch ist es, wenn Plinius (H. N. XXX 4) die römische Civilisation rühmt, welche die Menschenopfer bei den Galliern abschaffte, nachdem er hundert Seiten früher (XXVIII 3) selbst gesagt hat, dass der Brauch, beim Ausbruch eines Krieges ein Menschenpaar aus dem feindlichen Volke lebendig zu begraben, noch zu seiner Zeit (23—79 n. Chr.) in Rom bestand.

Nero scheint Menschen mehr aus Grausamkeit als aus Aberglauben geopfert zu haben[3]) und Antinous hat sich freiwillig für Hadrian geopfert[4]). Dieser Kaiser soll auch die Menschenopfer beim Mithrasdienst abgeschafft, Commodus sie ein halbes Jahrhundert später wieder eingeführt haben[5]).

Auch Heliogabalus, der freilich kein geborener Römer war, opferte viele Menschen, besonders Kinder. Und ebenso liess Didius Julianus (191 n. Chr.) viele Kinder schlachten, um aus ihren Eingeweiden die Zukunft zu lesen[6]).

Erst nachdem das Christentum sich über einen grossen Teil des römischen Reichs ausgebreitet hatte, scheinen die Menschenopfer, wenigstens die öffentlichen, aufgehört zu haben. Doch warf noch Kaiser Aurelian während des Krieges mit den Germanen dem Senate seine Lässigkeit in Bezug auf das Opferwesen vor, schalt, dass er sich wie in einer Christenkirche und nicht wie in einem Göttertempel benehme und erbot sich, so viele Tiere und Gefangene (cuiuslibet gentis captivos) zu den Opfern zu liefern, als man brauche. „So haben unsere Vorväter Kriege begonnen, so sie geendigt“ [7]). Es ist aber nicht ersichtlich, ob der Senat von dem menschenfreundlichen Anerbieten Gebrauch machte.

Unter Kaiser Julian († 363) trat eine starke heidnische Reaction ein. Der Kaiser zeigte sich als eifriger Verehrer der Götter und schlachtete selber die Opfertiere. Wie christliche Schriftsteller be-

---

[1]) Florus, Epitome IV 1. [4]; Sallust, Cat. 22. Nach Dio Cassius XXXVII 30 liess Catilina einen Knaben schlachten, dessen Eingeweide man gemeinschaftlich verzehrte, nachdem man über sie geschworen hatte. Ueber diesen altrömischen Brauch s. Plutarch, Biogr. des Publicola, 6. [2]) Dio Cassius XXXXVIII 48. [3]) Vergl. Suetonius, Nero 36; Plinius XXX 6; Dio Cassius LXIII 14. [4]) Gregorovius, Der Kaiser Hadrian, 2. Aufl. 172. [5]) Aelius Lampridius, Commodus 9; A. Maury. La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen age S. 146. [6]) Ael. Lampr., Heliogabalus 8; Dio Cassius LXXIII 16. [7]) Flavius Vopiscus, Divus Aurelianus 20.

richten, hat er auch Menschen dem Mithras geopfert; doch ist dies nicht erwiesen.

Die heidnischen Menschenopfer hatten endlich aufgehört, um einer andern Art von Menschenopfern Platz zu machen. Zwanzig Jahre nach Julians Tod liess der christliche Kaiser Maximus in Gallien den Bischof Priscillianus und einige seiner Jünger als Ketzer hinrichten und glaubte damit ein gottgefälliges Werk verrichtet zu haben.

Wien. Dr. M. Landau.

Das Ipisch[1] bei galizischen Juden.

Von Akiba Nagelberg.

Var Zeiten hot scholet gewên[2]) das Ipisch, und wenn es is gekommen, hat m' alle Menschen aus der Stadt herausgetrieben auf Felder. — Es is gewên a schlecht Cholax[3]) und der Przeworsker[4]) hat sie untergebracht. — Er hat sein Weib übergelast a Zwuah, afs wenn es wet kommen das „Ipisch“ soll sie nischt awekgehen von der Heim, nur sie soll bleiben. — Auf einmal is gekommen das Ipisch hat sie vermacht Thür und Tor. — Bei der Nacht hat m' stark gekloppt; hat sie nischt gewollt öffnen. — Plitzing hört sie dafs m' hat das Tor aufgebrochen un m' ist zugekommen zu der Thür un m' hat geschriegen, dass Sie soll öffnen; hat sie wieder nicht gewollt; hat m' die Thür aufgerissen und es is hereingekommen ein schwarz Chaser[5]). Sie hat derkennt, dass das is das Ipisch un is zugegangen zur „Mezuza“ und hat gesagt: Ich schwäre bei der Mezuza, dass du west von dannen nischt herausgehen lĕbedig! Wie sie hat das gesagt, is gekommen der Rebbi mit dem silbernen Stecken und hat ihm geharget[6]), und seit der Zeit is das Ipisch schon nischt mehr gekommen.

Vergrabene Schätze.[7])

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

Im Volkglauben der Juden in Galizien. (Aus einem Briefe.) Es sind mir viele jüdische derartige Mährchen bekannt; aber der „Ozar“ (Schatz) spielt dabei nur eine nebensächliche Rolle. Hier

[1]) Das Ipisch Schimmel des Talmuds (Pesachim pag. 45) abgeleitet vom biblischen „obschu“ (Joel I, 17) scheint mit diesem Volkglauben gar nichts gemein zu haben. Im Volkmunde bedeutet „Ipisch“ etwas unreines: unreine Luft, übler Geruch. — Es soll eher identisch mit der „Pest“ sein. — Über das Wesen des „Ipisch“ herrscht folgender Glauben: Das Ipisch war ein teuflischer Geist, der sich in verschiedene Gegenstände verwandeln konnte, so z. B. in ein schönes Tuch, in eine Katze, und wer diesen Gegenstand berührte, der musste sterben. — Bei Ausbruch dieser Krankheit vertrieb die Behörde die Einwohner der befallenen Ansiedlung und infolge dessen flüchtete die Seuche in die Wälder. [2]) d. h. es gab, es existirte. [3]) Krankheit. [4]) Die Wunder-Rabbiner nennt der galizische Jude nicht nach ihren Namen, sondern nach ihren Wohnorten. — Der erwähnte „Przeworsker“ soll Moses Sofer geheissen haben. [5]) Schwein. [6]) Geschlagen.

[7]) Siehe am Ur-Quell B. III. S. 30—31; 162—163.

eines zur Probe: Waren einmal in einer Stadt zwei „Bàale-Bathim“ (Bürger) gleichen Namens, der eine arm, der andere reich; der arme hatte mehrere Töchter zu verheiraten, aber er hatte „Bittachon“ (Gottvertrauen), dass er nicht von Gott verlassen werden wird. Er reiste in eine fremde Stadt, schloss einen „Schidduch“ (Partie) für seine älteste Tochter, und verpflichtete sich, eine gewisse Summe als Mitgift seiner Tochter zu geben. Der Andere war der Meinung, es mit dem gleichnamigen Reichen aus jener Stadt zu thun zu haben, und adressirte auch an diesen die üblichen Brautgeschenke, die dieser auch einsteckte. Einmal meldete der „M'chuthan“ seine Ankunft in diese Stadt an, und der Arme hatte nur einen einzigen Hahn, mit dem er den Gast bewirten hätte können. Zu seiner grossen Verzweiflung aber riss sich der Hahn los und flog davon; die Töchter des Armen setzten ihm nach; der Hahn machte an einem Graben halt und liess sich ruhig fangen, die Verfolger fanden aber an derselben Stelle einen Schatz, der sie aus der Armut befreite.

Weitverbreitet ist der Glaube an die „Berachah“ (Segen), die über einen Gegenstand kommt, z. B. über Geld, Mehl u. dgl.; der Eigentümer zählt und zählt und es nimmt kein Ende, bis er verdrossen ausruft: Wills denn gar kein Ende nehmen! — Es giebt eine grosse Anzahl sehr kleiner Mährchen darüber.

War einmal ein grosser Ochsenhändler, der trieb seine Ochsen von Berdiczew zur Leipziger Messe. Auf dem Heimwege nach Berdiczew kam er einmal in einen grossen dichten Wald; da erblickte er zwei Männer, die beschäftigt waren, drei Haufen leuchtender Dukaten zusammen zu scharren. Als die Schätzehüter seiner ansichtig wurden, riefen sie ihn herbei und sagten: Na, da hast du drei Dukaten, wenn du nach Berdiczew kommst, wirf die Goldstücke einzeln unter die Menge, und wer sie findet, der ist der Eigentümer dieser Schätze. Sie gaben ihm ein Zeichen, damit er den Ort wiederfinde, und der Kaufmann ging seines Weges. Zu Hause angelangt, stieg er auf einen Balken, grade wo unten das Gedränge am dichtesten war, warf einen Dukaten hinunter und merkte auf, wer ihn finden werde. Viele Leute gingen vorüber, ohne das Goldstück zu bemerken, aber ein sehr ärmlich aussehender Mensch, einen Strick um die Lenden gewunden, die Mütze tief über die Stirn geschoben, augenscheinlich um einen Grind, der den Schädel ganz bedeckte, zu verhüllen, bückte sich und hob den Dukaten auf. Tags darauf wiederholte der Kaufmann das Geschäft in einem abgelegenen Teile der Stadt und wieder fand den Dukaten der Mann von gestern. Als auch das dritte Goldstück von demselben Finder aufgehoben wurde, da war unser Kaufmann bereits überzeugt, es mit dem Eigentümer jener verborgenen Schätze zu thun zu haben. Er liess ihn daher rufen, erkundigte sich, wer er sei und was er treibe. Er erfuhr, dass der Ausgefragte seine Eltern nie gekannt habe, da sie früh verstorben wären, dass er dann als Waise sich selbst überlassen gewesen sei; er sei vernachlässigt und verwahrlost worden, bis er

genug alt und kräftig geworden, um sich selber zu ernähren. Jetzt sei er Last-Träger und verdiene sein Brod hart und kümmerlich, doch ehrlich. Da er aber selber das Elend einer verlassenen Waise gekostet habe, so pflege er für seine wenigen Ersparnisse zuweilen arme Waisen zu speisen; an jedem Freitag vor abends aber kämme und reinige er verlassene Waisen, damit diese nicht verwahrlost und grindig werden wie er selber. — Der reiche Kaufmann liess nun den Träger kuriren, kleiden und später auch unterrichten, gab ihm seine eigene Tochter zur Frau und erst nach der Hochzeit führte er ihn an jene Stelle im Walde, wo für ihn jene Schätze aufgespeichert lagen; fortan war der gewesene Träger ein sehr reicher, aber sehr mildtätiger Mann, setzte unbehindert das Reinigen armer Waisen am Freitag vor abends in eigener Person fort; er war es auch, der unter anderem die berühmte Krakauer Synagoge erbaute, bei deren Bau anstatt Tünche und Mörtels reines Eiweiss angewendet wurde. Er hiess Reb (Rebi) Eisick, Rebi Jekesbo (Sohn des Rebi J.).

Ich muss bemerken, dass der Name R. Eisick etc. heute noch bei den Juden als höchst adelig und hochgeehrt gilt. —

Dies Mährchen ist aber noch nicht von der echten Sorte derjenigen über vergrabene Schätze. Aber auch solche werde ich ganz bestimmt finden. — Es heisst, dass ein gefundener Schatz sich nicht mit blossen Händen greifen lasse, man müsse den Stiefel ausziehen und ihn darin auffangen.

Lemberg. B. Wolf Schiffer.

Nachzehrer.

Eine Mitteilung von Carl Gander.

In einem alten Buche („Drey Predigten zum eingang des newen Jahrs“ von M. Johannem Pilichium, Pfarherrn zu Jüterbock, Wittenberg 1585) eifert der Verfasser dagegen, dass die Einwohner der erstgenannten Stadt die Seuche des Jahres 1584, die 1600 Menschen daselbst hinraffte, nicht als eine Strafe Gottes ansehen, „sondern dieselbige einem Teufelsgespenst zuschreiben/ vnd auch vermeinen durch vnördentliche/ vnchristliche vnd von Gott verbotene Mittel abzuwenden. Sie geben für/ es sey ein Mensch an der Pestilentz gestorben/ vnrecht begraben worden/ der fresse jm grabe vmb sich/ vnd vrsache mit solchem fressen das sterben/ vnd fresse die leute nach sich/ vnd könne das sterben nicht ehe auffheren vnd nachlassen/ bis man jn ausgrabe/ vnd den hals mit der Spate absteche.“

Weiter heisst es:

„Nu wird in der gantzen heiligen Schrifft nicht ein einiges wörtlein/ von solcher alfantzerey gefunden/ So kan man auch in phisicis keine Vrsach dauon geben/ wie es solte zugehen/ das ein Toder Mensch/ der ein Claffter Tieff vnter der Erden verschorren lieget/ vnd auff dem so viel Erden geschüttet/ fressen/ vnd die leben-

digen Menschen nach sich fressen solte das gleubet kein heide/ — — Ein Todter hund beisset nicht. Darumb mus ja solche meinung eine Superstitio/ aberglauben/ ja eine grewliche abgötterey/ vnd Brunquell vieler anderer Sünden vnd vntugend sein.“ — — „Solche Gottslesterische opinion vnd meinung stercken die jenigen/ welche solchem teuffels gespenst/ solchem schmatzen vnd fressen eines Todten Menschen solche krafft vnnd macht Menschen zutödten/ zu eigenen vnd zumessen/ vnd gedencken durch ausgrabung desselbigen den Tod zuuertreiben/ vnd die gesundheit zuerlangen.“ — — „Dis habe ich wider die Abgöttische leute/ zur widerlegung jrer Abergleubischen meinung widerholen müssen/ welche also hefftig auff das ausgraben gedrungen/ das alles warnen vnd vermanen bey jnen kein stat vnd raum funden/ vnd derwegen auff die Prediger vnd die Regenten gescholten/ die in jr Gottloses fürnemen vnd beginnen/ nicht haben willigen vnd dasselbige Exequiren wollen.“ — — —

„Letzlich mus ich auch zum Beschlus melden/ was sich zu sangerhausen/ in einem grossen sterben zugetragen/ das nemlich gleich fals wie jtzt bey vns geschehen/ etzliche leute/ gefunden/ die das sterben/ einem Todten Menschen zugeschrieben/ vnd hefftig auff das ausgraben gedrungen/ darwider sich die Predicanten zum hefftigsten gesetzt/ wie sie solchs selbst in einer offenen ausgegangenen Schrifft bekennen/ welchs ich kürtzlich verlesen mus vnd also lautet:

Alhie wil ich zum Beschlus ohne Affect vnd ohn all vrtheil (das billich von mir vnd allen Christen sein sol) auch dis melden/ vnd dieses orts alhie zu rettung vnser vnschuld/ vnnd andern zum Exempel/ ob sie dem folgen wolten/ in solcher bedrengnis/ die vns mit einer grewlichen Pestilentz/ dafür Gott andere gnediglich behüte/ troffen hat.

Diese Erbare Christliche Matron/ der wir jtzt gedacht/ ist hernach/ da das sterben sich von Tage begündte zu mehren vnd hochzusteigen/ durch vnnütze Meuler in die verdacht kommen/ als das sie auch der Weibs Person eine sein solte/ die im grabe schmetzete/ vnd vmb sich fresse/ wie man wol an andern örtern Exempel erfaren hette/ vnnd so lange solch schmetzen werete/ so lange das sterben je mehr vnd mehr sehrer vberhand genommen hette/ wie denn in vnserm sterben geschahe/ wie in der negst folgenden verzeichnis der verstorbenen erscheinen wird.

Vnd nach dem man Exempel wüste/ das es etwa an orten geschehen/ das man solche Personen hette nothalben müssen ausgraben/ die schleyer vnd grabtucher/ die sie (ich weis nicht wie weit) hienein gefressen/ heraus reissen/ vnd die helse mit einem grabscheid abstössen müssen/ wie es denn an orten sol geschehen sein/ die ich nicht nennen mag.

Also lies sichs hier auch schier ansehen/ der schmertzende Todt würde vberhand nehmen/ wo man nicht auch gebürlicher mittel brauchen würde.

Aber aus rath vnd bedenken vnsers Herrn Superintendenten/ Magistri Wolffgangen Greffen/ an welchen etliche guthertzige leute/

solchs gelangen liessen/ ward also geschlossen/ Erstlich die Exempel an andern örtern geschehen/ möchte es an deme sein/ das man mit einem grabscheid dem schmetzenden Tod (wie man meinet) gewehret hette. Aber es were nicht genugsam/ sehen/ was andere gethan hetten/ Sondern man müste auch bedencken/ wie recht es gethan were. — — Zum andern/ were es nicht allein mit schrifften/ Sondern auch mit belobter leute erfarung zubeweisen/ wie der Teuffel auch in andern fellen sein affenspiel mit den todten getrieben/ dadurch abgötterey anzurichten/ vnd aberglauben in vieler Menschen hertzen zubestetigen/ wie man des viel Exempel erzelen köndte. Zum dritten/ wens war sein solte/ es were der schmetzenden Leiche schuld/ das Sterben vberhand neme/ so müste es auch war sein/ das Gott nicht almechtig were. Zum vierden/ wens gleich kein Gespenst sein möchte/ Sondern in der warheit also befunden würde/ das eine leiche schmetzte/ so köndte es dennoch ehe vnd anders nicht geschehen/ denn durch Gottesverhengnis.

Damit ich aber der vorigen Person vnnd Christlichen Matron halben beschliesse/ welche man in verdacht gehabt/ das sie jrem schmetzen/ das sterben also mehren solte/ gleube ich nu selbst nach ausgang der sachen, das jr engstlicher schmertzlicher Todt hat etwas bedeuten sollen/ nemlich die angst vnd schmertzen/ die mit ettlichen fünffzig schwangern weibes Personen erfolget ist/ die zum theil an der pest/ zum theil in der schweren Not/ mit Frucht vnd all erbermlich blieben sind/ welcher geschwinder zeit vnd Trübsal/ etliche mehr hundert Personen/ freilich sollen eine anzeigung vnd busspredigt sein/ aber wir habens nicht verstehen müssen/ bis vns der glaube ist in die hand komen/ vnd hette der Satan auff ein ander weg deuten müssen/ hette es auch seinem willen vnd gesetz nach ergehen sollen/ so hette er zugericht/ das dieser todten Busspredigerin also were gelohnet/ vnnd mit einem grabscheid in jrer ruge/ die sie von Gott erlanget/ der hals abgestossen worden/ vnd were nicht wunder gewesen/ sintemal er auch den lebendigen Busspredigern/ also gern gelohnet hat."

Der Mann im Monde.[1]

(Aus Schleswig-Holstein.)

Eine Umfrage von H. Volksmann.

4. In der Jevenstedter Gegend ist der Mann im Mond ein Holzdieb. Ein Mann hatte einst Holz gestohlen — so wird nämlich von den Alten erzählt —. Der Diebstahl kam aber bekannt, doch der Dieb leugnete hartnäckig und sprach: „Habe ich dies Holz gestohlen, so will ich bis zum ewigen Tage in dem Mond sitzen." Seit der Zeit sitzt er da im Mond mit seinem Holzbündel auf dem Rücken.

Mündlich an H. Volksmann.

[1]) Vgl. U.-Q. I, 85.

5. In der Landschaft Schwansen in Schleswig, wie auch in der Umgegend von Bornhöved in Holstein sammelte ein Mann am Sonntag im Mondschein dürre Reiser im Walde und trug sie auf dem Rücken heim. Unterwegs begegnete ihm der Herrgott und fragte ihn, ob er auch wüsste, wie das 3. Gebot hiesse? Wie er das nicht wusste, sagte Gott (der Mann wusste nicht, dass der es war), dass er bestraft werden müsse, doch könne er sich wählen, ob er lieber in dem Mond oder in der Sonne sitzen wolle. Sprach der Mann: Wenn ich durchaus bestraft werden muss, so will ich lieber in dem Mond erfrieren, als in der Sonne verbrennen. Und so ist es denn auch gekommen.
Söby in Schwansen. Heinr. Theen.

6. Auf der Insel Silt erzählen die Leute: Der Mann im Mond ist ein Riese, der zur Zeit der Flut gebückt steht, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde giesst. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, so dass sich das Wasser wieder verlaufen kann. Müllenhoff, S. 360.

7. Der Mann im Monde ist ein Fischer, der am Sonntag gefischt hat und zur Strafe für diesen Frevel mit seinem Fischernetz im Mond sitzen muss. Mündlich von einem 13jährigen Knaben aus Dithmarschen.

8. In manchen Gegenden des südlichen Holsteins und in Lauenburg hat der Mann im Mond am Charfreitag sein Feld umzäunen wollen. Da ist der Herrgott gekommen, hat ihn zur Rede gestellt und ihn mit seiner Gabel und den Dornen ohne weiteres in den Mond verbannt. Heinr. Theen.

9. Nach irischem Volkglauben sitzen im Mond zwei Knaben, die auf einer Stange einen Eimer zwischen sich tragen.
Heinr. Theen.

Hexenleiter? [1]

Eine Umfrage von Richard Andree.

Der s. Z. berühmte magyarische Rechtlehrer Bodó, dessen Werk „Juris prud. crim.“ (1751) bei dem Hexenprocessverfahren in Ungarn die Richtschnur bildete, erzählt im erwähnten Buche (S. 227) allen Ernstes folgenden Fall, der sich in Ungarn zugetragen hat: „Placet annectere relationem certi, alias fide digni nobilis octogenarii, condam Georgii Farkas Hankoviensis, qui saepius coram me recensuit, et bona fide asseveravit, contigisse post revolutionem Tökölianam, cum certa occasione, ex nundinis Debrecinensibus redux, in partibus trans Tibiscanis, in quadam planitie, aestivo tempore pascuandorum iumentorum gratia, cum reliquis sibi adiunctis substitisset: tum quidam incola Rochfalvensis (quem et nominavit; nominis tamen illius recordari non possum) accepto ex curru certo urceolo, et axi curruli supposito, quaesivit ex eodem nobili: velletne lac ibidem non longe in pascuis existentium ovium degustare? cui cum idem nobilis dixisset; quod

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell B. II, S. 92—93; 105—106; 141—142; 157; B. III, S. 168.

vellet effectum illius experiri; tandem idem infixo axi cultro, copiosum exinde lac per cultrum emulsit; quo lacte stillante, protinus dictae oves, hinc inde dispergi, discurrere et saltare coeperunt. Quo viso, opilio seu pastor illarum ovium, illico pellicium suum, vulgo bunda dictum, deiecit, et baculo suo pastorali eo usque percussit; donec culter ex axe extractus non fuit. Quo pellicium suum verberante, idem homo, lac praevio modo producens et emulgens, humi prostratus, magno cum eiulatu, vociferabatur; ne eum permittant opilioni tantopere pulsare et excruciari. Tandem, erepto cultro ex axe, oves quoque conquieverunt, et opilio a percussione destitit; idemque homo liberatus a cruciatibus, concussus et debilitatus currui est impositus. Hic diabolus nactus est potentiorem diabolum.“ [1])

1517 klagte bei der Behörde zu Kaschau ein gewisser Joh. Török: „dass er Margit und Anna gesehen habe, wie sie am Ende der Vorstadt neben dem Wasser, wo man nach Tehhani geht, Feuer gemacht haben und sie beide, Margit und Anna seien im Wasser gestanden, hätten einander begossen und Butter aus dem Wasser geschöpft“ (Ipolyi, Magyar Mythologia = Magy. Mythologie S. 435). Im Gömörer Comitat glaubt das Volk, dass die Hexen das Wasser der Quellen trüben, um daraus Butter zu schöpfen, die sie aus der hingezauberten Milch schöpfen (ebenda S. 436). In Frosch- oder Hundgestalt saugen sie oft die Milch der Kuh weg (eb. S. 428). In einem Hexenprocessakt heisst es: „In der Georgnacht haben sie auf dem Kecskeméter Berg einen Rebenstock angebohrt, eine Pipe eingesetzt und ihrer 3000 den Wein des ganzen Weinberges getrunken (Palugyay, Magyarországleirása 2. 196).

Bodó schreibt (a. a. O. S. 434): „Si in aqua stans, aquam a tergo in aerem proiecerit, vel scopis sparserit, aut aestivo tempore instante tempestate, lapidem vel terram occulte percusserit; flores de variis arboribus aut folia collegerit, et ollae imposita, cochleari et alio instrumento moverit.“ Die Hexe breitet ihre Schürze über den Euter der Kuh und Sprüche murmelnd, zaubert sie die Milch weg („Ethnographia“ II. S. 367). In den magyarischen Hexenprocessen wird häufig erwähnt, dass die Hexen Hühner, Ross-, Stier-, ja selbst Menschenköpfe vergraben, um dadurch den Regen abzuleiten und Dürre zu erzeugen, ein Glaube, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat (Ipolyi S. 435). Den Brunnenschwengel und Torbalken melken die Hexen, nachdem sie die Milch vorher hingezaubert haben (eb. S. 436). In der Frühe sammeln sie in ein Leintuch den Tau der Felder und giessen ihn auf ihren eigenen Acker, wodurch dieser fruchtbar wird, anderen Leuten aber die Ernte missrät (eb. 433.) Auf diese Weise verkauften sie oft die Ernte und den Fischreichtum des Landes den Türken (eb. 432). „Succumque in pinguedinem huius circumiacentis plagae terrae, videlicet pluvias et rorem per septennium

---

[1]) Ein fast gleiches Stück aus der Lika berichtete uns Herr Dragičević im Ur-Quell B. II. S. 105 f.

id est annuatim pro media secunda urna pecuniae, piscesque pro vento sagis in Turcia divendere non abhorruisset" (heisst in einem Hexenprocess bei Palugyay (196). Die Potenz können sie von einem Manne auf einen anderen überleiten. Umwickelt nämlich die Hexe mit einem Frauenhaar den Priapus eines schlafenden Mannes, so verliert dieser die Potenz, er wird impotent (Varga, Babonák könyve = Buch d. Abergl. S. 154). Selbst in der Ferne weilende Personen können die Hexen herbeileiten. In einem Hexenprocess heisst es (Ipolyi S. 441): „In eine Schüssel legten sie (die Hexe und eine Walachin) ein Schloss und Wasser, und wickelten ein Zwirnknäuel ab, das sie ins Wasser tauchten." Dies taten sie, um in der Ferne weilende Personen herbeizuzaubern. Der Verfasser des für magyarische Volkkunde so wichtigen, leider schwer zugänglichen Werkes: „Ungarischer Simplicissimus" berichtet (S. 106), dass als er beim Henker in Eperies in Dienst stand, zur Frau des Henkers eine Witwe gekommen sei und sie gebeten habe, sie möge ihren in Siebenbürgen weilenden Geliebten herbeizaubern. Er schreibt: „Gegen 11 Uhr, forderte die Henkerin ihres Liebsten Vor- und Zunamen, schrieb solchen nebst anderen Charakteren auf Papier, tat dies in ein neues Häfelein fast voll Wasser, setzte es zum Feuer und kochte es langsam. Wir stunden dabei, da sagte sie über eine Weil: Er kommt ganz nackend, suchet Kleider hervor. Ich fragte unterdessen, während die Burgerswittib Kleider holte, was es bedeute, dass sie das Häfelein bald zum Feuer setze, bald wieder herausziehe? sie sprach: Wenn es geschwind kocht, so geht der Bock auch geschwinde, wann ichs aber herausziehe, und es gemach kocht, so geht das Tier auch gemach und geschieht dem Menschen weniger Schaden. Ueber eine Weil nahm sie das Häfelein, versteckte es unter einen Kübel, gab mir den Keppenek (ungarischer Regenmantel) und lief eilend zur Küche hinaus, ich ihr nach und auf den obersten Boden. Da sass der gute Mensch nackend in einem Bügel und keuchte. Ich hielt ihm den Keppenek hin, er nahm ihn über und ging mit uns stracks hinunter." — In den magyarischen Hexenprocessen ist die Frage: „Konntest du Menschen vermittelst eines Bockes, Mantels oder Schiffes hin- und herführen?" eine stereotype Formel (Ipolyi S. 442). — Die Nabelschnur verwenden die Hexen dazu, um das Blut und Leben des betreffenden Menschen auszusaugen.

H. v. Wlislocki.

Lispelnde Schwestern und ihre Freier.

Eine Mutter war mit drei Töchtern begabt, die trotz ihrer Schönheit keinen Mann bekommen konnten, weil sie lispelten (mit der Zunge anstiessen), und die Freier sogleich ihres Weges gingen, als sie das merkten. Die Mutter gebot ihnen also, dass sie ruhig sitzen und spinnen, aber nicht sprechen sollten, als wiederum einmal ein Freier vorsprach. Das taten sie denn auch und hielten auch wirklich eine Weile damit aus. — Von hier ab verzweigt sich die Geschichte.

Der Gang der ersten ist, dass der Einen der Schwestern plötzlich der Faden reisst, so dass sie den Ruf hervorstösst: Itt epei! (Ist entzwei!) Die Zweite giebt ihr den Rat: Nippe an! (Knüpfe an!), während die Dritte, voll Freude, dass sie nichts gesagt hat, triumphirend herausstotternd lispelt:

Bin tille gefiegen,
Werd' 'en Manne kiegen!

(Ich habe still geschwiegen, werde einen Mann kriegen!)

Nach der zweiten Geschichte läuft eine Spinne über die Stubendiele. Da schreit die Erste: Eine Pinne! Eine Pinne! Die Andere beruhigt sie aber mit: Man tille! Man tille! (Nur stille!) und die Dritte giebt wieder die Entscheidung: Man gut, dass ich nicht gepochen habe! (gesprochen.) Und wiederum empfahl sich der Freiersmann.

Anna Treichel.

Nach einer polnischen Version des ersten Teiles der Geschichte bringt eine Katze die Unruhe hervor, die auf das Schaff (Spind) springt und dort von der Butter nascht. Da ruft plötzlich die Erste aus: Oo, Kot masło zie! (O, Katze frisst Butter.) Die Zweite unterweist sie: Zegnai go! (Treib sie runter.) Die Dritte schlägt dem Fass den Boden aus mit dem gelispelten Selbsttrost:

Ja nic niemowiełam,
To dostanę chłopa.

(Ich sprach nichts; dann bekomme ich 'nen Mann!)

Aus Westpreussen.

In der Ditmarsischen Sage sitzen alle 3 Töchter in der Dönsch (Stube) und spinnen, als der Freier kommt. Da reisst der einen Schwester der Faden und sie spricht: „De Dât de bickt" (Der Drat bricht); antwortet die Zweite: „Tütt em weller an!" (Knüpfe ihn wieder an); sagt die Dritte: „Moder sä, wie schulln ni pâken un wie pâk all dê!" (Mutter sagte, wir sollten nicht sprechen und wir sprechen alle Drei). Da nahm der Freier seinen Hut und ging fort. Und wenn die 3 Schwestern nicht ausgesponnen haben, so spinnen sie noch.

Ähnlich erzählt auch Müllenhoff (S. 413) diese Sage aus Meldorf und der Krempermarsch.

Antje Carstens, geb. Hinrichs †.

Bastlösereime.[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

(21—26). Saft, Saft, Seire (Seide)
Im Korn en (und) in de Weire (Weiden).
Der Bäcker hat en (einen) junge Wolf,
Wirf ihn in de Grabe,
Fressen ihn die Rabe.
Mutter, gemmer (gieb mir) einen Ping (Pfennig).
Was willstde mit dem Penning thun?

---

[1]) Bastlösereime aus Franken veröff. O. Heilig in der Alemannia XX. 2. S. 200—203.

Noole kaafe, Noole kaafe.
Was willstde mit de Noole thun?
Säckche flicke.
Was willste mit dem Säckche thun?
Stanne (Steine) raffe.
Was willstde mit de Stane thun?
Vögel werfe.
Was willste mit de Vögel thun?
Sore, brore.
Seih dau (sieh du), mei(n) leib Peifche ist gerore.

(Vom Westerwald.) Kehrein, „Volkstümliches aus Nassau".

Huppe, Huppe, Sâpe.
Köster sat op 'm Dâke,
Woll den Toen (Turm) decken;
Toen decken es lang gedon,
Peder lo mie Kättken gon,
Kopp af, Been af,
Hüppken, go du ok af.

Nach einer andern Lesart heissen die beiden ersten Zeilen auch:

„Hüppken, Hüppken, Bienkrût (Birnenkraut),
Kättken leip de Dür 'rut."

Mündlich aus Sprockhövel in Westfalen. Lehmhaus.

Pippken, Pippken, Sâp;
Der Möller sôt om Dâk.
Pippken, Pippken, Muarenkrût,
Dat Kätzken liəp der Düren rût,
Dat Hönken liəp em no,
Do woaren se tigliks do.
Aff, aff, aff, do giət die Huppe aff.

Cronenberg bei Elberfeld. O. Leihener.

Weitere Bastlösereime siehe Simrock, „Die beliebten deutschen Volksbücher" S. 234 ff.

Im Frühjahr machen sich die magyarischen Kinder aus dem Bast der Weidenruten eine Art Flöte. Der Bast wird durch Klopfen vom Holze gelöst, wobei die Kinder den Reim zu sagen pflegen:

Alleluja,	Halleluja,
Zöld furulya;	Grüne Flöte;
Apád fujja	Dein Vater bläst sie
S nem a fia!	Und nicht sein Sohn!

Auf dieser Flöte darf man nicht in der Nähe einer brütenden Henne oder Gans blasen, sonst verderben die Eier (s. „Ethnographia" II. S. 250). — Anna Fanny Dörfler.

Vier bulgarische Bastlösereime teilt St. N. Šiškov im Sbornik I. S. 150 mit. Der vierte lautet:

Kosta, Kosta Karica — štu ti baba narica? — Narica mî ubrica, — srebaranka panička — s puzlatena làžička, — poalničička s čubrička — za deaduva dušička. F. S. K.

Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

25. Dai het den Striəch (Strich) entwê lopen, d. h. der ist auf einer bösen Stelle gewesen; so sagt man, wenn jemand ausgefahrene Lippen hat. Woeste, westfälisches Wörterbuch S. 258.

H. Volksmann.

26. Im magyarischen Volkglauben heisst es: Wer seine Hände im Trinktrog der Hühner wäscht, bekommt Warzen; wer in das Wasser tritt, aus dem die Hühner zu trinken pflegen, bekommt Hühneraugen. Die Magyaren des Kalotaszeger Bezirkes glauben, dass wenn eine Schwangere in Tierblut barfüssig tritt, ihr Kind zeitlebens rote Flecken (eine Art Muttermal) am Leibe haben werde. — Im Magyarischen werden die Hexen (boszorkány) oft auch szép asszonyok (schöne Frauen) genannt, indem man sich fürchtet, sie beim richtigen Namen zu nennen. Szép asszonyok tálába hágott = er ist in die Schüssel der schönen Frauen getreten, sagt man von Einem, der unverhofft erkrankt ist (Ipolyi, Magyar Mythologia S. 445). Diese Redewendung hängt wahrscheinlich mit dem „Katzensporn"-Glauben zusammen.

Anna Fanny Dörfler.

27. Sollte ein Hund die Hausthürschwelle benässen, so gäbe es ein gewaltiges Unglück. (Bulgarisch bei Prilip.)

28. Wenn wo ein Hund die Erde aufkratzt (da naprai zagrebi) und du siehst es, spuck darauf aus; so du aber nicht hinspuckst und hintrittst, so erscheinen als Folgen der Zagrebi „rote Klauen", „der Aussatz frisst dich". Für zagreb sagt man an manchen Orten sugreb. (Nr. 17 und 28 aus dem Sbornik za narodni umotvorenia usw. I. Sofija 1889, S. 72.)

F. S. K.

Berichtigung. In „Am Ur-Quell" III. 8. finde ich zu Leg-Spur auf Seite 252 bemerkt: Leg = Blähung. Das ist in diesem Falle grundfalsch. Leg heisst im Hansjochenwinkler Platt soviel wie schlimm, böse, übel. Dât is leg = das ist schlimm; mick is leg = mir ist übel; dât is än legn Jung = das ist ein böser, bösartiger Junge.

Meyer-Markau.

Abderiten von heute.[1]

Von den Büsumern erzählt man noch mehr dumme Geschichten als Bd. II., S. 191—192 (Seite 192 Zeile 17 von oben ist Hirsch statt Frosch zu lesen) und III., S. 231 mitgeteilt sind. Einstmal fingen sie einen Hummer und glaubten, es sei ein Schneider. Sie setzten ihn daher auf ein Stück Zeug, das sie für schweres Geld gekauft; und so, wie nun der Hummer auf dem Zeug umherkroch, so schnitten sie das Zeug zu und ruinierten das ganze Stück.[2] Ein andermal reisten sie nach Heide und kauften Kuhsamen, womit sie ein Feld besäeten, und nun glaubten, es sollten Kühe darnach wachsen.[3] Auch in Friedrichstadt a. E. sind sie gewesen und hier

[1]) Siehe Am Ur-Quell B. II, S. 117—119; 154—155; 169—170; B. III, S. 27—29; 124—126; 169—170; 231—232.

[2]) Vgl. Müllenhoff S. 95. [3]) Müllenhoff S. 95.

haben sie den Senf entdeckt.[1]) Dabei büsste einer von ihnen seine Nase ein.[2]) Damit hängt wol die Redenart zusammen, dass, wenn man zuviel Senf nimmt und tüchtig niesst, auszurufen pflegt: Hol de Kopp bi, de Nös is doch al tom Düwel (Halt den Kopf bei, die Nase ist doch schon zum Teufel). Hier in Friedrichstadt war es auch, wo sie dem Wirte Geld geben, als sie zu dicht am Feuer sitzen, damit er die Wand ein wenig verrücke, und dieser dann, als sie einmal hinausgingen, bloss die Stühle verrückte.[3]) Von den Büsumer erzählt man auch die Geschichte von der ersten Katze, die Milch und Mäuse frisst, woraus der nachgesandte Bote dann, der es nicht recht verstanden, Milch und Menschen macht; und man nun den ganzen Ort niederbrennt, um das schreckliche Tier wieder los zu werden.[4])

Ofterding.

Eine Matrosentaufe,

vollzogen am Bord des Vollschiffes „Diamant“.

„Sie, lieber Onkel, wünschen zu wissen, wie es mir auf meiner ersten Reise beim Passieren der Linie ergangen und wie es mit der Matrosentaufe gehalten wird. Hier mein kurzer Bericht: Als wir von dem Steuermann erfuhren, das wir am Abend den Äquator passieren würden, machten die Matrosen nachmittags eine mächtige Scheere aus Holz und desgleichen ein Rasiermesser. Darauf ward ein Topf mit Schmiere zurecht gerührt, bestehend aus Pech, Harz, Öl und Kambüsenschmutz. Das ging aber alles sehr heimlich zu. Abends verkleidete sich ein Matrose als Neptun. Er hatte Ölzeug an, einen grossen weissen Bart und hatte die Scheere und das Rasiermesser in seiner Hand und kam vorne über die Back. Nun wurden wir unserer 4 voraus gerufen. Zuerst band man mir ein Tuch vor die Augen. Der Meergott hielt eine Ansprache. Ich ward mit der Schmiere eingesalbt und rasiert. Als das geschehen, packten mich 2 Matrosen und warfen mich kopfüber in die Deckwaschbalje; dreimal nach einander. So gings auch mit den andern und damit war der Spass aus.

Auf einigen Schiffen giebt der Kapitän noch etwas zum Besten und den Tag frei. Giebt es aber nichts zu trinken, so wird in dem erstbesten Hafen tüchtig ausgegeben und gezecht.“

Delve. Joh. Fr. Coltzau.

Volklieder aus dem Isergebirge in Böhmen.

1. Die verkehrte Welt. Hansel, mei Gans'l, ging mit mir ums Dorf, do kloppert der Storch, do fidelt de Maus, do tanz't de Laus, do hoppt der Flug zon Fenster naus. A hoppt uf en Steen, a broch a Been, a ging zun Boder, a liess sich's heelen; a hott ke Geld, a sprong eis Feld, der Boder a noch, und schlug 'n a Loch. Do kom de Eule, die schlug 'n an Beule; do kohm's Loster[5]), dos

---

[1]) Der Friedrichstädter Senf (Mustard) ist berühmt. [2]) Müllenhoff S. 95. [3]) Müllenhoff S. 95. [4]) Vgl. Müllenhoff S. 93. [5]) Loster = Elster.

schmeert 'n a Pfloster. Do kohm der Or, dar derschlug 'n gor. Do kohm der Rob, der schurrt 'n Grob. Do kohm de Ruh, die schurrt 'n zu. Do kohm de Maus, die lot 'n aus. Do wor der ganze Horand[1]) aus.

Neustadt bei Friedland i. Böhmen. M. Rösler.

2. Der Dudelsackpfeifer. Motz, der druckt den Dudelsack, a druckt'n, doss a brummte, herin und draussen, uf und ob, doss de Stube summte.

Herin und draussen, uf und ob, wurd a solch Gekroppel, doss zor Erde follen konnt kaum a kleener Oppl.

Denn oll die uf der Gossen wor'n, rannten flugs zusammen, schrienen und lärmten, wie de Fossnachtsnorren als sie den Klang vernommen.

Mancher macht an langen Hals, schrie und jukste greulich, ober Motz wor über oll's, denn a druckt obscheulich.

Dittersbach bei Friedland i. Böhmen.[2]) M. Rösler.

Schimpfwörter.[3])

Schleswig-Holstein. Böse Weiber, von denen der Volkmund sagt: de het de Dûwel vun'e Schûfkâr verlârn: Dûwel (Deuwel, ol D.), Hellbessen, Dullkopp, Ketelflickersch, Bessenbinner, Heks (ol Heks), Nickel, Satan (ole Satan), Sadrach (Schütze, Holsteinisches Idiotikon, IV., 5), kratsbösti Wîf, Rasmus, Ratzenmaister, dullkopte Hund.

Salbadernde Weiber, von denen es heisst: se lacht un wênt in ên Atem, oder: se lacht mit ên Og un wênt mit dat anner: Swôgersch (Schütze II., 16 u. IV., 239), Swôlappersch, Sausterkrûk, Sausterkatrîn, Swôgtrîn (Schütze IV., 239).

Schwätzer: Rådelmüts, Tûdelmuts, Rådeldôs, Rappeltasch, Rappelkutt, Rappelmårs, Tûnpeter, Kwatschpeter, Klånlapp (Schütze III., 13), Prâtjenmaker (III., 229), Rûmschöttel (Schütze III., 321), Slabberbütte, Slabbersåge (Schütze IV., 111), Naslabbern, Slammatje (Schütze IV., 113), Tâlk (Schütze IV., 241), Waschwîf, Waschtrîn (Schütze IV., 281), Trînewäsche (Schütze IV., 281).

Slaudernde Weiber: Slûdertasch, Slûderbütt (Schütze IV., 122), Slûdersakk, Tellhôrn (Schütze II., 159 u. IV., 256), Apenkrôs (Schütze I., 6), Slûdersôge (Schütze IV., 122), Tâkelsüster, gebräuchlich ist auch der Plural: Tâkeltüg.

Schmutzige Weiber: Schîtpûdel, Smârpäsel, Schîtpäsel, Pâsel (ol Pâsel), Swînpâsel (Schütze III., 205), Snuddelpâsel (Snuddelpeter), Klatter-gatt-stêrt-Magd (Schütze II., 262), Smullswîn (Schütze IV., 132), Drekkmêtje (Schütze I., 252), Ruschenplate (Schütze III., 317), Subbeke und Suddelke (Schütze IV., 221), Suddler und Suddlersch (Schütze IV., 222), Têrengel (Schütze IV., 253), Spuddert, Spuddangel (Schütze IV., 178), Sottêwer (Sott = Russ des Schornsteins).

[1]) Horand = Komœdie, Lärm. [2]) Von meinem Grossvater, der es vor 65 Jahren von seiner Mutter gelernt hat.

[3]) Siehe Am Ur-Quell B. II, S. 110—111; 139—141; 157—159; 172—173; 195; 208—209; B. III, S. 19—21; 207; 226—227.

Leicht weinende Weiber: Tûdelmårs, Tûtkann, Trânhekse (Schütze IV., 274), Zippeltrîn (Schütze IV., 281), Trippeltin (Schütze IV., 281).

Liederliche Frauenzimmer: Hûr, Allmannshûr, Allmannsbrût, âsige Hôr (Schütze I., 8), Hûrenpakk (plural), Fiddel, ol Fiddel, Dragûner, ole Draguner (Schütze I., 145), Tåt, ol Tåt, Lûder, Kutthôr (Schütze II., 369), Rûter, wille Rûter (Schütze III., 291), Tewenschût (Schütze IV., 257), Fågel, Hummel, Trolle = liederliche versoffene Frau (Schütze IV., 282), Spinnhushôr, Kapuzenhôr, Strundhôr, Tuchhushôr (Schütze II., 157). Karl Treu.

Totengebräuche.

In dem Zimmer, in dem eine Leiche sich befindet, müssen die Spiegel verhängt werden, weil sonst die Leiche sich darin besieht und die Angehörigen auch später deren Abbild darin erblicken.

(Königsberg.)

Wenn ein Finger braun wird, bekommt man eine Todesnachricht. (Kgsbg.) Mannhardt, Germ. Myth., 617, hat aus Danzig: Gelbe Flecken an den Fingern bedeuten Tod.

Aus einer Gesellschaft von dreizehn Personen muss im Laufe des Jahres eine sterben (die älteste, die jüngste, die zuletzt gekommene oder eine ungewisse).

Wer auf seinem Kopfe einen Doppelwirbel hat, stirbt keines natürlichen Todes, meistens durch seine eigne Hand. (Ermland). In Königsberg: — muss ertrinken.

Wenn in einer Gesellschaft ein Stuhl leer bleibt, muss er sogleich entfernt werden, sonst setzt sich der Tod darauf.

(Finnland.) H. Frischbier †.

Zu den Totengebräuchen der Nordfriesen[1]). Harwstblaas mamt a Wiarth me, d. h. Herbstblüte nimmt den Hauswirt mit, kündigt dessen Tod an.

Wenn der Kibitz (Lip, Liap) sich in die Nähe der menschlichen Wohnungen begibt, prophezeit man daraus einen Todesfall.

Rüchfutti mamt Kaalfutti me, d. h. Zottiger Fuss nimmt Kahlfuss mit, der Tod eines Haustieres führt den Tod eines im selben Hause wohnenden Menschen herbei. (Silt.)

An Duaden me lennagh Nesh namt Ean me, d. h. Ein Toter mit geschmeidigen Gliedmassen nimmt einen (Lebendigen) mit.

Diar uun Twannang gongt, hea hir a lingst Tidj wesshen, d. h. Wer als Doppelgänger erscheint, ist die längste Zeit hier gewesen.

Wenn der vom Licht herabfliessende Talg sich zu einem Hobelspane kräuselt, hält man dafür, dass bald einer der Hausgenossen oder wenigstens ein Mitglied der Familie sterben wird.[2])

---

[1]) S. U.-Q. I., S. 9. [2]) Vrgl. U.-Q. I., 9: Sarkspöin.

Lag ein Kind im Sterben, so wurde der Gevatter geholt, der dann dem Paten das Vâdarjiw (= Gevattergabe) in die Hand drückte, damit der Totkampf ihm leichter werden möchte.

Einer im Wochenbett gestorbenen Frau gab man eine Scheere mit ins Grab[1]).

Der Tote lag früher bis zur Kastleiang (Sarglegung) auf einem Strohlager. Nach der Kastleiang wurde das Stroh, worauf der Tote gelegen hatte, in einen Skûf[2]) (Likskuuf) gebunden; am Begräbnistage wurde es wieder aufgelöst und zu beiden Seiten des auf den Leichenwagen gesetzten Sarges eingestopft, aber unterwegs in aller Stille in einen Graben geworfen.

Vor reichlich 10 Jahren breitete man am Morgen des Begräbnistages die Kâp, die einer dem andern lieh, über den Sarg, der damals nicht angestrichen war, sondern seine natürliche Holzfarbe hatte. Die Kâp war aus schwarzem Laken gemacht, hatte eine dreieckige Form und viele Falten und wurde mit zwei schwarzen Bändern befestigt, die um den Sarg herumreichten. Das breite Ende war den Füssen des Toten zugekehrt.

Jar wurd a Duaden triisi trinj am a Sark bigreewen word, d. h. Früher wurden die Toten dreimal um die Kirche herum getragen, ehe sie begraben wurden.

A. Klaak bigant egh, iar'n bivöört Lik tu sen as, d. h. Die Glocke fängt nicht an (zu läuten), bevor man die Leiche (den Leichenzug) sehen kann.

Aus dem Grabe eines ungeratenen Sohnes, der Vater und Mutter geschlagen hatte, sah man ein seltsames Fünffingerkraut, eine leibhaftige Hand mit fünf Fingern, hervorwachsen, die mehrmals mit einer Rute abgeschlagen wurde, aber doch immer wieder dastand, bis ein frommer Prediger sie vor Sonnenaufgang (iar a Daagh faal) bannte.

Einem Toten zu Ehren wurden nicht weniger als sechs Gesänge oder Teile von Gesängen gesungen. Nur vor Toten, nicht vor Lebenden, entblössten die alten Friesen das Haupt.

Keiner tritt an das Lager einer Leiche oder an einen Sarg, ehe er ein stilles Vaterunser gebetet hat, und keiner rührt einen Leichnam an, den die Wellen an den Strand gespült haben, ohne zuvor ein Vaterunser gebetet zu haben.

Jedes Haus hat seinen Lik- oder Haafstich = Leichen- oder Kirchensteig.

Aus Chr. Johansen, die nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Kiel 1862.

Biblische Rätsel. II.

Von A. Treichel.

Eine schon während des Ausdruckes des ersten Teiles gehaltene Umfrage ergab eine weitere Anzahl von biblischen Rätseln, die ich

[1]) Vrgl. U.-Q. I., 11 Anm. 10. [2]) Dithm. Schôf.

folgends zu einem zweiten Teile zusammenstellte. Zu bemerken wäre noch, dass ihr Verbreitungbezirk besonders die Provinz Westpreussen ist, wenn ihr Gebiet sich auch durch mindestens ganz Norddeutschland ausbreitet. Da wegen einer Reise ich vom ersten Teile nicht hatte Korrektur lesen können, so mögen einige Druckfehler und Schwerfälligkeiten entschuldigt werden. Die Mehrzahl der heutigen Beiträge verdanke ich Herrn Lehrer R. Knopf in Graudenz.

Wer war der erste Obersteiger? Leid; denn Jacob klagt: ich muss mit Leid hinunterfahren in die Grube.

Wer hatte die erste Hausthüre an seiner Wohnung? Kain; denn der Herr spricht: die Sünde ruht vor deiner Thür.

Welcher war der erste Posten? Der Cherub; denn Gott stellte ihn mit einem blossen hauenden Schwerte vor die Thür, zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens.

Wer war der erste Seefahrer? Noah; denn das Schiff ward aufgehoben und fuhr auf dem Wasser.

Wer aber war der erste und mächtigste Astronom? Josuah; denn er sprach: Sonne, stehe still zu Gedeon und Mond, im Thale Ajalon.

Wer war die erste Lauscherin? Sarah; denn sie stand hinter der Thüre und hörte, was der Herr sprach.

Wer waren die ersten Schneider? Adam und Eva; denn sie flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Kleider.

Wer war der erste Schiffzimmermann? Noah; denn der Herr spricht: Mache dir ein grosses Schiff u. s. w. und Noah tat also.

Wer war der erste Ölesser? Ismael. (Iss ma(n) Öl.)

Esst er? (Esther) rief der Perserkönig. Da sprang ihm die Schöne auf den Schoss.

Wer hatte das erste Leihamt? Abel; denn Kain versetzte ihm Eins.

Wie hiess der erste Lehrer? Tasche; denn es steht: Sie kamen mit leerer Tasche.

Was ist die zweite grosse Ungerechtigkeit in der Bibel? Dass der Lehrer Tasche niemals Oberlehrer geworden ist.

Wer hat den ersten Toast auf die Damen ausgebracht? Das war König Pharao, als er gebot: Alle Söhne bringet um, alle Töchter lasset leben!

Wer trug das erste Portefeuille? Eva, die hatte ein Blatt vor.

Weshalb floh Kain, als er den Abel erschlagen hatte? Er hatte Angst vor der Polizei. (Antwort eines Knaben.)

Wer ist der Naseweiseste in der Bibel? Bileam's Esel; denn er sprach, ohne dass er gefragt wurde.

Wie hiess Jonas, ehe ihn der Fisch verschlang? Jotrocken.

Wie schreibt man Jonas mit zwei Buchstaben? Man schreibt J o und zieht mit einem feuchten Finger einen Strich dahinter.

Warum spie der Wallfisch den Jonas aus? Weil ihm von dem Knoblauchgeruch so übel wurde.

Warum verbrannte sich Elias, als er auf dem feurigen Wagen sass, nicht den H.? Weil er ihm mit Grundeis ging. Sprichwörtlich im Grossen Werder. Auch als achtes Weltwunder gebracht.

Woher hatte der Cherub das Schwert her? Aus Solingen; denn jeder Solinger sagt es, seine Vaterstadt sei älter als das Paradies.

Was war Petrus? Ein Grenzbeamter, auch ein Polizeier (Schutzmann); denn er trug ein Schwert. Kindermund aus der Schule.

Wie heisst Kain's Hofhund? Sünde; denn sie bewachte seine Hausthüre.

Wo stand Noah's Arche? Bei Paaren; denn die Tiere gingen bei ihm zu Paaren.

Warum schlug Simson die Philister mit einem Eselkinnbacken? Sie sollten die Knochen fühlen.

Weshalb studieren so viele Theologen in Erlangen? Weil es in der Bibel heisst: Suchet das Reich Gottes zu erlangen.

Was ist das?

„Es ist noch nie auf der Welt gewesen,
Kein Mensch hat es gehabt;
Doch ein Diener gab's seinem Herrn,
Der Diener hat es selbst noch nicht gehabt."

Die Taufe, sofern sie Johannes, der Prediger in der Wüste, an den Heiland verlieh.

Was ist das? Ein Heide wird aus dem Hause getragen, als Christ kommt er wieder hinein? Der Täufling.

Beim Gastmahl eines Schusters soll ein Jeder einen passenden Spruch aus der Bibel wissen und sagen, der ein Stück vom aufgetragenen Schweinkopfe haben will. Da sagte der Meister: Und er hieb ihm ein Ohr ab! und der Geselle: Und er versetzte ihm einen Backenstreich! Der Lehrjunge sagte aber: Und er verschwand vor ihren Augen! und nahm alles Übriggebliebene mit sich.

Den obigen Fragen ähnlich klingt es an, wie es einmal im Tabakkollegium König Friedrich Wilhelm's I. geschah. Dort wurde ein Lieutenant von Löben stets gern gesehen, weil er immer ein neues Stückchen erfand, um dem Hofnarren und Kammerherrn v. Gundling einen Streich zu spielen. Als der Lieutenant einst von seinen in dem sandigsten Teile der Mark gelegenen Gütern erzählte, da fragte ihn Gundling, um ihm einen kleinen Hieb zu versetzen, ob er wohl wisse, dass von diesen Gütern schon im Porst'schen Gesangbuche die Rede sei? Da sich Niemand dessen erinnerte, so citirte Gundling die Verse: Was sind des Lebens Güter? Eine Hand voller Sand u. s. w. Damit würden wir aber auf die volktümlichen Nachahmungen und Verdrehungen von Gesangbuchliedern kommen, worüber ein anderes Mal.

Gleich gut könnte in politischer Hinsicht s. Z. der Lucius von Cyrenaika verwandt worden sein (Acta ap. 2, 10. 11, 20. 26. 13, 1), der sich unter den angesehensten, auch Heiden annehmenden christlichen Lehrern in Antiochia befand, von wo der Name Christen ausging.

Der Eid im Volkleben.[1]

Warum darf eine Schwangere vor Gericht keinen Eid tun?[2]) Ich weiss es auch nicht. Bekannt ist dieser Glaube auch in Schleswig-Holstein, und mein Gewährmann meinte, dass sie es deswegen nicht dürfe, weil sie in einem solchen Zustande mit einem Fuss im Grabe stände, und einen Eid leisten, doch immer eine heikle Sache sei. Mein Vater, erzählte er weiter, war zuerst verheiratet mit einer Ohem von Christiansholm und sie und ihre Schwester sollten den Nachlass der Grossmutter erben. Grossmutter wohnte bei der andern Schwester und hier ward ihr Nachlass wohl grösstenteils zu Gunsten der andern Schwester und ihres Mannes bei Seite geschafft. Als die Grossmutter nun gestorben war, lag aber ein Testament vor und die Schwester sollte schwören. Aber, hiess es, sie kann nicht „êd'n“ (eiden, schwören), sie geht „grossfôd“ (schwanger), und einen Eid hat sie auch nicht gethan. Bei der früheren dänischen Regierung ward einer schwangeren Person auch kein Eid abverlangt; und so wird's auch noch jetzt gehalten.

Sagen, in denen Jemand durch einen Meineid sich Land heranschwört und zur Strafe dafür umgehen muss, hat man in Schleswig-Holstein gleichfalls. Zwischen Albersdorf und Röst in Süderdithmarschen geht der Scheidevogt als Feuerkerl um. Er hat, obgleich auf Erde in seinen Schuhen stehend, einen Meineid gethan. Ebenso hat in Angeln in einem Streit um eine Hölzung ein Edelmann, indem er von seiner Erde in die Schuhe tat, einen Meineid getan. Drei Männer aus Spandet haben dem Dorfe Tijersted die Wiese Elkjaer, auf Erde in ihren Holzschuhen stehend, abgeschworen; alle drei müssen umgehen. Bei Jordkirch sieht man die Brauruper Prozessfeuer. Es sind das drei Bauern, die Erde in ihre Schuhe nahmen, und so ihren Nachbarn Land abschworen. (Vrgl. Müllenhoff S. 188, 599).

Norbert Krause.

Kleine Mitteilungen.

Totenfetische. (Aus Bosnien.) Ist dein Mann oder sonst ein dir nahestehender Verwandter ein Säufer, und willst du ihm den Suff abgewöhnen, so lisch eine zu Häupten eines Toten brennende Kerze in Branntwein ab und gib ihn dem Süffling zu trinken. Weil nun die Wächter nicht leicht den Leichnam allein lassen und das Ablöschen der Kerze ohne Zustimmung der Angehörigen des Toten nicht zulässig ist, und auch so mancher nicht mag, dass man von seinem Zauber erfahre, so genügt es, ein Stück abgebrannten Dochtes, wenn man die Kerze schneuzt, in Branntwein zu geben.

Es wirkt auch folgendes Mittel. Schliess dem Toten mit einer Münze die Augen zu und kauf für das Geld Branntwein dem Säufer, den du abspähnen willst.

Um einen hässlichen Kropf zu vertreiben, bestreich ihn dreimal mit der Hand eines Toten und sprich dazu: „Kao što je ova ruka usahnula, onako i

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell B. II, S. 58—59; 120—122; 142—143; 174; B. III, S. 184—188.

[2]) Vrgl. S. 184 ff.

gušal“ (sowie diese Hand verwelkt ist, so möge auch der Kropf eingehen!) [Glasnik zem. muz. IV. 2.] F. S. K.

Hexenglauben in Holland. Vor einiger Zeit erkrankte im nahen Nunspeet, einem ansehnlichen Dorfe auf der Veluwe, Gelderland, das Kind des Bauern N. schwer, wie die Nachbarn sagten, in Folge „Bezauberung“. Richtig fand sich auch bei näherer Untersuchung im Kopfkissen des kleinen Patienten der bekannte Federnkranz. (Die Hexen kommen um Mitternacht in Gestalt schwarzer Katzen durch den Rauchfang, setzen sich vors Bett nieder und sehen ihr Opfer mit „glühenden Augen“ eine Zeit lang starr an. Sofort beginnen die Federn im Kopfkissen von jenem sich in kleine Knoten, Ringe zu ballen und in wenigen Stunden bilden sie einen völligen Kranz.) — Nun wurde dem Vater, um die Hexe ausfindig machen zu können, angeraten, eine lebende schwarze Henne in einen Topf mit siedendem Wasser zu stecken und gar kochen zu lassen, während dieser Procedur müsse die Zauberin unbedingt am Fenster erscheinen oder ins Zimmer treten. (In Drenthe sagt man: Umhülle das linke Bein spät am Abend mit einem Bündel v. 580 oder 850 Roggenstrohhalmen, lauf dreimal ums Haus herum und ruf an jeder Ecke: „Wer hat mein Kind behext?“)

Zufällig kam, als das schwarze Huhn eben grausam zu Tode gemartert wurde, auch ein altes hässliches Mütterchen, welches Fama als Hexe bezeichnete, auf seinen Krücken zur Thüre hereingehumpelt. Wütend stürzte der Bauer auf die Frau zu und zwang sie unter Androhung des Todschlages, die Hände auf das Kind zu legen und ein „God zegendje“ darüber auszusprechen.

Die Greisin verklagte den Bauer, er erhielt 2 Monate Gefängnis.

Harderwijk, Febr. 1892. K. Knauthe.

Schatzgräber bei ihrer Arbeit störte in einer der letzten Nächte der Nachtwächter des Dorfes Seerappen. Dieser entdeckte „Nachts um die Geisterstunde“ in der Nähe des Kreuzweges „wandelnde Lichter“ und kroch auf allen Vieren näher heran. Dabei erkannte er deutlich den Fuhrmann aus dem Dorfe, den Schreiner und den Schuhmacher. Der eine stand in einer Grube und schaufelte, der zweite hielt die Kerzen, und der dritte trieb unter fortwährendem Murmeln allerlei Hokuspokus. Plötzlich sprang der Wächter auf und stand im nächsten Augenblick mitten unter den Schatzgräbern, die entsetzt auseinanderstoben und alles im Stich liessen, denn die Leute hielten den Wächter für nichts weniger als den Teufel. Nachher klärte sich die Sache auf. Schreiner, Schuster und Fuhrmann hatten von einer Kriegkasse munkeln gehört, die irgendwo in der Gegend vergraben sein sollte. Nach vielen Nachforschungen glaubten sie endlich die richtige Stelle gefunden zu haben. Aber etwas Beschwörung musste schon hinzukommen, sonst könnte ihnen der Schatz möglicherweise doch verloren gehen und so hatten sie denn Wünschelruten, Möhren, ja selbst die Teufelschnur aus Belladonnabeeren und dazu ein ganz neues Beschwörungmittel, nämlich — Traktätchen nach allen Regeln der Kunst bei dem nächtlichen Zauber angewandt.

(Berl. Tagbl. Nr. 116 vom 4. März 1892. Bericht aus Königsberg.)

A. Wiedemann.

Milch und Brot. In meiner Jugendheimat im Lüneburgschen traf ich den Glauben an, dass todeswürdige Verbrechen mitunter dadurch bestraft werden, dass der Richter den Verbrecher zur Einzelhaft verurteilt und ihm nur ohne Salz gekochte Milch mit hineingeschnittenen Rundstücken zu essen geben lässt, und der dann bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen wird.

P. Ch. Martens in Hamburg.

Sitte und Brauch. In Dithmarschen und dem benachbarten Eiderstedt besteht der eigenartige Brauch, dass, wenn ein Mädchen zum ersten mal mit einem Knecht oder sonst einem Mann aufs Heu geht, letzterer dem ersteren das „Haurecht“ geben muss. Dasselbe besteht darin, dass der männliche Teil das Mädchen umfasst, niederwirft und eine Strecke fortwälzt (trünnelt). Dass es dabei nicht ohne Scherz abgeht, lässt sich denken. Ja, in Eiderstedt, wo man diesen Brauch „Meettrünneln“ heisst, setzte einst ein Mädchen dem Knecht eine Untertasse mit Salz und eine mit Wasser vor. Was soll das bedeuten? fragte der Knecht. Sprach das Mädchen: Das soll bedeuten, dass du mich nicht „meettrünnelt“ hast. „Komm

heraus," sprach der Knecht, und als beide draussen sind, umfasst der Knecht das Mädchen, wirft es nieder und „trünnelt" sich mit demselben von der Warf herunter und beide kommen über Nase und Ohren in's Graff (= breiter Wassergraben bei einem Marschhof). H. Volksmann.

Martinlied. Sentemöte Vögelsche Het son rot Kögelsche Gefloge, Gestohle Bös över den Rhin Wo die fette Ferkes sind Hier wohnt de rike Mann Denn os brav wat gewe kann Gew wat holt wat Ander Johr all wehr wat. Lot os nit so lange stohn Wie welle noch en Hüske wider gon Hie van denn no Wesel Do hole wei en fetten Esel Hie van denn no Aesen Do wolle wei em schlachte Hie van denn no Ocke Do wolle wei em koke, Hier von denn no Amsterdam Kriege wei en leckere Weckbotram. Boven an den Hemmel Do hänk en Stöckske Schemmel Wo sech dran wärme kann Müt die blanke Arme. Mus, Mus komme rut Breng os Apele und Nöt herut Apele und Nöt die schmacke so gut Wie en kleine Petsfut.

Duisburg a. Rh. Meyer-Markau.

Über einen sogen. „**Zwiebelkalender**"[1]) teilt mir mein Onkel, Lehrer A. Knauthe in Hartha b. Greifenberg (Riesengebirge) mit: Man schneide in der Silvesternacht kurz vor 12 Uhr eine mittelgrosse Zwiebel wagrecht in 12 Teile. Leg sie auf ein ganz trockenes, reines Küchenbrett in einer Reihe so hin, dass die grösseren Scheiben an jedes Ende, die kleineren in die Mitte kommen. Über jede Scheibe schreibe man den Monatnamen deutlich hin, bestreue jene dann mitten mit einigen Körnchen Salz und lasse sie stehen. Unter welcher Zwiebel ein nasser Fleck sich befindet, zeigt einen nassen Monat an, diejenigen, unter denen es trocken ist, einen schönen, regenlosen.

Schlaupitz. Karl Knauthe.

Volkneckerei aus Schleswig-Holstein. „Als Volkpoesie und als Pendant zu dem, was Sie einmal über die Sielzbütteler und Schenefelder Kuhhirten[2]) mitteilten, teile Ihnen mit, was die Vaaler Kuhhirten den Wackenern und Nuttelern Kuhhirten gegenüber singen: De Wackener Knudten Stehlt de Vaaler de Stuten. Se gaht damit na'n Ellerbroock, Dar slaat se all de Poggen dot. De lütten lat se leben, De grooten hangs in Heben Da wöllt se tokum Jahr Köst un Kimmelbeer vün geben. — De Nutteler lütten Dinger, De fleut op'n lütten finger, De tut op'n grooten Tohn Könnt de Vaaler nichts dohn."

Lehrer emer. P. Voss in Vaale.

Vom Büchertische.

O. C. Nerong: Föhr früher und jetzt. Für seine Landsleute in der Nähe und in der Ferne, sowie auch für die Kurgäste geschrieben von — IV u. 157. Mit einer Karte der Insel Föhr. Zu haben beim Verfasser (Dollerup pr. Steinberg i. Angeln) u. Johs. Schmidt in Wyk a. F. Klaus Harms sagt: Schreibet, Dithmarscher, eures Landes Geschichten. Dies Wort gilt nicht nur allein für Dithmarschen, sondern für jedes Land und Ländchen. Ja, hätte jedes Land, jeder Ort von einiger Wichtigkeit, seine Chronik, manches läge nicht so in Dunkel gehüllt. Die Insel Silt hat in dem verstorbenen C. P. Hansen ihren Geschichtschreiber, den A. Baudissin wohl die lebende Chronik Silts zu nennen pflegte. Die Insel Föhr hat in Nerong ihren Chronisten gefunden. Und nicht nur der Föhringer von Geburt, sondern auch jeder entfernt von Föhr wohnende, besonders aber derjenige, der auf Föhr gewesen und diese Perle der Nordsee gesehen hat, wird dieses Buch mit Interesse lesen. Für den Volkforscher hat besonders der Abschnitt über Kleidung — auf Föhr trifft man noch vereinzelt Frauen in der eigenartigen Föhringer Tracht

---

[1]) Vrgl. Am Urdsbrunnen III. S. 99 ff.

[2]) Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte Bd. XVI S. 378.

— Sitten und Gebräuche S. 69—79, und die Sprachproben in Liedern und Sprichwörtern auf S. 138—140, 147—149, 153 u. 154 wert. H. Volksmann.

Höfler, Dr. M.: Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volkmedizin Oberbayerns. München 1892. E. Stahl sen. VIII, 170 S. 8°. Höfler ist ein tüchtiger Naturforscher, ein gewissenhafter Beobachter, ein klassischer Sammler bayerischer Volküberlieferungen und der Klassiker unter den Fachgenossen seines Heimatlandes. Seit Mannhardts umfangreich angelegtem ‚Baumkult der Germanen' ist keine so gründliche und eingehend den Gegenstand behandelnde Einzelstudie wie die Höflers erschienen. H. legt den Nachdruck auf die Kultorte im Walde und hält die Baumseele für eine sekundäre Erscheinung. Richtiger ist wohl, dass Kultort und Baumseele, bzw. der Baumkult häufig von einander zu trennen sind. Für die ältesten, ureinheimischen Kultbäume erachtet H. Buche, Linde, Eiche, Birke, Erle, Esche, Holder, Wachholder, Schlehe, Weide, Felberbaum und Haselstaude. Er behandelt 26 Baumarten im Glauben und der Medizin des Volkes, bespricht die Kultstätten, führt alle auf Wald und Baum zurückgehende Eigennamen an und setzt die fortwirkende Kraft uralten Glaubens auf die christliche Vorstellungweise des Bauern auseinander. Dieses Werkchen ist durch die Stoffmenge derart wertvoll, dass es seiner Nützlichkeit halber jeder deutsche Volkforscher wird zur eigenen Handbibliothek anschaffen müssen. Die vom Verleger dem Buche vorangestellte Anpreisung kann daher den Verfasser nicht schädigen. Es ist wirklich eine mustergiltige Leistung. Krauss.

Freund, Leonhard: Lug und Trug nach Moslemischem Recht und nach Moslemischer Polizei. Ein Beitrag zur vergleichenden Recht- u. Staatwissenschaft. München 1893. C. Mehrlichs Verlag. 1. Heft. 59 S. 8°. Freund hat mit Fleiss und Eifer den Koran, Hammer-Purgstall, Goldziher, Kremer und noch eine grosse Reihe anderer Schriftsteller zu seiner Studie excerpirt, jedoch die allerwichtigste Quelle, die Volküberlieferungen der Araber, die ja eine herrliche Folkloreliteratur aus uralter bis in die neueste Zeit besitzen, nur aus zweiter und dritter Hand nebenbei kennen gelernt. Sonst ist die Arbeit mit Geschick und Verständnis angelegt und nicht ohne Verdienst. Krauss.

Freybe, Dr. Albert: Des Bergenfahrer Joh. Schlu's Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaac. Ein Schrift-Denkmal der deutschen Hansa mit Act IV u. V aus Georg Rollenhagens Abraham. Zwei Zeugnisse lutherischen Glaubens herausg. u. behandelt — II. Aufl. Norden u. Leipz. 1892. Diedr. Soltau. 237 S. kl. 4°. Der Text der Comedia erweckt, oberflächlich betrachtet, mehr ein localpatriotisches und literarhistorisches Interesse. Dass aber trotzdem Schlu auch für den Volkforscher eine lehrreiche Erscheinung ist, das nachgewiesen zu haben, ist ein hervorragendes Verdienst Dr. Freybes, der das Buch mit ausgezeichneten Erläuterungen versehen. Schlu war im ursprünglichsten Sinne des Wortes ein Nachdichter, wofür man heutigentags, soweit die literarische Convention reicht, den Ausdruck ‚Plagiator' gebraucht. Er stahl aber nicht geradenwegs, sondern überarbeitete und verarbeitete als Dichter ihm vorliegende Arbeiten, ganz so, wie es die französischen Troubadours, manche Minnesänger, die finnischen, turkotatarischen Volkependichter und die südslavischen Guslaren machen. Der Begriff ‚geistiges Eigentum' ist auf dieser Entwicklungstufe einer Literatur noch unbekannt, hier wirkt noch frisch und fortzeugend die mythenbildende s. g. Volkphantasie. Für Schlu's Tätigkeit hat dies Dr. Freybe in musterhafter Weise klar dargelegt (s. S. 27 ff. des Comm.) und damit seinerseits einen wichtigen Beitrag zur Beurteilung einer vielfach missverstandenen poetischen Schaffungart der Völker geliefert. Der Verleger hat dem Buche eine überraschend schöne Ausstattung zu Teil werden lassen, was der Seltsamkeit halber erwähnt sei. Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. XI. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Der Kultwald in der Volkmedizin.

Von Dr. M. Höfler (Tölz).

I. Die Untersuchungen Dr. U. Jahns („Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht") zeigen und lehren deutlich, dass Alles, was mit dem Kultopfer der Germanen in Verbindung und Beziehung stand, zum Kultmittel dieses Volkes ward, um des ackerbauenden und viehzüchtenden Germanen und Deutschen schwersten Belästigungen (Unfruchtbarkeit der Heerden, Viehseuchen, Ernteunglückfälle, Misswachs, Dürre, Hagelschlag etc.) fernzuhalten; nun steht aber der Ackerbau und Viehzucht treibende Mensch immerhin sehr kulturell höher als der nomadisirende Germane, vom Ureuropäer zu schweigen. Wie verhielt sich nun der Germane, wenn er von seinem eigenen Körper oder von seiner Sippe die Krankheit-Schelme und Dämonen fern halten wollte? Diese Art von Fürsorge muss auf weit ältere Zeiten zurückreichen, und aus diesem Grunde muss jeder Beitrag zur Volkmedizin von besonderem Werte sein.

Der Gott der tierischen Fruchtbarkeit war bei den Germanen auch jener der menschlichen Fruchtbarkeit und des menschlichen Wohlbefindens; Seuchen, die die eigene Sippe und Sippen-Angehörigen befielen, wurden darum ebenso durch Versöhnungopfer zu bannen gesucht, wie die Vieh-Seuchen; ob es bei beiden Anlässen auch heidnische Dankopfer gegeben hat, mag immerhin dahingestellt bleiben; das Bedanken setzt eine höhere Kultstufe voraus als das Flehen und Bitten um Gnade.

Bei Hungernöten, der konsequenten Folge aller Volkseuchen, war das Menschenopfer bei den Germanen im Brauche und ist historisch beglaubigt. Die den Germanen eigentümlichen Knochen-

opfer werden wohl eine der Stufen des Menschenopfer-Ablösungprozesses gewesen sein, zu dem man bei allen Völkern mit der Klärung der Religionsysteme eine allgemeine Tendenz konstatiren kann. Menschenopfer sind ausserdem bei den Germanen noch so vielfach bezeugt, dass an deren ehemaligen Bestand kaum gezweifelt werden kann, mögen immerhin einzelne germanische Völker schon zu Zeiten des Tacitus auf einer höheren Stufe dieses Ablösungprozesses gestanden sein; kann man doch heute noch in Deutschland die verschiedensten Phasen der Ablösung des Tieropfers konstatiren. Warum sollten ausserdem gerade die Germanen eine Ausnahme von dieser völkerpsychologisch so leicht möglichen Kultform gemacht haben? Sprechen doch gerade die zahlreichen Rudimente des Menschenopfers, wie wir sie bei anderen menschenopfernden Völkern so gut wie bei den Germanen und Deutschen finden, für die ehemalige Existenz des vollen blutigen Menschenopfers auch bei letzteren und ist ja das Tieropfer selbst eine Ablösung des Menschenopfers (confer Abraham).

Nach dem vortrefflichen Muster, das uns Jahn (l. c.) über die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht gegeben hat, soll nun in Kürze hier vorgeführt werden, wie und was das bajuwarische Volk bei menschlichen Krankheitfällen opferte und gebrauchte, unter Verweisung auf des Verf. Werke: „Volkmedizin in Oberbayern“, „Baum- und Waldkult“, „Votiv-Gaben beim St. Leonhard-Kult“, die das Detail der Arbeit enthalten.

Im Allah-Loh (Allah, Hall-Loh) sammelten sich die Sippengenossen, die früheren blutverwandten Geschlechter, deren reeller Bestand noch zur Zeit ihrer Ansiedelung in Bayern nach den ältesten Ortschaft-Namen (auf ing) zu schliessen im Bewusstsein des Volkes war, zur Begehung der Opferfeierlichkeit; die zahlreichen Dietfurten, Brodfurten, sonstige Furten, Ochsensteige, Rappensteige, Dietwege, Maisteige, Wildsteige etc. führten zu dem Waldkultorte im Loh, dessen Unteilbarkeit mit der Christianisirung, aber auch erst nach und nach, aufhörte, so dass eine Reihe von Loh-Orten heute noch parzellenweise solche alte Waldkultorte umgeben, die meist einsam und hoch neben einer als heilsam geltenden Kultquelle (Weih-Brunnen) liegen. Diese Bötberge (betepuron) im Loh sind jene schuttbedeckten und waldigen Plätze und Hügel der Bauern, wohin die Winkelpriester das Volk zum Opfern führten und die so oft von den Verbreitern des christlichen Glaubens erwähnt werden.

Der einheimische Eichenbaumbestand war der Loh im eigentlichen Sinne; ausserdem gab es noch den Buchenloh, Haselloh, Tannloh, Eschenloh. Die heutigen Loh-Orte Oberbayerns häufen sich in jenem Laubwald-Gürtel vor der Moränenzone, in dem auch die Reihengräber dieses Kreises am zahlreichsten sind und noch bemerkenswerter ist, dass gerade bei diesen „Loh“-Orten die Hügel- und Reihengräber sehr häufig sind, während sie bei den „Holz-“ und „Hart“-Orten, also bei jenen Orten, die beim Nutz- und Weidewalde

stehen, sehr viel seltener anzutreffen sind. Auf jede Sippe scheint ein mit einem Gatter oder Haag abgesperrter, bestimmter Loh-Bezirk getroffen zu haben; dorthin brachte man die Leichen der Sippen-Genossen, und so sehr hing das Volk an dieser Sitte, dass man noch im 8. und 9. Jahrhundert Eichenbäume an die Ostseite der Grabhügel pflanzte (pars pro toto), wie man ja auch heute noch den Flurgang im Freien imitirt, indem man Birken und Buchen an die Häuser lehnt und frisches Gras auf den Strassenboden aufstreut. Solche Waldorte waren „wîh"; dort hauste der Alah-Mann, Bötmann, Wichmann, Lohmann, der Gode mit seinen Angehörigen (Gotting), der Ebermunt, der Eschmunt, der Eichmunt, der Alahmunt, der Winnemunt, der mit seiner blossen Hand (manu) das Kultobjekt schützte (munt); er spielte dieselbe vermittelnde Rolle zwischen dem Volke und lokalem Kultmittel, wie später der Bruder Einsiedler, oder der wissenreichere Zellen-Mönch; er war der Opferleiter, dessen Godenamt zwar erblich und verkäuflich, aber keiner geschlossenen Kaste übertragen war. Ausserhalb des Waldkultortes siedelten sich später in ihrer Nähe die ersten bäuerlichen Gewerbe, die von dem Kulte bezw. mit dem damit verbundenen „Volk-Konkurse" einen Absatz erhofften; die Ê-Bader und Schäffler beim Kultbrunnen, die Schmiede als Verfertiger der eisernen Votivgaben, die Drechsler als Hersteller der hölzernen, die Zeidler die der wächsernen Votivgaben; frühes Auftreten und die Häufung solcher Dorfgewerbe sind nur durch einen kulturellen Volk-Konkurs erklärbar, der an den betreffenden Kultort gebunden war; dorthin wallte das Volk baarfuss und mancherorts mit Lichtern, also nachts, bis auf unsere Tage; dort entwickelte sich der Markt, (Weihenmarkt, alter Markt); dort „ging es kefer-loh-erisch zu", da war die Loher-Kirchweih, wie das Volk heute noch sagt, um den Ausbund von Sinnlichkeit und Schwelgerei zu kennzeichnen; dort stand das Dinghaus, in ihm das geweihte Götterbild auf geweihtem Sockel, eine kunstlose Figur (Mogk, Mythologie 1891 S. 1128), die früher am Kultbaume, Mahlbaume (Mahl-Eiche) ihren Platz gehabt hatte; dort (im Frohn-Loh) war auch die Dingstätte, die Mahlstätte, die Schranne, das Schergenamt, der Galgen, das Fraishaus, der Hachelstuhl (Hacherloh), später die Vogtei und das Gaugericht.

Dorthin brachten die Waldfahrer die hölzernen Knochen (vergl. Jahn l. c. S. 41), eiserne Rösslein und Kühlein, wächserne Stuten und Kühe, Bienenkörbe, Wachs, so schwer wie das am Leben zu erhaltende Kind, die neuen Pflugscharen, Pflugbrode (Altarlaibe) als versöhnende und das volle Menschenopfer, das volle Tieropfer, die ganze zukünftige Ernte ablösende Opfergaben; dorthin brachte man die Stuten zum Umritte um den Kultbaum, um sie so fruchtbar zu machen; dort lagerte sich die Wallerschar und „ermaite" sich im Wunne-Monat. Dorthin wallfahrtete aus getreuer Anhänglichkeit selbst das christlich gewordene Volk noch in den schlimmsten Zeiten der Volkseuchen; dort legte der brüchige (d. h. nach früherem Volk-

22*

glauben impotente) Mann seine Bruch (Niederwatt, Hose), gefüllt mit dreierlei Korn im Freien nieder, wie der vom Kopfschmerz geplagte Kranke dreimal um die Kultstätte den Kopfdreier (Nachahmungen der Opferschädel, gefüllt mit dreierlei Korn) trug, um den Baum-Götzen zu besänftigen; dort legte das kinderbegehrende, erst getaufte Weib das Westerhemdlein nieder an Stelle des aufgeopferten Kindes, dort brach der Gode Zweige vom Kultbaume und band sie zur Lebensrute, um die mit dem „Gürtler“ beschürzten Weiber aufzufitzeln und fruchtbar zu machen; dort verteilte derselbe heilkundige Eichmunt die Eichenrinde bei Ruhrseuchen und Frauenblutungen, der Eschmunt das Schwindholz zum Verschwinden von Geschwülsten; der Ebermunt wachte über den Eber, der unter der Linde seine Höhlung hatte und vom Volke nahezu göttlich verehrt wurde als Tier der Freja, der germanischen Liebegöttin; dort pflückte der Jüngling seine Heiratwurzel (Friggas Gras), Ständlkraut, Bubenkraut (Orchis): dort sammelte das Volk den beim letzten Opferfeuer vom dürren Holze abgefallenen Opfersamen, die Erlenfrucht oder Elsen (alahsamo), als Mittel gegen die Ruhr, Mundfäule und das Bauchgrimmen; dorthin brachten die Bauern Teile von Opfertieren mit Kranbeeren belegt und mit Kranawittstauden ausgestopft, um den Brandgeruch zu verbessern, wobei sicherlich die antiseptische Eigenschaft des Juniperus kennen gelernt wurde, so dass selbst dieser niedere Strauch zur Stellung eines Kultbaumes gelangte. Im Kultwalde wurden so die edleren Teile von Menschen und Tieren verbrannt; vermutlich schwärzte der Opferrauch mit der Zeit das Götzenbild am Kultbaume neben dem Weihbrunnen; noch heute bringt man die Fürstenherzen zur „schwarzen“ Maria von Alt-Ötting beim Lindenbrunnen, wie ja auch des Fürsten Leibpferd beim Leichenzuge als Opfergabe figurirt; denn auch im Fürstenstande hat sich manche Sitte noch erhalten, die sonst im Volke verschwunden ist. Die älteren Leute und die Frauen sotten in den herbeigebrachten Opferkesseln (in den Trichtergruben?) das Opferfleisch, bereiteten die Kultbrode, brauten Weizenbier mit Meth, den uralten „Schönheit- und Stärketrank“, den Wallfahrertrank, den Trank der Liebenden, den Minnetrank, der aus Hirnschalen dargereicht wurde (aus St. Sebastian's, St. Alto's, St. Nantwein's Hirnschale wurde bislang noch dem Volke Wein zu trinken gegeben an diesen Waldkultorten als Mittel gegen Pestseuchen); aber ehe es zum fröhlichen Opferschmaus kam, sprang das junge Volk durch das von keuschen Jünglingen durch Reibung von Eschen- und Erlenholz bereitete Opferfeuer; der Rauch des Opferfeuers befreite den Menschen wie das Tier von den in ihm wohnenden krankmachenden Geistern und bewahrte beide so vor Seuchen, daher noch heute die Pechler und Schäffler vor allen Seuchen gesichert zu sein angeben.

Der Dales.[1][2]

Von Ruben Ben Mordechai Brainin*)

I. Der dales iz mit dem id'n wi a' gūf[3]) mit a n'šóme.[4]) Der id bikónt ceχ mit dem dales wen er iz noχ ba der mamen in boūjχ. In dales wet der id gibór'n, ujfgihódewet,[5]) hot χassene,[6]) dernoχ kinder, lebt un štarbt. Der dales biléjt[7]) dem id'n noχ zajn tejt[8]) ejχet[9]) biz in kéjwer[10]) in an alt'n cubroχenem wêg'l[11]) mit a pgire[12]) a ferd'l.[13]) Der dales iz der j' ssôd[14]) in welχ'n der id g'fint ceχ af zajn ort. Di jidiškajt,[15]) wi der haméjn-am[16]) hot ir onginumen,[17]) un der dales zajnen[18]) wi cwej šwester. Dem prost'n[19]), id'n daχt ceχ az a id kon men nor zajn in óremkajt.[20]) Der giwêjnliχer id bet ba got nor „leχem leχ'l u'bêged lilbeš“[21]) dos iz bajn id'n di heχste madrêjge,[22]) der grester glik in der welt. Far rajχkajt hot der emesser[23]) id gor mêjre.[24]) Er glejbt ceχ alejn nit, er zol blajb'n in rajχkajt ejχet a id, wi god hot g'bōt'n (der id zogt štendik „an óreman,[25]) wi got hot g'bot'n“). Epes[26]) in óremkajt, zogt der id, iz di harc cubroχ'n, mi dermont[27]) ceχ af got. Der wos hot ejlem haze,[28]) zogt der id, hot nit kajn ejlem habe.[29]) Az a rajχer id iz nit frūm, dermônen zeχ id'n af di g'mores[30]) werter: „joë anijusse ljisroël“ (di oremkajt passt dem id'n); oder zej dermonen zeχ af wos di téjre[31]) zogt: „wajišman j'šur'n wajiwat“[32]) — az der id esst[33]) ceχ op[34]) briket[35]) er zeχ.

---

* Anmerkung. Herr Brainin, von Beruf Mathematiker, wurde im Vorjahre gleich vielen tausenden anderen Juden aus Moskau ausgewiesen und kam nach Wien, um an der Universität seine Studien fortzusetzen. Er ist im jüdischen Volktum aufgewachsen und hat schon wiederholt als hebräischer Literat Proben einer besonderen Beobachtung- und Darstellunggabe abgelegt. Ich lasse es mir angelegen sein, ihn zum Folkloristen methodisch auszubilden. Dieser Aufsatz, den er unter meiner Anleitung verfasste, ist sein Erstlingversuch auf unserem Gebiete. Auf meinen Rat hin, bedient er sich seiner Muttersprache, die, ein Schössling der in Deutschland fast erlöschten oberdeutschen Sprache, unzweifelhaft die ernste Aufmerksamkeit unserer Fachgenossen, namentlich der Germanisten, auf sich lenken wird. Man vrgl. übrigens Dr. Güdemanns Ausführungen über Judendeutsch in dem Werke: Geschichte des Erziehungwesens und der Kultur der Juden in Deutschland. Wien 1888. III. S. 294 ff. Krauss.

[1]) Dieser Aufsatz ist in litthauisch-judendeutscher Mundart. — In den erklärenden Anmerkungen bedeutet ar. aramäisch, h. hebräisch, r. russisch, pl. Plural, v. von. Zum Lautwert der verwendeten Buchstaben: c = z in Zukunft; č = tsch; χ = ch als tiefer Kehllaut, wie im Arabischen; š = sch; z = stark tönendes s. — Oberdeutsche Betonungweise durchschnittlich einzuhalten. [2]) h. daluth = Armuth. [3]) h. = Leib, Körper. [4]) h. n'šamah = Seele. [5]) ujf = auf; r. hodowatj = erziehen; Deutsche Particip. perf.-Form. [6]) h. χathunah = Hochzeit. [7]) begleitet. [8]) Tod. [9]) auch. [10]) h. qebher = Grab. [11]) Wägelchen. [12]) h. p'girah = Leichnam, Gerippe. [13]) Pferdchen. [14]) h. = Grund, Grundlage, Element. [15]) Judentum. [16]) h. hamon am = Die Masse des Volkes. [17]) sie angenommen. [18]) sind. [19]) r. prostoj = einfach. [20]) Armut. [21]) h. lechem leχol u'beged lilbos = Brod zu essen und ein Kleid anzuziehen. [22]) h. madregah = Stufe. [23]) wirklich echt v. h. emeth = Wahrheit. [24]) h. mora = Furcht. [25]) armer Mann. [26]) Etwas. [27]) ermahnt, erinnert. [28]) h. olam hazeh = diese Welt, Diesseits. [29]) h. olam habah = jene Welt, Jenseits. [30]) h. g'marah = Talmud. [31]) h. thorah = Lehre, die 5 Bücher Mosis. [32]) h. wajišman j'šurun wajibhat = Und Jeschurun wurde fett und schlug aus. [33. 34]) sich voll isst. [35]) r. brikatj = mit den Hinterfüssen ausschlagen.

Oremkajt, reχ'nt der id, hot god gigeb'n dos a matone[36]) zajn folk jisroël. Ba alle felker iz der dales a min[37]) χaje[38]) roë,[39]) a min puronjes,[40]) — der id ober iz mit dem dales a bruder. Der id kon ujskumen mit rakes[41]) un makes.[42]) Wen a id kormet[43]) nit zajn boŭjχ mit hejle[44]) nissim,[45]) er kumt nit ujs mit a štik'l knob'l un cibele,[46]) ruft men em[47]) ba id'n, zejlel[48]) w'sejwe.[49]) Der wos esst wejniker, zogt der id, ess'n em werim[50]) wejniker. Az[51]) mi wolt nit darf'n ess'n, zog'n idiše wajber, wolt men in gold umgejn. Der wos tut on on der woχ'n a ganc'n beged halt men em far a ujsbrejnger.[52]) Der id iz šejm[53]) azej cunejfgiwaks'n[54]) mit dem dales, az wen er wet rajχ, kon er zeχ noχ alc nit op zog'n fun sajn dales. Di gelt ligt ba em in kast'n un wakst, un der dales iz alc balabos[55]) in štub ba em. Ba ale felker hot der dales a gwul,[56]) wen er gejt iber di mos,[57]) denstmol[58]) falt der menč, er hejbt on šiker'n,[59]) ganwenen[60]) oder gazlenen,[61]) oder er maχt ceχ a misse[62]) m'šune.[63]) Ba id'n ober gejt iber der dales jeder mos, un der id iz zeχ nit m'jaëš,[64]) er hejbt nit on šiker'n, er ferlirt nit dem χejšik[65]) cum leb'n, er wet[66]) nit on zajn hofenung, er trejst ceχ, az s'kon noχ geb'n fil erger, fil biterer. Di oremkajt hot bi id'n fil madrejges: nit gihejb'n;[67]) a gifalener balabos; a nicreχ;[68]) a dalf'n;[69]) an ewjejn;[70]) a m'χusser[71]) leχem; a blut orem man; a betler; a kabc'n;[72]) a šleper; a niščе;[73]) an ewjejn šeb'ewjejnim.[74]) Der id in der lecter madrejge dales iz ejχ a bal'n[75]) helf'n mit wos er kon dem cwejt'n. Mi[76]) dercejlt, az a m'lamed[77]) ba a jišuwnik[78]) hot op giret[79]) mit zajn balabos, welχer flegt onkormenen eder tog fil orχim[80]) oreme lajt — az a šmek tabik[81]) geb'n di orχim gihert em un nit an ander'n in štub — mêr az mit a šmek tabik hot er nit gikont helf'n. Ad[82]) hajom[83]) gib'n in di jidiše štet di oreme hendler'ns majsser[84]) fun zejer ferdinst. Die oreme jišiwe[85]) boχrim,[86]) welχe ess'n teg[87]) un šlof'n af di hejle bejnk in bismedreš,[88]) maχ'n ejχ χewres[89]) cu helf'n

---

[36]) h. mathanah = Geschenk. [37]) h. = Art. [38]) h. χajah = Thier. [39]) h. raah = wild. [40]) ar. puraniuth = Bezahlung, Strafe. [41]) r. rak = Krebs. metaph f. Not. [42]) h. makah = Schlag, Plage. [43]) r. kormitj = ernähren, füttern. [44]) hohle, blosse. [45]) h. ness pl. nisim = Wunder. [46]) Zwiebel. [47]) ihn. [48]) h. zolel = Fresser. [49]) h. w'sowe = und Trinker. [50]) Würmer. [51]) als, wenn. [52]) Verschwender (wörtl. Ausbringer). [53]) schon. [54]) zusammen aufgewachsen. [55]) h. baal habajith = Hausherr. [56]) h. g'bhul = Grenze. [57]) Mass. [58]) damals, dann. [59]) saufen v. h. šikor = besoffen. [60]) h. ganabh = stehlen. [61]) h. gazal = rauben. [62]) h. mithah = Tod. [63]) h. m'šunah = absonderlich. [64]) verzweifelnd. [65]) h. χe ek = Lust. [66]) verliert. [67]) gehoben, hoch, hochstehend. [68]) h. nicraχ = dürftig. [69]) ar. dalfan (eigtl. ein Eigenname) = sehr arm. [70]) h. ebhjon = dürftig. [71]) h. m'χussar = entbehrend. [72]) h. Qabcan = Bettler. [73]) r. nji tšy = bettel arm. [74]) h. šeb'ebhjonim = welcher unter den Dürftigen (Superlativbezeichnung). [75]) (hilf) bereit v. h. baal = Herr. [76]) man. [77]) h. Lehrer. [78]) Dorfbewohner v. h. jišubh = Ansiedlung. (r. Endung nik). [79]) verabredet, bedungen. [80]) h. oreaχ pl. orχim = Gast, Gäste. [81]) Prise Tabak. [82]) bis. [83]) h. = heute. [84]) h. maasser = Zehent. [85]) h. jš'ibhah = Talmudschule. [86]) h. baχurim = Jünglinge, Jünger. [87]) Tage. (Die Jünger der Talmudschulen erhalten abwechselnd an den verschiedenen Tagen der Woche bei verschiedenen wohlhabenden Bürgern Mittagtisch, das nennt man „Teg ess'n“. [88]) h. beth hamidraš = Talmudschule. [89]) h. χebhroth = Vereine.

noχ eremere fun zej. Az mi fregt ba a klejnštet'ldik'n[90]) id'n mit wos bišeftig'n zeχ zajne štotike,[91]) entfert[92]) er, zej gejen um in di hojzer ejner cum ander'n.

Der id kukt nit af grejsse gwir'n[93]) mit kine[94]) oder sine.[95]) Der idišer oreman zogt: alc iz fun got, mistame[96]) iz jenem bišert zajn a nogid.[97]) Jeder id hot fil m'šolim,[98]) majsses,[99]) rajes[100]) un swores,[101]) az a nogid cu zain iz nit kajn glik. A id zorgt fil mêr fun dem, wos er hot nit kajn kinder, wider[102]) fun zajn dales. A idišer kabc'n iz kimat[103]) štendik freileχ, er glajχwert'lt[104]) ceχ iber zajn ejgenem dales. Iχ hob gikent in majn g'burtštot a ideš'n šejmer[105]) fun di kromen[106]) — er iz giwên[107]) a grejsser ewjen. Ejn mol zogt er: „iχ wolt wel'n hob'n a fajnem mujer[108]) mit šejnem meb'l, dercu reχte klejder un a biss'l zilber lajt'n glajχ.[109]) Noχden zol kumen a fajer un zol alc farbrenen, un iχ, ribejne-šel-ejlom,[110]) zol blajb'n in ejn hemd."

Wos wet ajχ zajn di guckajt[111]) fun ajere ašires,[112]) az alc wet farbrent wer'n?!

Wel iχ hob'n, entfert der šejmer, l'χol-hapoχes[113]) a hemd!

Zu Fränkels Studie über V. Schumann.

Dr. L. Fränkels auf S. 453—480 der Vierteljahrschrift f. Litt. Gesch. V. abgedruckte, recht übersichtlich und lehrreich gehaltene Studie erinnert mich daran, dass die Mehrzahl der Schumannschen Schnurren und Schnacken auch bei den Südslaven vorkommen. Hübsch viele, freilich in einer modifizirten Gestalt mit Rücksicht auf die österreichischen Censurverhältnisse, publizirten Vuk Vrčević (Narodne gatke und Pripovijetke) und Vid Vuletić Vukasović (Mudrí ćoso). Bekannt sind die Streiche Peter Kerempuhs, des chrowotischen Eulenspiegels. Der Verfasser, der sich nicht genannt, warscheinlich ein Geistlicher, stellte den Kerempuh aus dem deutschen Volkbuche zusammen. Nicht blos auf literarischem Wege gelangten solche Geschichten zu den Südslaven. Die südslavischen „Heldensöhne" haben auf ihren Raub-, Brand- und Mordzügen in Deutschland in den vorigen Jahrhunderten gar manche lustige Geschichte gelernt und heimgebracht. Zudem dauert seit fast zwei Jahrhunderten eine so gut wie ununterbrochene Einwanderung deutscher Bauern und Handwerker nach dem Süden an, die häufig, wohl nach deutscher Art,

---

[90]) kleinstädtischen. [91]) Städter, Mitbürger. [92]) antwortet. [93]) h. g'bhir = Herr, Reicher. [94]) h. qinah = Neid. [95]) h. sinah = Hass. [96]) ar. min hastham = sicherlich. [97]) h. nagid = Fürst, Reicher. [98]) h. mašal pl. m'šalim = Beispiel, Vergleich. [99]) h. maasseh = That, Erzählung, Anekdote. [100]) h. rajah = Beweis. [101]) ar. sbhara = Meinung, Ansicht. [102]) hier im Sinne v. als. [103]) h. kim'at = beinahe, fast. [104]) Denominatives Verbum v. Glajχwert'l = Sprichwort, er witzelt, spricht in Gleichnissen. [105]) h. šomer = Hüter, Wächter. [106]) Krämerei, Gewölbe. [107]) gewesen. [108]) Mauer, gemauertes Haus. [109]) Leuten gleich, wie andere. [110]) ar. h. = Herr der Welt. [111]) Güte, Vorteil, Nutzen. [112]) h. aširuth = Reichtum. [113]) h. l'χol hapa χuth = wenigstens.

meist um sehr zweifelhafter Vorteile willen ihr Deutschtum verläugnen, um als Urchrowoten und Urserben oder Urslovenen emporzukommen, aber unbeabsichtigt den Slaven deutsche Volküberlieferungen vermitteln.

Zu S. 477. „Significat autem Brüen Saxonibus idem quod stuprare aut coire.“ Ähnlich ein jüdisch-deutscher Witz, den ich erst jüngsthin vernommen. Kam da eine junge Frau in ein koscher Restaurant und setzte sich zum Tisch. Zuspringlich naht der Wirt selber, um der schmucken Person aufzuwarten. 'Braten gefällig?' 'Nein.' 'Bügel?' 'Nein.' 'Gedämpftes?' 'Nein.' 'Gefüllte Wurst?' 'Nein'. 'Möchten Sie vielleicht ein Bisl Hirn?' Sie verschämt: 'Hürn ja, aber erst möcht' ich etwas essen.'

Zu S. 479. Nr. 25. Der Pfaff im Federfasse. Eine Parallele davon erzählte mir im J. 1885 ein mohamedanischer Bauer in Koraj in Bosnien, mit der Absicht, die serbischen Popen lächerlich zu machen. Die Fassung ist wert, dass sie hier veröffentlicht wird.

Der Bauer Joco hatte sich aus dem zehnten Dorfe eine Frau geholt. Es war ein gar stattliches, üppiges Weib und hübsch dazu. Jeden Abend musste sie als Wirtschafterin zur Quelle ausserhalb des Dorfes mit dem Krug Trinkwasser holen gehen. Der Weg führt sie an dem Pfarrhaus vorüber. Jedesmal steht schon der Pope vor dem Hause, schaut sie lüstern an, wälzt die Augen und spricht voll Salbung: 'Gelobt sei ER! guten Abend ssündige Sseele! (grissna dusso!)' 'Des walte Gott, ehrwürdiger Vater.' 'O du ssündige Sseele, was hast du für dralle Beinchen!' Errötend enteilt Jocos Frau. So geht es Tag für Tag, bis ihr das Gespräch lästig wird. Auch fürchtet sie den Zorn der Frau des Popen, die eifersüchtig ist und ein gar böses Maul hat. Darum spricht sie einmal zu ihrem Joco zu Mittag: 'Lieber Mann, ich gehe nicht mehr zur Quelle.' 'Sollst zerplatzen, warum denn nicht?' 'Weil mir der Pope jedesmal aufpasst und sagt, was ich für dralle Beinchen habe.' 'Sagt er das? Und was sagst du?' 'Ich sag nichts und lauf immer davon.' 'Weil du ein Kalb bist.' 'So, ein Kalb bin ich? Was soll ich denn sagen, du Jammermensch?' 'Wann er sagt, "was hast du für dralle Beinchen!" so erwiederst du: "auf deine Schultern sollen sie zu liegen kommen" und bestellst ihn für heute Abend her. Ich werde weggehen und wieder kommen. Du aber versteckst ihn ins Krautfass.' In der Küche stand ein Bottich in Mannhöhe und voll übelriechender Jauche; denn es war im Sommer und das Kraut, so noch übrig geblieben, in Fäulnis übergegangen. Das Wasser hatte Joco vor einer Woche hineingeschüttet, um den Bottich später auszuschwemmen. Nahm Joco Nachmittags die Flinte und zog aus dem Dorfe hinaus an dem Pfarrhaus vorbei. Der Pope sah ihn und kam ihm entgegen. 'Wohin des Weges, so Gott will, o du teuerster und liebster Joco?' 'Jagen gehe ich Hasen.' 'Teuerster und liebster Joco, wie lange bleibst du aus?' 'Komme vor drei Tagen schwerlich heim. Mit Gott!' 'In Gesundheit mit Gott, o du guter Mann!'

Bald darauf kam den Krug in der Hand Jocos Frau. 'Guten

Abend, ssündige Sseele! Ei, was hast du für ssöne, dralle Beinchen!' 'Auf deinen Schultern sollen sie liegen, ehrwürdiger Mann!' 'Wann, wann denn, ssündige Sseele?' 'Noch heute Abend. Komm zu mir. Joco ist fort, ich bin allein,' und schon lief sie weiter. Der Pope zog seine beste Festtagkutte an und sagte zu seiner darüber verwunderten Frau: 'Muss eine ssündige Sseele in Beichte nehmen Sstarke und sswere Ssünden muss diesse ssündige Sseele büssen!' 'Mann, wann kehrst du heim?' 'Vor Morgenaufgang gewiss nicht. Lange Wege vom Laster zur Reue. Der versstockte Ssünder ssucht sie selber nicht auf.' 'Mit Gott! geh gesund!' 'Bleib mir in Frieden, o du mein häusliches Labsal!'

Und er kam zur Jocin und wollte gleich mit ihr das „Bauchspiel“ und 'Rückendrückdich' und 'Beineknicken' spielen, doch sagte die junge Jocin: 'Nein, ehrwürdiger Mann! Vorerst brate ich eine Henne am Spiesse und trinke mit dir aus dem Schlauche Schwarzwein.' Der Pope verriegelte indessen die Küchenthüre und griff, während Frau Jocin das Essen bereitete, bald dahin, bald dorthin an ihr herum, bis auch sie nach und nach Traumgedanken bekam. Es fing ihr an schon schwül zu werden, als plötzlich Joco mit dem Flintenkolben auf die Thüre losdrosch und schrie: 'Aufmachen, aufmachen, ich bins!' Vor Schreck fiel der Pope vom Dreibein um, raffte sich aber gleich wieder auf und fragte ausser sich vor Angst Jocos Frau: 'Wohin flücht ich, wohin flücht ich, ssündige Sseele? Dein Mann tötet mich! Kann ich durchs Fenster?' 'Ach nein, das ist für deinen Bauch zu schmal.' 'Keine andere Ausgangthüre?' 'O weh nein.' 'Auch keine Truhe, kein Kasten?' 'Ach nein, wir sind arme Leute, doch steig ins Krautfass schnell hinein!' Während die Frau langsam den Riegel zurückschob, schwang sich der dicke Pope mit Ach und Krach aufs Fass hinauf und schwups, plumpste er in die faule, sauere Jauche hinein. Sie reichte ihm bis zum Kinn, aber er verhielt sich ruhig.

Voll Zorn trat Joco in die Küche ein. Die Frau wollte ihm das Gewehr abnehmen und ihn in die Stube hineinführen. Er stiess sie zurück. 'Aha!' sagte er, 'da schau einer her, kaum geht der Mann weg, tut sich das Luder gütlich! Braten am Spiess, Wein im Schlauch, da bleiben wir sitzen. Hast wohl einen Hurer erwartet?' 'Bei Gott und meiner Seele, nein! Weiss nicht, was das ist.' 'Nun, nun, nur nicht gleich auffahren.' 'Wo warst denn, Mann, dass du so bald zurück bist?' 'Wollte jagen. Kaum aber war ich in der Au, kam von der Frau unseres Popen ein Bote und rief mich zu ihr. Weisst, das Weib ist seit acht Jahren meine Buhlin und als Mädchen hat sie sich ein Kind, das von meinem Vater war, abgetrieben.' Der Pope hört alles und hüpft vor Galle und Wut im Fasse. Joco erzählt weiter: ‚Nun bin ich ihrer doch überdrüssig. Für jeden Besuch bezahlt sie mir blos einen Dukaten. Der Pope könnte schon mehr herhalten. Ich bin so zornig, dass ich meine zwei Kugeln ins Fass abschiessen werde.' 'Um Gotteswillen, Joco, nicht!' ''s Maul halten! Just werd ich den

oberen Rand durchlöchern!' Der Pope duckte sich rasch nieder und die Jauche schlug über ihm zusammen. Darauf schoss Joco wieder in den unteren Teil des Fasses und der Pope machte einen Sprung in die Höhe, damit ihm die Kugel das Bein nicht durchlöchere. Gegen Mitternacht begab sich Joco mit seiner Frau in die Stube zur Ruhe. Der Pope half sich mit Mühe und Not aus dem Fass heraus und rannte heim. Als ihm auf sein Pochen seine Frau öffnete und sie bei seinem Anblick entsetzt zurücktaumelte, denn die schöne Kutte war verdorben und im langen Bart hingen Krautfetzen, begütigte der Pope sie: 'Sei stad, liebe Seele! Verzeih mir mein Aussehen und schweig still, ich vergebe dir dein achtjähriges Hurenleben mit Joco und auch die Sünde von wegen der Abtreibung deiner Leibfrucht!' Krauss.

S. 477, Nr. 19 ist ähnlich zu P. Fortini's Novelle von Antonio Angelini. Hier ist es das Missverständnis des holländischen Wortes Mynheer, welches eine ehrbare Frau in grosse Gefahr bringt. Nach dem italienischen Novellisten sollen nämlich die Worte Vis (willst?) Mynheer! eine holländische Einladung zum Liebegenuss sein, während die Italienerin glaubt, sie seien eine Einladung zum Essen.

Zu S. 476, Nr. 15. Von einer ihren neuvermählten Schwiegersohn 'ernstlich kontrollirenden' Schwiegermutter erzählt auch Bonaventur Desperiers in seiner Novelle 123. D'un procès mû entre une belle-mère et son gendre pour n'avoir dépucelé sa fille la première nuit.

M. Landau.

Sagen aus der Prignitz.

Von K. Ed. Haase.

I. Der Kobold zu Lohm. Bald nach Neujahr 1860 wurden die Fensterscheiben des Lehnschulzengutes zu Lohm von unsichtbarer Hand mit etwa faustgrossen Feldsteinen zertrümmert. Der Besitzer liess anfangs neue Scheiben einsetzen; als aber das Werfen nicht aufhören wollte, unterblieb die Erneuerung. Man glaubte, dass die Zerstörung von boshaften Menschen ausgeübt werde, und liess das Haus auf das sorgfältigste bewachen. Das Werfen aber dauerte fort und zwar am hellen lichten Tage, ohne dass jemand bemerkte, woher die Steine kamen. Dieser bisher noch nicht aufgeklärten Thatsache hat sich die Sage sofort bemächtigt. Es wird erzählt, dass der Besitzer einen Kobold gehabt habe. Wenn die Hausfrau Kartoffelbrei auf den Tisch getragen und mit dem Löffel ein Loch darein gemacht habe, dann sei ein kleiner roter Mann auf die Schüssel gestiegen und habe das Fett hineingethan. Hätten die Mädchen die Kühe füttern wollen, dann hätten sie das rote Männchen auf der Krippe gesehen, und die Tiere hätten bereits ihr Futter gehabt. Zuletzt aber sei der Kobold von seinem Besitzer vernachlässigt worden, indem er ihm seine Lieblingspeise, Semmel und Milch, nicht mehr verabreicht habe. Aus Rache habe der tückische Geist deshalb die Fenster zertrümmert.

Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Fehse zu Dierberg.

II. Die Rache der Zigeuner. Auf dem Vorwerke Totenkopf bei Havelberg soll früher die Gänsezucht mit viel Glück betrieben worden sein. Einst erschien daselbst eine Schar Zigeuner, welche von dem Pächter mit unfreundlichen Worten abgewiesen wurde. Die Leute erzählen, dass dies der Grund sei, weshalb die Gänsezucht dort nicht mehr gedeihe. Lässt man eine Gans brüten, so kommen nur aus wenigen Eiern Junge, und die sind sämtlich verkrüppelt.

Mitgeteilt durch ebendenselben.

III. Die schwarze Katze bei Laslich. Ein Landmann ging in einer Nacht nach Laslich. Als er an einen Kreuzweg kam, sah er, wie sich eine schwarze Katze in dem Sande badete. Verwundert darüber, hier ein solches Tier zu finden, sprach er: „Wo kümmst du, Düwel, denn her?“ — Sein Erstaunen verwandelte sich in den grössten Schrecken, als er die Antwort vernahm: „Von Låslich!“ In seiner Angst fragte er weiter: „Wo wist du henn?“ — Die Katze erwidert: „Nå Meschow (Mesekow)!“ — Der Mann kam, von Angstschweiss triefend, nach Hause und erzählte seiner Frau, was er unterwegs erlebt hatte. Unterdessen sass die Katze der Familie auf der Ofenbank und strich sich schnurrend den Bart. Als der Bauer sagte: „Nå Meschow!“ — da sah sie ihn mit funkelnden Augen an und sprach: „Un so sä's, nå Meschow?“ — Schwung und Sprung! — und die alte Hausfreundin war verschwunden. Mitgeteilt durch ebendenselben.

IV. Der fliegende Chorschüler. In einer noch vom Baue herrührenden kleinen Öffnung des Perleberger Kirchturms hatten von jeher viele Dohlen ihre Nester gebaut. Nun gelüstete es einst zwei Chorknaben nach den Eiern dieser Vögel, und sie beschlossen, ein Nest auszunehmen. Um aber zu ihm zu gelangen, musste man ein Brett aus dem Schallloche des Turmes hinausstecken. Während der eine vorsichtig auf demselben entlang kroch, hielt der andere es fest. Als nun der draussen auf dem Brette befindliche Chorschüler in das Nest geschaut und die Eier, deren es sieben waren, gezählt hatte, erhob sich zwischen beiden ein Streit darüber, wer ein Ei mehr erhalten sollte. Der auf dem Brette verlangte es für sich, weil er sich der grösseren Gefahr ausgesetzt habe. Doch auch der andere meinte Anspruch darauf erheben zu können, weil jener ohne seine Hilfe überhaupt nicht hätte zu den Eiern gelangen können. Zuletzt wurde der eine so böse, dass er das Brett losliess, und sein Kamerad aus der Höhe hinabstürzte. Aber sein weiter Chormantel, den er von oben bis unten fest zugeknöpft hatte, war seine Rettung; denn der Wind fing sich in dem weiten, faltenreichen Gewande und blähte es dermassen auf, dass der Knabe nicht unsanft auf das Strassenpflaster gelangte[1]).

Aus Perleberg mitgeteilt durch Herrn Konrektor a. D. Rost zu Neu-Ruppin.

V. Die Hexe von Zechlin. Vor langen Jahren lebte im Flecken Zechlin ein Ackerbürger, namens V., welcher seine Mutter im

[1]) Ähnlich erzählt die Sage aus Berlin Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 2. Aufl. Berlin. 1886. S. 12 fg.

Eine ähnliche Sage erzählte mir ein Franziskaner in Vukovar in Syrmien. F. S. K.

Eine ähnliche Sage erzählt man in Dithmarschen und auch in Angeln. V.

Altenteil hatte. Der Mann hatte stets Unglück in seinem Viehstande. Daher wendete er sich an den Scharfrichter Herms in Fürstenberg. Dieser erklärte ihm, er werde ihm den Frevler gern zeigen, wenn er ihn sehen wolle; er möge aber dabei nicht erschrecken. Darauf holte er seinen Zauberspiegel und hielt ihn V. vor das Gesicht. Mit dem Aufschrei: „O Gott, es ist meine Mutter!“ — brach V. zusammen.

Als V. wieder zu sich gekommen, wurde verabredet, er solle sich einen neuen Eichenklotz besorgen, und wenn wieder ein Stück Vieh verende, ihn, den Scharfrichter, umgehend holen lassen. Dies geschah, als nach ungefähr vier Wochen wieder ein Ochse gefallen war.

Herms nahm Herz, Leber und Lunge von dem Tier, schnitt von jedem drei Teilchen ab, bohrte in den Eichenklotz drei Löcher und legte in jedes Loch von Herz, Leber und Lunge ein Stückchen. Dann nahm er drei Pfropfen von Eichenholz, welche er vorher bereitet hatte, setzte einen davon auf jedes Loch und zündete drei neue Lichter an, die er auf den Tisch stellte. Bei allen diesen Vorbereitungen und auch nachher durfte niemand sprechen; Thür und Fensterladen waren verschlossen und streng verboten, etwas aus dem Hause zu verabreichen.

Darauf nahm Herms einen Hammer und versetzte jedem Pfropfen einen Schlag. Kaum aber hat er den dritten gethan, so kommt die Mutter des V. an die Thür und bittet um ein Glas Wasser, aber vergebens. — Aufs neue wiederholt Herms seine Schläge auf die Pfropfen; da bittet die Mutter um Gottes Willen nur um einen Tropfen Wasser; aber im Zimmer bleibt alles still. Zum drittenmal greift Herms zum Hammer, und als der letzte Schlag fällt, wird es draussen mäuschenstill. Man öffnet die Thür, und siehe! — auf dem Hausflur liegt die alte Frau tot; ihr ganzer Körper aber ist kohlenschwarz. — Es wird vorgegeben, der Schlag habe sie gerührt, und dabei ist's geblieben.

Mitgeteilt durch den Schleifer u. Siebmacher Wilh. Utpot zu Rheinsberg.

VI. Der Wumsee bei Flecken Zechlin. Nahe bei Flecken Zechlin liegt der Wumsee. Dort hat früher eine Stadt gestanden, mit Namen Wum. Wer am Johannistage mittags zwischen 12 und 1 Uhr an dem See vorübergeht, kann aus ihm ein dumpfes Glockengeläut vernehmen: Wum — see, Wum — see, Wum — see!

Dicht am Wumsee auf dem Berge lag früher die Boldtsche Teerschwelerei. Dort wohnte in jener Zeit ein Mann französischer Abkunft. Einst wäscht dessen Frau — es war aber gerade Johannistag mittags nach 12 Uhr — am See Kinderwäsche. Da sieht sie auf einmal drei schwarze Feldsteine neben dem Wasserstege liegen, die sie doch sonst niemals bemerkt hat. Da die Sonne heiss darauf scheint, deckt sie auf jeden Stein eine Windel zum Trocknen. Endlich ist es ein Uhr geworden; da fangen die Steine an zu reden: „Nimm uns die Lappen vom Kopfe; unsere Zeit ist um; wir müssen zu unserer Ruhestätte zurück.“ Die Frau erschrickt heftig, reisst die Windeln hinweg und — drei Menschenköpfe mit schwarzem Haar verschwinden vor ihren Augen in der Tiefe.

Mitgeteilt durch ebendenselben.

VII. Die Räuberhöhle bei Flecken Zechlin[1]). Nahe bei Flecken Zechlin, da wo jetzt ein schönes Ackerfeld, die Aaskuhle genannt, sich befindet, war früher ein undurchdringlicher Wald. Dort hauste vor alten Zeiten ein Räuber, mit Namen Jordan, der plünderte, raubte und mordete, wo und wie er nur konnte. Einst kam ein hübsches Mädchen von Wittstock durch den Wald. Jordan griff sie an, beraubte sie und wollte sie ermorden, schenkte ihr aber auf vieles Bitten das Leben; doch zwang er sie, mit ihm in seine Höhle zu kommen und dort knieend in Gegenwart seiner ganzen Mannschaft zu schwören, keinem lebendigen Wesen etwas von ihm und seinem Aufenthalte zu verraten. So wurde sie denn die Geliebte des Räubers und zeugte mit ihm im Laufe der Jahre sieben Kinder, die der Vater aber allesamt nach der Geburt wieder ermordete. Es schmerzte sie aber zu sehr, dass der Räuber öfter die Kinder, die er in Spiritus aufbewahrte, hervorholte, um sie herumtanzte und dabei sang: „Abraham hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatte Abraham usw.“

Als sie nun einst nach Zechlin kam, wohin sie öfter geschickt wurde, um Einkäufe zu machen, ging sie in der Wohnung des Kaufmanns an einen geheimen Ort und hob hier ein schmerzliches Gespräch mit einem Balken an. Sie wusste aber recht gut, dass der Kaufmann, der sich gleichfalls dorthin begeben hatte und nur durch eine dünne Bretterwand von ihr getrennt war, alles hören musste. „Ich habe vor Gott knieend geschworen,“ so begann sie zu reden, „keinem lebendigen Wesen etwas von dem zu verraten, was ich weiss; dir, schweigsamer Balken, will ich meinen Schmerz klagen.“ Und nun erzählte sie mit lauter Stimme die ganze Geschichte, wie stark die Bande war und wie bewaffnet.

Als sie wieder im Hause war, trat der Kaufmann zu ihr, gab ihr eine Rolle starken Zwirn und sagte: „Gott hat dein Gebet erhört. Binde das Ende von diesem Zwirn im Walde bei der grossen Eiche an einen Baum und lass die Rolle bis in die Nähe der Räuberhöhle ablaufen. Doch sage niemand etwas, morgen wirst du gerettet sein.“

Der Kaufmann traf sofort im Geheimen seine Anstalten mit einer guten Anzahl tüchtiger Männer. Stark bewaffnet verfolgten sie den Zwirn, überfielen die Höhle, griffen die Räuber an und töteten alle bis auf den letzten Mann. Während des Gemetzels hatte sich das Mädchen in eine düstere Hinterkammer geflüchtet, wo die Schätze der Räuber in Menge aufbewahrt wurden. Diese wurden alle eine Beute der Sieger, das gerettete Mädchen aber ist hernachmals noch eine ehrsame Frau geworden. Mitgeteilt durch ebendenselben.

Anhang. VIII. Die Wunder- oder Armesünderlinde in Alt-Landsberg. „Ich wurde im Jahre 1843 als Reservist beim 24. Infanterie-Regiment eingezogen. Auf dem Rückmarsch vom Manöver kam ich mit noch drei Mann in Alt-Landsberg zu einem Bürger ins

[1]) Vgl. meine Sagen aus der Grafschaft Ruppin u. sw. S. 117 Nr. 120: Der Räuber Klemens.

Quartier, vor dessen Thür eine gewaltige Linde stand, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; denn sie war unten vom Stamme an mit solchen Knorren besetzt, dass man sie ganz gemütlich besteigen konnte, auch hatte sie so grosse Löcher, dass zwei Menschen zugleich in das hohle Innere hineinsteigen durften. Vier Mann konnten in ihr mit aller Gemütlichkeit Karten spielen. Von dieser Linde erzählte mir mein Wirt folgende alte Sage:

Einst war ein junger Mann der Sodomiterei angeklagt und von rechtswegen zum Feuertode verurteilt. Als er eben im Begriff war, den Scheiterhaufen zu betreten, riss er eine junge Linde, welche in der Nähe stand, aus der Erde, pflanzte die Krone mit seinen Händen in den Boden ein und sprach: „So wahr mein Gott und mein Erlöser lebt und so wahr ich unschuldig an diesem Verbrechen bin, so wahr werden die Zweige dieser Linde Wurzeln schlagen und die Wurzeln Zweige erzeugen, und dieser Baum wird, so lange die Erde steht, ein Erkennungzeichen sein, dass ich unschuldig den Feuertod erleiden muss.“ — Noch vor zehn Jahren hat die Linde gestanden; ob heute noch, ist mir nicht bekannt.“ Mitgeteilt durch ebendenselben.

Wo ist der Pferdehimmel?

Von A. Treichel.

Das ist der Lichtingwinkel. Das ist jene Gegend auf der Höhe um Elbing, wo der ostpreussische Höhenzug seinen Knotenpunkt hat. Es ist gewissermassen die Gegend, wo die Lichtinge wohnen. Unter Lichting versteht man besonders den Blitz, weil er leuchtet; übertragen auf den Teufel oder, wenn man diesen gern verschweigt, den Kuckuck. Allbekannte Redensarten hier zu Lande sind: hol' ihn der Lichting! Dat di de Lichting! Beim lichtingsch Unwetter ist an Blitz und Donner zugleich gedacht. Es ist auch Scheltwort und soll einen durchtriebenen, geriebenen Menschen (in Handel und Wandel) bedeuten. In diesem Sinne mag's wohl für die Bewohner jener Gegend und für diese selbst gelten. Die Schärfe von Gegend und Mensch besteht aber im Pferdehandel; sie sind dort wohl alle Kopscheller oder Kupscheller, wie Frischbier's Preuss. W.-B. I. 448 schreibt und aus poln. kupiić, Käufer, kupczyć, handeln, herleitet, nebenbei auch auf lit. kupczélninkas, Kleinhändler, hinweist, ohne für die letzten Silben das analoge Seller, Verkäufer, von der Hand zu weisen. Sellen heisst deutsch Trödelhandel treiben. Die Preuss. Fischerordnung S. 19 setzt kupschellen und kaufgesellen gleich. Somit dürfte am Ende alles dies zur Entstehung des Wortes zusammen kommen. Aber Sperber-Niborski (Volkes Reden 19) und Gordack (Handschriftl. Sammlung ostpr. Prov.) erklären kop- oder kupscheller auch als Pferdehändler, Rosstäuscher aus Liebh. Davon bildlich (Samland) bedeutet es Gauner, Betrüger, überhaupt also Lichtinge, bei denen es oft zu helle ist. Der Hauptort des Lichtingwinkels ist Maibaum und dort wohnen die meisten Kopscheller; doch giebt's deren auch in grosser

Zahl in Trenz, Blexen, Hütte und anderen Orten jener Höhen. Das Volk selbst ist brav, kernig, von ursprünglicher Geradheit und gastfreundschaftlich; einen Betrug beim Pferdehandel halten sie für erlaubt, ja, selbst für die grösseste Tugend. Kommt Jemand von ihnen mit dem Gesetze in Conflict, wird er wohl bedauert, aber selten als aus böser Absicht verurtheilt, vielmehr bemitleidet, weil er zu dumm war. Die patriarchalischen Vornamen Abraham und Jacob sind dort noch im Schwunge und das brüderliche Du im Gebrauche. Da dutzt sich Alt und Jung und man kann darauf wetten, dass ein Fremder bei der dritten Antwort vom Einheimischen mit Du angesprochen wird. Es scheint ihnen das heimische Enk (Ihnen) doch zu unbequem zu sein. Mit der Adventzeit hält der h. Christ seinen Umzug. Alle Fehden und Streitigkeiten des Jahres werden bis auf diese Zeit aufgeschoben, jetzt aber zum Austrage gebracht. In gehöriger Verkleidung wird dem schlechten Nachbar als h. Christ der Besuch gemacht und ihm in seiner eigenen Behausung auch mit dem Kantschu (der Kantschuck) sein böses Verhalten zu Gemüte geführt. Dass der also bedachte unreuige Sünder oft zur Wagenrunge greift und blutige Antwort giebt, ist keine Seltenheit. Es werden oft förmliche Schlachten geschlagen, namentlich wenn sich Parteien gegenüber stehen. Vor Weihnachten also muss man dort seine Haut sehr in Acht nehmen. Mit dem ersten Festtage aber hören die Streitigkeiten auf und die früher feindlichen Nachbarn reden freundlich mit einander. Wenn Einer aber denken darf, diesmal zu kurz weggekommen zu sein, so beruhigt er sich bei dem Troste, es kommt ja im neuen Jahre wieder eine Adventzeit und da kannst du ja das Versäumte nachholen. Bei Familienfestlichkeiten, wie Hochzeit, Kindtaufe, Begräbnis, geht's hoch her. Alle Feindschaft ist vergessen. Man hilft und unterstützt sich gern gegenseitig. Manchmal sind die Bewohner mehrerer Ortschaften bei einem Bauern versammelt. Alsdann können sie auch ihre Fertigkeit im Essen entfalten. Ein Correspondent von mir, welchem ich auch einen grossen Teil jener Schilderung verdanke, Herr Lehrer R. Knopf in Graudenz, hatte dabei Gelegenheit, den ausserordentlichen Appetit eines Mannes zu bewundern. Nachdem dieser beim Bratenessen in eiliger Hast ungezählte Stücke Fleisches hatte verschwinden lassen, ging es an's Fischessen. Dass der Mann noch Zeit zur eifrigen Unterhaltung fand, war ein grosses Wunder. Immer konnte man glauben, er werde sich verschlucken oder es könne ihm sonst ein Unglück zustossen. Jede seiner Erzählungen bekräftigte er mit den Worten: Oech sei ut Hött — De Schmödd! (Ich bin aus Hütte — Der Schmied!) Als nun die unzerteilten Fische, grosse Brassen, in grossen Tolkemiter Schüsseln aufgetragen wurden, da meinte er schmunzelnd: Fleischke, Fleischke at öck nich veel, oaber Pöschke, Pöschke Stöck for Stöck! (Fleischchen esse ich nicht viel, aber Fischchen Stück für Stück!) Und so vertilgte jener gute Mann ein ganzes Dutzend jener grossen Fische. Dann ging's zum Tanze. Von diesem Schmiede soll es auch eine allerliebste Sage geben.

Diese „Lichtinger“ sind nun geborene Pferdeliebhaber und selbst der ärmste Eigenkätner, der seine wenigen Morgen Land besitzt, beackert sie mit Pferd und Kuh vor dem Pfluge. Wenn die grösseren Besitzer auf prachtvolle Tiere ihren Stolz legen, so begnügt sich der Arme oft mit einer Schindmähre, die wenig mehr als die Haut, also 7 bis 8 Mk., werth ist. Das Zureiten eines solchen Kleppers verstehen sie ausgezeichnet und selbst der müdeste Gaul, der schon vom Himmel träumt, geht wie ein dreijähriger, wenn ein Lichtinger darauf sitzt. Der Dorn im Absatz und verschiedene Kunstgriffe an den Ohren lassen ihre Schwäche und Alter vergessen und geht der Vorritt um die Strassenecke. dann helfen ein paar unbarmherzige Schläge über alle Müdigkeit hinweg. Wo im Nachbarorte, ja 10—15 Meilen im Umkreise irgend ein Pferdemarkt ist, da finden sich auch die Lichtinger mit ihren Kleppern ein. Ein blaues Gewand, halb Rock, halb Mantel, zugehalten durch eine grüne, selbstgestrickte wollene Binde, doppelt so lang wie die Stube, die Hosen in den langen Stiefeln, macht sie kenntlich. Den Tag über wird besehen, Freundschaft gemacht und, was die Hauptsache ist, — getrunken. Schnaps, „das reine Gotteswort“, d. h. Kornus, ist die Losung. Ihm huldigt Alt und Jung, Vater und Sohn und ganz unglaubliche Mengen kann so ein Lichtinger intus nehmen. Läuft doch der ganze Handel oft nur auf den „Leinkauf“ aus. Wenn's dunkel wird, dann beginnt der Handel der Kopscheller. Gewöhnlich wird getauscht und dabei entweder Geld zugegeben oder genommen, wie es das Geschäft mit sich bringt. Nie aber wird der Lichtinger zu Fuss nach Hause gehen, das wäre für ihn die grösste Schande. Da bekanntlich im Finstern alle Katzen grau sind, so lässt sich auch schwer feststellen, ob der ver- oder behandelte Gaul blind ist oder nicht. Es trägt auch gerade nicht viel zur Sache bei, wenn nur die Knochen ganz sind. Da wird denn gefeilscht und geschworen, gelobt und geflucht, der Gaul in allen möglichen Gangarten versucht, kurz und gut, der ärgste Pferdetäuscher kann bei ihnen zur Schule gehen. Endlich ist das Geschäft perfekt geworden und nun geht's zum Leinkauf. Man muss selber dabei gewesen sein, wie liebenswürdig der Lichtinger beim Schnaps werden kann, — wenn er ihn nicht bezahlen darf. Da ist er in fortwährender Umarmung und das Küssen nimmt kein Ende. Auf alle Ewigkeit wird Freundschaft geschlossen, gegenseitig zugeschworen, das liebe Pferdchen ja recht gut zu behandeln, und 10—15 Minuten später ist der Gaul schon wieder in andern Händen und dieselbe Scene wiederholt sich. Am Vorbesitzer, dem man eben ewige Freundschaft schwor, wird gleichgiltig vorbeigegangen, als hätte man sich in diesem Leben nie gesehen. Vielleicht hat er seinen eben erstandenen Gaul auch schon verschachert. So wiederholt sich der Handel den Abend über so oft als möglich, wenn's möglich ist, 5—6 Mal und die Schnapsseligkeit nimmt so zu, dass die Kopscheller sich gegenseitig nicht mehr erkennen und die ärgsten Feinde sich in gegenseitiger Umarmung, Thränen vergiessend, schluch-

zend umfangen halten. Wie ja alles in diesem Leben mal ein Ende nimmt, so auch der heutige Pferdemarkt. Schwankenden Schrittes und sehr schweren Kopfes, noch einen letzten Kuss dem guten Bruder, und hinaus geht's in die finstere Nacht. Der Wirt oder dessen Hausknecht gewähren freundlichst Unterstützung den müden Gliedern und helfen samariterlich auf den zitternden Gaul. Sitzt der Lichtinger erst im Sattel, so mag er wie ein sich im grössten Sturm befindliches Schiff hin- und herschwanken, er fällt aber nicht vom Pferde. Aber zwischen Lipp' und Kelchesrand! — andere Leute wollen beim Pferdehandel auch ihr Vergnügen haben! Da treiben sich verschiedene lose Schlingel herum; dieser und jener der Lichtinger sind ihnen schon alte Bekannte, denn sie fehlen auf keinem Pferdemarkt. Dass die Bengel nichts Gutes vorhaben, sieht man ihren blitzenden, listigen Augen an. Hier haben sie die Steigbügel so hoch aufgeschnallt, dass der Reiter die Kniee am Sattelknopf halten muss, dort wieder so tief, dass er mit den Beinen nicht zureicht, oft sind sie auch ungleich, sodass der eine Fuss hoch, der andere wieder sehr tief zu halten kommt. Auch am Sattelgurt weiss die Brut Bescheid. Das Gurt ist aufgeschnallt oder wenigstens so lose gemacht worden, dass der Reiter, wenn er beim Aufsteigen dreiviertel im Sattel liegt, unfehlbar mit diesem eine halbe Umdrehung um die Längenachse des Pferdes macht und er selbst in den Rinnstein zu liegen kommt. Ja, die Schlingel sind so unverschämt, dass sie in heuchlerischer Freundschaft einem sehr kranken Reiter ihre helfenden Dienste anbieten und ihm von der einen Seite auf's Pferd helfen, aber so ungeschickt sind, dass er zur andern Seite gleich wieder runterfliegt. Dass es dabei an Flüchen und Gelächter nicht fehlt, ist wohl selbstverständlich; manchmal setzt's auch Prügel, wer bei der saubern Arbeit erwischt wird. Dass manchmal der Unschuldige für den Schuldigen leiden muss, kommt oft vor. Die Auseinandersetzungen enden in der Regel mit einer Prügelei; denn nie ist der Lichtinger ohne Kantschuh und wenn's nur ein derber Knüppel mit einem in einen Knoten endigenden Strick wäre; der hängt ihm stets am rechten Handgelenk. — Endlich ist die Schar der Lichtinger beritten und nun geht's zum Städtlein hinaus der teuren Heimat zu. Gesprochen wird nicht unterwegs; stumm wie eine Geisterschaar schleicht die Cavalkade ihre Strasse durch dick und dünn. Die Reiter sind sanft eingeschlummert und überlassen es der treuen Rosinante, den Heimweg zu suchen. Gross ist oft die Ueberraschung, wenn der Besitzer des neuen Pferdes am nächsten Morgen in den Stall tritt, um seinen Handel zu besehen, und der alte blinde Gaul ihn anwiehert, den er vor kaum 24 Stunden auf den Markt zum Verkauf gebracht hat. Beim Aufsitzen hat er wohl seinen Sattel, aber nicht den Gaul besehen, den er eingetauscht zu haben meint. Sein letzter Freund ist mit dem bessern Gaul und dem Gelde davon; denn dass es der Kasper aus Heinrichswalde nicht war, weiss er genau. War er doch selbst nicht der Peter Klein aus Henzen, sondern der Jacob Binding aus Maibaum. Das Kratzen hinter den

Ohren hilft zwar nicht, aber um 14 Tage ist in Christburg wieder Markt und da muss der Schaden reparirt werden. Er nimmt sich vor, sich diesmal nicht so sehr zu be—saufen. Wird er Wort halten?

Bastlösereime.[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

(27—33.) Ich on du, mir klopa feste, doss der Soft recht locker werd, ich on du, mir klopa fest, doss das Holz gedeihe stets, Pfeifla soll ertönen schon, doss die Leute könna sahn o dam Pfeifla seinen Mann. tam, tam, tam, tam, tam, tam. Batzdorf i. Böhmen.

Mei Pfeifla pfeif! ich uf die Lochla greif, gieh mer fein, sonst kömmst ondern Stein. Batzdorf i. B.

Pfeif, Pfeif, gib mr Soft, wal dr Pauer Hober rofft, wenn de mr kenn Soft ne gibst, schmeiss ich dich en Groba, frassen dich de Roba. Liebenau i. B.

Schnatle, Schnatle, gî mör luss, sonst schmäss' ich dich an' Gråben, do frassen dich de Råben, do kömmt a grusser Flescherhund, dar frösst' ih mit samst'n Råben. Heinersdorf i. B.

Pfeifla, Pfeifla, gut gerôta, ich koch 'm Teufl Howrknota[2]). Wenn de ne gerota werst, so schmeis' ich dich ei 'n Growa, dat frassa dich die Rowa. Neudorf, Bez. Landskron.

Pfiffla, Pfiffla, gim 'r Soft, bis dr Pauer Howr rofft. Freiheit i. B.

Trautenau. J. Böhm.

In Meklenburg klopfen die Kinder mit der Messerschale so lange auf die Weidenrute, bis der Bast loslässt, und dabei singen sie:

Pipen, Pipen un Saken,
Will 'n schöne Fläuten maken;
Kümmt en olle Hex an,
Mit 'n stumpen Metz an,
Snitt Hut un Hoar aff
Allens wat an satt.

O. Glöde.

Hexenleiter.[3]

Eine Umfrage von R. Andree.

Eine Stapelholmer Sage lautet: Buttert die Hexe, so spricht sie: Ut jed'n Hûs en Läpel vull. Dadurch schafft sie dann die Butter von den Kühen der Nachbarn in ihr Fass, und hat immer reichlich Butter. Einst soll nun die Magd buttern, hat aber den Spruch verkehrt verstanden und sagt: Ut jed'n Hûs en Schäpel vull; und bald läuft die Butterkarn über und das ganze Haus voll. Müllenhoff

[1]) S. Bd. I, S. 34, III, S. 203—204, 254—255, 294—295.
[2]) Kugelförmiges Gebäck aus Hafermehl und geriebenen Kartoffeln.
[3]) U.-Q. II., 92 93; 105—106; 141—142; 157; III., 168; 291—293.

berichtet diese Sage auch aus Dithmarschen (Marne) und zwar etwas vollständiger: Maimorgen muss es getaut haben, dann giebt es ein gut Butterjahr. An einem solchen Morgen ging eine Hexe vor Sonnenaufgang auf die Felder ihrer Nachbarn, nahm den Tau mit grossen Leinenlaken auf, wrang dann die Tücher aus und sammelte ihn in eine Kruke. Davon nahm sie jedesmal einen Löffel voll, wenn sie buttern wollte, und goss ihn ins Fass, indem sie dabei sprach: Uet elk Hues en Läpel vull! Damit nahm sie den Leuten, denen die Felder gehörten, jedesmal so viel von ihrer Butter. Ihr Knecht aber musste karnen. Da nahm er einmal auch etwas aus der Kruke, sagte aber, weil ers nicht recht verstanden hatte: Uet elk Hues en Schäpel vull! Dann fing er an zu karnen und da gab es so viel Butter, dass sie durch das ganze Haus lief und die Leute nichts damit anzufangen wussten[1]). Ebenfalls in Stapelholm hörte ich, dass eine Hexe einen Pflock in einem Türständer hat; und wenn sie den dann herauszieht und den Eimer unterhält, fliesst die Milch von Nachbars Kuh in den Eimer, und zwar so lange, bis sie den Pflock wieder hineinsteckt[2]). Einstmal soll nun die Magd melken. Sie zieht den Pflock heraus und die Milch fliesst in den Eimer. Spricht die Hexe: Steck den Pflock doch wieder hinein; Nachbars Kuh stirbt. Spricht die Magd: Nein, noch nicht, und lässt die Milch ruhig weiter fliessen; bald aber fliesst Blut heraus und — die Kuh des Nachbarn fällt um und ist tot. In Dithmarschen hörte ich noch folgende Sagen: Ein Mann in L. hatte schon längere Zeit bemerkt, dass seine Kühe des Morgens niemals Milch hatten. Natürlich hatte eine Hexe sie gemolken. Da ging er eines Tags zu dem berühmten Hexenmeister (Hexenvertreiber) nach Drage, und dieser liess ihn in einen Spiegel (Hexenspiegel) schauen; und da sieht er denn, dass eine Hexe den Kühen auf der Weide des Nachts alles Gras vor dem Maule wegnimmt, so dass diese gar nichts zu fressen haben. Darauf gab er ihm drei Flaschen mit der Weisung, die erste im Kuhstall, die zweite unter der Stalltür und die dritte unter dem Tor (Heck) des Kruges, wo die Kühe weideten, zu vergraben. Das tat er denn auch, und von dieser Zeit an hatten seine Kühe stets Milch. Auch in Feddringen wohnte ein Mann, dessen Kühe jeden Morgen gemolken waren. Da ging auch er zu dem Hexenvertreiber. Der liess auch ihn in den Hexenspiegel schauen; und da sah er denn, wie eine Nachbarin seine Kühe molk.

H. Volksmann.

Nordfriesische Rätsel.

Von Carstensen-Achterup.

1. Ik wīt en dīl, dāt gungt tuwaeders en lēt sin lif inne ladde. (Ich weiss ein Ding, das geht ins Wasser und lässt seinen Leib binnen liegen. Kissen.)

---

[1]) Müllenhoff S. 565.
[2]) Vrgl. U.-Q. II., S. 141.

2. Dī rūdde slouf dī suerte får't hōl, dāt dī witte muerst dōnse. (Der Rote schlug den Schwarzen vor den H[intern], dass der Weisse tanzen musste. Feuer, Grapen, Milch.)

3. En bükket wüf; en kröemen mōn, en trie lat naegel bjarne. (Eine dicke Frau; ein krummer Mann, und drei kleine nackte Kinder. Grapen, Ring, Füsse.)

4. Bükket Magret ma såwen fet, ma aen stjart en fjouer winge. (Dicke Margarethe mit sieben Füssen, mit einem Schwanze und vier Flügeln. Bockmühle.)

5. Wat as dāt blānkst ön-e shörk? (Was ist das Blankeste in der Kirche? Der Tropfen an der Nase.)

6. Ik wīt en dīl, hōt fjouer uere en kōn dugh ninte hiere. (Ich weiss ein Ding, hat vier Ohren und kann doch nichts hören. Ein Backtrog mit den vier hervorragenden Enden zum Anfassen.)

7. Ik wīt en dīl, dāt lāpt en lāpt, en kamt âi widre, as't as. (Ich weiss ein Ding, das geht und geht, und kommt nicht weiter, als es ist. Uhr.)

8. En lannenen krōp, en smäerien smōk, en gölnen tōp. (Ein leinener Körper [Leib], ein schmieriges [fettiges] Hemd, eine goldene Spitze. Talglicht.)

9. Ik wīt en latten kāmmer, as ful fōn latte hāmre, en dan en latten bōlt ön-e mad. (Ich weiss eine kleine Kammer, ist voll von lauter Hammern, und dann ein kleiner Bolzen in der Mitte. Mund.)

10. Dī dūdde bēstubbet dī läewentīe. (Der Tote bedeckt den Lebendigen. Asche, Feuer.)

11. Wat as dāt däethīst dīl ön't hüs? (Was ist das einfältigste Ding im Hause? Das Mehl-Sieb; es lässt das Beste fahren und behält das Schlechte.)

12. Wat as dāt dristīst dīl ön't hüs? (Was ist das dreisteste Ding im Hause? Die Feuerzange.)

13. Wat as dāt dristīst dīl ön-e shörk? (Was ist das dreisteste Ding in der Kirche? Die Fliege; sie setzt sich auf des Pastors Nase.)

14. Wat as dāt hūghst ön-e shörk? (Was ist das Höchste in der Kirche? Der Schall.)

15. Hoel īn hoel; ōmmer ön-e sūs. Rügh īn rügh; sheip īn fōdder. (Hohl gegen hohl; Eimer im Brunnen. Rauh gegen rauh; Schafe gegen Heu. Lösung im Rätsel enthalten.)

16. Wan-e shörk ful as ouf häewer, wat as-er dan maest? (Wenn die Kirche voll ist von Hafer, wovon ist dann am meisten da? Enden.)

17. Fjouer hunge; fjouer gunge; twanne withe-e wei; twanne sloue ma-de hünne, en aen slâwet äederēfter. (Vier hangen; vier gehen; zwei zeigen den Weg; zwei schlagen sich mit den Hunden, und einer schleppt hinternach. Kuh; Zitzen, Füsse, Augen, Hörner, Schwanz.)

18. Ūeddens hün, dī wüd ön sön; ja dīpre hē küm, ja huegre hē san stjart apnüm. (Üde's Hund, der wühlte im Sande; je tiefer

er kam, desto höher er den Schwanz aufnahm. Hebebaum zum Wasserschöpfen.)

19. Ik smit-et kort ap âw't hüs, en dāt kamt lung widder. (Ich werfe es kurz auf das Haus hinauf, und es kommt lang wieder. Ein Knäuel.)

20. Ik wīt en lat tan, san tweier slāghe bier ön. (Ich weiss ein kleines Fass, sind zwei Sorten Bier drin. Ei.)

21. Ik wīt en dīl, dāt hēt-et ferstānt ön't hōl. (Ich weiss ein Ding, das hat den Verstand im H[intern]. Besemer.)

22. Ik wīt en dīl, dāt lāpt trinam't hüs en kamt uller widre, as tu-de dœr. (Ich weiss ein Ding, das läuft ums Haus herum und kommt nie weiter, als bis zur Tür. Steinreihe in der Mauer.)

23. Hör manning stiene san tu-de shörk gingen? (Wie viel Steine sind zur Kirche gegangen? Gar keine.)

24. Wan-em-er wat tu dēt, wort-et lattere, en wan-em-er wat fōn namt, gruttere. (Wenn man was hinzuthut, wird's kleiner, und wenn man was davon nimmt, grösser. Ein Loch, eine Grube.)

25. Klüt am klüt en uller naen sūm. (Flicken um Flicken und nie [k]ein Saum. Eine bunte Kuh.)

26. Sūm am sūm en uller naen klüt. (Saum um Saum und nie [k]ein Flicken. Ein Korb.)

27. Ik wīt en dīl, dāt's āltelat tu aen, āltegrut tu twanne en jüst tupaes tu tranne. (Ich weiss ein Ding, das ist zu klein für Einen, zu gross für Zweie und gerade zupass für Dreie. Ein Ofen.)

28. Ik wīt en dīl, dāt fröit ham får san īne. (Ich weiss ein Ding, das freut sich vor seinem Ende. Ein Knäuel; es hüpft, wenn es beinahe abgelaufen ist.)

29. En lat lön, hēt wadder waeder a sön, en ik küm-er dugh inön. (Ein kleines Land, hat weder Wasser noch Sand, und ich kam doch hinein. Ein Spiegel.)

30. Toubīn set âw triebīn en klüwwet īnbīn, en sü küm fjouerbīn en nüm toubīn īnbīn fōn; dir wörd toubīn sü mael en smīt fjouerbīn ma triebīn, dāt fjouerbīn lēt īnbīn fälle. (Zweibein sass auf Dreibein und nagte (benagte) Einbein, und da kam Vierbein und nahm Zweibein Einbein weg; da wurde Zweibein so zornig und warf Vierbein mit Dreibein, dass Vierbein liess Einbein fallen. Mädchen, Melkschemel, Knochen, Hund.)

31. Ik wīt en lat tanken, as ful ouf lâweranken, hēt wadder spün a spaci; red âw en aei! (Ich weiss ein kleines Tönnchen, ist voll von [?], hat weder Spund noch [?]; rat (auf) ein Ei!)

32. Dāt kōn inkrīppe dœr en hānnehåling en kōn ham âi kiere âw en hengstestāl. (Es kann hereinkriechen durch ein Hühnerloch [in der Thür] und kann sich nicht wenden auf einem Pferdestall. Eine Latte.)

33. Huegre as en hüs, lattere as en müs, en kōn dugh âi in dœr-de boethedœr kâme. (Höher als ein Haus, kleiner als eine Maus, und kann doch nicht durch die Stallthür kommen. Ein Stern.)

34. Wir as dī grutste spikker ön-e shörk âw slaeien? (Worauf ist der grösste Nagel in der Kirche geschlagen? Auf den Kopf.)

35. Hūgh flūgh, leigh flūgh; trinamtrānt e hēlle brānt. (Hoch flog, niedrig flog; rundumher die Hölle brennt. Bienenschwarm.)

36. In göis enäedre tou; In göis enfoere tou; In göis twashe tou, hör manning geis san dāt? (Eine Gans hinter zweien; eine Gans vor zweien; eine Gans zwischen zweien, wie viel Gänse sind es? Drei.)

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Kranss.

(141-144). T.-Sprache. Sie wird nur beim Schreiben verwendet und besteht darin, dass man jeder Silbe ein „t" hinzufügt. Ich habe diese Geheimsprache von einem polnischen Tischler, der in Galizien viel umhergewandert ist, erfahren[1]). Als Beispiel führe ich folgenden Satz an: niecht it takt bętdziet = niech i tak będzie.

Jasienów górny: Ludmilla Kisslinger.

Lepa-Sprache. Vor jede Silbe wird ein „lepa" gesetzt. Über diese Sprache erhielt ich Nachricht von einem Schüler aus Lemberg.

B-Sprache. Vor jeden Konsonant wird ein b geschrieben, also bbabrbdbzo = bardzo. Mitgeteilt von ebendemselben.

Bob-Sprache. Dieselbe wurde mir von einem Schüler in Czernowitz mitgeteilt. a = a; b = bob; c = cit; d = dot; e = e; f = fif; g = gwek; h = hir; i = i; j = jot; k = kweis; l = lol; m = mom; n = non; o = o; p = pop; q besteht aus k und u, also = kwisu; r = ror; s = sos; t = tot; u = u; v = vov; w = wow; x besteht aus k und s, also = kwissos; y besteht aus i, p, s, i, l, o, n, also = ipopsosilolonon; z = zit. Beispiel: Eror sostotanondod aufif sofeinonanon zitinonanon = er stand auf seinen Zinnen. — Die Sprache wird auch in Gesprächen verwendet.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Siebenbürgisch-deutsches Volklied.

Wär's heint[2]) nicht so trübe,
So wäre es schön,
Ich könnt' zu mein Liebchen,
Zum Flederbusch[3]) gehn;
Vom Flederbusch könnt' ich
Mir Lorbeer abbrechen,
Ich könnt' mit mein Liebchen
Alleinig jentzt[4]) sprechen.

So aber ist's anders,
Ist's anders geworden!
Heint ist es gar trübe
Und stürmen wird's morgen.
Mein Liebchen, mein Süsstes
Ein Anderer freit;
Ade meine Sonne,
Du schöne Maizeit!

[1]) Es ist klar, dass es sich hier um keine geheime Sprechweise handelt. Das t als sinnloses Anhängsel in der Schreibung ist aber gar köstlich; denn es geht offenbar auf ein Misverständnis zurück. Im Russischen hängt man beim Schreiben völlig zwecklos und recht willkürlich das Zeichen für den altslavischen Halbvokal „jer" an, das in der Cursivschrift häufig unserem t ähnlich geschrieben wird. Der polnische Bauer, der sich der Lateinschrift bedient, las das russ. jer für ein t und glaubte seinerseits, an jedes polnische Wort ein t anheften zu müssen. Kranss.

[2]) heute. [3]) Fliederbusch, dessen Blüten auch Lorbeer genannt werden. [4]) jetzt.

Wär's immer nur Winter,
Ja Winter geblieben,
Da hätt' ja kein Anfang
Gehabt unser Lieben!

(Aus Grossau.)

Wir liebten einander,
Als die Knospen getrieben,
Doch Früchte trägt nimmer
Mein Lieb unser Lieben![1])

Dr. H. v. Wlislocki.

Kleine Mitteilungen.

Sin Pieters bal slaan. In der Provinz Drenthe, vorzüglich der Gemeinde Oberhesselen, besteht seit undenklichen Zeiten der Gebrauch, dass am 23. Februar, dem Tage St. Petri, der „Sin Pieters bal" geschlagen wird. Es gehen dann um Mittag, nach Schulzeit, die Kinder vor die Thüren derjenigen Häuser hin, in welchen junge, in den verflossenen 12 Monaten getraute Eheleute wohnen, und beginnen folgendes traditionelles Reimlein abzusingen:

„Daar komen wij jongens en meisjes an,
„Al om Sin Pieters bal te slaan,
„Waart gij in onze gilde gebleven,
„Dan hadt gij Sin Pieters bal niet behoeven te geven;
„Maar nu zijt gij uit onze gilde gegaan
„Nu moet gij Sin Pieters bal uitslaan."

Immer müssen dann vom Fenster aus einige handvoll Centstücke „te grabbel" geworfen und, während sich die Kinder darum katzbalgen, diverse Kübel kalten Wassers auf sie niedergegossen werden. — Früher, vor ca. 30 Jahren noch, war dieses Singen alleiniges Vorrecht der erwachsenen Dorfjugend.

(„Het Nieuws van den Dag", Amsterdam, 6. III. 92.) K. Knauthe.

Volkmedicin in Nord-Holland. 1) Gegen Influenza trägt man den von einem Kreuzwege, (Driesprong), aufgelesenen Sand in einem weisswollenen Strumpfe an den Lenden oder „unter" dem Herzen.

2) Um Zahnschmerzen zu vertreiben, muss man regelmässig jede Woche am Freitag die Nägel (Finger- oder Fuss-?) abschneiden.

3) Endlich rät man zum Verhüten von Kopfschmerzen beim Ankleiden immer zuerst den rechten Strumpf anzuziehen.

(„Het Nieuws van den Dag", Amsterdam, 17. Febr. 92.) Karl Knauthe.

Zum „Suchten brêken". Am Ur-Quell III., 8, S. 236—238. Der „Rostocker Anzeiger" bemerkt zu meinem Artikel folgendes: „Dr. O. Glöde in Wismar macht in Heft 8 der Monatschrift für Volkkunde „Am Ur-Quell" recht interessante und durch andere, dem Referenten aus Wiek bei Greifswald bekannte Beobachtungen bis ins Kleinste bestätigte Mitteilungen über ein bisher wenig in die Öffentlichkeit getragenes sympathetisches Volkheilverfahren, das „Suchten breken" [2]).

Diese Bemerkung giebt meinem Forschen von jetzt an eine bestimmte Richtung. Die meklenburgischen Recknitz- und Trebelwalddörfer und die vorpommerschen Dörfer bis Greifswald sind bis jetzt noch lange nicht genug durchforscht. Gewiss hat die Ostseeküste von Wismar bis Rostock in den abgelegenen Fischerdörfern — Alt-Gaarz, Neu-Gaarz, Meschendorf, Kägsdorf, Arendsee, Brunshaupten — manche uralte Sage bewahrt[3]), hier aber ist noch mehr zu finden. Über das Bannen der Gicht an einen Baum werde ich in einem der nächsten Hefte spreche.

Wismar i. M. O. Glöde.

---

[1]) Zu den letzten vier Zeilen vgl. das kleinrussische Volklied in der Sammlung meines lieben Lehrers L. A. Staufe-Simiginowicz „Kleinrussische Volklieder" (Leipzig, 1888, Wigand) Nr. 96.

[2]) Dr. M. Höfler bezeugt uns das Verfahren für Baiern, ich selber erfuhr es für Steiermark vom alten Moser in Ljubič bei Alt-Aussee im J. 1884. F. S. K.

[3]) Die Sage vom „ewigen Blüser auf dem Salzhaff" und vom „Totenduell zu Alt-Gaarz" bringe ich in einem der nächsten Hefte, nachdem das erste Manuskript leider verloren gegangen ist.

Vom Büchertische.

Strack, Hermann L., Prof. a. d. Univ. Berlin: Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus. Zugleich eine Antwort auf die Herausforderung des „Osservatore Cattolico". München 1892. C. H. Beck. XII, 155, 8°. Volkkunde unterhält die innigste Fühlung mit dem unverfälschten Volktum; sie ist eine möglichst treue Wiedergabe echter Lebensäusserungen. Bei ihr sollten und müssten alle „Realisten", „Naturalisten" und „Veristen" in die Schule gehen. Und auch die Vertreter ernster Wissenschaften können aus der neuen Disziplin manchen Nutzen schöpfen. Ein schlagender Beweis hiefür ist das Strack'sche Werk, in dem namentlich unser Ur-Quell und dessen Mitarbeiter zu verdienter Anerkennung gelangen. Genau besehen, ist dies Buch eine natürliche und notwendige Ergänzung zu den ersten drei Bänden des Ur-Quells, weshalb wir dessen Anschaffung allen unseren Lesern bestens anempfehlen und unsere Mitarbeiter bitten, in Hinkunft bei Arbeiten über einschlägige Stoffe, um Wiederholungen zu vermeiden, jedesmal auf Strack entsprechend hinzuweisen. Von der Menge literargeschichtlicher Nachweise abgesehen, hat dies Buch den besonderen Wert, dass darin zum erstenmal mit Erfolg die historische Entwicklung des Blutglaubens in Mitteleuropa klargelegt worden ist. Das Buch gliedert sich in XX Kapitel, von denen vier gegen Schluss die geistige Pestilenz, die unter der Flagge Antisemitismus, in vielen Ländern grassirt, in knappen Zügen behandeln. Prof. Strack ist von Antsemistlingen in erbärmlichster Weise angefallen worden, worüber er in helle Entrüstung geriet. Sonderbar, wir wären aufs höchste entrüstet, wenn ein Prof. Strack, der in der wissenschaftlichen Welt ausgezeichnet beglaubigt ist, urplötzlich von Antsem. gelobt worden wäre. Um den Versuchen eines Antsemistlings, seine Fälschungen in der Volkkunde zu legalisiren, ein Paroli zu biegen, ward aus dem alten Urds-Brunnen unser frisch sprudelnder Ur-Quell, und zur Abwehr gegen Antsem. schrieb Prof. Strack sein gediegenes Werk; eine neue Bekräftigung des alten Spruches: auch das Schlechte führt zum Guten.

Krauss.

O. Knoop und Dr. A. Haas geben seit 1. Oct. d. J. in Stettin bei Joh. Burmeister: Blätter für Pommersche Volkkunde heraus, eine „Monatschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern". Schon die Altmeister unserer Wissenschaft, am öftesten Prof. Wilh. Schwartz, haben auf die Notwendigkeit besonderer Sammlungen der Volküberlieferungen in jeder Provinz hingewiesen. In zwölfter Stunde, wie Bastian zu sagen pflegt, heisst es alle Kräfte mobil machen. Herr Knoop, einer der ersten Mitarbeiter des Urdsbrunnens, ist einer der Unserigen, ein umsichtiger, gewissenhafter und emsiger Sammler, der nun durch Gründung eines Fachblattes auch seine anderweitige Opferwilligkeit bekundet. Die ersten 2 Nummern sind sehr gut, doch meinen wir, dass der lange Artikel „Aus Colbergs Ehrentagen" besser in einer Zeitschrift für Literaturgeschichte passen würde. Wir begrüssen die neue Schwesterzeitschrift aufs herzlichste.

Krauss u. Volksmann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

III. B. XII. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1892.

Der Vampyr.

Von H. F. Feilberg.

Es gehört wohl nicht zu den Seltenheiten, dass sich auffallend „fremde" Traditionen im Märchenschatze eines Volkes vorfinden. So habe ich mir in der letzten bei uns publizierten Sammlung Volkmärchen (Jens Kamp, Danske Folkeäventyr 2. Samml. 1891. Nr. XVII) eine fremdartige Erzählung, die Tochter der Sonne, bemerkt. Eine genaue Untersuchung erwies, dass sie aus Gonzenbachs sicilianischen Märchen I. Nr. 28 herstamme. Sie ist vor wenigen Jahren auf der Insel Möen erzählt worden, und der Sammler hat sie nach der Erzählung eines jungen Bauernburschen dort wiedergegeben; auf welche Weise oder durch wen sie aus dem gedruckten Buche hinausgesickert ist, weiss ich nicht; dem Buche folgt sie Zug auf Zug. Diese Erzählung steht doch vereinzelt da, ich kenne keine Varianten in unserer Litteratur; der zu früh der Wissenschaft entrissene R. Köhler erzählte mir vor 2 Jahren, er habe seitdem er die Anmerkungen zu Gonzenbach schrieb, deren welche gefunden. Anders verhält es sich mit einem sehr fremdartigen Märchen, das sich unter den nachgelassenen Papieren meines verstorbenen Freundes, Prof. Sv. Grundtvig vorfindet. Es steht meines Wissens rücksichtlich seines Inhalts ganz vereinzelt da; die Züge des Märchens kenne ich weder aus einheimischen Märchen, Fabeln, Sagen oder Dichtungen. Ich gebe hier kurz die verschiedenen Varianten nebst der Haupterzählung:

Der Leichenverschlinger. Ein Mädchen wird verheiratet und in ihre neue Heimat geführt; es geschieht bei Nacht. Sie fahren an mehreren Kirchhöfen vorüber, am ersten und zweiten verlässt der Mann die junge Frau um etwas auf dem Kirchhofe zu besorgen. Das dritte Mal dauert es der Frau zu lange, sie steigt vom Wagen ab,

schleicht dem Manne nach, späht ihn aus und sieht zu ihrem Grauen, dass er mit den Zähnen eine Leiche zerreisst. Ganz still kehrt sie zum Wagen zurück, und als er wieder kommt, ist seine erste Frage, ob sie etwas gesehen habe. Sie verneint es und es wird kein Wort über das Geschehene gesprochen. Nach einiger Zeit sagt ihr der Mann, er wolle selber auf die Jagd gehen, mittlerweile werde ihr Bruder sie besuchen. Es geschieht, sie verrät nichts vom Geheimnis ihres Mannes. Bald besuchen sie ihre Schwester und der Vater; sie schweigt immer. Zuletzt kommt die Mutter. Jetzt ist sie nicht mehr imstande ihr Grauen und ihre Angst zu verbergen, sie erzählt der Mutter alles was sie gesehen hat. „Sahst du es?" antwortete ihr der Mann, denn er war es, der ihrer Mutter Gestalt angenommen, um ihr das Geständnis zu entlocken, „dann zerreisse ich dich!" und er zerriss sie in kleine Stücke. Aus Vendsyssel.

II. Grünbart. Ein Mädchen will nicht heiraten, es sei denn, dass ein Liebhaber erscheine mit grünen Augen, grünem Barte und drei grünen Streifen über der Nase. Ein solcher meldet sich zuletzt, und ihrem Worte gemäss reicht sie ihm ihre Hand. Sie reiten bei Nacht im Mondenscheine fort. Der Bräutigam hält bei einer Kirche an und spricht: „Der Mond scheint helle, die Toten reiten schnelle, banget dir nicht, mein Herz?" Sie antwortet „nein". Er steigt vom Pferde ab, geht in die Kirche hinein, weilt dort eine kurze Zeit und kehrt wieder zurück. Dasselbe wiederholt sich in der zweiten Kirche, da er aber auch in die dritte Kirche hineingeht, belauscht sie ihn. Darnach reiten sie nach Hause. Der Mann will jetzt wissen, ob sie etwas gesehen habe, fingiert eine Reise, kommt in ihres Vaters Gestalt zu Besuch, sie schweigt; darnach als ihre Mutter, sie vermag nicht länger zu schweigen und verrät alles. Da spricht er mit donnernder Stimme: „Jetzt verschlucke ich dich!" — und er verschlang sie. Kopenhagen.

III. Grünbart. Eine Prinzessin will nicht heiraten, es sei denn, dass sie einen Liebhaber mit grünem Barte zum Manne erhalten könnte. Ein solcher erscheint, fährt daher in einer Kutsche mit 4 schwarzen Pferden. Mit Freuden folgt sie ihm. Auf dem Heimwege hält die Kutsche an einer Kirche, der Bräutigam geht hinein, die Braut schleicht ihm nach, um zu sehen, was er treibe. Sie entdeckt zu ihrem Entsetzen, dass er Blut aus dem Kelch trank. Sie fahren weiter, erreichen zuletzt einen grossen Hügel, der sich in der Mitte zerteilt und dann halten sie vor der Thüre. Nach der Malzeit schlafen sie in einem Bette, und am nächsten Tage geht der Bräutigam aus, um Gäste zu laden, sagt ihr aber, dass ihr Bruder während seiner Abwesenheit kommen werde, sie möge ihn freundlich empfangen und ihm sagen, wie froh sie sei, ihn zu sehen. Am Abende kehrt der junge Mann zurück, die Frau erzählt ihm vom Besuche. Sie schlafen wiederum beisammen, und er geht am folgenden Morgen wieder aus, um Gäste zu laden, diesmal wird aber die Schwester einen Besuch abstatten, darnach erscheint der Vater und

zuletzt die Mutter. Auch sie wird aufs beste empfangen, und sie frägt die Tochter, ob sie mit ihrem Manne zufrieden sei. Ja, antwortet die Tochter, etwas aber liege ihr schwer am Herzen. Damit niemand sie belauschen möge, kriecht sie mit der Mutter in den Ofen hinein und erzählt ihr dort alles, was sie in der Kirche gesehen. Augenblicklich verschlang er sie, denn es war niemand anderer als der Troll mit dem grünen Barte, der die Gestalt ihrer Geschwister, ihres Vaters und ihrer Mutter angezogen. Seeland.

IV. Goldbart. Eine vornehme Jungfrau wollte sich nur verheiraten, wenn sie einen Liebhaber mit einem goldnen Barte erhalten könne. Ein Ritter mit goldnem Barte kommt in einer Kutsche, die von 6 schwarzen Rappen gezogen wird und begleitet von einem glänzenden Gefolge. Die Jungfrau reicht ihm ihre Hand und die Trauung geschieht augenblicklich, und das Brautpaar fährt nach der Heimat. Es dauerte nicht lange, so sah die Braut ganz unbekannte Gegenden vor sich, das Gefolge verschwand. Bei einer Kirche liess der Bräutigam anhalten um seine Andacht zu verrichten; der Braut aber verbot er strenge, den Wagen zu verlassen. Sein langes Ausbleiben erweckte ihre Neugierde, sie stieg vom Wagen, guckte verstohlen in die Kirche hinein und sah sie mit offenen Särgen gefüllt, während ihr Bräutigam Blut aus den Leichen sog. Ihr Grauen verbarg sie, aber sie kränkelte und verlor alle Kraft. Trotz der Herrlichkeit des neuen Heims und der Zärtlichkeit ihres Mannes, verzehrte sie sich in heimlichem Gram. Ihre beiden älteren Schwestern wurden umsonst geholt, als aber die Mutter anlangte, konnte sie nicht länger schweigen, sie entdeckte ihr alles, was sie in der Kirche gesehen. „Ich war es!“ brüllte Goldbart, denn er war es, der alle diese Gestalten angezogen hatte, um sie zum Geständnisse zu verlocken, und jetzt zerriss er sie. Langeland.

VI. Der Mann mit den silbernen Zähnen und dem goldenen Barte. Die stolze Jungfrau will nur den Mann heiraten, der einen goldenen Bart und silberne Zähne hat. Ein solcher erschien, erhielt ihr Jawort und führte sie mit. An neun Kirchen fuhren sie vorüber, in alle trat er ein, die Braut belauschte ihn, als er sich in der letzten aufhielt und sah zu ihrem Entsetzen, dass er Leichen vor dem Altare verzehrte. Sie tat, als ob sie nichts wüsste. Sie war viel allein zu Hause, ihr Mann meistens den ganzen Tag abwesend. Einstweilen meldete ihr der Mann, dass ihr Bruder auf Besuch kommen werde. Er kam, sie schwieg aber, ebensowenig erzählte sie später der Schwester etwas. Als aber die Mutter anlangte, krochen sie alle Beide in den Ofen, und hier erzählte sie ihr Gesicht in der Kirche. „Hast du das gesehen, nun wohl, ich werde dir dasselbe antun!“ und schon verschlang er sie, denn sie war an den leidigen Teufel verheiratet worden.

Hiermit enden diese Varianten. Es ist nun augenscheinlich, dass sie in eine Klasse von Erzählungen gehören, die wir „Rädehistorier“, d. h. Schreckgeschichten nennen, Erzählungen, die darauf

abgesehen sind, den Zuhörern oder wenigstens einem darunter, meist Kindern, bange zu machen. Eine solche lasse ich hiermit folgen, um die Art zu kennzeichnen:

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die in der Auskante eines grossen Waldes wohnten, und der Mann war Peter genannt; er hatte eine Tochter, die war seiner Frau Stieftochter. Eines Tages rief also die Frau ihren Mann Peter und befahl ihm, seine Tochter in den Wald zu führen, dort zu töten und ihre Leber für das Vesperbrod heim zu bringen. Peter wollte ungern, war aber gezwungen, ging also mit der Tochter tief in den Wald hinein. Dort trafen sie einen toten Räuber an, der an einem Baum hing, sie nahmen seine Leber, und das Mädchen ging ihres Weges in die grosse Welt hinaus. Daheim gab Peter seiner Frau die Leber, sie wurde froh, bereitete sie, wie sie gesagt hatte, zum Vesperbrod. Am Abende sass also die Frau alleine zu Hause, und auf einmal erschien ihr ein grauenhaftes Gespenst, es hatte weder Kopf, noch Arme, noch Beine; sie erschrak sehr und rief aus: „Gäbe es Gott, dass Peter zu Hause wäre!“ Doch wurde sie nach kurzer Zeit mutiger und sprach mit feiner Stimme: „Wo ist der schöne Kopf, den du hier auf der Welt hattest?“ Mit entsetzlich grober Stimme antwortete das Gespenst: „Er wird in der Hölle als ein Kolben benutzt!“ — „Ach Gott im Himmel! wäre doch Peter wieder zu Hause! — wo sind die schönen Beine, die du hier auf der Welt hattest?“ — „Sie sind in der Hölle zwei Stützen!“ — „Ach, gäbe es Gott, dass Peter wieder zu Hause wäre! — wo sind doch die schönen Arme, die du hier auf der Welt hattest?“ — „Sie sind in der Hölle zwei Grafen!“ — „Ach, wäre doch Peter zu Hause! — wo ist die schöne Leber, die du auf der Welt hattest?“ (Hören Kinder zu, wird ja jetzt die Aufmerksamkeit auf's Höchste gespannt sein.) „Du“, spricht der Erzähler mit seiner rauhesten Stimme, ein Kind beim Arme fassend, „du hast sie gegessen!“ Und augenblicklich brach ihr das Gespenst das Genick.

Wie ich glaube, gehören also die erstgenannten Erzählungen ihrer Formel nach zu dieser Art. Die werden wohl auch in Deutschland bekannt sein (vide Cosquin, Contes populaires de Lorraine Nr. XLI, Le Pendu), wir haben eine ganze Reihe von Varianten. Das Thema scheint mir aber fremdartig, als ob es von einem orientalischen oder slavischen Vampyren-Märchen herstamme. Grundtvig hat diesen Varianten einen Verweis auf Ferencz Köröshazy, die Vampyrenbraut, aus dem Ungarischen von F. Nork 1849, beigeschrieben, dem ich nicht nachzugehen vermag. Noch sei die Anlehnung an die Lenorensage in Nr. 2 angemerkt. Vielleicht können einige von den Lesern des „Urquells“ diese Frage entscheiden.

Askov, Vejen St. Dänemark.

In den angeführten Stücken scheint Vampyr- mit Wehrwolfglauben durcheinandergemengt. Von der allbekannten Lenorensage abgesehen, wüsste ich aus dem slavischen Süden keine annähernd hierher passende

Erzählung. Herr Karłowicz, derzeit wohl der volkkundigste unter den Polen, mit dem ich im Oktober das Vergnügen hatte, in Wien zu verkehren, konnte sich auch keiner polnischen Variante erinnern. Wenn der Stoff aus der „Fremde“ stammt, was unser hochgelehrte Mitarbeiter als Fachmann in nordgermanischer Volkkunde, am ehestens zu unterscheiden in der Lage ist, so ist es leicht möglich, dass auch diese Sage auf literarischem Wege aus Italien nach Norden gelangt sei. Die Parallele hätten wir dann bei Giambattista Basile im Pentamerone (des 3. Tages 5 Märchen), wo Prinzess Cannetella nur einem Mann sich unterthan giebt, der einen goldenen Kopf und goldene Zähne hat. Das ist des Königs Totfeind Scioravante, der böse Zauberer, der führt die Braut in sein teuflisches Reich heim und lässt sie einsam. Den Verräter spielt ein sprechendes Ross. Die Prinzessin entflieht endlich zum Vater, und der verschliesst sie hinter sieben eisernen Thüren. Für Scioravante ist's ein Kinderspiel, sich durch dies Hindernis einen Weg zu bahnen, doch in der Hast zerstört er selber seinen Zauber und wird von der herbeigeeilten Hofdienerschaft in Stücke gehauen. Man sehe hierzu auch Liebrechts Comm. nach.

F. S. Krauss.

Der Kultwald in der Volkmedizin.

Von Dr. M. Höfler (Tölz).

II. Mit dem abgefallenen Laube der Kultlinde oder des Eschenbaumes räucherte man zu Hause Haus und Stall zur Sicherung vor tötlichen epizotischen Krankheiten (Viehschelm), wie noch heute der orientalische Kirchen-„Weihrauch“ die Hexen aus dem Stalle vertreiben soll und wie ehedem der „Waldrauch“ (Kranbeeren) als Mittel gegen Seuchen in den Krankenstuben als „Glütl“ herumgetragen wurde.

War auch dieser Läuterung- und Reinigung-Akt, der durch den Rauch des kulturellen Opferfeuers gegeben war, vorbei, dann begann der Opferschmaus, der den Weibern Schönheit, den Männern Stärke verlieh; je mehr man dabei Minne trank, um so stärker und schöner ward man; je mehr man vom Opferfleisch ass, um so sicherer hielt man sich das ganze Jahr vor Krankheiten; zum Schlusse nahm jeder noch die Abfälle vom Opferfeuer und die Reste des Opferschmauses mit sich nach Hause, den schon erwähnten Alah-Samen (Elsen, Erlenfrucht, Alah-Beeren), die Opferkohlen (die als Lorenzikohlen, Judaskohlen, Buchenkohlen, Lindenkohlen, Eichenkohlen heute noch bei verschiedenen Anlässen verwendet werden), die Opferfeuer-Asche (Buchen- und Kranewitt-Asche werden noch volkmedizinisch verwendet), um sie in allenfalls kommenden Nöten als kräftige Heilmittel zu verwenden.

Dort beim Kultbaume war vermutlich auch ein phallisches Fruchtbarkeit-Idol zur Berührung ausgestellt, wie man später an solchen Waldkultorten den Lindl (Leonhard) schutzte, den Leonhard-

Nagel hob, das Buch der s. Alta den Tobsüchtigen auflegte, die St. Emeranleiter oder die silberne Wiege (zu Schildern) berührte, lauter Kultgegenstände, die die Bestimmung gehabt zu haben scheinen, ein älteres erotisch-heidnisches Kultobjekt zu verdrängen.

Die Nähe einer Quelle am Kultbaume machte auch sie zum „Weihbrunnen“, dessen Heilkraftglaube durch verschiedene Wasserpatrone, die bei diesem Kultorte verehrt werden, sich noch erhalten hat; die leidenden Teile wurden hineingetaucht etc. Die Wurzel-Erde unter dem Kultbaume wurde zur „Heil-Erde“, mit der der Priester noch die Wallfahrer besprengt (Stubenvoll, Heidentum im Christentum. St. Nothburgas und St. Erhards Grab-Erde sind nur christliche Stellvertreter der Kultbaum-Erde). Die Waldkräuter und Labblumen, wie unterm Kultbaume, die Schwämme, Flechten, Moose, die auf ihm wuchsen, die Tiere, die auf und unter ihm wohnten (Hürnlkäfer, Eichhörnl, Wiesel, Haselmaus, Haselwurm etc.), alles wurde zum heilsamen Kultmittel, vor Allem aber die aus den lebenfrischen grünen Reisern des Kultbaumes geschnittenen Wodan- oder Martin-Gerten (Vieh-Rute, Gregory-virgatum, Puchen-Mai, Pfingstbirken, Aiss-Besen, Berchtel-Boschen, Walpern-Mai etc.), mit denen man zu gewissen Zeiten Vieh und Mensch fruchtbar und gesund machen wollte; kurzum selbst diese germanisch-bajuwarische Volkmedizin wäre dadurch, dass sie Alles versuchte und anwandte, was nur irgendwie mit dem Kulte zusammenhing, berufen gewesen, aus den reinen Kultsphären zu einer, wenn auch rohen, aber doch empirischen Heilkunde nach und nach sich empor zu ringen.

Die überlegenen medizinischen Kenntnisse des römisch-christlichen Zellen-Mönches oder Missionärs mögen ihm im Kampfe mit dem einheimischen aus dem Volke hervorgegangenen Gode oft genug zum Siege verholfen haben und seine Heilungen werden im Sinne jener Zeit als Wunder angesehen worden sein, wovon die Legenden der Bavaria sancta zum öfteren berichten. — Hatte der Kult dem (heidnischen und christlichen) Volke bis dahin nur dämonenvertreibende Mittel an die Hand gegeben, so mussten die Lebens-Erfahrungen mehrerer Generationen — und bezeichnend genug kennt die bayrische Familie nicht blos Vater und Grossvater, sondern auch Urahnl und das „Guckahnl“ — die Erfahrungen dieser mussten das Volk allmählich auch die von Kultzeit und Kultort unabhängig wirksamen, also die wahrhaften Heilmittel kennen lernen lassen durch die Notlage und das Bedürfnis.

Mit der Christianisirung wurden die heidnischen Gottheiten zu Teufel-Gestalten, der Kultort ward zum verrufenen Spukort, zum Koboldwald (Katerloh, Putzloh, Schelmenloh, Schrattenloh), zum Walde, wo angeblich wilde Tiere hausen (Bärenloh, Otterloh, Wolfloh etc.); man wollte die heranwachsende Jugend vor dem abscheulichen heidnischen Loh auf solche Weise warnen. Die Dämonen blieben, nur wurden sie jetzt mit christlichen Kultmitteln bekämpft. Der hochheilige Kultbaum wurde zum Bilwizbaum (Koboldbaum),

vor dem aber das Volk fortfuhr Kinder oder Gewänder zu opfern. (Schmeller-Fromann II 1037: „So man ein kind oder ain gewandt opfert zu aim pilbispawm und daselbs lugel machen, und das pilbis ist nit anders den der tewfel"; ferner: „quinto qui vestes suorum puerorum offerunt ad arbores vocatas pilbespawm"); dort geht nun der Schimmelreiter um; dort entstehen oder werden Pferde-Unglücke beseitigt; dort sieht man Nachts Leute ohne Kopf gehen; oder ein alter Landrichter, ein Tyrann (Wodan) ist die Spukgestalt; Erdmännlein, 3 Fräulein und das wilde Gejaid haben dort ihr sagenhaftes Heim. „Das dunkle Zusammenfliessen von Geistern und unholden Wesen giebt nach den Sagen des Volkes ein gutes Beispiel seiner Phantasie im Walde, wie sie wimmelt und sich zerarbeitet mit Ameisengeschäftigkeit, ohne Klarheit, selig im Dunkel des Geheimnisses." (Beda Weber.)

Schönheit- und Stärkemittel vor Allem hatte der fruchtbar machende Kultbaum seinen ehemaligen Verehrern geliefert. Mittel gegen Blutungen der Frauen, Mittel gegen Brüche (Impotenz) der Männer, Mittel gegen Seuchen der Sippe dem Volke. Die älteste mit einem einheimischen Namen gekennzeichnete Volkseuche ist die Ruhr; Mittel (Lohrinde, Eichenrinde) gegen diese mit Blutungen einhergehende Krankheit waren die ersten empirischen aus dem Loh-(Wald-)Kultmittel hervorgegangenen Volkmittel und noch heute wollen Lederer und Lohgerber vor allen Seuchen sicher sein, so fest war dieser Glaube des Volkes an jenes ursprünglich rein kulturelle Mittel (Eichenrinde). Mittel gegen die wegen ihrer Symptome stets als dämonenhaft angesehenen „saligen Suchten" (Fraisen, Vergicht, hinfallender Tropfgang = Eclampsie, Hysterie, Epilepsie, Apoplexie, Lyssa etc.) und ihre Folgen, sowie gegen die übrigen (späteren) infektiösen Seuchen (Suchten) bildeten wohl die nächste Stufe und allmählich mit der Zunahme in der Erkenntnis der Krankheit-Ursachen entstanden die übrigen, heutzutage grösstenteils obsolet gewordenen Mittel aus der Sphäre des Kultwaldes.

Was machte nun den Wald zum Kultwald? Warum war gerade der Eichwald der Loh? In erster Linie nicht das Dichte, Unheimliche und Geheimnisvolle des dunklen Waldes; denn der Eichenwald ist nicht dicht und nicht dunkel; der Loh (lucus) war hell und licht, wie schon sein Name andeutet; viel wahrscheinlicher ist es, das hiebei die Erinnerung an jene Zeiten massgebend war, in denen der Urmensch der gemässigten Zone in Eichenwäldern seine Nahrung fand, als Seuchen und deren Folgen, die Hungernot, ihm diese Nahrungart aufzwang und der Ackerbau noch nicht oder nicht genügende Nahrung bot. Der Hunger trieb den Menschen in die Eichenwaldung, um dort den Göttern zu opfern, niemals aber die Vorstellung, dass in dem Eichenbaume, dem Speisenbaume, die Seele des Fruchtbarkeitprinzipes verkörpert ist; die Seuchen und die Hungernot erklären uns genügend, dass der Eichenwald zum „Loh" im eigentlichen Sinne ward, erst später oder da, wo der Eichenwald

fehlte, kam auch der essbare Früchte gebende Haselloh und Buchenloh, noch später erst der Eschenloh und Tannenloh zur Kultwaldstellung. Was machte nun den einzelnen Baum zum Kultbaume? Denn nicht jede beliebige Eiche, Buche, Esche oder Tanne ward zum Kultbaum. Entweder das Grab eines Fürsten, der als Volk-Ahne göttliche Verehrung erfuhr oder das Götzenbild oder das Idol oder Fruchtbarkeit-Symbol, irgend ein Kultobjekt am Baume machte ihn zum Kultbaume. Der Ort der Verehrung blieb bis auf unsere Tage im Volkglauben das Entscheidende; dieser Ort war gegeben durch das Kultobjekt, das „Weihbild" machte die ganze Umgebung zum Friedensorte (fidu wîh), zum Kultorte. So kommt es, dass nur die alteinheimischen Bäume auch wahre deutsche Kultbäume geworden sind, d. h. kulturelle Verehrung und volkmedizinische Verwendung erfuhren, während die jüngeren, importirten Bäume (Obstbäume, Wallnuss, Bux, Papel, Ulme etc.) nur durch Entlehung aus jenem älteren Kulte eine, allerdings sehr geringe volkmedizinische Verwendung fanden, die häufig genug, nachdem sie mit dem Importe des Baumes Eingang gefunden, schon in ihrer Betätigungart den fremden Ursprung kennzeichnet.

Der Dales.

Von Ruben Ben Mordechai Brainin.

II. Der id, kol-z'man[114]) er hot nit ginumen die torbe[115]) af di plejces,[116]) štikt[117]) er zeχ mit dem dales un farglét[118]) em fun ejb'n.[119]) Der id zogt: „Oremkajt iz nit kajn šand, ober nit kajn šajnd'l,"[120]) dos hejst a id darf zeχ nit šemen mit zajn oremkajt, ober χas-χolile[121]) nit maχ'n dos far a cirung,[122]) far a χejnd'l.[123]) Der id zogt: „knajp di bak'n un štel[124]) di farb" — un er knajpt zajne cudarte,[125]) cukwarte,[126]) ajngifallene bak'n un štelt di falše farb. Hot der id a štik'l šejne kejle,[127]) a štik'l lajχter, a brek'l[128]) kuper, štelt er dos ujs ejb'n on, allemen zol zeχ dos warf'n in di ejg'n. Af'n lajb iz kajn hemd nito, un ejb'n iz an alter atlesner oder zajdener beged. Er esst a šiter'n krupnik[129]) in a wajsse teler. Ba dem grest'n idiš'n kabc'n iz fran[130]) etleχe sforim[131]) in štub. Iχ hob alejn gizehn ba fil idiše blutoreme lajt zejer fil sforim: g'mores, χkire[132])-sforim, m'lice[133])-sforim — in štub. Di sforim in štub maχ'n

---

[114]) h. = alle Zeit, solange. [115]) r. torba = Kober, Bettelsack. [116]) r. pljetscho = Schulter. [117]) im Sinne v. verbirgt. [118]) glättet. [119]) oben. [120]) Schönheit, Zier. [121]) h. χas-χalilah = behüte! [122]) Zierung, Zier, Schmuck. [123]) deminutivum in deutscher Form v. h. χen = Anmut. [124]) im Sinne v. weise, zeige. [125]) verdorrt, dürr. [126]) Deutsche Participialform v. r. χwory = krank. [127]) h. keli = Gerät. [128]) Bröckchen, Stückchen. [129]) Graupensuppe v. r. krupa = Graupe. [130]) vorhanden. [131]) h. sfarim = Bücher. [132]) h. χqirah = Forschung, Philosophie. [133]) h. m'licah =

gringer dem joχ fun dem dales, maχ'n zisser zajn biterkajt. Di sforim halt men bajn oreman a zej tajer in štub, wi di kinder. A majle[134]) hob'n zej, wos zej bet'n, nit ess'n, farkert,[135]) farbrejngendik[136]) mit zej fargest man alejn af dem ess'n. Der oreman, was nemt c'doke,[137]) git alejn ajχet c'doke, worim[138]) er gifint štendik a gresser'n oreman fun ziχ. Der id zogt štendik: „kuk nit aruf[139]) — kuk arop."[140])

A idišer oreman hot zejer lib cu rejd'n weg'n ejcres,[141]) weg'n Rotšil's rajχkajt, kdej[142]) er zol kennen laχ'n fun ziχ alejn oder fun di gwirim. Wen dem kabc'n gifelt zajn krupnik, zogt er: „dos mog ess'n der mejleχ[143]) alejn."

Di šenste un fainste menč'n — di lomdim,[144]) di g'ejnim[145]) — leb'n ba id'n in dales. Er iz cu zej gikumen bikabole[146]) fun zejere awejs-awejssim[147]) — zejer dales iz azej alt, wi di id'n in goles.[148]) Der eχter idišer dales hot nit kajn torbe, er hot nit kajn farpjačkete[149]) cure,[150]) kajn šleχt'n rejeχ,[151]) worim mi lapet[152]) em štendik, mi cirewet,[153]) mi wašt em, mi rejnigt un mi puct em.

Ba id'n wert der gwir štark nit nispoël,[154]) wen er wert pluclung[155]) a-n-oreman, worim wen er iz giwen a gwir iz er ejχ giwen nohent[156]) cu di oremkajt. Far zajn toχter, welχer er hot gigeb'n fil nad'n[157]) iz er l'χatχile[158]) gifor'n in der ješiwe ujsklajb'n[159]) an-orem boχer far a χoss'n.[160]) Wen er iz giwen a gwir hot er gihat arum ziχ a gance mišpoχe[161]) mit kabconim un dalfonim. Es iz nito ejn gwir ba id'n, wos hot nit arum ziχ a ganc'n polk[162]) mit oreme krejwim.[163]) In zajn reχte gwiresšaft[164]) hot er zejer oft gigess'n mit betler af zajn tiš. Wen er iz giwen a gwir, hot er štendik gizogt „galg'l χejzer boejlom"[165]) — di red'l drejt ceχ. Af zajne ašires hot er gikukt, wi af a mikre[166]) zaχ. Der id zogt: „ašires iz nit ejbik."[167])

Der narod[168]) dercejlt: ejner a gwir iz pluclung orem giwor'n. Er hot ginumen a torbe af zajne plejces un iz awek iber die haizer. Ba der naχt hot er zeχ gilejgt šlof'n ba a nogid in kiχ af a harte bajnk. Kreχcet er un oχcet: „ribejne-šel-ejlom, biz wanen wet dos a zej zajn? biz wanen wel iχ dos a zej ujsgiriss'n[169]) wer'n?" Noχ cwej woχ'n, hot er gihert fun der finsternes a kol.[170]) Der giwezener nogid hot gimejnt, az mi ret dos mit em fun him'l, fregt er:

Dichtung, Poesie. [134]) h. maalah = Vorzug. [135]) verkehrt, im Gegenteile. [136]) verbringend. [137]) h. c'daqah = Wohlthat, Almosen. [138]) im Sinne v. weil. [139]) herauf. [140]) herab. [141]) h. ocaroth = Schätze. [142]) ar. = damit. [143]) h. meleχ = König. [144]) h. = Gelehrte. [145]) h. gaon pl. g'onim = grosser Gelehrter. [146]) h. biqabalah = durch Überlieferung. [147]) h. abhoth abhothim = Väter der Väter, Ahnen. [148]) h. galuth = Verbannung, Exil. [149]) Deutsche Participialform v. r. patškatj = beschmutzen. [150]) h. curah = Gesicht, Form. [151]) h. reaχ = Geruch. [152]) flickt. [153]) stoppt. [134]) h. nithpaël = aufgeregt. [155]) plötzlich. [156]) nahe. [157]) ar. nadan = Mitgift. [158]) ar. l'χathχilah = von vornherein. [159]) ausklauben, auswählen. [160]) h. χathan = Bräutigam. [161]) h mišpaχah = Familie. [162]) r. = Heer, Regiment. [163]) h. qarobh, pl. q'robhim = Verwandter. [164]) Reichtum. [165]) h. galgal χozer baolam = Das Rad dreht sich in der Welt. [166]) h. mikrah = Zufall. [167]) ewig. [168]) r. = Volk, Nation. [169]) geplagt, wörtl. ausgerissen. [170]) h. = Stimme.

„un wos wet zajn špeter?“ „špeter, entfert em der ejgener kol westu giwejnt[171]) wer'n!“ „Wer bistu?“ fregt der giwezener gwir dem kol. „Ejχ a giwezener gwir!“ hot em gientfert der oreman, wos iz gileg'n in ander wink'l fun kiχ.

Iχ hob gikent a χossid[172]) fun Disne, witebsker gubernje. Ba em iz giwen a mujer, welχer iz wert giwen 25 tujz'nt rub'l. Dos iz giwen zajn gancer ejg'ns; fun mujer hot er gilebt mit zajn gancer gizind.[173]) In ejn frimorg'n hot opgibrent[174]) zajn mujer gor in ganc'n, kajn sorid[175]) u-polit[176]) iz fun em nit giblib'n. Der mujer iz nit giwen farstraχirt,[177]) un der χossid iz giblib'n a bejrer,[178]) on lajb un leb'n. Af morgen noχ der srejfe[179]) zogt der χossid cu dem ejlem mit a gileχter: „Majn mujer hot opgibrent, ober mit di wanc'n hob iχ zeχ opgireχnt af der welt!“ . . . . .[1])

Der Eid im Volkleben.[2])

(Aus Bosnien.)

Zu den Ausführungen über serbische Schwurformeln in meinem Orlović, dem Burggrafen von Raab (Freiburg i. B. 1889. S. 85 ff.) möge hier zugleich als ein Beitrag für unsere Umfrage meine Aufzeichnung nach den Worten eines Bauers aus den Dolnji Krajevi (untere Gegenden) der Majevica in Bosnien Raum finden. Der Text verdient als Muster sprunghafter Darstellungweise eines Bauern eine treue Wiedergabe. Wenn einer aus dem Volke nicht gerade ein Stück feststehender Ueberlieferung, sei es in gebundener oder freier Rede zum besten giebt, sondern ohne Vorbereitung, mag es selbst über einen ihm noch so vertrauten Gegenstand sein, aus dem Stegreif sprechen soll, so legt er in der Regel eine sprachliche und logische Unbeholfenheit an den Tag, wie man sie bei Kindern von 6 bis 7 Jahren für allerliebst, bei Erwachsenen jedoch für geistigen Mangel ansehen mag. Freilich hilft sich der Erwachsene mit einer lebhaften Geberdensprache aus, die den Zuhörer und Zuschauer mitreisst, während der Leser meiner Niederschrift z. B. sozusagen nur das Wortgerüste vor sich hat, ohne es sich entsprechend ergänzen zu können.

Kat se dvojica svade oni će najprije meldžizu, koji je manji nego knez, da ih on pomiri, pa onda zovnu još dva prva čovjeka pa da ih onda oni pomire. Ako ne mogu onda će i kneza; ako knez i meldžiz i dva davudžije ne mogu da ne mogu posolit onda će u sud. Onda će sud rijet, daj vi se pomirite, nek vas oti ljudi posule pa

---

[171]) gewöhnt. [172]) h. χassid = frommer. (Hier der Anhänger der sog. chassidischen Sekte). [173]) Gesinde, Familie. [174]) abgebrannt. [175]) h. sarid = Übriggebliebener. [176]) h. u-palit = Entronnener. [177]) Deutsche Participialform v. r. straχowatj = versichern, assecuriren. [178]) h. borer = Auswähler (Sinn: sehr arm). [179]) h. srefah = Brand.

[1]) Im IV. B. des „Ur-Quells“ wird eine Fortsetzung erscheinen: Die Armut nach jüdischen Sagen, Märchen und im Brauch.

[2]) Siehe „Am Ur-Quell“ B. III, 184—188, 303.

tako po tri put. Onda da ne mognu da ih sud prisudi ako se ne mogu pomiriti onda jal reštat jal štrop. Onda treba da se zakunu da jedan drugome ne će na put izići. Samo na malu stvar zovu davudžije. Da bude stvar sjegurnija zovu šajte svjedoke a treba ih barem dva. Svojakinja ne more biti svjedok. Komšija prvi ne more biti svjedok. I davudžije i oni koji su pred njima mora da stoje gologlavi. I dijete može šajtom biti ako nogom može tri sata dejti. I žensko može ot petnajs godina svjedočiti. Ispitaju dok razumiju kako je. Najprije se zakune imenom božjim pa onda svojom dušom pa onda svijem na svijetu, štogod je u Boga svetaca pa onda kriš da u njega poljubi, da ga kriš sapne i božja zakletva. Kat se tako zakune pa da je krivac onda ljudi reknu: Kako se kleo onako ti Bog dao; ako budeš krivac, da Bog da, da Bog te okrivio da svatko čuda tvoja vidi. Bog te ponukuje, da izgubiš glavu, da nitko ne zna šta ti je bilo. Ako si prav, da te Bog opravda i tebe i nas što smo te prava na zakletvu natjerali. Da nam Bog oprosti!"

Ako se krivo zakune ode mu i mal ode mu i glava. Moraš ga moliti da ti alali, on jäko pravi, što si na njeg reko krivo pa mirba bi kad alal se preda. Kad je knez podmićen onda se digne čitavo selo na njega pa ga tuži sudu. Kad oćemo kneza da izaberemo onda ga zaparimo pa svaka kuća po forintu da može primit kogod mu dogje. Za veliku nu du idu i popu da ih pop zakune. Za to mu ništa ne plaćaju a on ništa i ne uzima.

„Wenn zwei in Streit geraten, so begeben sie sich zuerst zum Viertelmeister, der geringer ist als der Schulze, damit er unter ihnen Frieden stifte, und dann laden sie noch zwei ehrenwerte (erste) Männer ein, damit diese dann unter ihnen Frieden stiften. Vermögen sie es nicht, sodann [rufen sie] auch den Schulzen; falls der Schulze und der Viertelmeister und zwei Streitschlichter keinen Ausgleich zu Wege bringen können, so [gehen] sie zu Gericht. Darauf wird das Gericht entscheiden: ‚Geht, schliesst Frieden! Diese Leute sollen euch ausgleichen', und so dreimal. Darauf, so sie sich bei dem Urteilspruch des Gerichtes nicht beruhigen, dann entweder Arrest oder [Geld-] Strafe. Darauf müssen sie schwören, dass einer dem anderen nicht in den Weg treten werde. Nur zu einer geringen Sache rufen sie Streitschlichter an. Damit die Angelegenheit sicherer [durchgeführt] werde, laden sie Zeugen ein, es müssen aber wenigstens zwei sein. Aus der Verwandtschaft kann niemand Zeuge sein. Der erste Nachbar kann nicht Zeuge sein. Sowohl die Streitschlichter als jene, die vor ihnen stehen, müssen barhäuptig sein. Auch ein Kind kann Zeuge sein, wenn es zu Fuss einen Weg von drei Stunden zurücklegen kann. Auch ein Frauenzimmer von 15 Jahren kann Zeugenschaft ablegen. Sie fragen vorerst aus, bis sie den Sachverhalt begreifen. Zuerst schwört er beim Namen Gottes, und dann bei seiner Seele und dann bei allem auf der Welt, bei allen Heiligen, soviel ihrer Gott haben mag, dann [reicht man ihm] das Kreuz, damit er es küsse, auf das ihn das Kreuz und Gottes Eid binde. Nach einem

solchen Eid, mag [der Mann] auch schuldig sein, sagen die Leute: ‚So wie du geschworen, so soll dir Gott auch bescheren; bist du schuldig, gäbe es Gott, dass dich Gott zeichne, damit jedermann deine Wunder schaue. Gott versucht dich, dass du den Kopf verlierst, damit niemand wisse, was dir widerfahren. Bist du gerecht, dass dich Gott rechtfertige, so dich als uns, die wir dich Gerechten zur Eidablegung gedrängt. Möge es uns Gott vergeben!‘

Hat er falsch geschworen, so verliert er auch sein Vieh, verliert er auch den Kopf (das Leben). Du [der Ankläger] musst ihn [der sich durch den Eid gereinigt] um Verzeihung bitten; nunmehr ist er makellos und was du gesagt, war unrecht, und nach gewährter Vergebung wird Friede. Ist der Schulze bestochen, dann erhebt sich das ganze Dorf wider ihn und beklagt ihn bei Gericht. Wenn wir einen Schulzen wählen, dann versorgen wir ihn mit Geld, und jedes Haus giebt bis zu einem Gulden, damit er jedermann, der zu ihm komme, empfangen könne. Aeusserstenfalls gehen sie auch zum Pfarrer, damit er sie in Eid nehme. Dafür bezahlen sie ihm gar nichts, und er nimmt auch [dafür] nichts.“

F. S. Krauss.

Lispelnde Schwestern.

Eine Umfrage von A. Treichel.

5. Eine magyarische Geschichte erzählt: Hatte eine Witwe drei Töchter, von denen sie keine einzige unter die Haube bringen konnte, weil sie alle drei lispelten. Kam da ein fremder Freiersmann zu ihnen und die Mutter gebot ihren Töchtern, den ganzen Abend hindurch zu schweigen, sonst würde der Freiersmann keine von ihnen heiraten. Sie schwiegen auch eine Zeitlang, als aber von der Küche her ein Geräusch vernehmbar ward, rief die älteste: „Mi tölött a tonhába?“ (= mi törött a konyhába = was ist in der Küche zerbrochen?); unwillig antwortet die zweite: „Tülö-tita etett el!“ (= szüro-szita esett el = Sieb ist gefallen!), worauf freudig die dritte ruft: „En nem tojtam temmit tem“ (= en nem skóltam semmit sem = ich habe nichts gesprochen; eigentlich sagt sie: ich habe nichts gelegt! tojni = Eier legen). Anna Fanny Dörfler.

6. Siebenbürgische Zigeuner (in Egeres) erzählen sich die Geschichte also: Ein Graf fiel ins Wasser, und ein Zigeuner, der drei lispelnde Töchter hatte, rettete ihm das Leben. Der Graf versprach, einen Wunsch des Zigeuners zu erfüllen. Dieser wünschte nun, der Graf solle eine seiner Töchter heiraten. Der Graf willigte ein, wenn sie nicht lispeln. Der Zigeuner meinte: „Sie lispeln nicht, aber sie sind stumm!“ Er gebot nun seinen Töchtern sich stumm zu stellen. Der Graf gab sich nun vergebens Mühe, ihnen ein Wort zu entlocken. Da sagte er denn einmal zum Alten: „Ich habe gehört: cum filiabus tuis coitum vir facere non potest. Da rief die älteste Tochter: „Me mal

duyval pullom!“ (= me mar duyvar pudyom, d. h. bis coitum iam feci). Da rief die zweite: „Me mal selval pullum“ (me mar selvar pudyom, d. h. centies coitum iam feci). Nun rief die jüngste: „Me nani pellom!“ (me nani pendyom = ich habe nichts gesagt!) Der Graf zog also ohne Frau ab. H. v. Wlislocki.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

10. Ich weise auf die Nummer 38 des XVIII. (1882) Bandes der Berliner lokalgeschichtlichen Wochenschrift „Der Bär“ hin, wo Fr. Eichberg in Gedichtform „Die Spinnerin im Monde. Eine Volksage aus der Altmark“ mitteilt. Im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“ XIII. Sp. 281 habe ich dazu bemerkt: Eine ganz eigentümliche Fassung des internationalen Mythus vom „Mann im Monde“, die wohl der Anschauungsweise in (John) Byly's (Drama) „The woman in the moon“, 1597, noch am nächsten steht.

Nürnberg. Dr. Ludwig Fränkel.

11. Wellemännele im Mond,
Guck e Bissel erunder.
Guck in alli Stuwwe 'nein,
Gelt, es nimmt di Wunder?
Wirf dien Leiderle 'ra,
Graddel driwwer 'nunder,
Vorne 'ra,
Hinde 'ra,
Iwwer alli Stange.
Wenn de mit
Spiele witt,
Muess merr 's Bissele fange.

Die beliebten deutschen Volkbücher von K. Simrock, S. 209.

12. Et was mal en mann, dai woll stiälen, mä de mane schen un was iäm im wiäge. Da verflaukede hai de mane un sachte: Woss du wiäch! As uese Hiärguot dat har, gaff hai iäme de wal, entweder in der sunne te verbriänen, ewwer (oder) in der mane te verfraisen. Da lait sik de mann in de mane setten.

Woeste, Volküberlieferungen in der Grafschaft Mark.
(Gegend von Lüdenscheid.)
Schell.

Sagen aus dem Havellande.

Von K. Ed. Haase.

Der Hexenstein. Auf der Grenze von Markau stand oder steht jetzt noch ein langer Stein, der sogenannte Hexenstein. Von diesem Steine berichtet die Sage folgendes:

Vor vielen Jahren sollte sich eine Jungfrau aus einem benachbarten Dorfe mit einem jungen Bauern in Markau verheiraten. Das Mädchen, welches dem Burschen abhold war, sträubte sich zwar sehr,

aber es half alles nichts, die hartherzigen Eltern blieben gegen jedes Bitten und Flehen der Tochter taub. So rückte der Hochzeittag heran, und die Braut fuhr mit den Eltern und den Hochzeitgästen nach Markau. Als der Zug an die Grenze gekommen war, da hielt es die Jungfrau nicht mehr auf dem stattlich ausgeputzten Wagen; sie sprang herab mit dem Ausruf: „O, dass ich doch sofort in einen Stein verwandelt würde!“ — Kaum jedoch war der unglückselige Wunsch ausgesprochen, da war er auch schon in Erfüllung gegangen. In Stein verwandelt stand die Jungfrau vor Eltern und Hochzeitgästen, denen weiter nichts übrig blieb, als betrübt ohne die Braut nach Hause zurückzukehren. Aus Markau.

Christus treibt den Teufel durch das Elsenbruch. Eine Bauernfrau kam aus der Kirche. Sie wurde von ihrem Manne gefragt, was der Pfarrer gepredigt habe. Ihre Antwort lautete: „He sä: Uuse Herr Christus het den Düwel dörch de Elsbrôk drewen.“ Sie hatte das Bibelwort „Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub“ missverstanden (Luc. 11, 15). — Plötzlich springt der Sohn des Hauses auf und ruft: „Denn mott ik glik henn; ick heff da all mine Sprangsrôden (Sprenkel zum Vogelfangen) upstellt, viellicht hem's mi de dalpatt't (niedergetreten).“ — Auf dem Rückwege begegnet ihm der Pfarrer, der ihn fragt: „Woher kommst du, mein Sohn?“ Dieser antwortet: „Van de Elsbrök. Se hebben seggt, uuse Herr Christus har den Düwel da dörch drewen. Nu wull ik sehn, of se mine Sprangsrôden nich dalpat't harn.“ — „O, mein Sohn“, entgegnet der Pfarrer, „was bist du ein Christ!“ — Der Knabe erwidert: „Ik bin nich Christ (Abkürzung für Christian), Christ is to hûs, ik hêt Michel.“ —

Aus Gülpe, West-Havelland.

Geheime Sprachweisen.

(145.) **h** Vokal dann **p** Vokal. (Prenzlau.) Beispiel (Josephine küsst Hans): Johodeposehedepephihidepinehedepe küssthüsstdepüsst Hanshansdepans.

(146.) **h** Vokal dann **f** Vokal. (Strassburg in W.-Pr.) Beispiel (Kain erschlug den Abel): Kainhainlefain erherleferschlughuglefug denhenlefen Ahalefabelhellefel.

(147.) mis hinter jede Silbe. (Greifswald: Räubersprache oder Zigeunerisch.) Beispiel (Er fuhr zu Thee): Ermis fuhrmis zumis Theemis.

(148.) mer hinter erste Buchstaben, mit Schleifung. (Hoch Paleschken, Westpreussen: Töpperlateinsch.) Beispiel (Wir wollen gehen in den Wald): Wimer wommer gehmer imer demer Wamer.

A. Treichel.

Spukgeschichten.

Unfern von Heidersdorf, Kreis Nimptsch, Schl., steht dicht an der Brücke über einen Bach eine Kapelle mit Mariae-Bildnis. Hierher

soll ihr Erbauer, ein Scholtiseibesitzer F. aus Langenoels, er war ein arger „Freimäuer“, irgend etwas verbannt haben. Dieses Ding „geht nun häufig um“, erscheint dem Wanderer bald als Hund mit feurigem Rachen, bald rasseln dort Tausende von Ketten oder endlich erhält der fürbass schreitende homo sapiens von einem unsichtbaren Wesen ein Paar urkräftige Maulschellen appliciert, dass ihm das Blut zur Nase und zum Maule „rausgelofa kimmt.“

Der noch lebende Sohn vom Stifter jener Kapelle, ebenfalls ein „Freimäuer“, muss nun allmorgentlich zur Madonna reiten und dort ein Gebet verrichten.[1]) Fährt er am Tage über die oben skizzierte Brücke hinweg, so bleiben regelmässig seine Pferde stehn und beginnen furchtbar zu schwitzen; der Kutscher bringt sie nicht weiter, selbst wenn er absteigt und die Tiere führen will. Dagegen greifen die Gäule sofort wacker aus, wenn der Herr sich auf den Bock setzt und die Zügel ergreift.

Man glaubt hierorts, dass jedesmal wenn ein Fuder Mist über einen Sonntag im Hofe steht, dies einen Todfall in der Familie des Besitzers nach sich zieht.

Schlaupitz. K. Knauthe.

Kleine Mitteilungen.

Martinlied. (U.-Q. I, S. 125; II, 73, 201; III, 305.) Das Martinlied, das in früheren Jahren in Dortmund von der Jugend am Martinabend vor den Thüren gesungen wurde, worauf von den Angesungenen Aepfel, Birnen oder Nüsse den Kindern in die „Grubbel-Grabbel“ geworfen wurden, lautet:

Sint Sint Mätens Viögelken	(Sankt Sankt Martins Vögelchen)
Met dat raoue Kiögelken	(Mit dem roten Kügelchen)
Flaoug all so haouge,	(Flog schon so hoch,)
At Sint Päitritaouern,	(Als Sankt Petriturm,)
:,: All üöwer dien Rhin, :,:	(Schon über den Rhein)
Frau, daut u Beste,	(Frau, thut euer Bestes)
Kloppet op dat Neste,	(Klopfet auf das Neste)
Kloppet nit te siege,	(Klopfet nicht zu niedrig)
Gieft us äin half Stiege.	(Gebt uns ein halb Stiege (10 St.)
Hier wuont dä rike Mann,	(Hier wohnt der reiche Mann)
Dä us wuol wat giewen kann;	(Der uns wohl was geben kann)
Do wuont dä ame Mann,	(Da wohnt der arme Mann,)
Dä us nix mä giewen kann.	(Der uns nichts mehr geben kann.)
Nu wat, im annern Johr wier wat.	(Nun etwas, im andern Jahr wieder etwas.)
As dä kolle Winter kwam,	(Als der kalte Winter kam,)
Trock eck mienen Pelz ahn.	(Zog ich meinen Pelz an.)
Appeln mait gegiätten wären,	(Aepfel müssen gegessen werden,)
Nüötte mait geknappet wären,	(Nüsse müssen geknappet werden,)
Häier maut gesaouppen wären,	(Hier muss gesoffen werden,)
Fuosel maut gedrunken wären,	(Fusel muss getrunken werden)
Heiza, Sint Mäten!	(Heisa, Sankt Martin.)

Wenn nach Absingung dieses „herrlichen“ Liedes (nach einer ergreifend einförmigen Melodie) keine Geschenke verabreicht wurden, dann sang, oder vielmehr

---

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, dass nach der Meinung des Schlesiers jeder Freimaurer sich dem Teufel verschreiben muss. D. V.

brüllte die liebe Jugend: Appeltiewe Giezhals (nicht gut zu übersetzen. Tiewe heisst Hündin). Es dauerte dann aber gar nicht lange, so regnete es zwar keine Aepfel, aber eine gehörige Portion Wasser. Die älteren Jungen kannten das und salvirten sich früh genug, während der ganze wässerige Segen sich über die kleineren Jungen ergoss, die dann obendrein ausgelacht wurden. Wie das Singen am Martintage, so hat auch das Singen am Morgen des 1. Mai schon lange aufgehört. Am 1. Mai zogen die Kinder, mit Haselruten bewaffnet, vor die Häuser ihrer Bekannten und schlugen mit den Ruten gegen die Thür, indem sie dabei ein Lied, ebenso geistreich, wie das obige, sangen.

Weihnachtzaubereien in Bosnien. Willst du, dass deine Kuh ein Oechslein kalbt, so schick am Weihnachtmorgen früh zeitlich vor Sonnenaufgang einen Knaben zur Quelle oder zum Brunnen ums Wasser, willst du aber ein Kühlein, so soll ein Mädchen Wasser holen.

Damit dir im Laufe des Jahres die Hennen ihre Eier in der Nähe des Hauses legen, soll am Weihnachtmorgen lange vor Sonnenaufgang jener, der das Wasser vom Brunnen bringt, vorerst vor dem Hause stehen bleiben und die Schaffnerin oder den Hausvorstand herausrufen und fragen: ‚Wo legen deine Hühner?‘ Er oder sie müssen antworten: ‚Im Hause und um das Haus herum!‘ und die Hennen werden alsdann ihre Eier nicht verschleppen. Th. Dragičević.

Zwiebelkalender. (Siehe III. S. 305.) Auch die Bulgaren stellen in völlig gleicher Weise, wie nach Knauthes Mitteilung die schlesischen Bauern ein Jahrwitterungorakel mit Zwiebel an. Es geschieht dies in der Rauhnacht vor Neujahr. Von den 12 Zwiebelschalen bekommt jede einen Monatnamen. Je nachdem nun am nächsten Morgen eine Schale trockener oder feuchter ist, wird auch der entsprechende Monat geartet sein. (C. Ginčev im Sbornik za nar. umotvor. III. S. 101. Nr. 77.) F. S. K.

Volkmedicin. Gegen Leibschneiden verwendet man Kümmel, der während des Mittagläutens mit den Zähnen gepflückt werden muss.

Um Bettnässen zu vertreiben, lese man in der Mittagstunde oder während des Vesperläutens mit der bekleideten Hand menschliche Gebeine vom Friedhofe auf, mache das Zeichen des Kreuzes darüber, leg sie ins Feuer, pulverisiere sie und gebe sie dem Patienten „stillschweigend“ ein.

Schlaupitz, Schlesien. Karl Knauthe.

Vom Büchertische.

Weber, S., Geschichte der Stadt Béla. Ein Beitrag zur Zipser und vaterländischen Geschichtforschung. Igló, 1892. Schmidt's Buchdruckerei. 444 S. — Im Auftrage der Stadtgemeinde Béla hat der Verfasser dies Werk veröffentlicht, das uns einen tiefen Einblick in das Leben und Weben der Zipser Sachsen gestattet. Er entrollt uns ein klares Bild von den schweren Kämpfen, die die Zipser Deutschen Jahrhunderte lang zu bestehen hatten, sowohl mit inneren, als auch mit äusseren Feinden. Für uns Volkforscher hat das 12. Kapitel einen besonderen Wert, wo der Verfasser über Brauch und Sitte, Sprache, Wohnung und Kleidung, Nahrungmittel, Arbeit, Religiösität, frohe Stunden, Volkglaube — berichtet. Leider sind seine Mitteilungen gar knapp gehalten und alle Fachleute würden sich gewiss freuen, wenn W., der allein berufen ist, Sitte und Brauch der Zipser Sachsen zu schildern, in dieser Richtung ausführliche Berichte veröffentlichte. Die zwölfte Stunde schlägt für die Zipser gar bald und deutsches Wesen, Sinnen und Denken wird man dort bald vergeblich suchen. Geschichtforscher und Culturhistoriker, aber auch wir Volkforscher können dem Verfasser für diese Arbeit Dank wissen! Dr. H. v. Wlislocki.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.





